10011065880

Claremont
Graduate School
and
University Center
Library

Theology Library

SCHOOL OF THEOLO
AT CLAREMONT
California

LANGUAGE SCHOOL
UNIV.

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Dr. Hermann Gundert.

Sechzehnter Jahrgang. 1872.

Basel,

im Verlag des Missions-Comptoirs.

In Commission

bei J. F. Steinkopf in Stuttgart und Bahnmaiers Verlag (C. Detloff) in Basel.

Druck von C. Schultze.

CLAREMONT GRADUATE SCHOOL
and
UNIVERSITY CENTER LIBRARY

7377

164825

Inhalt.

	Seite.
Ein Blick nach Persien	3
Tijo Soga	57
Die rheinische Mission in Süd-Afrika	76, 110, 158
Eine Mission in Neuguinea	95
Patteson's Tod	96
Bischof Patteson's Ende	97
Die Ermordung des Vicekönigs in Indien	129
Der scheidende Gouverneur von Madras	143
Zur Lage in China	147, 186
Der Protestantismus in der Türkei	177
Reformen und Christenverfolgung in Japan	207
Die rheinische Mission in Borneo	227
Ein Hilferuf für Madagaskar	239
Joël Balu. Ein Lebensbild aus der Südsee	259
Die Mission unter den Karenen	307, 355
Die Mission in Aegypten	340
Eine Erinnerung aus dem indischen Militäraufstand	348
Doppelte Menschenjagd in Melanesien	371
Dr. Livingstone's Wirksamkeit	387
Japan sucht nach einer neuen Religion	400
Eines Japaners Bericht über das amerikan. Christenthum	413
Die Ermordung des jüngern Gordon	425
Aus den Briefen einer afrikan. Missionsfrau	435, 483
Die Vergewaltigung der Loyalitätsinseln	451
Die amerikanische Mission in Farakhabad	460
Missionszeitung:	
Japanesisches	304, 353
Bewegung in Damaskus nach katholischem Bericht	305
William Ellis †	352
Ein Enkel des letzten Großmoguls getauft	432
Aus Puna	480
Aus Nagasaki	480

Gute Nachrichten aus Feuerland 481
Almaheira 482

Missionsliteratur:

Nacht und Morgen auf Sumatra, von Dr. G. Warnack . . 354
Allan Gardiner, oder: im kalten Süden („Miss.-Gesch. in Heften") 354
Samuel Hebich 354

Bibelblätter:

I. II. Die Kraft der Wahrheit, dargethan in der Geschichte der Bekehrung des englischen Predigers Thomas Skott.
III. Der Vorabend des Basler Bibelfestes, 1. Juli 1872. — Die Bibel unter den Kriegsgefangenen. — Die um Geld und nicht umsonst gelesene Bibel.
IV. Füße der Boten in Frankreich.

Illustrationen.

1. Nasser-ed-din, Schah von Persien.
2. Schottische Missionare und Mgwali.
3. Berseba'er Capitain und Richter.
4. Wahabis.
5. Straße in Constantinopel.
6. Eine Volksversammlung in Antanarivo.
7. Joel Buln, der Tonganer in Fidschi.
8. Karenen.
9. Ein Birmanisches Flußschiff.
10. Dr. Livingstone.
11. Ibadan.
12. Anna Hinderer.

Digitized by the Internet Archive
in 2024

https://archive.org/details/evangelischesmis0000unse_s0f6

Nasser-ed-Din,
Schah von Persien.

Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.

Ein Blick nach Persien.

1. Land und Volk.

Seit Monaten schon wenden die Jammerberichte über die Hungersnoth in Persien diesem unglücklichen Lande die allgemeine Theilnahme zu. Richten darum auch wir unsre Blicke dorthin, um so mehr, da sich mitten in der düstern Gegenwart dem Auge des Glaubens liebliche Aussichten für die Zukunft erschließen.

Persien stellt sich als ein Land ungeheurer physikalischer Gegensätze dar: Dürre und Fruchtbarkeit, Schönheit und trostlose Oede paaren sich innerhalb seiner Grenzen. Der den größten Theil des heutigen Königreichs umfassende Centraldistrikt besteht aus einem sich 3—5000 Fuß über den Meeresspiegel erhebenden Hochland, das im Sommer von der Sonnengluth versengt, im Winter von eisigen Winden gefegt wird. Nach allen Richtungen hin dehnen sich in abschreckender Kahlheit Sand-, Kiesel- und Thonwüsten aus, über die sich vielfach in mächtigen Becken Salz- und Salpeterkrusten lagern. Entsetzliche Wildnisse, in denen kein Grashalm zu sehen ist, sondern nur Flugsand von dem im Sommer herrschenden Nordwestwind zu immer wechselnden Hügeln angehäuft oder in Wolken durch die Luft gejagt wird, und starre mit krystallisirtem Salz bedeckte Flächen füllen größtentheils auch den von den Provinzen Kerman und Khorasan eingenommenen Osten.

Wunderbar fruchtbare Landstriche umsäumen jedoch zum Theil diese traurigen Einöden. So lehnt sich an den Nordabhang des Elburs, der im Vulkan Demawend zu einer Höhe von 18000 Fuß ansteigt, bis hinab zu den Ufern des caspischen Meeres die üppige Provinz Masenderan. „An mehreren Stellen ist dort der

Waldmorast zum Versinken, während wieder an einigen Felsvorsprüngen nur gerade so viel Raum ist, daß ein Lastthier hinter dem andern passiren kann. Hier wird der Wald immer dichter und dunkler; die Vegetation strotzt von Ueppigkeit und Fülle; der drei Klafter hohe Buchs-, der wilde Feigen-, Nuß- und Lorbeerbaum, Rosen, Jasmin und Schlingpflanzen, Eichen, Buchen und Linden, der armdicke wilde Weinstock, Maulbeerbaum, Erdbeere, Himbeere, Mostbeere, Alles verschlingt sich durch einander zu einem unentwirrbaren Netze. Der Ricinus, die Platane, das Geisblatt, die Tanne und Lerche machen sich den Platz streitig, und die Atmosphäre ist von würzigen Düften geschwängert. Die Nachtigall singt in diesem geheimnißvollen Halbdunkel auch bei Tag ihr prächtiges Lied; die Amsel, das Rothkehlchen, der kleine grüne Papagei, der Goldfasan und tausend andre Gattungen von Vögeln beleben dieses Labyrinth von Zweigen. Windbrüche und Blitze thürmten kolossale Verhaue von alten morschen Bäumen über einander; Epheu und Schlingpflanzen aller Art steigen vom Boden zur Krone der Bäume empor und fallen wie ein Schleiernetz von diesen zur Erde nieder, die prachtvollsten Grotten und Lauben bildend. Dazwischen streben Bäume von acht Fuß im Durchmesser empor, mit ihren riesigen Kronen das Unterholz weit überragend: kurz, der Urwald mit allen seinen zauberhaften Schauern tritt hier dem Reisenden in seiner ganzen Majestät entgegen." Die Wohnungen sind fast überall vergraben in der üppigen Gartenvegetation. Das Klima ist jedoch der großen Hitze und Feuchtigkeit wegen sehr ungesund und die Bevölkerung elend.

Südwärts erstrecken sich die Ausläufer des Elburs bis in die Wüste hinein und zwingen sie zur Fruchtbarkeit, so weit die ihnen entquellenden Gewässer die Thäler befeuchten. Hier dehnt sich die acht Stunden lange, wundervolle Landschaft von Schamiran aus, welche gegen 40 zwischen herrlich bewässerten Gärten dicht bei einander gelegene Dörfer enthält.

Den Südrand des großen iranischen Hochlands bilden zahlreiche parallel von Osten nach Westen streichende Bergzüge, zwischen welchen Längenthäler stufenförmig neben und immer höher über einander liegen, meist eng und schmal, und nur durch beschwerliche Engpässe, in denen man die Ketten überklettert, unter einander verbunden. Durch diese Riegel, deren siebenter und letzter im Altweiberpaß 7200 Fuß hoch überstiegen werden muß, ehe man vom Meer her in

die Hochebene eintritt, ist dieselbe vom großen Weltverkehr fast ganz ausgeschlossen. Wie sollten auch nur z. B. die Getreidemassen, welche zur Speisung von Millionen nöthig wären, auf den elenden Pfaden durch Saumthiere ins Innere gebracht werden! Persien bleibt vorerst auf seine eigenen Hilfsmittel angewiesen; es muß seine Bedürfnisse selbst erzeugen, wenn es gedeihen will.

Der Westgränze entlang laufen die Höhenzüge des Zagros gebirges parallel mit dem Tigris hin, den Ostrand von dessen Becken bildend. Auch seine Ausläufer tragen mit dazu bei, in der Provinz Irak-Adscham, dem alten Medien, jene merkwürdigen, für Persien so charakteristischen Gegensätze zu bewirken. Auf dem Wege von Ispahan nach Teheran hat der Wanderer eine Reihe so grauser Schluchten zu durchschreiten, daß man sie ihrer furchtbaren Oede und Wildheit wegen wohl das Thal des Todesengels nennen könnte, während der westliche Theil der Provinz in seinen wohlbewässerten Thälern reich ist an lieblichen Scenen. So durchströmt z. B. der in den Tigris mündende Holvan die romantische Gebirgsschlucht Ridschab, die etwa vier Stunden lang und durchschnittlich kaum 200 Ellen breit, auf beiden Seiten von riesigen Felswänden eingeschlossen, aber von einem Ende zum andern mit Gärten und Obstbäumen angefüllt ist, deren Pfirsiche und Feigen durch ganz Persien berühmt sind.

Der West- und der Nordrand streben in der Alpenlandschaft Aserbeidschan zusammen, wo Hochgipfel mächtiger Schneeketten die Alpenseen von Wan und Urumia umlagern. Es ist das Land der größten Tiefen und Höhen, der strengsten Winterkälte und des erquicklichsten Frühlings wie selbst der heißesten Sommer in den Thaltiefen; von Dürre und Hungersnoth ist hier nichts zu fürchten.

Den feuchtheißen Küstenstrich am Südrande des caspischen Meeres ausgenommen, ist das Klima Persiens überaus trocken und gesund. Die Dürre wird aber oft genug zur Landplage. Wo der Boden nur einigermaßen Bewässerung erhält, ist er sehr fruchtbar. Man gewinnt da den herrlichsten Weizen, Gerste und andres Getreide; alle in Europa bekannten Obstarten wachsen wild in reicher Fülle; die herrlichsten Blumen, alle Arten von Rosen, Crocus, Veilchen, Lilien, Tulpen, Hyazinthen, Nelken, Jasmin u. s. w. blühen ungepflegt am Wege und werden in Gärten zur höchsten Vollkommenheit gebracht; aromatische und dornige Pflanzen und schönes Busch-

werk bedecken den Grund. Trotz all' seines Sandes und Salzes hat Persien doch auch ein gut Theil Lehmboden, der zu seiner Befruchtung nur der Bewässerung und einer fleißigen Bevölkerung bedürfte. „Der Mangel an einer guten Regierung hat die Bevölkerung verscheucht, der Mangel an Menschen das Wasser verflüchtigt, d. h. die Kanäle in Verfall gerathen lassen, und der Mangel an Wasser drei Viertheile des Landes zur Wüste gemacht."

Die Bevölkerung Persiens wird — sehr unsicher — auf 5 bis 6 Millionen Seelen geschätzt. Sie zerfällt in zwei große Klassen: die seßhaften und die Wanderstämme. Die ersteren bewohnen namentlich den Nordwesten und einige der mittleren Provinzen; die letzteren, die ein Viertel, wo nicht die Hälfte der Einwohnerzahl betragen, bestehen aus verschiedenen Völkern, werden aber unter dem gemeinsamen Namen Ilijats oder Ilats zusammengefaßt und haben die innern Ebenen des Ostens, die Nordostgrenzen und die Gebirgsländer im Westen inne. Sie werden am richtigsten in die drei Volksstämme der Turkmenen, Leks und Araber eingetheilt, denen man als vierten die Kurden beizählen könnte; der größere Theil dieses weit verbreiteten Volkes bewohnt indeß türkisches Gebiet.

Die Turkmenen sind Eindringlinge aus Turkestan, die sich in früheren Jahrhunderten in Persien festsetzten und bis heute ihre Sprache bewahrt haben. Die Leks und Kurden sind Nachkommen der alten Perser und sprechen beide Mundarten, deren Hauptbestandtheil persisch und, die bedeutende arabische Beimischung abgerechnet, der heutigen Volkssprache der Perser sehr ähnlich sind. Viele Ilijats sind mit der Zeit Städtebewohner geworden und werden daher Täts genannt, Leute, die hölzerne Thüren haben, also in Häusern leben. Der Zelte bewohnende Ilijat ist leicht an der kühnen, männlichen Haltung und dem freien, stolzen Blick zu erkennen. Die kühleren Bergweiden, welche diese Nomaden während des Sommers bewohnen, heißen Dschelaks, die tiefer gelegenen Ebenen, in denen sie den Winter zubringen, Kischlaks. Ihre Frauen sind schön; die Männer groß und stark und vortreffliche Schützen. Besonders wild und unbändig sind noch heute die als Räuber berüchtigten Leks. Ehemals waren alle Häuptlinge der Ilijats große Herren, denen ihre ungestümen Stammgenossen willig gehorchten, wenn sie den Befehl zu einem Uebergriff gegen ihre Nachbarn oder zu bewaffnetem Widerstand gegen das Gesetz gaben. Fatteh Ali Schah brach indeß ihre Macht,

und nur wenige von ihnen haben deren jetzt noch genug, um dem Staate Verlegenheiten zu bereiten.

Die ansäßigen Perser oder Iranier sind ein auffallend schönes, reinliches, lebendiges, entgegenkommendes und höfliches Geschlecht, arischen d. h. indogermanischen Ursprungs. Einst ihrer Wahrheitsliebe wegen gefeiert, werden sie jetzt der Falschheit, Verrätherei und Grausamkeit beschuldigt. Nirgends werden die Regeln der Höflichkeit strenger beobachtet als unter ihnen, und doch sind sie kein förmliches und steifes, sondern ein in hohem Grade fröhliches und geselliges Volk, dessen Hauptergötzung schattenreiche, mit Ziersträuchern und Blumen geschmückte und durch Bächlein und Brunnen erfrischte Gärten bilden. Ihre aus einer Mischung der alten Landesdialekte mit dem Neu-Arabischen entstandene Sprache ist ihres Wohlklangs und ihrer weiten Verbreitung wegen für Asien, was in Europa das Italienische für die Poesie und das Französische für den Verkehr. Ihre Verwandtschaft mit dem Griechischen und Deutschen fällt schon gelegentlich dem Reisenden auf. Verwandtschaftsnamen wie padar, mādar, duchtar, brādar ꝛc. heimelten schon lange den Europäer an, der Iran besuchte, noch ehe die gründliche Erforschung der Sprachfamilien in Aufnahme kam.

In den Städten herrscht Vielweiberei. Es gibt zwei Arten von Ehen: die Akd, eine wirklich giltige, aber nur auf die Armen beschränkte, und die schrankenlose Sigha. Die Frauen sind, was unter solchen Umständen von ihnen zu erwarten ist. Im besten Fall verbringen sie ihr Leben im Müßiggang und, so weit dieß ihnen möglich gemacht ist, im Luxus; könnte aber die Geschichte ihres innern Lebens ans Licht gezogen werden, so kämen furchtbare Dinge zu Tage, denn nicht nur viel Grausamkeit, sondern sogar Mord wird in den Harems verübt.

Die Regierung ist eine durchaus despotische; am besten schweigt man von ihr, denn sie ließe sich doch nur nach allen Seiten hin als Mißregierung bezeichnen. Der jetzige Schah Nasser ed Din ist natürlich „König der Könige und Centrum der Welt“; im Uebrigen ein eifriger Jäger, ein guter Schütze und Reiter, auch so weit gebildet, daß er sich sehr für Militärmusik interessirt und sich aus französischen Zeitungen gern einzelne Abschnitte übersetzen läßt, falls etwa eine der Illustrationen seine Aufmerksamkeit anzieht. Lange schien er sich selbst und Napoleon III für die einzigen wirklichen Mo-

narchen der Welt zu halten; von Rußland, das er allein fürchtet, schweigt er am liebsten. Für die Verwaltung seines Landes thut er jedenfalls mehr als sein Vater. Mit seinen elf Gemahlinnen führt er im Ganzen ein einfaches Leben; eine Müllerstochter ist die einflußreichste derselben.

Statt einer Schilderung der Regierungsmethode rücken wir hier eines der unzähligen persischen Geschichtlein ein, womit dieses Volk sich so gern unterhält und in seiner Weise auch sich selbst persifflirt. Wie sie sich ihre Könige denken, erhellt jedenfalls daraus nur allzudeutlich.

Ein König, der kränkelte, zog einmal einen berühmten Zauberer zu Rathe. Dieser lauschte mit größter Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Krankheitssymptome Seiner Majestät, und gab nach den blumenreichsten Complimenten derselben zu verstehen: wenn es dem Könige gelänge, das Hemd eines glücklichen Mannes anzuziehen, so wäre er schon so gut wie geheilt; so lange er das trage, werde er von Schmerz und Krankheit nichts mehr verspüren.

Es fehlte eigentlich dem Monarchen an keinem Gut dieses Lebens: er hatte gewaltige Heere, einen vollen Schatz, gehorsame Unterthanen. Allein ob er nun eine Tasse Sahne trank, oder geröstete Fleischbrocken (Kabäb) verzehrte, oder sich an Wassermelonen vergnügte, mit der Verdauung wollte es immer weniger glücken, daher er selbst sich tief bemitleidete, und vom Anziehen eines seiner eigenen Hemden sich keinen Erfolg versprechen konnte.

„Aber," dachte er, „da ist mein erster Minister, der süße und saure Sahne mit gleichem Vergnügen hinunterschlingt und am letzten Nauroz (Neujahrsfest) unzählige Kabäb vertilgte. Er hat meine Tochter zur Frau, und besitzt bessere Pferde als ich. Das Geld — geht ihm nie aus, hat er sich doch einen Palast erbaut, schöner als selbst das britische Gesandtschaftsgebäude. Der Hund muß wohl glücklich sein." Also sandte er nach dem Minister und bat ihn um sein Hemd; und der kluge Staatsmann, herzlich froh, daß ihm nichts schwereres aufgetragen wurde, und bei sich beschließend, wie er bei der nächsten Gelegenheit sich am besten schadlos halten könne, sandte dem König unverweilt das beste Hemd aus seiner Garderobe.

Es war aus der feinsten Seide gearbeitet, dünn wie Spinnengewebe und wunderschön ausgestickt. Doch nachdem die Majestät

es angezogen, wollte die Unverdaulichkeit nicht nur nicht weichen, sie nahm vielmehr zu; und was noch schlimmer war, am Halse stellte sich eine unangenehme Beklemmung ein, ein Gefühl von Zusammenschnüren, wie der Monarch sich nicht erinnerte je etwas verspürt zu haben, seitdem er den Kampf um die Krone mit seinen 310 Brüdern nach Vaters Tode beendigt hatte. Da aber alle diese Brüder in verschiedenen Weisen, auf die Seine Majestät sich nicht gerade gern zurückbesann, beseitigt worden waren, konnte er sich die Rückkehr dieser sonderbaren Nervenzuckung nicht erklären und eilte, sich des Ministerhemdes zu entledigen.

Gewiß mußte der Schwiegersohn ihn betrogen und eines Andern Hemd ihm zugeschickt haben. Daher der König ärgerlich seinen Farräsch (Kammerdienern, eigentlich Teppichausbreitern) befahl, den Staatsmann ihm gebunden vorzuführen. Die Farräsch sagten: Hören ist gehorchen! und flogen davon.

Als der Minister erschien, empfieng ihn der König mit tiefem Ingrimm: „Hund!“ rief er, „warum hast du mich getäuscht und mir das Hemd irgend eines von Allah verfluchten Mannes gesandt statt deines eigenen?“

Zitternd suchte sich der Minister zu entschuldigen.

„Sohn einer Eule und einer Spinne,“ fuhr der König fort, „Mirza S. hat mich versichert, daß das Hemd eines glücklichen Mannes mich heilen werde. Du mußt glücklich sein. Wie wagst du, dein Hemd mir vorzuenthalten?“

„Ach Sire!“ erwiederte der Staatsmann, „wie kann denn ich glücklich sein, mit der steten Befürchtung von Majestäts hohem Mißfallen vor meinen Augen? Das Höchste, wozu ichs bringe, ist die Hoffnung, von einem Tag zum andern meinen Kopf da zu behalten, wohin Mutter Natur ihn gesetzt hat. Der ärmste von Majestäts Unterthanen ist glücklicher als ich. Auf die Hügelspitze ergießt die Sonne ihre glühendsten Strahlen, der Sturm seine grimmigste Wuth; aber Schatten und sanfte Winde lieben das Thal. Auf meinen Gütern wohnt vielleicht ein Bauer, der zu den glücklichsten aller Menschen gehört. Erlaubt Majestät mir, nach einem solchen zu fahnden, so mag ja der Talisman gefunden werden.“

Der König bedachte sich, daß der Minister vielleicht noch reicher werden dürfte, ehe seine Erdroßlung verfügt werden müsse, und befahl ihm, den Bauern zu suchen.

Der Bauer, ein derber, kurzfilziger Bursche wurde vorgeführt und auf Verfügung des Königs zog er alsbald sein Hemd aus. Es war ein grobes, rauhes Gewand, und schien eine bedeutende Einwohnerzahl zu enthalten. Majestät zog es dennoch an; aber ehe eine halbe Stunde vergieng, mußte es wieder abgelegt werden, so empfindlich reizte es die Hautnerven. „Wer solch ein Hemd trägt," äußersten Höchstdieselben, „kann einmal nicht glücklich sein."

Das zog denn auch der Bauer, wieder vorgerufen, nur gar nicht in Abrede, ermannte sich vielmehr zu der längsten Rede, die er je gehalten, darin gar viel von Dürre, Heuschrecken und Steuern gesprochen wurde, so viel, daß der König schon daran war, ihn um einen Kopf kürzer zu machen. Da besann sich aber der Bauer noch im rechten Augenblick und versicherte Seine Majestät, daß zweifelsohne der Kaufmann, an welchen er sein Korn verkaufe, ein glücklicher Mensch sei. Würde ihm vielleicht gnädiglichst gestattet, denselben zu holen? Die Erlaubniß wurde gegeben, und froh seinen Kopf noch zwischen den Schultern zu tragen, trat der Bauer den Rückweg an.

Der Kaufmann erschien. Durch Erfahrung gewitzigt, beschloß der König, diesmal vor dem Hemdwechsel das Verhör anzustellen. Da klagte denn der Kaufmann ganz so stark wie der Bauer über die Steuern; und außerdem hatte er noch von neuen unerhörten Beschwerden zu erzählen. Er ergieng sich wirklich beredt über die Plage der Zollstätten, die Erpressungen der Beamten und gar viele andere Dinge, bis der König seinem Aerger auf keinem andern Wege Luft zu machen wußte, als durch einen Wink, den Kaufmann hinzurichten. Nachdem diese Operation vorüber war, fühlte sich Majestät etwas erleichtert; doch war das wundersame Hemd noch nicht gefunden.

Lange Zeit suchte nun der Monarch das Hemd der Glückseligkeit in den verschiedenen Abstufungen der menschlichen Gesellschaft; aber alles Forschen war vergebens. Obgleich zahllose Personen — sicherlich nur Schuldige — Tag für Tag geköpft, erdrosselt, gemartert wurden, war es nicht eigen? — Glückseligkeit wollte sich unter seinen Unterthanen einmal nicht ausfindig machen lassen.

Eines Tags aber begab es sich, daß Seine Majestät ihr Sommerlager bei Sultanieh verließ, um einen Nachmittagsritt auszuführen, und auf diesem Ausflug an einem leichtfertigen, rothnasigen Gesellen vorbeikam, der auf einem Pfosten saß, je und je eine Flasche

unter dem Gürtel hervorzog und mit hoher Lust an die Lippen führte. Doch sah der Mann so kräftig aus, sein Auge strahlte so heiter, daß man ihn nicht für einen gewöhnlichen Weinsäufer halten konnte. Er schien eher sich ein besonderes Fest zu bereiten, oder irgend ein glückliches Ereigniß zu feiern.

Einem plötzlichen Einfall nachgebend, hielt der König sein Roß an und fragte: „Hund von einem Trinker, bist du glücklich?“

„Dein Knecht, o König, ist glücklich.“

Sofort winkte der Fürst den Farrâsch, daß sie den Gesellen binden, ihm 500 Schläge auf die Fußsohlen geben und damit den Grund seines Glücks ihm entlocken sollten. Als sie ihn am Abend vor des Monarchen Zelt führten, hinkte der Rothnasige wohl ein wenig, beharrte aber darauf, er sei wirklich glücklich; „denn,“ fuhr er fort, „meine Frau ist erst vor drei Wochen gestorben.“ Mirza S. der Zauberer, der schon lange vom König unzertrennlich war und an der Tafel Seiner Majestät mitaß, hielt es nach allerhand Bedenken denn doch für möglich, daß hier „der glückliche Perser“ gefunden sein könnte.

Alsbald gebot der König, den Gesellen zu entkleiden, um sich in den Besitz des wundersamen Gewandes zu setzen, aber — o Wunder! — nun zeigte sich, daß der eine Glückliche unter allen seinen Unterthanen — kein Hemd besaß. —

Der geneigte Leser verzeihe die humoristische Abschweifung, aus welcher doch vielleicht seine Kenntniß von Persien einen merklicheren Zuwachs erhält als aus irgend welchen Angaben des kaiserlich persischen Staatshandbuchs!

Nennen wir noch die wichtigsten Städte! Es sind ihrer vier: Teheran mit etwa 100,000, Ispahan mit 70,000, und Hamadan mit 50,000 Einwohnern, alle drei in Irak Adscham oder Mittelpersien gelegen. Dazu kommt dann als vierte in Aserbeidschan die volkreichste von allen, das etwas europäisirte Tebris mit 160,000 Einwohnern. Die fünfte Meschhed in Chorassan, das auch seine 80,000 Einwohner hatte, soll durch die Hungersnoth und einen darauffolgenden Ueberfall der Turkmenen völlig entvölkert worden sein.

2. Die Religion.

Staatsreligion ist der Islam, indeß sind die Perser weit nicht so bigott, wie die Türken. Wenn ein Perser sein Leben mit Vergnügungen vergeudet hat, ist seine Hauptsorge beim Herannahen des Todes, daß sein Leib doch gewiß in dem heiligen Boden von Kerbela begraben werde. Was auch seine Vergehen gewesen sein mögen, dadurch glaubt er der ewigen Ruhe gewiß zu sein. Sollte es die Mittel seiner Angehörigen übersteigen, ihn dorthin zu bringen, so sind Meschhed und Kum die nächst ersehnten Beerdigungsplätze; daher sind unaufhörlich Leichen von einem Ende des persischen Reichs zum andern unterwegs.

Die seßhaften Perser sind Schiiten, d. h. Sektirer, indem sie von der Sunna oder dem herkömmlichen Glauben der Türken, Araber, Kurden, sowie der Wanderstämme innerhalb der persischen Grenzen darin abweichen, daß sie die drei ersten Chalifen Abu Bekr, Omar und Osman nicht anerkennen und Ali als den einzigen rechtmäßigen Nachfolger Muhammeds betrachten. Ali, der Vetter des Propheten und Gemahl seiner Tochter Fatime, ist der Gegenstand ihres Glaubens und unbegrenzter Verehrung. Man schreibt ihm übermenschliche Vollkommenheit und Macht zu, und es herrscht ein fortwährender Zug, ihm göttliche Ehre zu erweisen. Er ist der Heros der Perser; seine Gemahlin Fatime wird gepriesen als eine Muhammedanerin, die ihres Gleichen in keinem andern Land der Erde hat, und um seine Söhne und Nachkommen, die zwölf Imāms, windet die Sage alle Größe der Vergangenheit und alle Hoffnungen der Zukunft.

Von Alters her haben die Perser ihre Religion leichter gewechselt als andre orientalische Völker. „Als ein Volk von ungewöhnlicher geistiger Lebendigkeit und Begabung, haben sie sich indeß nie blindlings unter das muhammedanische Joch gebeugt. Ihre alten Legenden und die Vorschriften ihrer Magier verloren nie allen Halt unter ihnen, und schlecht stimmte die von dem Propheten verkündete Religion des Schwerts zu der Liebe und Schonung, welche die von den Magiern aufgestellte Lehre von der Seelenwanderung nicht nur den Menschen, sondern auch den Thieren gegenüber zur Pflicht machte."

Diese Pflicht, zuweilen auf jene Lehre gestützt, zuweilen auch unabhängig von ihr, ist die Hauptvorschrift der Sekte der Daudis, (wohl dieselbe, die auch Ali Illahis genannt wird), welche gegen-

wärtig 500,000 Anhänger in Persien zählt. Ihr gehören die meisten Nomadenstämme an, die im Grund genommen den eigentlichen Kern der Bevölkerung bilden. Sie sind gewissermaßen Repräsentanten des alt-persischen Glaubens, dessen religiösen Uebungen sie insgeheim nachkommen.*) Obgleich sie aber den Islam verabscheuen und diesem das Christenthum weit vorziehen, haben sie unvermerkt doch manche Lehren desselben mit ihrem von den alten Magiern überkommenen Aberglauben vermischt. Einige von ihnen glauben noch an die Seelenwanderung; andre haben statt derselben die Lehre Muhammeds von der Auferstehung angenommen. Nirgends jedoch, wo sie in getrennten Genossenschaften leben, gebrauchen sie die muhammedanischen Gebetsformeln oder beobachten sie die Fasten des Ramadan. Sie bekennen Liebe zu allen Völkern und Sekten und gestatten den Christen den Zutritt zu ihren Bädern; halten auch fest an einigen pantheistischen Ideen der Alten, wie sie denn z. B. sagen: Dschemschid, Zoroaster, Adam, Moses, David, Christus, Muhammed und Ali seien nicht nur Propheten gleichen Rangs, sondern ein und dasselbe Wesen, nämlich verschiedene Offenbarungen des Geistes gewesen.

Der gleiche Gedanke durchdringt in hohem Grade auch andre persische Sekten und Schulen, unter denen die Sufis in Feindschaft gegen den Schiismus den ersten Rang einnehmen. Vor wenigen Jahren noch lebten die Anhänger dieser und andrer Sekten in solcher Furcht vor der orthodoxen Priesterschaft, welche Macht über Leben und Tod der Irrgläubigen besaß, daß sie ihre Ansichten geheim hielten. Schon der bloße Besitz des Misnavi Burney, der Hauptschrift der Sufis, konnte bestraft werden. Jetzt aber ist der Einfluß der Priesterschaft bedeutend erschüttert, wozu das meiste die seit 1843 in Schiras aufgetauchte Sekte der Babis beitrug. Von dieser wollen wir ausführlicher handeln, wie es der wichtige Gegenstand verdient.

Noch sind wir aber mit der Aufzählung der in Persien vertretenen Religionen nicht zu Ende. Von den Ufern des Tigris bis zu denen des caspischen Meeres hin wohnen in mehr als hundert Dörfern zerstreut 50,000—60,000 Juden an denselben Flüssen und in denselben Städten Mediens, wohin ihre Ahnen einst von

*) Von den eigentlichen Altpersern oder Parsis, deren spärliche Reste sich bis auf die neueste Zeit in Jezd erhalten haben, schweigen wir. Nur mag erwähnt werden, daß in diesem Jahr die Hungersnoth sie aus ihrer Heimat vertrieben und zur Auswanderung nach Indien, dem Sitz ihrer Glaubensbrüder, bewogen hat.

Assyrern und Babyloniern in die Gefangenschaft abgeführt wurden. Schwerer vom Fluch getroffen als ihre Brüder in vielen andern Ländern, leben sie unter hartem Druck in der tiefsten Versunkenheit hin. Die Unwissenheit und Verkommenheit ihrer Frauen namentlich ist bejammernswürdig. Dem Landesgesetz nach sollten zwar Juden wie Christen volle Duldung genießen, allein es herrscht solche Willkühr, daß sie da und dort oft große Bedrängniß, ja wirkliche Verfolgung zu erfahren haben. So fand vor 8—9 Jahren z. B. unter den Juden in Barfrusch am caspischen Meer ein furchtbares Gemetzel durch die Perser statt, worin Viele grausam zu Tode gemartert wurden. Etlichen tränkte man die Kleider mit Naphta und verbrannte sie dann in den Straßen der Stadt. Der englische Gesandte verwendete sich damals für die Bedrängten, und seither sehen die persischen Juden mit großer Dankbarkeit zu den Engländern als zu ihren Beschützern empor.

Von den Christen in Persien, die sich in armenische und nestorianische Niederlassungen theilen, wird es noch Gelegenheit geben, in anderem Zusammenhang das Nöthigste mitzutheilen.

3. Die Babi.

Nach einem neulich in der Times veröffentlichten Brief Dr. Chaplins kann man nur staunen, wie viel wahrhaft Evangelisches sich in den Grundlehren dieser neuen Sekte finden soll. Sie erkennt nach diesem Berichterstatter an: 1) daß Christus der Sohn Gottes sei und der Lenker der Welt; 2) daß Er gestorben und auferstanden sei; 3) daß die Rechtfertigung aus dem Glauben an Ihn komme; 4) daß zum Seligwerden die Wiedergeburt, und als Beweis derselben gute Werke erforderlich seien; 5) daß es die Arbeit des heiligen Geistes sei, welche diese Wiedergeburt bewirke.

Wo der Tod herrscht, wie in muhammedanischen Ländern, sieht man sich natürlich mit um so größerem Verlangen nach irgend welchen Lebenszeichen um, ob auf dem Gebiete der Erkenntniß oder des thatkräftigen Wollens; dabei ist denn kaum zu vermeiden, daß auch zweideutige Erscheinungen von dem wohlmeinenden Beobachter überschätzt und allzugünstig ausgelegt werden.

Dr. Chaplin hält die Babsekte, welche seit fast einem Menschenalter der bigotten Regierung Persiens zu schaffen machte, wohl mit

Recht für eine vielverheißende Bewegung des stagnirenden Sumpfes muselmanischer Orthodoxie. Sie entsprang nach ihm der bigottesten aller Sekten, den Metawalis, die ein christliches Buch nur mit Zangen anrühren und jedes Gefäß, woraus ein Christ getrunken hat, zerschmettern. Behejah Allah (oder Beheyra, wohl besser Jahya), begann mit einigen nachdenklichen Gliedern dieser Sekte sich in die Untersuchung zu vertiefen, woher doch solcher Fanatismus der Ihrigen rühren möge, und verschaffte sich durch etliche Christen Exemplare des arabischen Neuen Testaments. Nach langem Studium erkannten sie die Wahrheit dieser Schriften an und vereinigten sie in der Weise mit dem Islam, daß Muhammeds Prophetenthum und die Göttlichkeit des Korans unbestrittene Thatsachen blieben, ihre Vereinbarung mit dem Christenthum aber durch ein neues System, das bäb el haq (Thor der Wahrheit) nachgewiesen wurde. Diese Babiten hatten bald 200,000 Anhänger, von denen wohl ein Zehntel unter den grausamsten Qualen den Märtyrertod für ihre neue Religion starben. Behejah Allah selbst mit etlichen Freunden floh (um 1856) nach Bagdad, unterhielt aber von dort fortdauernde Verbindung mit seinen Anhängern in Persien, daher er auf Ansuchen der persischen Regierung nach Ederney, und seit drei Jahren in eine andere Festung verbannt wurde.

Hier fand ihn Chaplin im Frühjahr 1871 und suchte eine Audienz bei dem Sektenhaupt nach, bekam jedoch nur dessen 30jährigen Sohn zu sehen, der ihn freundlich empfieng. Derselbe sprach ein gutes Arabisch und zeigte außerordentliche Belesenheit im Alten wie im Neuen Testament, redete aber durchaus wie ein hoher Lehrer zu seinen Schülern, und schien vorauszusetzen, daß nur Mißverständniß der heiligen Schrift Schuld sein könne, wenn die Christen sich den Ansprüchen seines Vaters auf Unfehlbarkeit nicht fügen. Ein sehr wohlunterrichteter Anhänger des neuen Propheten sieht in diesem den Engel der Offenbarung (18, 1). Christus wird Gottes Sohn und Weltheiland genannt, der für uns starb und wieder auferstand; der heil. Geist wirke die Neugeburt, ohne die man nicht selig werde, und die durch gute Werke erwiesen werden müsse. Christus werde wieder auf Erden erscheinen, doch nur in geistiger Weise. Es gibt weder Priester noch Taufe; die Beschneidnng ist beibehalten, wird aber als unwesentlich betrachtet.

Im Stillen soll Behejah Allah noch 70,000 Anhänger in

Persien haben, die Verfolgung erleiden, ohne Widerstand zu leisten, und bereit sind für ihre Ansichten zu sterben. Ihrer 70—80 halten sich bei ihrem verbannten Haupte auf; sie dürfen innerhalb der Stadt sich ziemlich frei bewegen und erhalten je vier Groschen des Tags von der türkischen Regierung ausbezahlt; Behejah allein muß sich beständig in seinem Hause aufhalten.*)

Uns scheint dieser „Stifter" (der doch nur Nachfolger des eigentlichen Stifters ist) eine viel zweideutigere Person als dem reisenden englischen Arzte. Seine persönliche Bekanntschaft konnte ja Dr. Chaplin nicht machen, wenn er sich auch große Mühe gab, von seinem Sohne klare Auskunft zu erlangen; doch dürften die oben (S. 14) angeführten Lehren Nr. 3—5 einem Kenner orientalischer Religionsverwandten den Eindruck geben, daß der Engländer sich aufs Ausfragen nicht eben gut verstand. Er selbst bemerkt auch: „Als ächter Orientale wich der Befragte jeglicher bestimmten Antwort aus und erwiederte jede Frage nur durch eine Gegenfrage oder Parabel." Wie wenig Grund mag demnach überbleiben, auch nur die Voraussetzung anzunehmen, daß diese Babiten recht verstanden, was unter Rechtfertigung und Wiedergeburt gemeint sei. In solchen theologischen, genauer soteriologischen, Fragen und Ausdrücken sind bekanntlich schon die morgenländischen Christen nicht gerade bewandert; wie fern liegen sie vollends muhammedanischen Sekten.

Noch bedenklicher klingt, was Miss. Bruce vernahm und was schon in den Tagen der babischen Verfolgung allgemein verlautete: dieser neue Prophet habe ein Nachfolger Muhammeds sein wollen mit dem Vorgeben, wie Muhammed der von Christus verheißene Tröster oder Paraklet, sei er der wiederkehrende Herr selbst. Daneben jedoch führt Bruce aus der vielfach dem Neuen Testament, theilweise auch den Aussprüchen der Sufis und Daudis entnommenen Lehre der Babi den weiteren, aller Anerkennung werthen Zug an, daß sie die Vielweiberei verbietet und allgemeine Menschenliebe fordert.

Wir folgen im Weiteren einem wohlunterrichteten Beobachter, der dem gelehrten de Gobineau nacherzählt:**)

Es war ein junger Mann, Mirza Ali Muhammed, von ausgezeichneter Schönheit und Beredtsamkeit, der erst bei Juden

*) Dies nach Record, 6. Oktober 1871.

**) All the year round. 1869. p. 149.

und protestantischen Missionaren die älteren Religionen durchstudirt hatte, welchem auf der Pilgerreise in Mekka der Muhammedanismus verdächtig wurde, daher er schon dort und in Kufa, an der Stätte, da sein Urahn Ali gemordet worden war, seinen Mitpilgern den Koran in ganz neuer Weise auszulegen begann. Der 19jährige Jüngling kehrte 1843 nach Schiras zurück und predigte täglich in den Moscheen unter großem Zulauf, wie lasterhaft das Leben, wie unbefriedigend die Lehre der Mullahs sei. Er selbst sei die Thüre (bāb) durch die man zu Gott eingehe, ein Prophet, ja größer als ein Prophet, der Geist der Weissagung in Person, Gottes Geist in menschlicher Gestalt!

In seinem „Buch der Vorschriften" läßt er den Schöpfer sprechen: „In Wahrheit, du, meine Schöpfung, bist ich selbst." Sein Glaube ist: „Wir haben alle unsern Anfang in Gott, und werden in Gott zurückkehren, und schöpfen alle unsere Freude aus Gott. Am Gerichtstag wird alles vergehen außer der göttlichen Natur und solchen, die ihrer theilhaftig geworden sind." Im höchsten Grade ist das der Fall bei den Propheten, in welchen Gottes Wort wohnt; diese bereiteten jeder seinem Nachfolger den Weg, bis im Bāb die Spitze der Gottesmittheilung erreicht war. Er hat aber diese Geisteseinwohnung gemein mit 18 seiner Anhänger (Männern und Frauen), die in der That unter sich nur Eine Seele sind. Aber auch wer nur das heilige Buch liest, wird dadurch unvergänglich. Das Paradies besteht „in der völlig gewordenen Gottesliebe".

Neunzehn war seine Lieblingszahl. Er theilte das Jahr in 19 Monate von 19 Tagen, deren jeder 19 Stunden hat, wie die Stunde aus 19 Minuten besteht; ähnlich verfuhr er mit Maaßen, Gewichten und Münzen. Die Frauen dürfen nicht verschleiert und abgeschlossen gehalten, noch durch die Vielehe herabgewürdigt werden; auch ist der Umgang mit Ketzern und Andersgläubigen durchaus nicht zu meiden.

Muhammed Schah, dem diese Neuerung als eine gefährliche Verschwörung dargestellt wurde, war zu indolent, sich viel um sie zu bekümmern. Er legte beiden Parteien Schweigen auf und verfügte über den Bāb bloßen Hausarrest. Die Mullahs vergiengen fast vor Wuth und Ingrimm, während der Anhang des Bāb sich täglich mehrte und Gemeine wie Gelehrte von fern und nah ihm zuströmten.

Der Bäb selbst blieb immer mild gegen Andersdenkende, seinem Fürsten ergeben und jeder Gewaltthat abhold. Aber einer seiner feurigen Apostel, Hussein, ein begabter, energischer Priester von Chorassan, bemühte sich, den Neugläubigen einen kriegerischen Geist einzuhauchen, und verbreitete sowohl in Chorassan als in Irak die neue Lehre mit ungeheurem Erfolg. Der Schah selbst hörte ihm einmal aus Neugierde zu, gebot ihm dann aber bei Todesstrafe, in Teheran sich jeder öffentlichen Predigt zu enthalten und lieber anderswo seine Kunst auszuüben.

Eine wunderschöne Dame Zerin Tadsch (Goldkrone), Tochter einer berühmten Gelehrtenfamilie, hörte bei den Ihrigen so ungemessene Verurtheilungen der neuen Lehre, daß sie ihr selbst immer merkwürdiger wurde. Sie trat in Briefwechsel mit dem Stifter und wurde durch seine Schreiben bekehrt. Alsbald verließ sie alles was ihr lieb und theuer war, und predigte in den Straßen und Plätzen von Kaswin (einer Stadt von 70,000 Einwohnern) unverschleiert, zum größten Aergerniß aller Altgläubigen. Ja sie fuhr fort, die umliegenden Städte mit ihrer Botschaft zu besuchen und den Frauen vornehmlich Befreiung vom Joch der Engherzigkeit zu verkündigen; all das, ohne je den Bäb selbst gesehen zu haben. Man nannte sie nur den „Augentrost"; bei den Babis hieß sie hinfort „Ihre Hoheit die Reine".

So theilten sich nun die Apostel in die Aufgabe, die vor ihnen lag: Hussein unternahm die Gewinnung der Südprovinzen, Augentrost die der Westprovinzen; der schon früher als Heiliger verehrte Hadschi Muhammed begab sich in die nördlichen Kreise. Alle drei zunächst mit friedlicher Absicht und unbekümmert um das Schelten und Schmähen der Priester, auf die Macht ihres Worts allein bauend. Doch als in einer Zeit der Anarchie ihnen Gewalt angethan wurde, griffen sie zu den Waffen und sammelten ein kleines Heer, das durch die bezaubernden Reden der „Augentrost" zusammengehalten wurde, ja bald zu einer Armee anschwoll.

Nasreddin (geb. 1829) war indessen seinem Vater auf dem Throne nachgefolgt im Jahr 1848. Er befahl alsbald, die Feste, welche Hussein in Masenderan erbaut hatte, zu erstürmen, ein Unternehmen, welchem drei persische Heere nacheinander sich nicht gewachsen zeigten. Die vierte Armee blockirte die Babis, bis sie nach monatelangem Kampfe mit allen Schrecken der Hungersnoth,

da man Mehl aus Todtengebeinen mahlte ꝛc., die Unmöglichkeit ferneren Widerstandes erkannten. Hussein wurde im letzten Ausfall erschlagen, die Uebrigen 214, wandelnde Skelette, darunter viele Frauen, entschlossen sich zu kapituliren. Die persischen Generale aber brachen ihr Wort und tödteten sie unter den gräßlichsten Martern, da man dann in vielen Mägen noch das ungekochte Gras fand, das ihr letztes Mahl gebildet hatte.

Anderswo, in Zendschan, hatte der Apostel Muhammed Ali 15,000 Krieger um sich gesammelt, welche doppelt überlegene Heere wiederholt in die Flucht trieben, aber am Ende dem gleichen Loose verfielen, wie die Vertheidiger der Feste Schech Tebersi. Man versprach auch hier die Ueberlebenden zu schonen und folterte sie dann — gar viele in Teheran selbst — grausam zu Tode.

Mit Ketten beladen wurde nun der Bab nach Tebris gebracht, wo er alle Schmach und Gemeinheit ruhig über sich ergehen ließ und fortfuhr zu beten und zu meditiren. An der Mauer aufgehängt, sollte er einer Rotte Soldaten zur Zielscheibe dienen; aber merkwürdiger Weise verwundete ihn auch nicht eine Kugel, nur die Stricke wurden entzwei geschossen. Er lag ruhig, bis die Soldaten ihn mit ihren Schwertern in Stücke hieben. Von seinen zwei mitgefangenen Schülern spie ihm der eine ins Gesicht, weil ihm um diesen Preis das Leben versprochen war; auch das hatte den Meister nicht erschüttert, wohl aber gereichte ihm zum Trost, daß der Treugebliebene ihm, dem Sterbenden, noch zurief: „Meister, bist du zufrieden mit mir?"

Augentrost lebte damals noch; sie theilte aber bald genug das Geschick des Meisters. Mahmud Chan, gerührt von ihrer Tugend und besorgt wegen ihrer Beliebtheit beim Volke, versprach ihr das Leben, wenn sie auf die Frage, ob sie zu den Babi gehöre, das kurze Wörtlein „Nein" sagen wolle. Sie wies dieses Rettungsmittel trotz aller Zudringlichkeit mit Abscheu von sich und weissagte: „Ich weiß, daß du mich morgen lebendig verbrennen wirst." So kam es auch, obwohl Mahmud nicht abließ, sie um Schonung ihrer selbst zu bitten. Und weiter traf auch ein, was sie ihm ankündigte: „Der König, dem du so eifrig dienst, wird dich nicht belohnen, sondern dir ein grausames Ende bereiten;" nach vier Jahren starb er unter Ruthenstreichen. Alle Babis wurden nun proscribirt und zu Tausenden dem Martertode geweiht. Die Schlacht-

opfer, auch Weiber und Kinder, sangen noch in den Todesqualen: „Wahrlich, von Gott kommen wir und zu Gott kehren wir zurück."

Am gleichen Tag mit Augentrost starb auch der reumüthige Seid Hussein, der seinen Meister aus Todesfurcht verleugnet hatte, getröstet in der letzten Qual durch die rückkehrende Liebe seiner Glaubensgenossen.

Ein 16jähriger Jüngling, Mirza Jahya, wurde sodann zum Nachfolger des Bab erkoren und lag in Bagdad seinem Amte, die neue Lehre weiter zu verbreiten, mit sichtlichem Erfolg ob. Er scheint das von Dr. Chaplin besuchte Religionshaupt zu sein.

Noch immer hoffen die Babis auf die Eroberung der Welt. Und so unbefriedigend ihre Religionslehre, eine Art von pantheistischem Emanationssystem, immer sein mag, sie hat doch manche Elemente, welche ein werthvolles Ferment für die muhammedanische Geistlosigkeit erkennen lassen.

Sie verfolgt unzweifelhaft, wenigstens vorwiegend, eine geistige Tendenz, zieht wirkliche Andacht dem förmlichen Gebet vor, und stilles Gebet dem öffentlichen, auf der Straße und sonst wie dargebrachten. Der Religionslehrer soll sich durchaus auf Beten und Unterrichten beschränken.

„Alles, was der Höchste von euch fordert, ist Liebe und Genügsamkeit," spricht der Bab und weiß darum nur von zwei Pflichten: Liebe gegen den Nächsten und Wachsamkeit gegen sich selbst.

Die nächste Form der Liebe besteht im Wohlthun: also in Barmherzigkeit gegen die Armen und Elenden, sodann in Gastfreundschaft, die selbst der Dürftigste üben kann, wäre es auch nur in der Weise, daß er mindestens einmal im Jahr einen Aermeren bewirthet oder einem Fremden den Becher kalten Wassers reicht; die Reichen aber sollen Arme nach ihrem Vermögen an ihren Tisch laden. Im Buch der Vorschriften steht geschrieben: „O ihr Reiche, bereichert an eures HErrn Statt die Armen!" Dagegen darf Bettlern kein Almosen gegeben werden, weil Betteln Sünde ist.

Christlich lautet: daß keine Gewaltthat erwiedert oder gerächt werden darf; daß schon Unfreundlichkeit als Sünde gekennzeichnet, und zarte Sorgfalt gegen Frauen und Kinder empfohlen wird. Es ist dem Bab nicht genug, das weibliche Geschlecht von seiner Erniedrigung zu erhöhen; demselben muß besondere Achtung gezollt und volle Freiheit in allen Stücken eingeräumt werden, von denen Ehre oder

Gesundheit der Frauen nicht beeinträchtigt wird. Sie lieben freilich Putz, aber warum ihnen solchen nicht nachsehen? „Ziert euch mit Schmuck, verherrlicht eure Herrlichkeit," ruft er ihnen freundlich zu. So dürfen sie auch, allem asiatischen Herkommen zum Trotz, an Versammlungen und Mahlzeiten der Männer theilnehmen; doch werden die Prediger vor längeren Gesprächen mit ihnen gewarnt: „über 18 Worte dehne sich eure Unterhaltung mit ihnen nicht aus! mehr als das würde euch nichts Gutes bringen."

Der Bab erinnert sich, wie streng er in der Schule bestraft wurde, und verbietet darum, ein Kind unter fünf Jahren zu schlagen; ältere möge man züchtigen, doch mit Milde. Ueberhaupt sollen Eltern sich die Gesundheit ihrer Kleinen so angelegen sein lassen als deren Erziehung, und ihnen alles gestatten, was sie glücklich machen kann. — Auch Thiere dürfen weder überladen noch hart behandelt werden.

Der wahre Gläubige ist nachsichtig gegen andere, und nicht allzu streng gegen sich selbst; wer das zweiundvierzigste Jahr hinter sich hat, braucht nicht mehr zu fasten. Ueberhaupt hat man nicht in heldenmäßigen Anstrengungen Tugend zu suchen, sondern in den Aufgaben des täglichen Lebens. Also erlaube man sich alles, was das Leben angenehm macht und mit Dank gegen den Schöpfer verbinden läßt; man meide aber Opium und geistige Getränke.

Fast alles Vermögen der Gesellschaft wird vom Bab und seinen 18 Kollegen verwaltet; ebenso steht ihnen zu, hohe Steuern zu erheben, damit die Prediger und Bethäuser unterhalten, die Armen unterstützt, die Gläubigen weiter gebildet, die Fernstehenden nahe gebracht werden.

Der originellste Zug an dieser neuen Religion ist wohl die fortdauernde Incarnation der Gottheit in einer Körperschaft von 19 Personen; der hoffnungsvollste aber die liberale, aufgeklärte Moral, welche dieses System leicht zu einer Brücke zwischen abendländischen und orientalischen Denkweisen und Lebensformen machen könnte. Wahrscheinlich war sein Stifter mit dem Evangelium genauer bekannt als die meisten Muhammedaner, wohl auch angeweht vom Geiste des Christenthums, ohne daß er doch sich recht beugen mochte unter den vollen Gehorsam der Wahrheit, daher er gleich den Taipings (in China) trotz alles Wohlmeinens auf eigene Wege gerieth. Beweist doch auch die Sekte des Brahma Samadsch, so gut als

manche kleinere Religionsstiftung des modernen Indiens, wie forschende Gemüther auf einen gewissen Grad ergriffen werden können von der in der heil. Schrift geoffenbarten Wahrheit, statt sich aber durch sie richten und erneuern zu lassen, sie nur umspinnen mit den Spekulationen des eigenen Geistes, die im Orient so leicht mit der Ueppigkeit tropischer Vegetation emporschießen und fortwuchern. Wenn nun aber jetzt die blutig verfolgten Anhänger einer Lehre, die so viele evangelische Elemente enthält und noch immer Hunderttausende von Bekennern zählt, in der Stille anfangen sich zum Christenthum zu wenden, ja schon zu Dutzenden — wie wir hören werden — die Taufe empfangen, so ist die Hoffnung berechtigt, daß die Macht der Wahrheit viele dieser „Thürsucher" zur rechten Thüre, zu Jesus führen werde. Wie wunderbar wäre es, wenn sich einmal noch herausstellen sollte, daß diese grüne, ja reifende Saat in irgend einem Zusammenhang mit dem edlen H. Martyn steht, der nach einer kurzen aber unvergeßlichen Wirksamkeit in Schiras vor 50 Jahren als ein reifes Waizenkorn in sein einsames Grab gelegt wurde.

4. Die älteren Missionen.

Allenthalben, wo in Persien Wasser ist, grünt die Wüste, daher die Kanats oder unterirdischen Wasserleitungen, die hin und wieder meilenweit durch die Ebene geführt sind, um die kostbaren Quellen, welche den Bergen entströmen, zu sammeln und weiter zu leiten, dieses Land vor andern kennzeichnen. Die Aufgabe der Mission ist es, dem Lebenswasser des Evangeliums auch solche Bahnen und Kanäle zu graben, daß es hinausströmen könne in die Wildniß, die dürren Oerter der Erde zu befruchten. Sehen wir nun, was in dieser Beziehung in Persien schon versucht worden ist, und mit welchem Erfolg.

Henry Martyn war der erste Missionar, der in neuerer Zeit Persien betrat. Im Jahr 1811 kam er dorthin von Indien aus und schlug seinen Wohnsitz in dem viel besungenen, 1853 durch ein Erdbeben fast zerstörten Rosengarten von Schiras auf. Mit wunderbarer Kühnheit und Macht zeugte er da vor den erstaunten Muhammedanern, die ihm nicht zu widerlegen vermochten, und arbeitete daneben unermüdlich an der Uebersetzung des Neuen Testaments. Innerhalb zehn Monaten war dieselbe vollendet, und er wandte

nun sein Angesicht heimwärts nach England. Unterwegs aber legte sich der müde Pilger in Tokat (Kleinasien) zur Ruhe nieder, der Kirche Christi das Beispiel seines apostolischen Eifers für die Rettung unsterblicher Seelen, den Millionen persisch redender Asiaten seine Uebersetzung des Neuen Testaments als Vermächtniß hinterlassend.

Achtzehn Jahre später unternahmen die Missionare Smith und Dwight im Auftrag des amerikanischen Board eine Untersuchungsreise in die nordwestlichen Regionen Persiens. Ganz besonders fühlten sie sich da zu dem Rest von Nestorianern hingezogen, den sie in der Ebene um die Ufer des Urumia-Sees her vorfanden. Diese Nachkommen einer einst mächtigen Sekte schienen mit ihrem einfachen Glaubensbekenntniß und ihrer ungemeinen Freigebigkeit ein hoffnungsvoller Missionsboden. Den Berichten der beiden Reisenden zufolge beschloß der Board wirklich, dort eine Mission zu gründen. Zu Ende des Jahrs 1833 brach Justin Perkins mit seiner Gattin dorthin auf. Ein Jahr später langten sie in Tebris an, wo 1835 Dr. Grant sammt Gattin zu ihnen stieß. Vereint zogen sie dann im November dieses Jahrs nach Urumia weiter, um dort ihre Arbeit zu beginnen. Es waren edle, mit seltenen Gaben für solchen Pionierdienst ausgerüstete Kräfte.

Noch ehe Perkins in Tebris anlangte, hatte die im russischen Armenien gegründete Basler Mission einen Sprößling dorthin getrieben. Eine lange Untersuchungsreise von Miss. Pfander hatte im Sommer 1833 dazu geführt, durch Miss. Haas diesen Posten zu besetzen. Die Gesinnung des damaligen Landesfürsten, Abbas Mirza, weckte die Hoffnung, daß von seiner Seite wenigstens dieser Versuch eher Begünstigung als Widerstand erfahren werde. Sein plötzlicher Tod in den ersten Monaten war daher eine bedeutungsvolle Mahnung, das Werk nicht auf Menschengunst zu gründen. Doch auch der neue Fürst kam Haas und seinem Mitarbeiter Hörnle mit Höflichkeit entgegen. Von direkter Predigt des Evangeliums konnte aber nicht die Rede sein; den Weg hiefür zu bereiten, war die nächste Aufgabe. Und da gelang es denn Haas und Pfander in unerwarteter Weise, von Tebris aus den Samen des Wortes in persischer und türkischer Sprache auszustreuen. Im Sommer 1835 wurde diese Arbeit durch den Ausbruch der Pest unterbrochen, die Tausende von den Bewohnern der Stadt wegraffte. Im Herbst

folgte die Cholera mit noch schrecklicherer Verheerung. Nun floh aufs Land, wer fliehen konnte; die Missionare aber blieben auf ihrem Posten, und während die Seuche eben am heftigsten wüthete, trafen auch noch zwei weitere Brüder aus Rußland bei ihnen ein. Haas hatte nun Gelegenheit, seine medizinischen Kenntnisse zum Besten der unglücklichen Einwohner zu verwenden, welche sich von allen europäischen wie persischen Aerzten verlassen sahen. Er stellte seine Dienste dem Gouverneur zur Verfügung, wanderte bald von Straße zu Straße, um Erquickung und Hilfe in die Hütten zu bringen, und die meisten seiner Kranken genasen.

Eben um diese Zeit warf die durch einen kaiserlichen Ukas befohlene Aufhebung der vier blühenden Basler Stationen auf russischem Gebiet auch nach Tebris hinüber ihre Schatten. Doch setzte Haas, mit Wolters, das in Tebris begonnene Werk fort, wo bereits 13 Söhne aus den angesehensten Familien seinem Unterricht übergeben worden waren. Selbst der lernbegierige Bruder der Königin bat ihn zu sich und hoffte ihn bald als Lehrer des siebenjährigen Thronfolgers einzuführen. Hörnle und Schneider aber durchreisten Kurdistan ꝛc., während in Tebris der armenische Kolporteur Nicoghos die Bibel- und Traktat-Vertheilung betrieb. Anfangs begegnete dieser keinen besondern Schwierigkeiten; nach und nach aber wurden die Hindernisse und Gefahren, die sich ihm in den Städten entgegenstellten, so groß, daß nicht nur sein eigenes Leben, sondern das Leben der umwohnenden Europäer durch die wilden Aufläufe des fanatischen Pöbels bedroht wurde. Als Hörnle und Schneider 1836 in Ispahan einige Schriften vertheilten, entstand unter den Mullahs und Studenten eine solche Aufregung, daß der Gouverneur, dessen Schutze sie von Teheran aus empfohlen waren, sich genöthigt sah, ihre Wohnung des Nachts mit einer starken Wache zu umstellen. Hätten sie nur Ein Wort gegen den Koran gesagt, so wäre selbst eine noch stärkere Soldatenwache nicht im Stande gewesen, sie vor der Wuth des Pöbels zu schützen. Nach zweijähriger Arbeit, in welcher 3000 heiliger Schriften in arabischer, armenischer und persischer Sprache in Umlauf gesetzt worden waren, mußten die Missionare sich überzeugen, daß ohne augenblickliche Todesgefahr die Verkündigung des Evangeliums unter den persischen Muhammedanern vorerst noch nicht möglich, auch an den Gebrauch der heil. Schrift und anderer christlicher Bücher beim Jugend-Unter-

richt nicht zu denken sei. Sämmtliche vier Brüder sprachen es offen aus, daß jede heilsame Einwirkung auf die Perser vorerst nur durch allgemein wissenschaftlichen Unterricht in eigens hiezu errichteten Schulen vermittelt und auf diese Weise die Intelligenz des Volks zur Aufnahme christlicher Wahrheiten stufenweise vorbereitet werden müsse. Ein solches Unternehmen fanden aber die Basler dem Zweck der Mission doch zu ferne liegend, um nicht lieber ihre Kräfte bereits geöffneten Missionsfeldern zuzuwenden.

Anders die Amerikaner in Urumia. Ihre Arbeit sollte eine bleibende werden und durch Wiederbelebung einer hinsterbenden Kirche neue Hoffnungen für Persien wecken. Ihre Ankunft wurde mit allgemeinem Jubel begrüßt. Der Bischof Mar Johanan ritt ihnen in vollem Gallop entgegen, und bei ihren Dorfbesuchen drängten sich die einfältigen Landleute um sie her, wie einst das jüdische Volk um unsern Herrn. Manchmal holte man sie auch mit Trommeln- und Pfeifenklang ein; aber wie in den Tagen Jesu war es nur ein irdisches Reich, das man begehrte. Sobald die Missionare das Volk genauer kennen lernten, schwand ihre Hoffnung auf schnellen Erfolg sehr dahin.*) Sie sahen um sich her nur ein Gefilde voll dürrer Todtengebeine. In bürgerlicher und socialer Beziehung waren die Nestorianer von ihren muhammedanischen Gebietern in den Staub getreten, und sittlich schienen sie beinahe so tief gesunken wie diese. Die Bibel wurde als eine Reliquie verehrt. In endlose Umhüllungen von Tuch gewickelt, lagen die wenigen vorhandenen Exemplare in den dunkeln, dumpfen Kirchen begraben, um an den Tagen der großen Heiligen nicht etwa gelesen, sondern geküßt zu werden. Das heil. Buch zu berühren, erfüllte Jeden mit Grauen; auf dasselbe zu schwören, war der heiligste Eid; es aber zu verstehen und ihm zu gehorchen, begehrte Niemand. Alle waren durch lästige Fasten geknechtet. Fünfzig Wochen hindurch sündigen, und dann durch fünfzigtägige Fasten dafür büßen, war ihre Religion. Was sie von Wiedergeburt wußten, beschränkte sich auf das Wasser der Taufe. Unzüchtige Tänze waren die beliebteste Form der Geselligkeit, und viehische Trunksucht so allgemein, daß sich Niemand darüber aufhielt.

Noch mehr als darin zeigte sich die allgemeine Verkommenheit im Zustand des Familienlebens. Der Muhammedanismus ist eine

*) Siehe Skizzen aus der Mission in Urumia. Miss. Mag. 1867, S. 24 ff.

Religion der Wollust, welche die Frau zur Verführerin und Sklavin des Mannes herabwürdigt, und die von ihrem Gifthauch umgebenen Nestorianer sogen ihren Geist ein, wenn sie auch ihrer Form sich erwehrten. „Was ist eine Tochter?“ ruft der Vater aus, wenn er hört, daß ihm ein Mädchen geboren sei. Alle Geburten finden im Stalle statt. Dorthin hat die Mutter sich, wenn ihre Stunde kommt, zurückzuziehen, und oft stirbt sie da. Ein nestorianisches Bauernhaus besteht aus einem einzigen Gemach aus Erdmauern und mit der nackten Erde als Boden. Auch das Dach besteht aus einer von Pfosten und Balken getragenen Erdmasse. Der tandur oder Ofen ist ein tiefes Loch in der Mitte, das zugleich als Herd dient und worin getrockneter Mist als Brennmaterial zum Kochen gebraucht wird. In diesem Einen Gemach wohnen und arbeiten gewöhnlich drei bis vier Generationen unter einem patriarchalischen System zusammen, dessen Grundzug in Flüchen und Schlägen besteht. Wie kann an einem solchen Ort die Liebe einer Gattin, Mutter oder Schwester erblühen? Der Mann ist der Tyrann, das Weib die Sklavin Aller, die inmitten der häufig vorkommenden Gezänke die härteste Arbeit zu verrichten hat, oft mit der Aussicht auf Schläge und bereit, sobald die Gelegenheit sich darbietet, mit Flüchen und Scheltworten, ja mit Kratzen und Faustschlägen zu antworten. Kann sie das nicht, so kehrt sie noch zertretener und erbitterter in den Stall oder auf das Feld zurück. Das Familienleben der in Persien lebenden Christen liegt so im Argen, daß man sich nur mit tiefem Schmerz von seinen innersten Seiten abwenden kann.

Die erste vorbereitende Arbeit bestand in der Anfertigung einer Anzahl von Karten in der bis dahin noch nie zur Schriftsprache erhobenen syrischen Volksmundart. Die Schule begann im Januar 1836 mit sieben kleinen Knaben in einem Keller. Dieß war der Keim des nachmaligen Seminars, aus dem nun schon Dutzende frommer und gründlich vorbereiteter Lehrer und Prediger hervorgegangen sind. Zwei Jahre später gelang es Frau Grant, eine Anzahl Mädchen zu sammeln, den Keim des nachmaligen Töchterseminars. In Beziehung auf Unbotmäßigkeit, Unordnung und boshafte Streiche war jedes dieser Mädchen eine kleine Topsy, aber es war der Anfang eines großen Werks. Manche dieser gleichen Mädchen sind durch göttliche Gnade und gründliche Erziehung wahrhaft erneuerte und gebildete Personen geworden, die mit Treue

und Hingebung für die Hebung ihres Geschlechts thätig sind. — Im ersten Missionsjahr wurden drei Dorfschulen eröffnet; im zehnten waren deren bereits über 70 ins Leben getreten. Sonntagsschulen folgten, und sobald die Missionare der Sprache mächtig genug waren, auch die regelmäßige Verkündigung des Worts zu Hause und auf Reisen.

Manche Schwierigkeiten bereitete dem Werk die Eifersucht und Unduldsamkeit der Regierung, doch kam zur rechten Stunde immer Hilfe. Ein großes Hemmniß in den ersten Jahren war auch Krankheit. Etwa die Hälfte der Missionsgeschwister war in den drei ersten Jahren immer krank. Einmal rafften in fünf Wochen die Masern fünf Kindlein aus ihrem Kreise weg. Der erste Todesfall war der Heimgang von Frau Grant. Nur 25 Jahr alt, wurde sie abgerufen, nachdem sie zu den umstehenden Nestorianerinnen gesagt hatte: „Christus ist mein Alles. Wenn sich ein Wunsch in mir regt, noch länger zu leben, so ist es euret- und eures Volkes wegen. Für mich selbst bin ich bereit abzuscheiden." Ihr Leben sowie ihr triumphirendes Ende machte tiefen Eindruck und bereitete ohne Zweifel einige Herzen auf die Gnadenarbeit des Geistes vor. Der Bischof sagte: „Wir wollen sie in der Kirche bestatten, wo nur Heilige ruhen, und mit eigenen Händen ihr Grab graben." — Nach wenigen in der Stadt verlebten Jahren wurde eine Gesundheitsstation unerläßliches Bedürfniß. Man erwählte hiezu das Gebirgsdörflein Seir auf einer 1000′ über der Stadt und 5000′ über dem Meeresspiegel emporragenden Höhe. Dort ist jetzt das Seminar für die jungen Leute, dort auch der kleine Friedhof, der die Leiber der entschlafenen Missionsgeschwister birgt. Durch diesen Ortswechsel für einen Theil des Jahrs und das Beziehen eines sich über das Erdgeschoß erhebenden Stockwerks in den Stadtwohnungen besserte sich der Gesundheitszustand so, daß er dem amerikanischen nun durchschnittlich gleichkommt.

Die Zahl der Arbeiter wurde wiederholt durch sehr tüchtige Kräfte verstärkt. Im Jahr 1837 rückten Holladay und Stocking; 1840 Dr. Wright und der Drucker Breath; 1843 Stoddard und Ophelia Fisk nach.*) Große Bewunderung erregte unter dem Volk die 1840 anlangende Presse. Die h. Schrift war nun so weit

*) Siehe Stoddards Leben Miss. Mag. 1867, S. 129 ff.

übersetzt, daß man mit dem Druck von einzelnen Theilen derselben beginnen konnte. Einige der tüchtigsten eingebornen Geistlichen hatten dabei geholfen, und erhielten jetzt den Inhalt ihrer wenigen vergilbten Manuscripte in einer Allen verständlichen Sprache ins Tausendfache vervielfältigt zurück. In stummem Staunen und Entzücken standen die Leute umher, als sie in ihrer Sprache gedruckte Blätter sahen, und wie sie sich davon einigermaßen erholt hatten, war ihr erstes Wort: „Es ist Zeit, Gott zu danken, daß man angefangen hat, unter unsrem Volk Bücher zu drucken."

Durch Unterricht, Predigt und nun auch durch die Presse wurde so weithin der Same des göttlichen Worts ausgestreut. Hunderte hatten lesen gelernt, Dutzende der Geistlichen biblischen Unterricht empfangen; das Volk war im Ganzen freundlich gesinnt, aber eine Regung unter den Todtengebeinen war noch nicht zu spüren. Da, nach zehnjähriger Arbeit, begann die Zeit der Ernte.

Trübe ließ sich das Jahr 1845 an; dunkle Wolken der Verfolgung zogen sich zusammen, schon mußten alle Dorfschulen geschlossen werden. Stoddard stand an der Spitze des männlichen, die Fisk an der des weiblichen Seminars; aber auch hier sah Alles so hoffnungslos aus, daß Einigen schon der Muth entsinken wollte, als im Dezember die ersten Spuren eines Gnadenwerks im Knabenseminar fühlbar wurden. Im Januar 1846 wurden auch etliche Mädchen davon ergriffen. Am 19. Januar aber durchwehte ein solcher Geisteshauch beide Anstalten, daß es war, als hätte der Herr die Fenster des Himmels geöffnet, Segen herabzuschütten. „Von da an," schrieb Stoddard, „wuchs das Heilsverlangen schnell, so daß wir auf dem Gang zur Predigt schon auf allen Seiten die mit Schluchzen untermischte Stimme des Gebets hörten. Nach einem ungemein feierlichen Zusammensein schlossen wir die Versammlung, aber Keiner verließ seinen Platz. Als sie es endlich thaten, strömten sie in mein Studierzimmer, das sich schnell mit gnadenhungrigen Seelen füllte. Dann entrollte ich mit stammelnder Zunge bis gegen Mitternacht einer Abtheilung nach der andern das Evangelium Jesu. Der Tagesanbruch brachte die Wiederholung ähnlicher Scenen. Frühe aus unruhigem Schlummer erwachend, fand ich schon wieder Wartende, die zu Jesus geführt zu werden verlangten." Zwei Monate hindurch dauerte diese Gnadenheimsuchung mit wachsender Macht in beiden Anstalten fort, bis man 50 Zöglinge als bekehrt

betrachten konnte. Bald machte sich die Wirkung davon auch weiterhin fühlbar: sie erreichte die Lehrer, etliche Priester und Drucker, pflanzte sich dann in die nächsten Dörfer fort, und es ereigneten sich Fälle von Bekehrungen, die lebhaft an die eines Saulus erinnerten.

Ihrer Gewalt sowohl, als ihren Früchten nach, schien diese erste Erweckung unter den Nestorianern dem Pfingstfest vergleichbar. Sie gab dem ganzen Missionswerk eine völlig neue Gestalt, wie ein hervorsprudelnder Quell eine persische Wüste zum blühenden Garten macht. Andere Erweckungen folgten und bildeten Jahre hindurch den eigentlich charakteristischen Zug der nestorianischen Mission. Viele Zöglinge beider Seminare waren indeß als Lehrer und Lehrerinnen hinausgezogen. Zwei Bischöfe und viele Geistliche wurden unter den Gehorsam der Wahrheit gebracht, Hunderte von Seelen für den Herrn gewonnen, Anfänge von Gemeinden gebildet, und auf die ganze Masse des Volks ein segensreicher Einfluß geübt. „Der Himmel selbst," sagte Dr. Perkins nicht lang vor seinem Tode in der Erinnerung an jene Zeiten, „wird in seiner vollkommenen Seligkeit nicht die besondre Art von Reiz bieten, die der empfindet, der reuige Nestorianer sich zum Lamm Gottes wenden sieht, es wäre denn im Rückblick darauf und im Anschauen jener Denkmäler Seiner Gnade unter den im Blute Jesu gewaschenen Bewohnern der zukünftigen Welt."

Kein Jahr ist seither verstrichen, ohne daß irgend einem Theil des nestorianischen Arbeitsfeldes eine solche Segnung zu Theil wurde; des Geistes Kraft ist aber auch das Eine große Bedürfniß gar vieler Dörfer, die schon eine mehr oder weniger vollständige Erkenntniß der Wahrheit haben. In Familien, Gemeinden und unter Häuflein angefaßter Seelen wäre hoffnungsvolle Arbeit die Fülle, für welche die Zahl und Kraft der draußen stehenden Missionare nicht reichen will.

Die Nestorianer sind augenscheinlich ein erregbares, aber nicht sehr charaktervolles noch ausdauerndes Völklein; da kostets oft harte Mühe, die Schwachen zu tragen, den in Versuchung Fallenden nachzugehen, die Gesammelten zu pflegen, zu spornen, zu heben. Unter einem durch langen politischen und religiösen Druck in den Staub herabgezogenen Volk einen Geist der Selbstachtung und Männlichkeit zu wecken; es willig zu machen, in seiner Armuth fröhlichen Herzens zur Verkündigung des Evangeliums den Zehnten

oder doch etwas beizusteuern; es unter manchfachen Versuchungen zu einem guten Bekenntniß von Christus anzuleiten; wahre Selbständigkeit des Charakters in ihm zu entwickeln und es doch vor fleischlicher Freiheit, Schwärmerei und Irrlehren zu bewahren; mit Einem Wort, apostolische Gemeinden zu gründen und diese Gemeinden unter sich in den rechten Verband zu bringen, ist das Ziel, das die Mission sich stecken muß. Erreicht sie es nicht, so hat sie ihre Aufgabe wohl an einzelnen Seelen, nicht aber im Blick aufs Ganze erfüllt.

Es waren schwierige Verhältnisse, unter denen die amerikanischen Sendboten die Lösung dieser Aufgabe zu versuchen hatten. Da war eine unduldsame Regierung, eine alte, bei allem Elend stolze Kirche, und ein Volk von unläugbarer Charakterschwäche. Die Sammlung der Bekehrten begann in ähnlicher Weise, wie Wesley seine Klassen in England bildete, ohne die Absicht, störend in die bestehenden kirchlichen Einrichtungen einzugreifen. Man lud sie ein, an der Feier des h. Abendmahls mit den Missionaren theilzunehmen, wobei letztere die sich Anmeldenden prüften und die nöthige Kirchenzucht übten. Als die Zahl der Abendmahlsgäste für eine einzige Versammlung zu groß wurde, nahm man eine Theilung vor, und nach einiger Zeit übernahmen eingeborne Prediger das Amt von Pfarrern und theilten sich mit den Missionaren in die Verwaltung der Sakramente und die Handhabung der Zucht. Lange hoffte und erstrebte man eine Wiederbelebung der alten Kirche, deren Unmöglichkeit erst nach und nach die Erfahrung lehrte. Mehr und mehr mußte man erkennen, daß diese alte Kirche in ihrer Verknöcherung nur ein Grab wahrer Frömmigkeit, und darum eine Scheidung unvermeidlich sei. Theilweise wurden die Gläubigen hinausgeworfen, theilweise sagten sie sich selbst von ihr los. Die Trennung vollzog sich nur langsam, da einerseits die Unduldsamkeit der Regierung große Vorsicht nöthig machte, andrerseits auch die eigenthümliche Stellung der bekehrten eingebornen Priester und der Wunsch aller zum Glauben Gekommenen, doch nicht durch einen gewaltsamen Riß den Einfluß auf ihre Angehörigen zu verlieren, möglichstes Zuwarten und schonendste Behandlung empfahl.

Allmählich kam indeß die Zeit herbei, da es gerathen schien, selbständige Gemeinden zu organisiren, denen man die Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten übergab. Es besteht nun, unter 53 einge-

bornen Pfarrern und 42 Lehrern, bereits eine Anzahl solcher, die neben einiger Unterstützung aus der Missionskasse ihre kirchlichen Bedürfnisse selbst bestreiten, und mehrere andre werden voraussichtlich ihrem Beispiel bald folgen. Schritt für Schritt müssen die gesammelten Gemeinden ihre Lasten auf die eigenen Schultern nehmen, die Vormundschaft der Missionare entbehren lernen und dadurch bekunden, daß deren Werk vollendet ist. Zur vollen Uebernahme der Verantwortlichkeit selbständiger Kirchengemeinschaften bedürfen freilich viele noch des Wachsthums an Kraft und Regsamkeit, und so lange bleibt es die Aufgabe der Missionare, sie unter Gottes Segen diesem Ziel nach und nach entgegenzuführen, während sie stets bereit, jedem aufrichtigen, geistlicher Unterstützung bedürftigen Bruder eine hilfreiche Hand zu reichen, daneben durch eigene Predigtreisen und treue Kolporteure und Evangelisten allenthalben neue Gemeinden zu pflanzen und in ihrem Seminar tüchtige Lehrer heranzubilden suchen.

Zur Herstellung und Festhaltung des Zusammenhangs dieser Gemeinden unter einander, so wie zu ihrer Beaufsichtigung und Leitung sind die eingebornen Presbyterien (knuschya, d. h. halbjährige Kirchensitzung) ins Leben getreten. Dieselben haben ihr „Buch" mit dem Glaubensbekenntniß, den Vorschriften über Kirchenzucht, Verwaltung der Sakramente, Ordination, Seelsorge u. s. w. Es bestehen nun vier solcher Lokal-Presbyterien, deren seitherige Wirksamkeit Gutes für die Zukunft verspricht. Sie haben sich neulich geschämt, daß die armenischen Gemeinden in Georgien ihnen n einigen Stücken vorausgeeilt sind, und suchen sie nun durch Nacheiferung, besonders im Bekämpfen des Nationallasters der Trunksucht ꝛc. einzuholen. Von Zeit zu Zeit versammeln sie sich zu einer Synode. Die Stellung des Missionars in diesen Körperschaften ist die eines berathenden, nicht stimmberechtigten Mitglieds, womit angestrebt wird, daß die eingebornen Mitglieder sich ihrer Verantwortlichkeit um so besser bewußt werden.

Als am letzten Tag des Jahrs 1869 Perkins, der wackere Senior der Mission, nach 36jähriger Arbeit zur Ruhe seines Herrn eingegangen war, gab der Board folgenden Ueberblick über das von ihm begonnene und mit so reichem Segen begleitete Werk: „Von 85 Stationen aus wird das Evangelium nun durch mehr als 100 Nationalgehilfen verkündet, worunter 58 ordinirte Prediger. Die Zahl der Gemeindeglieder belief sich im verflossenen Jahr auf 2400. Die

Seminare haben Hunderte von Jünglingen erzogen, deren Einfluß sich in der allgemeinen sittlichen und socialen Hebung des Volks offenbart. Ueber 1000 Schüler besuchen die Tagschulen; die Presse ist eine Macht im Lande geworden, die nahe an elf Millionen Seiten lieferte; die stete Zunahme der Beiträge der Gemeinden für Zwecke des Evangeliums bekundet die wachsende Theilnahme für den Unterhalt von Kirchen und Schulen. Von sämmtlichen 41 persischen Außenstationen betheiligten nur zwei sich nicht an den 563 Dollar in Gold, die im verflossenen Jahr hiefür eingiengen. Drei und zwanzig der alten Kirchen werden jetzt von evangelischen Gemeinden benützt und nur wenige Dörfer weigern sich, die ihren der Predigt des Evangeliums zu öffnen. Im Ganzen mögen 12—15000 Seelen unter dem unmittelbaren Einfluß desselben stehen."

Noch von einer andern Seite aber stellt sich uns die nestorianische Mission als eine bedeutungsvolle dar. Als der östliche Vorposten der ganzen Kette amerikanischer Missionsstationen, die sich von der Grenze Europas durch die asiatische Türkei bis nach Persien hinüberzieht, hat sie den Weg gebahnt in das eigentliche Herz der muhammedanischen Völker Asiens und weckt dadurch die kühne Hoffnung, durch das einmal geöffnete Thor den ganzen Orient für Christum gewonnen zu sehen. Bis jetzt ist sie vorzugsweise unter den persischen Nestorianern erfolgreich gewesen. Aber auch deren Brüder im wilden Kurdistan, denen Dr. Grant sich zuwandte, nachdem er seine Gattin begraben hatte, werden von Jahr zu Jahr zugänglicher, und einige der lebendigsten Christen und 16 Außenstationen befinden sich unter eben diesen Bergbewohnern des türkischen Gebiets. In dem weit westwärts gelegenen Bezirk Butan hat sich in den letzten Jahren ein ganzes Dorf dem Evangelium zugewandt und viele andere verlangen nach seiner Verkündigung. Unter den 40—50,000 dem Namen nach römisch-katholischen Christen in der Tigris-Ebene eröffnet sich gleichfalls ein weites Arbeitsfeld. Das vatikanische Concil hat dort eine offenkundige Spaltung hervorgerufen, und größere Erfolge erwarten da vielleicht den Boten des Evangeliums, als sie Layard bei der Ausgrabung des verschütteten Ninives zu Theil wurden.

5. Ausdehnung der Mission.

Als eine direkte Wirkung der in der Ebene von Urumia ausgestreuten Saat ist auch bereits an die amerikanischen Brüder der Ruf herangetreten, die Armenier und die muhammedanischen Sekten Nord- und Central-Persiens mit in den Bereich ihrer Thätigkeit zu ziehen. Auf vierfache Weise nämlich wird durch die dortige Mission auch die persische Bevölkerung berührt: da sind einmal die mannichfaltigen Begegnungen des täglichen Lebens, sodann ärztliche Dienstleistungen, endlich das Beispiel und Bekenntniß der eingebornen Christen, sowie die Arbeit der Kolporteure.

Der geselligen Berührungen sind weniger, als man wünschen möchte. Sie könnten zwar sehr leicht durch täglichen Austausch von Besuchen vermehrt werden; allein wer hätte hiezu Zeit und Gabe? Indessen ist der im Allgemeinen gewonnene Einfluß schon schätzenswerth, und ohne allen Vergleich mehr noch das Zeugniß, das wieder und wieder von Christus abgelegt werden kann. Es ist sehr leicht, im Gespräch auf religiöse Dinge zu kommen, ja in vielen Fällen sie zum Hauptgegenstand desselben zu machen. Zuweilen sind die Missionare auch genöthigt, bei vorkommenden groben Bedrückungen und Verfolgungen sich in bürgerliche Angelegenheiten zu mischen, und das Zeugniß, das sie dann von der Pflicht ablegen können, Gerechtigkeit und Milde zu üben, ist nicht umsonst. Von noch größerer Wirkung ist aber das Beispiel der eingebornen Brüder, wenn sie durch ihre Geradheit und Wahrheitsliebe und durch den Geist der Sanftmuth und Vergebung, der sie Schläge und Beschimpfungen hinnehmen läßt, ohne dieselben zu erwiedern, den Persern das Geständniß abnöthigen, die Religion Jesu sei in ihren Früchten doch reiner und besser, als ihre eigene. Auf Reisen und kleineren Wanderungen findet sich allenthalben Gelegenheit, Jesum, den einzigen Heiland zu verkünden.

Nicht unbedeutend ist ferner der durch ärztliche Hilfleistungen geübte Einfluß. Mehr als die Hälfte der Hunderte, die sich im Laufe eines Jahres in der Missionsapotheke einfinden, sind Moslems. Neuerlich wird Allen, die dahin kommen, ein Abschnitt der heiligen Schrift vorgelesen und erklärt, ehe man ihre leiblichen Bedürfnisse anhört und befriedigt. Auch hat der Missionsarzt, Dr. Van Norden, außer der Bedienung der in der Apotheke Hilfe Suchenden und seinen

Krankenbesuchen in der Stadt schon mehrere Wochen auf Rundreisen zugebracht, hauptsächlich mit der Absicht, all den Moslems, mit denen er zusammentreffe, das Erbarmen Jesu für Leib und Seele anzupreisen.

Von Jahr zu Jahr werden die eingebornen Christen auch kecker, ihren muhammedanischen Nachbarn gegenüber furchtlos von dem Wort des Lebens zu zeugen. Häufig hört man von Unterredungen, bei denen die Bibel hervorgeholt wird, um Stellen aus ihr vorzulesen, und sichtbar bahnt in den Ansichten vieler Perser sich ein allmählicher Umschwung an. Urumia ist zur Einwirkung auf sie vielleicht ein so günstiger Platz als irgend eine andre persische Stadt, weil das beste Mittel hiezu die Berührung mit lebendigen Christen bleibt. Der von den herrschenden Klassen ausgehende Druck, sowie die Habgier, Unsittlichkeit und Uneinigkeit unter ihren Lehrern, stimmt die mittlern und untern Schichten der Bevölkerung unverkennbar zu Gunsten der bessern Religion. Beispiele von tiefer gehenden Eindrücken, welche dieselbe bewirkte, mehren sich. Kurz vor Abfassung des letzten Berichts hatte sich bei den Missionaren sogar ein angesehener Muhammedaner eingefunden mit der Erklärung, er sei bereit, durch ein offenes Bekenntniß des Namens Jesu auf dem Marktplatz sein Leben aufs Spiel zu setzen. Einem der Stadträthe gerieth vor einiger Zeit ein Exemplar der h. Schrift in die Hand, und nun liest und bespricht er ihren göttlichen Inhalt im Kreise der Gelehrten.

Immer ausgedehnter wird endlich auch die Arbeit der Kolporteure. Auf einen von fünfthalb Millionen bewohnten Umkreis schon erstreckt sich das von ihnen mit christlichen Schriften durchwanderte Gebiet, und auffallend mehrt sich die Empfänglichkeit für die von ihnen ausgestreuten Samenkörner der Wahrheit. Im Lauf des Jahrs 1869 fanden ihre persischen Testamente ebensowohl in den Palästen von Fürsten wie in den Wohnungen geringerer Leute Absatz. In Ispahan war eine Anzahl Leute durch das Lesen des Neuen Testaments zum Glauben an Jesus gekommen; in Teheran öffnete sich eine Thüre unter solchen, die am Islam irre geworden, in Gefahr standen, dem Unglauben zu verfallen; an beiden Orten wurden die Kolporteure von den dort ansäßigen Armeniern freudig willkommen geheißen und dringend um Zusendung eines Missionars gebeten. „Wir alle staunen über die Zugänglichkeit der Moslems und sogar der Mullahs in Central-Persien," schreibt Miss. Cochran.

„Jede Woche bringt uns eine neue Ueberraschung durch wahrheitsuchende Seelen. Ich kann Ihnen dießmal keine Einzelnheiten geben, wohl aber mit Bestimmtheit sagen, daß wir im Lauf des letzten Jahrs mehr hoffnungsvolle Fälle dieser Art gesehen haben, als in den vorhergehenden zehn Jahren." „Tausende unsterblicher Seelen sind verlangend, den Weg des Lebens kennen zu lernen," ruft eine andre Stimme. „Sichtbar erhört Gott nun die für dieses finstre Land aufgestiegenen Gebete und fordert dadurch Seine Kirche auf, die ihr angebotene Arbeit rüstig anzugreifen." Und Miss. Shedd fügt hinzu: „Da ist die Stadt Tebris mit einer Bevölkerung von 150,000 Seelen und einem einzigen nestorianischen Prediger inmitten eines reifen, aus Mangel an Arbeitern dem Verderben ausgesetzten Erntefeldes. Da ist ferner Hamadan mit seinen 50,000 Einwohnern, das nach einem Missionar verlangt. Es ist meine tiefe Ueberzeugung, daß die weitere Ausdehnung unsres Werks unerläßlich ist. Der Zusammenstoß mit den falschen Religionen Persiens wird jeden Monat entschiedener. Die nächsten 20 Jahre versprechen hie zu Land eine Zeit der Arbeit und des Erfolgs zu werden, wie unsre Mission noch keine sah."

Noch immer steht zwar auf dem Abfall vom Islam die Todesstrafe; in Wirklichkeit aber herrscht daneben in Beziehung auf religiöse Diskussionen doch große Freiheit. Es ist schon viel, wenn ein Volk einem Missionar gern zuhört und sich in Verhandlungen mit ihm einläßt. Nicht nur das aber ist bei den Persern der Fall, sondern unverkennbar bereitet Gott dort neue Wege für das Kommen Seines Reichs. Staunend stehen die Missionare vor der in den letzten Jahren eingetretenen Veränderung in der Stimmung der muhammedanischen Bevölkerung da. Sie scheint die eingebornen Prediger und die Missionare förmlich zu religiösen Gesprächen herauszufordern, und bei jedem Versuch der Art hat der Erfolg alle Erwartung übertroffen. Dutzende von Männern haben im Lauf des letzten Jahrs wiederholt die Verkündiger des Evangeliums aufgesucht. Etliche sind zum Glauben durchgedrungen und haben die Taufe begehrt, andere bitten, daß man doch für sie und mit ihnen um den Geist der Märtyrer flehe, und von Vielen ist zu hoffen, daß sie den Herrn ernstlich suchen. Ihrer 50 behandeln den nestorianischen Prediger geradezu als ihren Pastor. Der Tod, dem noch jeder Uebertretende ins Angesicht zu sehen hat, hält Viele zurück, aber die Ge-

legenheit, das Kreuz zu verkünden, ist wunderbar erweitert und sollte nicht unbenützt bleiben; denn hätten je auch Einige ihren Glauben mit ihrem Blut zu besiegeln, so würde dieß gewiß den Sieg des Evangeliums nur beschleunigen.

„Mit einer bisher nie da gewesenen Theilnahme hören die Muhammedaner jetzt den Gesprächen der Christen über religiöse Fragen zu. Die Gelassenheit, mit der sie ihre eigene Religion angreifen lassen, erregt allgemeines Staunen, und sie selbst können nicht umhin, ihre Verwunderung über diesen Wechsel innerhalb weniger Jahre auszudrücken. Nicht selten werden die persischen Vorleser der Missionare, wenn sie über den Marktplatz von Urumia gehen, aufgefordert, doch stille zu stehen und aus dem N. T. vorzulesen oder seine Lehren zu besprechen. — Noch graut zwar erst der Morgen, aber er verheißt doch den nahenden Tag. Ob früher oder später, wird der Sonnenaufgang zwar sicher mit Blut bezeichnet sein, aber dennoch möchten wir sein Kommen beschleunigen."

Angesichts der geöffneten Thüren soll die „nestorianische Mission" der amerikanischen Brüder fortan die „persische" heißen. Aber für all' die Arbeit unter Nestorianern, Armeniern, Moslems und Juden, für die Anforderungen der Presse und des Seminars und die Oberleitung der eingebornen Lehrer besteht bis jetzt nur die Eine Hauptstation Urumia mit drei Theologen und einem Arzt, nämlich Miss. Cochran (seit 1848); Miss. Coan und Gattin (seit 1849); Miss. Labaree und Gattin (seit 1860); Dr. Van Norden und Frau (seit 1866) und Frl. Dean (seit 1868). Und dazu brachte eine der letzten Posten die Nachricht, daß unter der erdrückenden Last ihrer Arbeit die Missionare Coan und Labaree beide erkrankt seien und sammt Cochran vielleicht bald an die Heimkehr denken müssen. So scheint dem von der Nordwestspitze Persiens aus begonnenen Werke eine zeitweise Verwaisung zu drohen gerade in dem Augenblicke, da sich ihm das ganze Reich erschließt und auch seine westlichen Ausläufer auf türkischem Gebiet weiterer Pflege bedürften. Die ganze Region, welche die ältesten Wohnsitze des menschlichen Geschlechts umfaßt, vom Fuß des Ararat und den Ufern des caspischen Meers im Norden bis hinab zu denen des Euphrat und Tigris mit den Hauptstädten und Ruinen fast eines Dutzends alter und neuer Reiche und den merkwürdigsten Denkmälern des orientalischen Alterthums, harrt jetzt der Verkündigung des Evangeliums. Noch immer findet

man an diesem Völkerherde Semiten, Hamiten und Japhetiten vertreten in den semitischen, turanischen und arischen Stämmen, deren Sprachen sich gleichfalls hier kreuzen, so daß eine sie Alle berücksichtigende Mission sich eigentlich mit sechs Sprachen, dem Syrischen, Armenischen, Türkischen, Persischen, Kurdischen und dem von den Juden gesprochenen Dialekt befassen müßte. Kein Wunder, daß der congretionalistische Board of Missions, der die nestorianische Mission begonnen hatte, gerne auf eine Theilung der Arbeit mit der presbyterianischen Schwestermission eingieng!

Die Presbyterianer haben nun die bisherigen Missionare alle übernommen, den einzigen Labaree ausgerechnet, der im Namen des amerikanischen Board die Arbeit vornehmlich unter den Armeniern fortsetzen soll. Zwei jüngere Männer, Stocking, der Sohn des verstorbenen Missionars, und Bassett mit Frauen und einer Lehrerin sind am 9. August 1871 zur Verstärkung der nestorianischen Mission von Newyork abgesegelt, und ein weiterer Nachschub soll 1872 folgen. Eine der Lehrerinnen soll Türkisch lernen, um Zutritt zu den muhammedanischen Familien im nordwestlichen Persien zu gewinnen, bei denen das Türkische vorherrscht.

---

6. Der Engländer Bruce in Ispahan ꝛc.

Während noch die amerikanischen Missionsgesellschaften ihre Hilferufe nach mehr Arbeitern für Persien erlassen, hat der Herr ungesucht von einer andern Seite her einen solchen gesandt. Miss. Bruce hatte im Dienst der englisch kirchlichen Gesellschaft zehn Jahre hindurch im Pandschab unter Muhammedanern gearbeitet und dann hauptsächlich der Gesundheit seiner Frau wegen eine Erholungsreise in die Heimat machen müssen. Um die für seine Arbeit im Pandschab so unerläßliche persische Sprache noch gründlicher zu lernen, erbat er sich von seiner Kommittee, daß sie ihm vor der Rückkehr dorthin einen längeren Aufenthalt in Persien gestatte, das ja ohnehin in beständigem Wechselverkehr mit Indien steht. Von den 40 armenischen Priestern Ispahans z. B. sind nicht weniger als 20 zu irgend einer Zeit einmal in Indien zu finden. Sie verweilen dort, bis sie einige Ersparnisse gemacht haben, und kehren dann wieder

zu den Ihrigen zurück, um den Rest ihres Lebens bei ihnen zu verbringen. So reicht eine Kette von einem dieser Länder ins andre hinüber, daß wenn ein Ende derselben einmal von dem elektrischen Strom lebendigen Christenthums berührt würde, die Rückwirkung davon bald auch am andern Ende fühlbar wäre.

Bruce's Bitte wurde gewährt, und wunderbar erholte sich in Persien die Gesundheit seiner Gattin, welche die Heimatluft nicht herzustellen vermocht hatte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Teheran machte er Okt. 1869 einen Besuch in Hamadan, dem alten Ekbatana.

„Kein Rest von alten Bauten erinnert an die vergangene Größe dieser ältesten Stadt Persiens. Nur etliche niedre Hügel auf verschiedenen Seiten des jetzigen Klumpens von Erdhäusern, die unverkennbare Spuren davon tragen, daß sie einst überbaut waren, und das Grabmal „Esthers und Mardochais" (!) wecken noch das Andenken an die Tage eines Ahasveros und Darius. Von einem der vielen Hügel im Nordosten der Stadt betrachtet, liegt sie malerisch am Fuße eines hehren Gebirgszuges, dessen Hauptspitze der Elwend, sich in unbedeutender Entfernung gerade hinter ihr erhebt. Rings umher sind zerstreute Weinberge und Pappelgruppen, die jedesmal ein durch einen Gebirgsbach bewässertes Dorf umschließen. Früchte sind im Ueberfluß vorhanden. In einem Gebirgsthal, etwa drei Stunden hinter der Stadt, gerade am Fuße des Elwend, sieht man zwei noch vortrefflich erhaltene, 9 Fuß hohe und 6 Fuß breite Steintafeln mit Inschriften in schöner Keilschrift aus Darab Schah's (König Darius) Zeit. Andre sehenswürdige Inschriften befinden sich in einigen Höhlen der Nachbarschaft. Das Grabmal selbst ist ein armseliges Gebäude, in dem zwei hölzerne Sarkophage mit anscheinend sehr alten hebräischen Inschriften stehen. Auch an den Wänden des Gewölbes befinden sich hebräische Inschriften. Esthers Sarkophag trägt als Inschrift Vers 29 und 30 aus Esther 9 und den 1. Vers des 10. Kapitels; daneben aber, wie auch der des Mardochai, das Psalmwort: „Darum freuet sich mein Herz und meine Ehre ist fröhlich, auch mein Fleisch wird sicher liegen. Denn du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen und nicht zugeben, daß dein Heiliger verwese."

Noch heute leben etwa 600 jüdische Familien in Hamadan. Nach ihnen käme der jetzige Name der Stadt von Hamedatha, dem

Vater ihres Feindes Haman her, was natürlich ein bloßes Mährchen ist. Bruce sprach in einer der dortigen Synagogen einmal zu einer ungemein aufmerksamen Versammlung von 500 Männern, Frauen und Kindern. Als er es aber zum zweiten Mal versuchen wollte, ließen ihn etliche Schreier nicht mehr zum Wort kommen. Das gemeine Volk da verstehe ja doch nichts, behaupteten sie; Bruce möge sich nur an die Unterrichteten und Gebildeten wenden. Vergeblich entgegnete er, daß nach dem Propheten Jesaias der Messias gesandt sei, den Elenden zu predigen und die zerbrochenen Herzen zu verbinden; seine Stimme konnte nur von den Nächststehenden verstanden werden. — Auch als er an Esthers Grab darauf hinzuweisen suchte, daß unter dem „Heiligen", von dem Ps. 16, 9. 10 spreche, nur der Messias, Jesus von Nazareth, zu verstehen sei, wollten sie nicht zugeben, daß es nur Einen Heiligen gebe.

In Hamadan und den Nachbardörflein traf Bruce eine Bevölkerung von 130 armenischen Familien. Kaum läßt sich unter dem Schutt der Menschensatzungen bei diesen armenischen Christen noch etwas von der reinen Lehre Jesu erkennen. Ihre Priester sind unwissende Leute, deren Kenntnisse kaum ausreichen, die vorgeschriebenen Gebete in der dem gemeinen Volk unverständlichen altarmenischen Sprache zu lesen. Diese theils im Namen Jesu an Gott selbst, theils aber auch an die Jungfrau Maria und andre Heilige gerichteten Gebete werden überdieß von dem der Gemeinde den Rücken kehrenden Priester so leise herunter gemurmelt, daß kaum irgend ein Glied derselben ein Wort davon versteht. —

Aber schönere Zeiten sind für diese herabgekommene Kirche im Anbruch. Ihre Priester widersetzen sich nicht nur nicht der Verbreitung der h. Schrift in der heutigen Volkssprache, sondern heißen auch Prediger des Evangeliums in ihren Kapellen willkommen. Bruce selbst war schon in der Hauptstadt Teheran von einigen angefaßten Seelen, in deren Hand die h. Schrift gekommen war, ersucht worden, sie doch weiter darin zu unterrichten. Seine ersten Versuche, sie zu diesem Zweck Sonntags zu versammeln, waren aber theilweise an einer gewissen Indolenz der guten Leute, theilweise an seiner eignen noch sehr unvollkommenen Kenntniß des Persischen und Armenischen gescheitert. Nachher hatte der Ausbruch der Cholera einige seiner wärmsten Freunde zerstreut, und Krankheit ihn selbst eine Zeitlang niedergeworfen. Hier aber gieng ihm erstmals der Mund recht auf.

Etwa 15 Personen hatten da durch einen Kolporteur aus Urumia Bibeln erhalten, und waren nun so verlangend nach Unterricht, daß Bruces ganze Zeit mit Unterredungen über göttliche Dinge, Bibelstunden und Predigten in der armenischen Kirche ausgefüllt war.

Am 24. Oktober fanden sich, nachdem er ihnen das Wort des Lebens etliche Wochen ausgelegt hatte, 13 Personen auf seinem Zimmer ein, um von ihm das heilige Abendmahl zu empfangen, und die dreizehnte unter ihnen war der Priester selbst! Er nahm am Genuß des h. Abendmahls nicht Theil, da er es schon in der Kirche genossen hatte, wollte aber doch dabei sein und sich an die Gebete anschließen. Da Bruce es schwer fand, die sich zur Vorbereitung bei ihm Einfindenden in eigener Person gründlich zu prüfen oder ihnen die Selbstprüfung, welche das Evangelium fordert, recht anschaulich zu machen, schrieb er 13 Punkte auf, die jeder durch ein zweimaliges Amen beantwortete. Sie lauteten:

„1. Ich glaube, daß wie Gott selbst, so auch sein Gesetz unendlich heilig ist, und daß ich, sammt allen Menschen dadurch der Sünde überwiesen und ein Kind des Zorns bin, das durch sein eignes Verdienst keine Gnade erlangen kann.

„2. Ich bekenne, daß ich nicht nur eines, sondern alle Gebote Gottes beständig übertreten habe.

„3. Ich glaube, daß Jesus Christus, der Sohn Gottes, ein allgenugsamer Erlöser auch für den größten Sünder ist.

„4. Ich glaube, daß Jesus Christus alle meine Sünden und den Zorn Gottes und die Strafe meiner Schuld auf sich genommen hat, und in Ihm Gott ewiglich mein lieber Vater sein will.

„5. Ich verspreche im Angesicht Gottes, Allem zu entsagen, wovon ich weiß, daß es Ihm mißfällt, und Jesus fest als meinen Heiland zu ergreifen und darnach zu streben, daß ich in Ihm bleiben möge.

„6. Ich verspreche, dem Trunk zu entsagen u. s. w.

„7. Ich verspreche, dem Ehebruch, der Hurerei und allen unreinen Werken zu entsagen u. s. w.

„8. Ich verspreche, in meinem täglichen Beruf alle Unredlichkeit und Betrügerei zu meiden u. s. w.

„9. Ich sage feierlich der Zauberei und allen Amuletten ab u. s. w.

„10. Ich glaube an Jesus als den einzigen Mittler und Fürsprecher und will nie mehr durch die Vermittlung von Bildern oder

Heiligen, sondern einzig und allein im Namen Jesu Christi zu Gott beten.

„11. Ich will meine Familie in der Bibel unterrichten und darnach streben, daß mein ganzes Haus in Sachen der Religion nur dem Evangelium gehorche.

„12. Ich glaube, daß der Befehl Christi, Sein Evangelium zu verkünden, auch mir gilt, und will suchen, mit Gottes Hilfe ihm nachzukommen.

„13. Ich glaube, daß der Leib eines wahren Christen ein Tempel des h. Geistes ist, und will unablässig darum beten, daß Gott die Menschen mit Seinem Geist erfüllen möge.

„Ich bekenne und verspreche dieß nicht im Vertrauen auf meine eigne Kraft, sondern im demüthigen Glauben, daß Gott um Jesu willen mir Seine Gnade schenken wird."

Auch die armenische Schule besuchte Bruce in Hamadan und hatte Freude am Lehrer wie an den Schülern. Die Art und Weise, wie Ersterer die größtentheils im alten Dialekt geschriebenen Bücher erklärte, machte seinem Zuhörer den Eindruck, daß er hier einen sehr bildungsfähigen, hoffnungsvollen Mann vor sich habe. Seine 20 Schüler waren aber die einzigen Söhne der 130 christlichen Familien, welche regelmäßigen Unterricht genossen.

Bruce's armenische Freunde in Hamadan waren es ferner, durch die er zuerst mit Anhängern der Daudi-Sekte (S. 12) bekannt wurde. „Sie sind sehr unwissend, bilden aber einen wichtigen Bestandtheil der Bevölkerung Persiens und hassen und fürchten die Moslems. Vor einiger Zeit soll der König den Gedanken an ihre Ausrottung bewegt, bei näherer Erkundigung sich aber überzeugt haben, daß sie viel zu zahl- und einflußreich seien, als daß er dieß unternehmen könnte. Sie finden sich in allen Theilen des Landes und sollen nach Hunderttausenden zählen. Sie betrachten David als den größten Propheten, wagen aber aus Furcht vor den Muhammedanern nicht, es laut zu gestehen, wie viel mehr sie sich dem Christenthum als dem Islam zuneigen. Mehrere von ihnen besuchten mich, und die kleinen Theile der h. Schrift, welche die Güte der Traktat-Gesellschaft mich in den Stand gesetzt hatte, in London in persischer Sprache drucken zu lassen, waren mir dabei von großem Nutzen. Sie nahmen sie verlangend an, wünschten aber ganz besonders die persischen Psalmen. Unglücklicherweise ist die bis jetzt

vorhandene Uebersetzung derselben durch die massenhafte Beimischung arabischer Wörter schwer verständlich."

Den Muhammedanern gegenüber schien zunächst die Thüre noch verschlossen; doch bemerkte schon in Hamadan Bruce mit Freuden, daß Manche unter ihnen sich zu den bibellesenden Christen etwa stellten, wie einst die Proselyten aus den Heiden zu den Juden. „Ich besuchte einen sehr angesehenen Kaufmann. Im Lauf des Gesprächs sagte er, die Juden seien doch tief gesunken und befinden sich jetzt in einem sehr herabgekommenen Zustand. Ich erwiederte: 'Gewiß, denn sie gehorchen Menschensatzungen mehr als dem Alten Testament.' Darauf er: 'Die Muhammedaner sagen, euer Altes Testament sei nicht ächt; ich aber weiß, daß es das ist.' Ich: 'Die Juden in Central-Asien sind ein Beweis, daß das Alte Testament nicht, wie die Moslem sagen, zur Zeit Muhammeds verändert wurde, denn das ihre stimmt ganz mit dem unsern überein, obwohl wir 1800 Jahre getrennt von einander lebten.' Er: 'Das ist sehr richtig. Sage mir, steht in euren heil. Schriften etwas von unserm Propheten?' Ich: 'Nein, nirgends.' Er: 'Aber Ihr gebt doch zu, daß er ein sehr weiser und geschickter Mann war?' Ich: 'O ja, er hatte große Gaben und viel Erkenntniß u. s. w.' — Wer die Muhammedaner nicht kennt, kann sich kaum einen Begriff davon machen, welches Zugeständniß es ist, wenn ein solcher von seinem Propheten sagt, er habe viel Weisheit. In den Augen eines ächten Moslem wäre das geradezu Gotteslästerung. — Tags darauf brachte Zorab, einer der ernstesten Christen hier, mir einen sehr ansprechenden Muhammedaner aus guter Familie, der sogleich bekannte, er sei nicht von Herzen Moslem, sondern forsche eifrig im Neuen Testament und verlange Unterricht darin zu unterhalten."

Wären nicht gerade jetzt einige eingeborne Sendboten der amerikanischen Missionare zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt nach Hamadan gekommen, Bruce hätte es für seine Pflicht gehalten, bei diesen heilsbegierigen Seelen zu bleiben und vorerst auf seinen beabsichtigten Besuch in Ispahan zu verzichten. So aber brach er wirklich dorthin auf und gewann bald die Ueberzeugung, daß er hier wohl den geeignetsten Missionsposten in ganz Persien gefunden habe, da die armenische Vorstadt Dschulfa einem Verkündiger des Evangeliums einen geschickten Stützpunkt bietet, ihn unnöthiger Oeffentlichkeit entzieht und wahrheitssuchenden Muhammedanern ge-

stattet, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen, ohne alsbald die Aufmerksamkeit ihrer Glaubensgenossen zu erregen. — Leider gieng Bruces interessanter Reisebericht und seine Schilderung Ispahans in einem Brand verloren, der die Watt'sche Druckerei in London betraf.

---

7. Die armenischen Colonien.

Es gibt im Ganzen vielleicht nur 30000 Armenier in Persien, und diese vertheilen sich auf die drei Großstädte und etwa 70 zwischen jenen liegende Dörfer. Sie sind die Kinder einer schweren Gefangenschaft. Im Jahr 1603 wars, daß etliche armenische Häuptlinge sich gegen die Türken empörten und den persischen Schah Abbas zu Hilfe riefen. Dieser kam mit einem Heere, das sich ohne Mühe in Ostarmenien festsetzte, aber dem Ansturm neugesammelter Türkenmassen kaum widerstehen konnte. So beschloß denn der Schah, durch Hunger sie von der persischen Grenze abzuhalten. Die ganze Gegend von Kars bis Bajazet und an den östlichen Euphratarm wurde in eine Wüste verwandelt und die Bevölkerung nach Osten getrieben. So geschehen im Jahr 1605.

Der Arras strömte in geschwollener Fluth, als die Menschenheerde sich ihm nahte, und alles schrie: die Türken kommen! Sofort kauerte der König am Ufer nieder und befahl das schleunigste Uebersetzen; die Säumigen zu warnen, ließ er zwei Häuptlinge der flüchtigen Armenier köpfen, und etliche andere schlagen und verstümmeln; über Offiziere und Soldaten aber ergoß er Ströme von Schmähworten, wie sie das Abendland nimmermehr erfindet oder nachlernt. Und nun begann eine unbeschreibliche Arbeit. Die Soldaten drängten trommelnd, fluchend, schreiend, tobend die armen Armenier mit Weibern und Kindern, Bischöfen und Mönchen dem Wasser zu, in welchem ihrer etliche Flöße und Boote harrten. Die Meisten fielen daneben und ertranken, namentlich die Alten und die Kinder, während die Soldaten in dem Getümmel sich noch rasch die hübschesten Frauen erkoren und dafür sorgten, daß deren Väter, Brüder und Gatten das andere Ufer nicht erreichten.

Die Ueberlebenden, etwa 12000 Familien, wurden auf unwegsamen Pfaden nach der Hauptstadt Ispahan geführt, wo man den

Reicheren eine Vorstadt jenseits des Flusses Zendirud anwies. Sie wurde von ihnen nach dem Namen ihrer Heimat Dschulfa genannt. Die Uebrigen vertheilte man in die nahen Städte und Dörfer von Irak. Noch eine zweite Menschenmasse von 10000 Familien soll später in die ungesundesten Uferstriche von Masenderan verpflanzt worden sein, wo sie bald genug dahinschwand.

Mit den blutigen Afghanenkriegen des 18. Jahrhunderts endete auch die kurze Ruhezeit, welche die Christen Iraks im 17. genossen hatten. Abgeschnitten von aller Hilfe und Sympathie, ja fast von jeder Kunde ihrer Glaubensgenossen, mußten sie unsägliche Leiden über sich ergehen lassen; ihre zwölf Kirchen stunden fast leer, und bis vor kurzem konnte man noch an den Altären die Blutspuren der Elenden sehen, die vor jenen niedergemetzelt worden waren. Daß mancher Christ in diesen Zeiten gräulicher Verwirrung seinem Glauben untreu wurde, während alle, die bei ihm ausharrten, in Armuth, Schmutz und Unwissenheit versanken, wird wohl keinen unserer Leser höchlich verwundern.

Jetzt haben sie sich in den Städten wieder zu einem ziemlichen Grad von Wohlstand und Bildung emporgearbeitet, Dank der zähen, betriebsamen Art des an Leiden, Biegen und Schmiegen gewöhnten Volkes. Gar ärmlich aber ists mit den Armeniern in den Dörfern bestellt, da darf sich der Reisende nicht wundern, wenn der armenische Bauer ihn treuherzig fragt: „Ists wahr, daß der Zar von Rußland ein Moslim geworden ist? Hat wirklich die Lehre Muhammeds beinahe die ganze Welt erobert? Unsere Nachbarn sagen uns so, und wie können wir etwas davon wissen?“ Die wenigen Priester, die ihnen verblieben sind, murmeln mit Mühe die Gebete in der todten Sprache her, und vermögen kein Wort davon zu übersetzen. Man fragt sie z. B., wer die Evangelien geschrieben habe, und sie antworten: „das haben wir noch nie gehört, auch kein Priester weiß das. Wir sind alle in der Irre, Schafe und Hirten gleicher Weise.“ Auf die Frage, warum Christus am Kreuze gelitten, bedachte sich ein Priester längere Zeit, ehe er sich zu der Aeußerung entschloß: „Wallah! Ich weiß es nicht; wahrscheinlich hatte er ein Verbrechen begangen, für das er gestraft wurde.“

Es ist aber ein sehr zartes Band, das den Missionar in muhammedanischen Ländern mit Allen verknüpft, die auch nur den Namen Christi noch tragen. Wie die Nestorianer, stehen diese christ-

lichen Bauern unter Feudalherren, welche das Land besitzen und ihre Untergebenen häufig mit empörender Härte behandeln. Da halten sie sich denn an ihre Fasten und Ceremonien, reden von Christo als ihrem Propheten, gerade wie die Juden von Mose, die Muselmanen von Muhammed, und leben im Uebrigen wie ihre Nachbarn, bald in wilden, bald in zeitweiligen Ehen, während sie viel vom moslimischen Geiste unbewußt in sich aufnehmen. Nur mit Schauder kann man an ihre Lage in Zeiten des Hungers und der Seuchen denken.

Gerade diese Dorfbewohner aber, entfernt von den Sitzen priesterlicher Hoffart, stehen dem Evangelium am offensten. In den letzten drei Jahren haben nestorianische Colporteure fast alle diese Ortschaften besucht, und sie auffallend gastfrei und für die evangelische Botschaft empfänglicher gefunden, als selbst die Nestorianer sich am Anfang erwiesen. In den meisten Fällen waren die Colporteure bis tief in die Nacht von ganzen Gemeinden umringt, die augenscheinlich ihr schreiendes Bedürfniß nach etwas wie Unterweisung tief fühlten. Wie froh wären sie an Lehrern! Kämen solche, so dürften bald Kirchen von einsichtsvollen und selbständigen Christen erstehen.

Indessen ist in den Städten der Geist verständigen und geistlichen Forschens bereits erwacht. Darunter steht allen voran die größte Gemeinde, die in Ispahan, welche etwa 1000 Häuser umfaßt, mit den Armeniern Indiens in inniger Gemeinschaft steht und sich dem Einfluß christlicher Lande bereitwillig aufschließt. Auch in Teheran befindet sich eine zunehmende armenische Bevölkerung, die schon öfters sich einen eigenen Missionar erbeten hat.

Doch Hamadan ist der Ort, an welchem bereits eine wunderbare Vorarbeit gelungen und so weit gediehen ist, daß man der Mission eine schöne Zukunft versprechen kann. Ein Häuflein treuer Brüder, voll Eifer und Liebe, verlangend nach Unterricht und bereit sich leiten zu lassen, ist bereits gesammelt. Menschen haben dabei weniger gethan, als irgendwo sonst; denn nur sechs Monate lang war Hamadan als Außenstation besetzt gewesen, als schon die Früchte reiften. „Die Mittel, welche Gott in den Tagen der Apostel zusammenwirken ließ, um Seine Liebesabsichten zu erreichen, waren nicht merkwürdiger, als die wunderbare Art, auf die Er sein Evangelium hier gepflanzt hat," schrieb Miss. Shedd noch 1869. „Der

Erfolg davon ist, daß in der Stadt selbst der evangelische Einfluß bereits die Oberhand gewonnen hat. Ein armenischer Prediger, der sich dran machte, das zersplitterte Werk zu konzentriren, könnte schnell eine Gemeinde von 50—60 lebendigen und rührigen Christen sammeln."

„In Hamadan selbst stehen nur 35 armenische Häuser; das nicht ganz eine Stunde entfernte stattliche Dorf Schawarine aber zählt deren 100, in denen die Wahrheit eine Stätte gefunden hat und die Ernte reif ist für den Schnitter. Unsere Colporteure haben während ihres Aufenthalts in Hamadan drei Rundreisen in den angrenzenden Bezirk gemacht und etwa 40 verschiedene armenische Dörfer besucht. Mit seltenen Ausnahmen wurden sie allenthalben herzlich willkommen geheißen. Manche beklagten, daß sie nicht schon früher gekommen seien, und Priester und Laien luden sie ein, in ihren Kirchen zu predigen. Nicht wenige Seelen fanden sich, die schon auf einen gewissen Grad zur Erkenntniß gekommen, nun ernstlich verlangten, im Weg des Lebens unterwiesen zu werden. Häuflein von 30—50 Personen fragten bis tief in die Nacht hinein unsre Gehilfen aus und horchten oft, ohne daß sich auch nur Eine Stimme des Widerspruchs erhob, ihren Schrifterklärungen zu. Mit etwa 2000 Personen mögen sie auf diesen Reisen verkehrt haben."

Im Herbst 1870 wurde sodann ein nestorianischer Prediger mit seiner Gattin nach Hamadan abgeordnet, und dieser schreibt: „Im März und April hat meine Arbeit einen seltenen Aufschwung genommen. Die Versammlungen am Sonntag wurden von etwa 70 Hörern besucht, deren viele entschiedene Gegner gewesen waren. Die regelmäßigen Besucher scheinen sehr nachdenklich und forschen ernstlich nach dem wahren Weg des Lebens. Nur 5—6 alte Weiber gehören zu ihnen, die noch nicht lesen können. Alle Jünglinge, ja auch die meisten Frauen fiengen im Herbst mit ihren ABCbüchern an und können nun in der Bibel lesen."

Umsonst ist es gewiß nicht, daß Gott diese Ausläufer der Christenheit so weit ins Morgenland, mitten unter die Muhammedaner verschlagen hat. Sie können dort dem Missionar einen Weg bahnen, den er in anderer Weise gar nicht zu bereiten vermöchte. Auch schrieben die armenischen Brüder von Hamadan, wie doch dort unter den Juden, ketzerischen Sekten und Muhammedanern, welche sie umringen, sich ein so weites und offenes Arbeitsfeld ausdehne. So hat

denn die presbyt. Missionsgesellschaft in Amerika bereits 1870 es feierlich als ihre Pflicht erkannt, die Armenier und die muhammedanischen Sekten von Mittelpersien in den Bereich ihrer Arbeit zu ziehen, mittelst Errichtung einer Station in Hamadan. Hat dort inzwischen der Schnitter Tod reichliche Ernte gehalten, so ists gewiß an der Zeit, daß auch für Christum daselbst geerntet werde.

---

8. Ueber die Hungersnoth

berichtete Bruce am 30. August 1871, nachdem der persische Gesandte in London die Thatsache mit persischer Stirne abgeläugnet hatte, Folgendes:

„Persien ist drei Jahre hindurch von Dürre heimgesucht worden. Der im Lande befindliche Vorrath an Korn kann wohl ausreichen bis zur nächsten Ernte, aber weiter nicht. Sollte indeß der nächste Winter wieder so trocken sein, wie die drei vorigen, so wäre die unausbleibliche Folge davon eine noch viel größere Noth, als die kaum erst überstandene, und doch wird keinerlei Vorsorge zur Herbeischaffung von Lebensmitteln getroffen. Die schwersten seitherigen Drangsale fielen in die Monate Februar bis Mai 1871. In dieser Zeit war das Elend der muhammedanischen Bevölkerung über alle Beschreibung groß. Die Straßen von Ispahan, Jezd und den meisten südlichen Städten waren mit Todten und Sterbenden besäet. Reisende sahen längs der Wege hin viele, oft halb von den Hunden und Raubthieren verzehrte Leichen. Der Weg von Ispahan und Teheran war bedeckt mit der Hauptstadt zuströmenden Bettlern. Es war ein für Persien milder Winter, aber doch kamen wiederholt heftige Schneestürme vor, und man zeigte mir einen Platz, an dem wenige Tage zuvor fünf Bettler niedersanken und vom Schnee erstickt wurden. Ein eisiger, Sibiriens würdiger Wind, strich über die Gebirge und durch die Ebenen hin. Manche Stationen dieses Wegs sind volle 12 Stunden lang, ohne daß irgend ein Haltplatz es ermöglicht, die Tagereise abzubrechen. Hunderte von Frauen und Mädchen, in Lumpen gehüllt, die kaum ihre Blöße deckten, durchwanderten im Schneesturm die lange Wüste und die Gebirgspfade und lagen bei Nacht auf dem kalten Pflaster der Karawanserais,

in denen zuweilen für Menschen und Thiere keine andre Nahrung zu finden war, als das für Pferde und Maulthiere zerhackte Stroh. Die meisten Postpferde verhungerten auf diesem Wege und sind seither noch nicht wieder ersetzt worden. Selbst die königlichen Postboten müssen in Persien jetzt zu Fuß gehen oder sich gemietheter Maulthiere bedienen. Ihr, die Ihr in Euren Wagen erster Klasse behaglich reiset, o gedenket der Waisen und Wittwen, die bei Tag zu Fuß 12 Stunden durch den Schnee zurücklegen, und sich Nachts ohne Abendessen und Bett niederlegen!

„Blut wurde an den Fleischerbuden von Ispahan voll Begierde verlangt und verschlungen; alte Lederflaschen für Schmalz ꝛc. verkaufte man als Speise; Bettler saßen oft am Wege und aßen zerhacktes Stroh; mitunter sah man auch noch im letzten Augenblick gekauten Klee oder Gras aus dem Munde der Todten fließen wie bei Kameelen. Von geschlachteten Kindern hörte man vielfach erzählen. Des Königs Schwiegersohn, der in jenen Monaten Gouverneur von Jezd, einer Stadt von nicht ganz 50,000 Einwohnern war, sagte mir, daß dort 20,000 Menschen Hungers gestorben seien. Der betrübendste Zug des ganzen Schauspiels aber war die grenzenlose Gleichgiltigkeit der Muhammedaner überhaupt, so wie der Regierung gegen das Elend der Armen.

„Während dieser Hungersmonate bildete Dschulfa, die armenische Vorstadt Ispahans, einen wohlthuenden Kontrast zu dem rings umher herrschenden Elend. Die armenischen Christen, deren Vorfahren (um 1615) von Dschulfa am Araxes nach Ispahan gebracht wurden, sind seither immer von den Persern bedrückt worden, und man hätte darum erwarten können, sie in noch tieferem Elend zu finden als das herrschende Geschlecht. Das war aber keineswegs der Fall. Ihre Brüder in Indien, Tebris und andern Orten sandten ihnen bedeutende Unterstützungen, wovon ein großer Theil darauf verwendet wurde, den Armen Beschäftigung zu geben. In den Straßen Ispahans jenseits des ausgetrockneten Bettes des Zendirud sah man nur Trümmer, Elend und Tod — in Dschulfa dagegen Haufen fröhlicher, wohlgenährter Arbeiter, die mit der Verbesserung ihrer Stadt beschäftigt waren. Die einzigen hagern Gestalten, denen man dort begegnete, waren die von Ispahan herüber gekrochenen Bettler.

„Verglichen mit Moslemstädten ist Dschulfa das Paradies,

sagen nun die Muhammedaner. Auf Viele zwar machten die den Christen zu Theil gewordenen Segnungen denselben Eindruck, wie einst die Auferweckung des Lazarus auf die Pharisäer, aber unter einer großen Zahl wurde dadurch auch ein Geist des Forschens nach Wahrheit geweckt. Wäre der Uebertritt zum Christenthum in Persien nicht noch immer ein todeswürdiges Verbrechen, so kämen Viele öffentlich herbei. Ein von den muhammedanischen Priestern gegenwärtig mit Vorliebe angeführter Ausspruch ihrer Traditionen, der sich aber oft gegen sie selbst kehrt, lautet: 'Die Welt ist das Gefängniß der Gläubigen, der Himmel das der Ungläubigen.' 'Seid gutes Muths,' sagen sie, 'den Christen gehört diese Welt, uns die nächste.' Da aber eben diese Priester Korn genug haben und alles Geld, das der König den Stadtarmen sandte, selbst einsteckten, leuchtet diese Lehre ihren Zuhörern nicht ganz ein, und einmal entgieng ein berühmter Priester Ispahans nur mit knapper Noth seiner sich gegen ihn erhebenden Zuhörerschaft. Er hatte im April, da Tausende Hungers starben, einen großen Haufen Volks in der Hauptmoschee der Stadt versammelt und, während die abgezehrten Gesichter vor ihm sehnsuchtsvoll ein Wort des Trostes aus seinem Munde erwarteten, sie zu dreitägigem Fasten aufgefordert mit dem Versprechen, hernach dann um Speise für sie zu beten. 'Was willst du mit deinem Fasten', schrieen da Alle einstimmig, 'wenn wir am Verhungern sind?' — Manche meinen auch, Bedrückung und Vernachlässigung sei nicht der Weg, die nächste Welt zu erlangen; und gewiß das sichere Mittel, die diesseitige zu verlieren.

„Nie ist der Islam seinen Anhängern in ungünstigerem Lichte erschienen als in dieser Nothzeit, da Niemand sich regt, dem Hunger und Elend zu steuern, während ¾ der Einwohner zu Bettlern geworden sind.

„Seit Mitte Mai hat die Noth sich etwas vermindert. Es reiften zuerst Früchte und Gemüse, hernach die Ernte. Obgleich die Preise für die Erntezeit von einer unerhörten Höhe sind, ist jetzt doch wenigstens gutes Brod zu haben; auch die Aermsten finden irgend etwas zu essen, und Fälle von Hungertod sind gegenwärtig selten. Aber dennoch kann man selbst jetzt nicht durch die Straßen Ispahans gehen, ohne daß das Herz blutet beim Anblick so vielen Elends. Und dazu sind die Aussichten für kommenden Winter noch viel schlimmer, als voriges Jahr. Die Masse der Bevölkerung ist

in die tiefste Armuth versunken, und die Regierung thut nichts. Die Leute haben letztes Jahr buchstäblich Alles verkauft, was sie hatten: Betten, Teppiche, Thüren und Fenster, so daß ihnen rein nichts übrig blieb. Die Aermsten sind Hungers gestorben; jetzt ist die Reihe des Elends an den mittleren Klassen, und dabei gibt es keine Beschäftigung, und es besteht weder Handel noch Cirkulation des Geldes.

„Vor etlichen Jahren äußerte ein in Dschulfa lebender Engländer den Wunsch, einen armen Christen zu sehen; da wurde als die einzige unter den Armeniern zu findende Bettlerin, ein blindes Weiblein zu ihm geführt. Bei der jetzt von dem Hilfs-Comite gemachten Aufnahme aber hat sich herausgestellt, daß unter einer Einwohnerzahl von 2719 Seelen nicht weniger als 1000 einzig auf die ihnen zu Theil werdenden Unterstützungen angewiesen sind. Und das unter den Christen, die so viel besser daran sind, als die Muhammedaner! Durch die Güte einiger christlichen Freunde in Kalkutta hat neben dem Unterstützungsfond für die Armenier sich auch ein allgemeines Hilfs-Comite für die Armen aller Religionen gebildet. Bis jetzt reichen die Mittel beider kaum für die christlichen Armen allein aus.

„Während der Frühlingsmonate fand eine wöchentliche Austheilung von Gaben unter die muhammedanischen Armen statt. So groß war die seitherige Mißregierung in Persien, und auf so vielfache Weise bedrückten die Perser die Armenier, daß jeder Versuch, sich der Perser systematisch anzunehmen, mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist. Nur ein Engländer konnte überhaupt sich damit befassen; ein Armenier dürfte es nicht wagen. Einmal, als ein Haufen von hundert verhungernden Muhammedanern sich um das Missionshaus versammelt hatte, starb ein Kind in den Armen seiner Mutter. In der Hoffnung, durch ihre Verrätherei Geld zu erlangen, erhob die Mutter bei dem hohen Priester Ispahans Klage gegen uns. Ersterer ließ sich durch einen Boten nach der Ursache vom Tode des Kindes erkundigen. Ich sandte ihm die Antwort zurück: sobald er mir sagen werde, warum täglich Hunderte in Ispahan sterben, während doch in Dschulfa kein einziger Christ sterbe, werde ich ihm auch die Ursache vom Tode des Kindes sagen. — In diesem Augustmonat stürzte sich ein verhungerndes Mädchen in der Nähe des Missionshauses in einen Brunnen. Sie wurde unverletzt wieder

herausgezogen; die Armenier aber waren in der größten Sorge, die Muhammedaner könnten sie nun beschuldigen, das Mädchen hineingeworfen zu haben, und ihnen ihre Stadt niederbrennen. Sie wurde sogleich ins Missionshaus gebracht, wo sie schnell wieder zum Bewußtsein kam. Kein Armenier hätte gewagt, sie in sein eigenes Haus zu nehmen, ja sie fanden es schon übereilt, sie ins Missionshaus zu bringen. — Mehrere muhammedanische Waisenkinder leben und schlafen in den Straßen Dschufas, weil ihre eignen Glaubensgenossen sie verstoßen haben und die Armenier sich ihnen freundlich bezeugen; aber keiner von diesen letzteren würde es wagen, ihnen ein Obdach anzubieten, aus Furcht, man beschuldige ihn alsbald der Proselytenmacherei. Eines dieser Waisenmädchen wurde auch ins Missionshaus gebracht, um die aus dem Brunnen Gezogene zu pflegen; schon am andern Tag ertappte man sie aber als Diebin und schickte sie wieder fort. Um ihre Schuld zu verbergen, gieng sie nun zu den Muhammedanern und sagte diesen, der Missionar habe sie zur Christin machen wollen, indem er sie gezwungen habe, Wein zu trinken, darum sei sie davon gelaufen!

„Bis jetzt aber hat unter Gottes Segen der englische Name mehr als genügt, uns vor den schmutzigen Ränken der Priester zu schützen, und der Herr hat uns Gnade geschenkt, ohne ein wirkliches Hinderniß oder einen Grund zur Beunruhigung, am leiblichen und geistlichen Wohl dieses Volkes zu arbeiten. Erst diesen Nachmittag bat mich, als ich durch einen von der Christenstadt entfernten Theil Ispahans ritt, ein augenscheinlich dem Verhungern nahes Weib um ein Almosen. Ich hatte gerade nichts bei mir; ein junger Mann aber, der in der Nähe stand, sagte: 'Gott segne Sie! Ihr Volk hat mehr Erbarmen als das unsre.'

„Da die Noth des Volks mehr vom Mangel an Beschäftigung, als vom Mangel an Korn herrührt, hat das Hilfs-Comite, dessen Sekretär ich bin, beschlossen, die ihm zur Verfügung stehende Summe, so weit möglich, dazu zu verwenden, den Leuten Arbeit zu verschaffen. Zu diesem Zweck wollen wir einen Kanal anlegen, um Wasser von den Bergen nach Dschulfa zu leiten. Diese Kanäle, die man in Persien Kāriz (arab. kanāt) nennt, sind die Lebensquelle der Hälfte des angebauten Landes inmitten dieser weiten Einöden. Sie werden vom Fuße eines Gebirgszugs unterirdisch weiter geführt. In unsrem Fall ist nur anderthalb Stunden südlich von Dschulfa

ein malerischer, niedriger Bergzug. Am Fuße desselben bestehen bereits zwei Brunnen, in denen 16 Fuß unter der Erde sich ein reicher Vorrath guten Wassers findet. Dschulfa liegt 42 Fuß tiefer als der Rand dieser Brunnen. Nun sollte je 150—300 Fuß von einander entfernt eine Reihe von Brunnen gegraben und durch einen unterirdischen Gang mit einander verbunden werden, bis endlich, wenn derselbe die Oberfläche erreicht, sich ein Bach über das Land ergießt. Das Graben dieses Kanals würde etwa 1000 Pf. St. kosten, täglich etwa 200 Armen Beschäftigung geben, und nach seiner Vollendung jährlich 300—400 Pf. St. eintragen. Das Einkommen Persiens könnte durch die Vermehrung solcher Kanats verdoppelt werden, aber nichts geschieht weder durch Neubauten, noch durch Reinigung und Instandsetzung der alten Kanäle, noch durch Anlegung von Straßen, der Bevölkerung Arbeit und dem Lande Korn zu verschaffen. Ein einziger solcher Kanal genügt oft, eine verödete Ebene in ein blühendes Dorf mit Weingärten und Kornfeldern — eine Oase in der Wildniß zu verwandeln. Der Ertrag des für Dschulfa beabsichtigten Kanals soll dessen Bewohnern zu gut kommen und zur Gründung guter Schulen für Christen und Muhammedaner verwendet werden.

„Schon jetzt, während die Ernte kaum eingebracht ist, ist Ispahan beinahe so übel daran, wie vorigen Winter im Januar, und wenn nicht Gott nach Seiner Güte in unvorhergesehener Weise dazwischen tritt, muß die Noth bis zum Juni nächsten Jahrs von Monat zu Monat wachsen. Starke Regengüsse im Herbst oder Winter könnten etwa die Regierung und die Kornhändler veranlassen, ihre Preise niedriger zu stellen, aber das Volk hat kein Geld zum Kaufen, ob theuer oder wohlfeil."

Oberst Pelly, brit. Resident in Abuschehr am persischen Meerbusen, wunderte sich, wie die Regierung des armen, schwerheimgesuchten Landes sich erkühnen könne, die Hungersnoth zu läugnen. Am 20. September drängte sich die ausgehungerte Menge so unaufhaltsam zur Brotaustheilung, daß zwei Personen zu Tod getreten wurden. Es herrschen freilich keine Theurungspreise, aber das Volk habe weder einen Pfennig in der Tasche, noch finde es irgendwo lohnende Arbeit. Da ist er nun täglich von den Armen umlagert, denen er jeden Morgen etwa 42 fl. vertheilt.

Der größte Kenner Persiens aber, Sir Henry Rawlinson,

meint, die ärgste Noth werde nicht in den Städten und Dörfern zu finden sein, sondern unter der wandernden Hälfte der Einwohner Persiens. Diese Iljat haben nun drei Jahre gegen andauernde Dürre gekämpft, und sich mit Verlust ihres Viehs — ihrer ganzen Habe — so weit durchgeschlagen. Hilfe für den Winter finden sie nirgends. Kein Stamm vermag dem andern beizustehen, wohl ziehen sie hin und her mit ihren fieberschwachen Familien; aber ohne Pferde und Kameele die Grenze des ausgedorrten Landes zu erreichen, bleibt eine Unmöglichkeit. Wo sie hinziehen, bleichen auch ihre Gebeine im Sand der Wüste und in den ausgebrannten Thälern. Kornmagazine für solche Nothzeiten existiren nicht; Straßen, auf denen indisches Getreide eingeführt werden könnte, Haltstationen, wo die Karawanen Futter einnehmen könnten, fehlen gänzlich. Wenn im Hafen Abuschehr täglich Dutzende sterben, in Kazerun von 10,000 Einwohnern nur noch 2000 übrig geblieben sind, wie wird es erst in den Wüsten des Binnenlandes aussehen! Für den Südrand allein kann von Indien aus wirksamer Beistand geschafft werden, der dann allen zu gute kommt, die sich aus dem Innern so weit durchzuarbeiten vermögen. Erst im April 1872 wird sich einigermaßen überschauen lassen, was von Persien übrig geblieben ist.

Nach den neuesten Bombay Zeitungen*) soll nun auch, wie fast zu erwarten stand, eine neue Plage sich zu der alten gesellen. Ein falscher Prophet hat sich erhoben und kündigt an: Die erlittene und bestehende Hungersnoth sei noch gar nicht zu vergleichen mit der bevorstehenden, denn 14 Jahre lang werde sie währen, bis das Land zur Wüste werde und die Menschen wie wilde Thiere einander jagen und anfallen. Im nächsten Fastenmonat werde der König verschwinden und die Anarchie zu schrecklichem Blutvergießen von einem Ende des Landes bis ans andre den Anstoß geben. Aber Ein Glück folge sicherlich aus diesem Jammerstand: Juden, Christen und Parsis werden sämmtlich erdrückt und verschwinden vor der erneuerten Herrlichkeit des Islam. Diese Weissagung erregt natürlich die schlimmsten Leidenschaften des verhungerten, fanatischen Pöbels; und die Bekenner der fremden Religionen, die allein von ihren Glaubensgenossen Beiträge zur Linderung der allgemeinen Noth erhalten, während selbstverständlich die Muselmanen Arabiens,

*) Bombay Guardian, 4. Nov. 1871.

Indiens und der Türkei die Hände in den Schooß legen und Allah oder das Schicksal walten lassen, befinden sich in großer Bestürzung und Beklemmung.

9. Blumen sprießen in der Wüste.

Weiter schrieb Miss. Bruce aus Dschulfa, Folgendes:

„So weit unser Blick reicht, ist die Freigebigkeit aller der Freunde, die mich am Anfang meines Aufenthalts in Persien so freundlich unterstützten, nicht weggeworfen gewesen, und unser himmlischer Vater hat uns gnadenreiche Beweise gegeben, daß die Zeit gekommen ist, etwas für die Evangelisation dieses unglücklichen und schlecht regierten Landes zu thun.

„Hr. Tyler, der mit mir herauskam, und für den ich bei meinem Aufbruch nach Persien eine Kollekte veranstaltete, hat sich jetzt als Professor der englischen Sprache am königlichen Kollegium in der Hauptstadt Teheran niedergelassen. Seine Verbindung mit mir und sein eigener Ruf waren in den Augen der persischen Behörden kein Abhaltungsgrund, ihm diese Anstellung zu geben. Er hat eine Niederlage der Bibelgesellschaft und beaufsichtigt die Arbeit eines Kolporteurs, während sein fester und fleckenloser christlicher Wandel einen Lichtpunkt unter den dortigen Europäern bildet. Es ist das von großer Wichtigkeit, da ich selbst Ursache habe dem Herrn dafür zu danken, daß ich statt dorthin hieher geführt wurde, wie Sie aus Folgendem sehen werden.

„Meine l. Frau war in Indien so krank, daß sie selbst in der Heimat ihre Gesundheit nicht wieder ganz erlangte; aber das hiesige Klima sagt ihr wunderbar zu, so daß sie jetzt Kraft hat, im Unterricht meiner Zöglinge und Anderem mir tüchtig an die Hand zu gehen. Wir haben mit unsern Dienstboten und Zöglingen hier viel Segen gehabt. Während meines langen Aufenthalts in Indien hatte ich sicherlich nicht mehr als einen einzigen wirklich treuen Diener, und alle unsre Bemühungen, unsre muhammedanischen Dienstboten zu unterrichten, schienen vergeblich. Hier war es, Gott sei Dank, ganz anders, und unsre drei Diener und Schüler scheinen wahrhaft bekehrt. Jedenfalls wenigstens sind sie streng ehrlich und entschieden unter dem Einfluß christlicher Unterweisung. Sie sind Christen, drei von ihnen Armenier und einer ein Nestorianer. Kurz

ehe wir hier anlangten, war ein zu der Babi-Sekte gehöriger hiesiger Muhammedaner, ein Mann von einigem Einfluß, durch Verfolgung aus Ispahan vertrieben worden; er hatte, ehe er gieng, angefangen im Neuen Testament zu forschen. Er hat sich seither nach Konstantinopel begeben und ist dort durch Miss. Kölle getauft worden (s. Miss. Mag. 1871, S. 338). Um dieselbe Zeit und seither haben wir hier nahe an 30 Muhammedaner getauft, größtentheils nähere Bekannte von ihm, mit inbegriffen seine beiden Brüder.

„Es ist ein hoffnungsvolles Zeichen, das ich in Indien selten, wenn überhaupt je sah, daß in einigen Fällen ganze Familien getauft wurden; in andern hoffen wir die noch zurückgebliebenen Familienglieder bald nachkommen zu sehen. Wir haben keinerlei Grund zu der Annahme, es könnten sie dabei irdische Beweggründe beeinflußt haben; die meisten von ihnen kommen aus beträchtlicher Entfernung, um mich zu besuchen, und Alle setzen beim Uebertritt zum Christenthum ihr Leben und ihre Habe aufs Spiel. Ich habe in keinem einzigen Fall auch nur den leisesten Versuch gemacht, die Leute herbeizuziehen, und beschränke meine Arbeit durchaus auf mein Studierzimmer, wo mich die Uebersetzung des Neuen Testaments und die Abfassung eines christlichen Katechismus nebst andern christlichen Elementarbüchern vollauf beschäftigt. Eine der größten von allen diesen Segnungen war die Taufe meines Munschi, der mir bei der Uebersetzung der h. Schrift hilft. Er scheint mir bis jetzt der ernsteste und verständigste der neuen Christen zu sein. Ich brauche nicht davon zu reden, welcher Gewinn es ist, diese Arbeit von einem Christen gethan zu haben; aber auch abgesehen davon, ist seine Bekehrung von großer Wichtigkeit, weil die Andern sich scheuen würden, zu mir zu kommen, wenn ein Muhammedaner um mich beschäftigt wäre. Nun aber genießt er Zutrauen und Liebe von Allen.

„Wir haben durch die Hungersnoth eine furchtbare Feuerprobe zu bestehen gehabt, in der Tausende gestorben sind. Eben jetzt, da man gerade die Ernte eingebracht hat, ist das Korn verhältnißmäßig wohlfeil, aber es ist aller Grund zu fürchten, wir werden nächsten Winter eine Wiederholung der Noth bekommen, da dieses Jahr trocken, und die Ernte nicht sehr ergiebig war, und die Handelsleute durch diese Theurung so zurückgekommen sind, daß wenn die Preise nächsten Winter steigen, wieder dieselbe Stockung eintreten wird, wie in diesem Jahr. Nur ein einziger der Neubekehrten bat mich während der ganzen Nothzeit um einen Pfenningswerth. Wir haben noch weitere angefaßten Seelen; namentlich interessirt mich die ganze Familie eines sehr arbeitsamen und achtungswürdigen Steinhauermeisters. Es liegt mir sehr an, so lange das Korn wohlfeil ist, einiges zu kaufen und es für den Winter aufzubewahren aus Furcht, die Christen könnten Mangel leiden. Die armenischen

Christen wurden dieses Jahr von ihren Glaubensgenossen so treulich unterstützt, daß nicht ein einziger Hungers starb.

„Etwa ein Drittheil der Bevölkerung Ispahans, lauter Muhammedaner, wurden weggerafft. An vielen Orten wurden Kinder geschlachtet, und Hunderte von Todten blieben unbeerdigt auf den Straßen und in den Häusern liegen. Ich hatte eine wöchentliche Almosen-Austheilung unter die Muhammedaner, bedaure aber sagen zu müssen, daß kaum einer der hiesigen Engländer beisteuerte.

„Ein weitrer Zweck, zu dem ich gerne ein wenig Geld zusammenbrächte, ist der Ankauf dieses Hauses für die Mission. Es ist das beste Haus hiefür in ganz Persien, durchaus passend für uns und sehr bequem gelegen für wahrheitssuchende Seelen, die zu mir kommen, da es sich in einem ruhigen Theil der Christenstadt befindet, wo ihre Besuche bei mir nicht die Aufmerksamkeit der Perser erregen. Es wäre um weniger als 200 Pfd. St. zu haben. Sein Besitzer, ein sehr achtungswürdiger armenischer Kaufmann, wurde durch die Bedrückung der muhammedanischen Priester aus dem Lande vertrieben. Eine sehr entfernte Verwandte von ihm war Muhammedanerin geworden. Ihr Mann machte bei dem Tode seines Vaters Ansprüche an dessen Hinterlassenschaft, obgleich er nicht mehr Recht daran hatte, als ich an die Ihre, und setzte es durch, ihn um 40 Pfd. St. zu bringen. Kurz darauf starb sein Bruder, ohne irgend etwas zu hinterlassen. Wieder nahm man ihm 20 Pfd. St. ab, hier zu Lande eine große Summe. Und jetzt fordert der Muhammedaner ihm sein Haus ab; darum ist es mir ein großes Anliegen, es zu erwerben und seinen Erpressungen ein Ziel zu setzen, da es überdieß für uns ein ungeheurer Verlust wäre, wenn es an jemand Anderes käme, und ein großer Gewinn, wenn es angekauft würde.

„Es verlangt mich sehr, daß in diesem unglücklichen Lande doch etwas für Gewissensfreiheit geschehen möchte. Am politischen Horizont sind viele Zeichen, daß es sich dazu anläßt; inzwischen aber kann jeden Tag irgend einer dieser theuren Brüder seines Glaubens wegen zum Tode geführt werden. Vor etwa zwanzig Jahren kamen zwei Missionare hieher. Alsbald erhoben die Priester ein Geschrei gegen sie, und sie hatten bei Nacht die Stadt zu verlassen. Ich bin jetzt über ein Jahr hier und habe hundertmal mehr heilsverlangende Muhammedaner bei mir gesehen, als ich je in Indien hatte, und nichts ist bisher dagegen gesagt worden. Alles steht in Gottes Hand. Ich bete inbrünstig, daß Er in Seiner Weisheit und Liebe über dem kleinen Häuflein wachen und es behüten wolle, bis es erstarkt, und Sein Werk in diesem Lande festgewurzelt ist. Ist es Sein Werk, so wird Er sicher Sorge dafür tragen; wenn nicht, so wird es zu nichts kommen."

(Schluß folgt.)

Davidson. Soga. Cumming. Girdwood. Sclater. Chalmers.

Schottische Missionare und Mgwali.

Tijo Soga.

Die Kaffermission hat im letzten Jahre ihre bedeutendste Frucht verloren; verloren, wie man eben zu sagen pflegt, wenn eine Person, die uns lieb und werth geworden ist, den Menschenkindern aus den Augen gerückt wird. Mit dem Ausruf: Hilf, Herr, die Heiligen haben abgenommen! theilen uns die schottischen Brüder, denen Soga besonders nahe stand, die Nachricht von seinem unerwartet schnellen Ausgang mit; denn er war ein Mann in der Blüthe der Jahre, dem noch ein schönes Stück Erdenarbeit beschieden schien, und wenn irgend eine Mission, so konnte gerade die kaffrische ein so ausgezeichnetes Werkzeug nur schwer vermissen. „Unser Fahnenträger ist gefallen," klagen sie; „so weit das menschliche Auge sieht, konnte jeder seiner Mitarbeiter für entbehrlicher gelten als er. In Schottland haben wir nur einen John Knox, für Kaffraria gibts nur einen Tijo Soga." „Der Meister bedarf sein," wird in diesem wie allen ähnlichen Fällen für den fragenden Jünger, der sich seiner Kurzsichtigkeit bewußt ist, hinreichende Auskunft sein.

Stellen wir hier einige Nachrichten zusammen, welche uns die Laufbahn dieses Mannes in gedrängter Kürze vorführen. Sein Jugendfreund Miss. J. A. Chalmers hat (im Kaffrarian Watchman) eine Skizze seines Lebens mitgetheilt; andere Stimmen aber von Missionaren und Laien aus den verschiedensten Lagern vereinigen sich in seltenem, wohlthuendem Einklang, das Andenken an den Hingeschiedenen festzuhalten, zu schmücken und zu vertiefen.

1. Lehrjahre.

Tijo Soga wurde im Jahr 1829 in Tschumi am Kaffluß geboren, als der Sohn eines einflußreichen Raths und bedeutenden

Redners im Gaika Stamme, eines Mannes, der sich noch heute fest an seine heidnischen Bräuche anklammert, obwohl er eine gute evangelische Erkenntniß besitzt. Die Mutter war schon damals eine Christin, und lebt noch als die gleiche treue, demüthige, unscheinbare Jüngerin, die sie schon in ihren Jugendjahren war. Für die Kaffern war es ein merkwürdiges Jahr, in welchem Tijo das Licht dieser Welt erblickte; denn gerade in demselben wurde der Häuptling Makomo, der sich das Gebiet des Katflusses angeeignet hatte, aus diesem vertrieben.

Tijo war noch ein Kind, als ihn sein Vater einmal zum Großvater brachte, der damals am Ufer des Büffelflusses wohnte. Hier sah der Knabe zum erstenmal einen Weißen, der die Dorfbewohner um sich versammelte und ihnen Dinge vortrug, die dem Kleinen (und wohl auch vielen Erwachsenen) völlig unfaßbar und unbegreiflich erschienen. Immerhin machte diese Rede einen solchen Eindruck auf ihn, daß er die Fragen, welche sie in ihm anregte, und die zu lösen er sich umsonst bemühte, nicht mehr los wurde.

Tijo war wieder nach Tschumi zurückgekehrt, als sein Vater eines Tags von dem sel. Missionar Wilh. Chalmers (dem Vater des Biographen) einen Besuch erhielt und dessen Einladung, doch auch einige seiner Söhne in die Missionsschule zu schicken, nicht länger zu widerstehen vermochte. So wurde denn beschlossen, daß vier Söhne des Raths Soga Tag für Tag in das kleine Kirchlein gehen sollten, das dort unter dem Schatten eines dunkeln, waldbewachsenen Berges verborgen lag. Tijo war der jüngste dieser vier Kafferknaben; er lernte daselbst mit viel Geduld sein a b — ab, hörte mit großer Aufmerksamkeit die biblischen Geschichten erzählen und schlich sich schon auch je und je in den Busch, um sein volles Herz vor Gott auszuschütten.

Der immer hoffnungsreiche Missionar hatte seine Herzensluft an all' diesen Knaben und betrachtete aufmerksam die Fortschritte, welche sie machten. Im Jahr 1844 beschloß er, daß einer von ihnen zusammen mit zwei Jungen von Außenstationen, in das Lehrerseminar Lovedale (Liebthal) gesandt werden müsse. Freikirchliche Zöglinge fanden dort kostenfreie Aufnahme, während für Jünglinge von andern Zweigen der Kirche Christi ein kleines Schul- und Kostgeld bezahlt werden mußte. Das wäre auch der Fall mit allen

Schülern der Tschumi-Station gewesen, welche man jenem Seminar anvertrauen wollte.

Chalmers fühlte sich zu Tijo in besonderem Maße hingezogen, weil er zwar nicht der kenntnißreichste seiner Schüler war, aber durch die lauterste Wahrheitsliebe, durch musterhaftes Benehmen und unermüdende Ausdauer sich vor den übrigen auszeichnete. Doch hier durfte nicht nach Gunst entschieden werden. Also bestimmte Chalmers seinen Jungen einen Tag, an welchem eine Prüfung gehalten werden sollte; an ihrem Ausfall wolle er erkennen, wen er nach Lovedale zu schicken habe. Der Tag kam, und da standen die vier Brüder alle in großer Aufregung. Die Antwort auf eine Frage gab den Ausschlag. Der Missionar wollte wissen, was Gottes größtes Werk gewesen sei? Die drei älteren Soga antworteten: Die Schöpfung der Welt! Tijo dagegen: Die Erlösung der Menschheit! Der Missionar entschied für den jüngsten Bruder.

Er hatte ihn nun von seinen Eltern herauszubitten; das konnte kaum anders geschehen, als indem Chalmers selbst ihn an Sohnesstatt annahm. Nachdem er sie befriedigt, nahm er Tijo mit den beiden andern zu sich und reiste selbst nach Lovedale. Hier aber ergab sichs, daß die Eintretenden sich einer neuen Prüfung zu unterziehen hatten, denn nur zwei Plätze standen noch offen, und Tijo erreichte seine zwei Begleiter nicht in der Masse der erworbenen Kenntnisse. Es war ein heißes Examen; Tijo verwirrt und verblüfft vor den hochwürdigen Fragern, fiel glänzend durch. Chalmers aber war so überzeugt von seinem Werth, daß er sich nicht entschließen konnte, die Hoffnungen des lieben Jungen zu knicken, sondern ihn lieber dem dortigen Missionar der Freikirche, W. Govan, der zugleich Vorstand des Seminars war, ganz zu eigen gab. Als ein Glied der Freikirche durfte ihn Govan ohne Weiteres aufnehmen, Juli 1844.

Nur zwei Jahre brachte Tijo in Lovedale zu; sie genügten, ihn seinem neuen Lehrer überaus theuer zu machen, wie auch er diesen fast als einen Halbgott verehrte. Nun aber brach im Anfang des Jahrs 1846 der verderbliche Kafferkrieg über alle jene Grenzgebiete herein; die Stationen wurden geräumt, Lovedale, Tschumi und viele andere giengen in Rauch auf. Die schottischen Missionare flüchteten sich in das Fort Armstrong; hieher folgte ihnen Tijo in Begleitung seiner Mutter. Er war zu einem überaus wissensdurstigen

Jüngling herangewachsen; jedes Buch, das ihm in die Hände kam, verzehrte er ohne stille zu halten, jetzt Geschichtswerke, dann Reisen, irgend welche Naturwissenschaft, theologische Commentare, ja auch englische Dichter. Jede Nacht saß er noch lange über seinen Büchern ohne ein anderes Licht, als welches die Späne von Gummibäumen lieferten, welche mütterliche Liebe den Tag über zu sammeln bemüht war. Uebrigens konnte die einfältige, ungebildete Mutter es rein nicht verstehen, warum ihr Sohn so unaufhörlich „mit Büchern rede". Sie wunderte sich, was Alles sie ihm sagen, und wodurch sie ihn so gefangen nehmen. Oft verlor sie sich in langem Nachdenken über diese unerklärliche Macht der Bücher, bis sie selbst noch erfahren durfte, daß diese schweigsamen Gefährten ihres Sohnes seinen Geist mit den Vorkenntnissen ausrüsten sollten, die ihn zu einem Lehrer ihres Volkes machen würden.

Die Plage des Kriegs wüthete gräßlich; Männer und Weiber starben dahin wie Fliegen; das Werk der Friedensboten wurde immer schwieriger und hoffnungsloser. Da entschloß sich Govan, die Heimat zu besuchen; und zu den drei Missionssöhnen, die ihn begleiten sollten (2 Roß und 1 Thompson), gesellte er sich einen vierten bei: unsern Tijo, dem voraussichtlich ein höherer Grad von Bildung, als er sich in Afrika erwerben ließ, wohl anstehen würde. Die Mutter wurde von dem neuen Plan in Kenntniß gesetzt und über ihre Ansicht befragt. Sie erwiederte in großer Einfalt: „Mein Sohn ist Gottes Eigenthum; wohin er geht, da geht Gott mit ihm; und wenn Tijo Lust zur Reise hat, so wende ich nichts ein, denn da er in Gottes Hut steht, kann ihn auch jenseits des Meers kein Unfall treffen." Als Tijo selbst um seine Meinung befragt wurde, strahlte sein Angesicht vor Dankbarkeit und Freude. Die Zeit zum Abschied war kurz bemessen, da die übrigen Reisegefährten sich schon auf den Weg gemacht hatten. So konnte er nur noch seiner Mutter und seiner Schwester ein eiliges Lebewohl sagen, ihnen kleine, an sich werthlose Andenken vertheilen, und seine wenigen Kleider in ein Bündel schnüren. Dieses warf er über die Schulter und eilte den Vorangegangenen nach.

Bald öffnete sich eine neue Welt vor seinen Blicken, die Wunder europäischer Gesittung wollten eins ums andere verstanden und begriffen sein; er wurde immer nachdenklicher und forschungseifriger. Govan bot den Jüngling zwei Missionsgesellschaften an, als einen

Arbeiter, an dem ein höherer Unterricht sicherlich sich rentiren werde. Beide wiesen das Anerbieten ab, dagegen unternahm es der wohlbekannte Banquier J. Henderson, den schwarzen Jungen zu befreunden und seiner Bestimmung entgegenzuführen. Er sandte ihn ins Lehrerseminar zu Glasgow, und übergab ihn der Aufsicht des geistvollen Predigers Dr. W. Anderson. Durch diesen empfieng Tijo in Gegenwart einer großen Gemeinde die heil. Taufe, und an ihm hatte er fortan einen herzinnigen Freund, der dem Jünglinge durch alle Gefahren seiner Umgebung und der großen Weltstadt unversehrt durchzusteuern behilflich war.

Dennoch fühlte sich Tijo oft sehr allein; immer stärker zog es ihn zu seinen Landsleuten und nach den Hügeln seines Vaterlandes. Sobald daher sein Kurs beendigt war, fuhr er in guter Begleitung, 1849, nach dem Kap zurück. Seinen väterlichen Berather Chalmers traf er nicht mehr am Leben, der hatte 1847 durch das Beziehen einer feuchten Hütte sein frühes Ende gefunden. Aber die Wittwe war bei den Kaffern in Tschumi geblieben und ihr Sohn wuchs zu einem würdigen Nachfolger des Vaters heran. Die Missionare stellten Tijo als Schulmeister am Gruluflusse, in Keiskamma Hoek, an. Das war ein niedriger Posten für den Sohn eines Raths, dem jetzt, nachdem er übers Meer gefahren und große Dinge gesehen, alle möglichen Wege zu einer glänzenden Stellung in seinem Stamme offen standen, während Kinderunterrichten den Kaffern vielleicht als das verächtlichste aller Aemter erscheint. Aber ihm war es eine heilige Aufgabe, der er sich mit immer gleichem Ernste widmete.

Wiederum war es ein Krieg, der 1850 seine Arbeit unterbrach. Der Häuptling Anta überfiel die Station am Gruluflusse mit solcher Windeseile, daß Tijo, um sein Leben vor der Räuberschaar zu retten, ohne alle Vorbereitung mitten in der Nacht nach Tschumi fliehen mußte. Er hatte umsonst versucht, die plündernden Krieger zu erweichen, und durfte von Glück sagen, daß er ihren Händen entrann; wie er denn auch oft die wechselnden Scenen jener Schreckensnacht und die Gefahren des finstern Wegs durch die Dickichte der Amatola-Berge mit lebendigen Farben und tiefem Dankgefühl beschrieb.

Er war jetzt wieder bei den Seinen, am wohlbekannten Geburtsort Tschumi. Da brachten ihm die Kafferräthe fast täglich Briefe, die sie bei den Weißen, welche ermordet worden waren, aufgefunden

hatten; Briefe, in denen zweifelsohne über die Bewegungen und Absichten des Feindes allerlei Kunde enthalten war. Keinen dieser Briefe hat Tijo je geöffnet oder gelesen. Mit unwandelbarer Festigkeit behauptete er seine Neutralität; dieser ganze Krieg, erklärte er, sei und bleibe ihm fremd. Aber die Kaffern ließen sich nicht leicht abweisen, und endlich wurde seine Lage im Vaterhause so unerträglich, daß er auch ihr sich zuletzt durch nächtliche Flucht entzog.

Am Katfluß tauchte er wieder auf, dahin hatte er sich gewendet, weil er schottische Missionare dort beschäftigt wußte. Und eine gütige Fügung lenkte seine Schritte so, daß er daselbst gerade um die Zeit eintraf, da Miss. Niven nach Schottland zurückzukehren sich bereitete. Tijo ist augenblicklich entschlossen, ihn zu begleiten; denn unbeschreiblich zieht es ihn, ein Prediger seines Volkes zu werden.

Wir treffen ihn also wieder in Glasgow, und zwar dießmal auf der Universität, und wieder ist es der alte Henderson, der die Mittel schafft, seinem lieben Kafferjungen den Weisheitsdurst zu stillen. Bald liest er fließend die lateinischen und griechischen Autoren. Wie schaut doch alles so freundlich und ermunternd auf den Schwarzen, der an keiner Aufgabe erliegt, nie sein Vergnügen sucht, sondern nur dem nachgeht, was seines Berufs ist. Alle Professoren der alten Hochschule bezeugen ihre Freude und ihr Interesse an dem ausdauernden Studenten, und seine Kameraden finden ihn alle so treu und lauter, so liebenswürdig. Er wurde der anziehungskräftige Mittelpunkt einer schönen Schaar frommer Jünglinge, die jetzt tüchtige Verkündiger des Evangeliums geworden sind. Und auch in Glasgow schon war er ein Missionar und predigte das Wort unter armen und vernachlässigten Weißen, lange ehe er es zu seinen Landsleuten hinaustrug.

Zuletzt besuchte er das Predigerseminar seiner Kirche (der United Presbyterians) in Edinburgh. Sein Studiengenosse P. Davidson erinnert sich noch wohl des Eindrucks, den eine von Tijos Predigten, gehalten im Saal der Universität, auf die Zuhörer machte; wie die Studenten dadurch zu ihm mit doppelter Macht sich gezogen fühlten; „und wie unser alter Professor, durchaus kein Mann überfließender Gefühlsäußerungen, in wirkliche Begeisterung gerieth und am Schluß, auf Hr. Soga deutend, sagte: „Ich danke Gott für das was ich heute sehe und höre, besonders im Blick auf alles, was er noch

seinem Volke werden und für dasselbe thun kann. Bedenkt, daß diese Predigt, so gedankenreich, so voll treffender Vergleichungen, so glänzend vorgetragen, in einer dem Redner fremden Zunge gehalten ist; erwägt, wie sie ausgefallen wäre, wenn er zu seinem eigenen Volk in seiner eigenen Sprache geredet hätte; und dann entscheidet, mit Berücksichtigung alles dessen, was ihr vor ihm voraushabt, welcher Art Leute ihr verglichen mit ihm sein würdet." Wir alle waren völlig bereit, jedes der gesagten Worte, auch das letzte, mit unserem Amen zu bekräftigen."

Nachdem er 1856 seine Studien vollendet hatte, traten seine Kameraden alle zusammen und händigten ihm mit einer Adresse ein Zeugniß ihrer Hochachtung und Theilnahme ein, wie es bis dahin noch kein Student je erhalten hatte. Das geschah nicht weil er ein Kaffer war, sondern weil er es verdiente, als ein Mann von wahrer Frömmigkeit und vorstechendem Talent. In der Kirche seines alten Freundes Dr. Anderson wurde er bald darnach mit sechs andern Predigern ordinirt, und die flammenden Worte des Doktors entzündeten an diesem denkwürdigen Tag einen neuen Eifer für die Heidenmission in jener Weltstadt des westlichen Schottlands.

2. In Agwali.

Begleitet von den Gebeten vieler Christen segelte Tijo mit seiner schottischen Gattin und in Gesellschaft eines trefflichen Mitarbeiters, des Miss. Johnston, April 1857 nach seinem Geburtsland zurück. Er traf es wiederum in einer Zeit der Verwirrung und Zerstreuung. Die Missionsstationen waren verlassen, die kleinen Gemeinden über die ganze Kolonie hin verlaufen, die Kaffern aber bezaubert von den Vorspiegelungen ihres falschen Propheten. Als er (6. Juli) in der Algoa-Bai landete, fand er schon viele Kaffern daselbst, Flüchtlinge vor der Hungersnoth, welche ihr tolles Ochsenschlachten hervorgerufen hatte.*) Sie wollten es erst gar nicht glauben, daß er der ihrige sei; aber wenn er sie anredete, entzückte sie der reine Laut der Mutterzunge von den Lippen eines europäisch gekleideten Umfundisi (Lehrers). Welche Gefühle ihn selbst durch-

*) Mindestens 28,000 Kaffern hatten sich damals in der Kolonie zerstreut, um Nahrung zu finden.

wogten, als er ihnen zum erstenmal in seiner Sprache das Wort verkündigte, mochte er nicht einmal versuchen, des näheren zu beschreiben.

Eine besondere Freude war es ihm, zu finden, daß sein Vater mit noch einem Rathe des Fürsten Sandilli die einzigen bedeutenden Männer des Stammes der Gaika waren, welche entschieden vom Abschlachten der Heerden abgerathen hatten, obgleich sie bei dem wahnsinnig begeisterten Volke ihr Leben dadurch in Gefahr brachten. Wie hoffte und freute er sich nun auf ein weiteres Wachsthum des innern Lebens in dem geliebten Vater! Zwei seiner Brüder, Festiri und Zazi, waren dem Unterricht, den sie erhalten, treu geblieben und leisteten der Mission als Evangelisten wesentliche Dienste.

Ihm schien es, daß diese Selbstvernichtung der Kaffern Sandillis unter göttlicher Leitung herbeigeführt worden sei, bestimmt, den stolzen Sinn des Volkes zu brechen. Und während viele meinten, es sei dies keine Zeit, sich an einen Neubau zu wagen, zog er glaubensvoll zu seinem Stamm nach Mgwali, um unter den Seinigen zu missioniren.

Er kam schon unterwegs an den elenden Opfern des Fanatismus vorüber, an völlig ausgemergelten Landsleuten jedes Alters und Geschlechts; er that was er konnte, ihnen Speise zu verschaffen. Drei Leichen, einer Mutter und ihrer Kinder, verscharrte er auf der Reise (1. Sept.) mit eigener Hand; in Mgwali angelangt (11. Sept.), fand er auch nicht einen Bewohner. Allein er wußte, daß die Gegend den Kaffern als ein Land der Milch und des Korns galt; und er hoffte, die Leute bald anzuziehen, um so mehr, da er durch seine Verbindungen in den Stand gesetzt war, in der gegenwärtigen Noth ihnen auch mit leiblicher Handreichung zu dienen.

Sandilli selbst empfieng ihn mit großer Freude. In kurzer Zeit waren etliche Hütten gebaut, ihn und seine Begleiter nothdürftig zu schützen; Kaffern siedelten sich bald an 400 um ihn an, deren viele ihn ihren Lebensretter nannten; und schon nach zwei Jahren waren es ihrer 4000. Sandilli übergab ihm später (1860) seine Tochter und Erbin Viktoria zur Erziehung; und da Prinz Alfred bei einem Besuch in der Kolonie den Fürsten einlud, die Kapstadt zu besuchen, Sandilli aber um seiner früheren Kriege willen dem Landfrieden nicht recht traute, so mußte Tijo ihn selbst — sammt dem Prinzen — auf dieser Reise begleiten. Sie hatte

wenigstens die Wirkung, daß der Fürst hinfort alle Ränke gegen die Weißen gewissenhaft unterließ; dem Evangelium freilich ist er nicht unterthan geworden, sondern geht jetzt unter dem leidigen Namen „Fürst der Biergelage".

Es währte nicht lange, so hatte Tijo die Mission in einen festen Gang gebracht und eine auch den Kaffern imponirende Ordnung hergestellt. Sofort bat und flehte er um weitere Mitarbeiter, die ihm auch mit der Zeit nachgesandt wurden, und ihrem schwarzen Vorgänger die gesammelten Garben heimtragen halfen.

Als Dr. Duff von Kalkutta im April 1864 nach Kaffraria kam, sprach er es als Ergebniß einer reichen Reiseerfahrung aus, daß er in ganz Südafrika keine Station gefunden habe, welche in geordnetem, lebensvollem und systematischem Betrieb die des Hr. Soga übertreffe. Mgwali wurde von allen, die es besuchten, als ein Platz geschildert, der in jeder Hinsicht eine wahre Oase in der Wildniß darstelle. Im Juni 1862 vollendete Tijo den Bau einer Kirche auf einem weite Umschau gewährenden Hügel; später brachte er auch ein Wohnhaus zu Stande, das europäischen Ansprüchen genügen konnte.*)

Hören wir, wie ein Deutscher von Soga urtheilt. Am 12. Jan. 1867 ritt Dr. Wangemann von der Berliner Station Wartburg nach Mgwali hinüber, um sich die Arbeit des Kaffernpredigers anzusehen. Er schreibt: „Soga hat etwa 150 Kommunikanten und übt als Kaffer einen großen Einfluß auf seine Umgebungen aus; er ist ein Mann von feiner europäischen Bildung, großer Begabung und größerer wissenschaftlicher Tüchtigkeit, als man sonst bei englischen Theologen zu begegnen pflegt. Sein Urtheil ist scharf und klar und seine Sprache bestimmt, so daß er auch auf seiner Station, trotzdem er Kaffer ist, das Heft in Händen behält, sowohl im Hause, als auch den weißen Mitarbeitern gegenüber.

„Was er von den Fingus erzählte, unter denen er neulich gereist war, lautete sehr ermuthigend; es scheint wirklich, als ob das Wort des Herrn hier tiefer in die Herzen gedrungen sei. In der eigenen Gemeinde Sogas scheint es weniger lebendig zu sein; die Leute

*) Unser Bild stellt das Missionshaus in Mgwali vor; um Cumming, den betagten doch rüstigen Vater der Kaffermission, reihen sich die jüngeren Missionare der U. P. Kirche in Südafrika.

haben wenigstens sehr entschieden sich geweigert, ehe sie zum Bau des Mädchenschulhauses Beiträge gaben, und überhaupt ist dasjenige, was sie an Beiträgen zur Erhaltung der Station geben, nur überaus gering.

„In Sogas Hause sah es englisch elegant aus, goldbedruckte Tapeten, schöne Teppiche, feine Möbel ꝛc. Einen eigenthümlichen Eindruck gewährten die Kinder, in denen die kafferische Nationalität mit der europäischen durchaus gemischt erscheint. Seine Frau aber, die ihre Schwester zu wirthschaftlicher Hilfe bei sich hat, schien durchaus befriedigt. Soga selbst, eine schmächtige Gestalt, am Halse leidend, überhaupt kränklich und leidend, beherrscht mit lebhaftem Auge und gewandter Rede auch die Unterhaltung bei Tische; in der deutschen Theologie moderner Gläubigkeit, deren verderblichen Einfluß auf die Kirche Englands er beklagte, schien er recht gut bewandert zu sein.

„Sonntags (13. Jan.) war in der Frühe um fünf Uhr Morgengottesdienst, um neun Uhr Kinderlehre, von den Diakonen gehalten, um zehn Uhr Hauptgottesdienst (worin ich die Predigt deutsch hielt, während Br. Rein dollmetschte). Das Schlußlied war nach Text und Melodie von Untsikana, einem bekehrten Kaffer, verfaßt, und in seiner Einfachheit (den alten Psalmodien sehr ähnlich) tief ergreifend, so daß viele Kaffern es mit Schluchzen sangen. Der Eindruck, den ich von der Versammlung empfieng, war ein günstiger; die Gemeinde hörte aufmerksam zu und sang sehr schön.

„Bei der allgemeinen Konferenz, zu der 16. Jan. etwa 25 Missionare in Kingwilliamstown sich versammelten, leitete Soga das Hauptthema ein: 'Auf welche Weise man ein möglichst enges Zusammenwirken der verschiedenen Missionare im Kafferlande erzielen, resp. Grenzstreitigkeiten vorbeugen könne.' Sein mit vielem Beifall aufgenommener Vortrag war lichtvoll und klar, nur daß er mehr die vorhandenen Schwierigkeiten, als die Mittel zu ihrer Hebung aufdeckte.

„Als ich ihm (11. Febr.) den Abschiedsbesuch machte, war er voller Hoffnungen für die Fingu, mit denen er auf einem Ritt über die Kai wegen einer neu anzulegenden Missionsstation verhandelt hatte. Wir versuchten jenen Kafferhymnus zu fixiren, den der Erstling unter den Kaffergetauften gedichtet und in Musik gesetzt hatte zu einer Zeit, als noch keine Uebersetzungen europäischer Lieder

vorhanden waren. Der Dichter Untsikana, dessen Sohn jetzt auf Mgwali lebt, hatte deßhalb für Versmaß und Melodie kein ander Vorbild als die alten eintönigen, tieftraurigen Nationalgesänge gehabt; dieser Gesang ist daher ein Unicum, höchst charaktervoll, ganz aus Anschauungsweise und Gemüth des Kaffervolks herausgewachsen, darum aber auch ihr tiefstes Herz bewegend. Das Lied ist nun im Begriff auszusterben, weil von den älteren, die es korrekt sangen, nur noch wenige am Leben sind und Niemand im Stande war, das Gehörte in Noten zu bringen. Das that ich denn, und kam dabei wieder auf die Verwandtschaft der Kaffern mit Israel zu sprechen. Soga meinte, daß der Gesang des Mose und der Mirjam völlig kaffrisch gedacht sei und viele Psalmen einen Geist und Ton athmeten, als ob sie von Kaffern abgefaßt seien.

„Tags darauf begleitete er uns zu Sandilli. Vor dem Eingang einer Hütte sprach ich die Prinzessin Viktoria, ein 17jähriges Mädchen, das vornehmste der Nation. Sie war eine ungemein liebliche Erscheinung, mädchenhaft, züchtig, tief traurig; denn sie wußte, daß sie binnen kurzem einem Manne verkauft werden solle, den sie nie gesehen, der aber für solche vornehme Frau viel Vieh zahlen würde. Sie war in Sogas Hause erzogen, im Christenthum unterwiesen, und ein frommes Kind, zur Taufe reif, als der Vater sie in das rothe Heidenthum zurückrief. Soga sagte mit schmerzbewegtem Munde: Diese ist mein Kind! Sie konnte kaum die Thränen zurückhalten; sie die geheime Jüngerin Christi in der rothen heidnischen Decke, im Begriff, das Opfer der Habsucht ihres königlichen Vaters zu werden. Nie habe ich einen ähnlichen Eindruck gehabt."

Den weiteren Verlauf jenes Besuchs bei Sandilli lese man bei Dr. Wangemann nach.*) Nur fügen wir hier die beruhigende Nachricht bei, daß im Dezember 1867 die gefürchtete Hochzeit zu Stande kam in einer Weise, welche für neue Hoffnungen Raum ließ. Der Bräutigam stand schon unter christlichem Einfluß und gestattete daher seiner Gattin ihrer Ueberzeugung gemäß zu leben. Am Hochzeittage, da sie aus Rücksicht auf die Volkssitte im Karoß von Ochsenfell auftrat, redete doch der tiefgesunkene Vater sie mit den Worten

*) Ein Reisejahr in Südafrika. Von Dr. Wangemann. 1868. S. 267.

an: „Ich bin ein Sünder und kein Christ; dennoch ermahne ich dich: Wirf nicht fort die Lehre des Sohnes Soga!"

Zehn Jahre arbeitete Tijo an der Hebung seiner Landsleute in Mgwali, und zwar strengte er seine Körperkräfte schon damals über Vermögen an. Er predigte auf seiner Kanzel einer schwarzen und einer europäischen Gemeinde; und nah und fern im ganzen Gaika-Distrikt besuchte er die Kraale der Heiden, um ihnen das Wort des Heils zu bringen. Eine besondere Freude machte ihm je und je der Besuch eines Missionars. Ein solcher schreibt: „Dann war das erste Wort: 'Hör, ich sende Boten überall herum und lasse sagen, du seiest da; so werden wir Nachmittags eine große Versammlung haben; und nicht wahr, dann gibst du meinem Volke eine kräftiges Wort.' Dabei machte er den Dolmetscher; und wie entzündete er mein Herz, wenn er so jeden Satz mir von den Lippen riß, ehe er noch ganz ausgesprochen war, und ihn mit vollem Herzen in die Herzen seiner Zuhörer hineinschleuderte! Ich glaube, mit Einer Ausnahme ist meine Seele nie so ganz im Predigen aufgegangen, seit ich Afrika betreten habe, als bei diesem Anlaß."

3. Am Tutuka.

Ums Jahr 1866 vereinigten sich die Freikirchlichen mit den unirten Presbyterianern Behufs der Errichtung einer neuen Missionsstation unter den Galeka, im Lande des Fürsten Kreli. Dieser talentvolle Häuptling, nach Kafferrecht der Oberfürst auch der Gaikas, war acht Jahre früher aus seinem Gebiet vertrieben worden; jetzt (1866) wollten die Engländer ihm den zwischen den Flüssen Kei und Baschi gelegenen Theil zurückerstatten, und dem Kommissär Brownlee, einem warmen Missionsfreund, war es eine wichtige Angelegenheit, diesen Anlaß zur Einführung christlichen Unterrichts in einen neuen Distrikt zu benützen. Tijo hörte die Nachricht, als er am Frühstück saß, und vergaß darüber das Essen, so freute er sich über die bevorstehende Erweiterung des Missionsgebiets. Er mußte mit einem Freunde die Untersuchungsreise unternehmen, stellte sich dem Kreli vor, der ihm achtungsvoll entgegenkam, und baute sich (April 1867) eine Hütte, drei Stunden von Krelis Residenz, an einem Zufluß des Keistroms, dem Tutuka, um durch einen drei-

monatlichen Aufenthalt sich mit dem neuen Stamm bekannt zu machen. Als sodann berathen wurde, wer die neue Station beziehen sollte, fiel die einstimmige Wahl der Brüder auf Soga als den besten Pionier für das neue Unternehmen. Auf ihren und Krelis Wunsch gieng er auch so willig ein, daß er ohne Bedenken sein sehr anhängliches Völklein und das kaum vollendete bequeme Haus verließ, um mitten im Heidenthum mit seiner schottischen Gattin wieder einen frischen Anfang zu machen.

Ihm schien es, wie er offen erklärte, keine Sache des eigenen Willens, den Aufenthaltsort zu wählen. „Er gehe als einer der schon lange aufgehört habe, auf viele Tage irdischer Arbeit zu zählen;" übrigens dürfte vielleicht das Klima des neuen Platzes seinem vielfach angegriffenen Halse besser zusagen als das von Mgwali.

Er zog an den Tutuka (25 Stunden von Mgwali), mitten unter 15,000 zerstreut wohnende „überaus konservativ gesinnte" Galekas und gründete dort die neue Station Somerville; bald gewann er das volle Vertrauen des Fürsten Kreli und seines genialen Ministers Maki, welche beide die Nothwendigkeit einer Reformation in ihrem Volke erkannten und selbst sammt Söhnen und Brüdern sich immer häufiger bei den Gottesdiensten einfanden. Er durfte etliche Erstlinge einsammeln und wußte seine Zuhörer zur Erbauung einer Kirche zu begeistern. Weiter bemühte er sich bei den sechs Unterhäuptlingen festen Fuß zu fassen, und auf den Residenzen von zwei derselben, Agubo und Mapasa, die ihm vor andern entgegenkamen, Evangelisten und Schullehrer einzuführen, damit das Land vom Wort weithin durchsäuert werde.

Tijos Berichte trugen immer ihr markirtes Kaffergepräge; wenn er seine Landsleute schildert oder redend einführt, spürt der Leser, daß ihm ein Einblick in die fremde Nationalität geöffnet wird, wie er nur einem Manne zu Gebot steht, der selbst in solcher festwurzelt. Einmal (Mai 1869) hatte er sich bemüht, einem Missionsbruder den Weg zu einem neuen Häuptling, Mazabele, zu bahnen, dessen Stamm für den bestgeordneten unter den Galekas galt. Mazabele gab ein Stück Land und ließ sich bei dieser feierlichen Gelegenheit — nach andern Rednern — also vernehmen: „Da wir noch nie einen Missionar unter uns hatten, mögen sich wohl bei uns Fragen regen, ob solche Neuerung auch gerathen sei. Ich bin dafür, daß wirs wagen, Einen aufzunehmen; sehen wir dann, wie sich die

Sache macht! Ihr, Hr. Fynn (der britische Kommissär) und Begleiter, müßt bedenken, daß Ihr hiemit etwas Nagelneues zu uns bringt, indem mein Volk noch nicht weiß, wie ein Lehrer zu behandeln ist und welches Auftreten man von ihm erwarten darf, weßhalb noch mancherlei Warnung und Weisung wohl angebracht sein wird. Von uns und unserem Brauch wird auch der Missionar, der kommen soll, noch so wenig wissen, daß Ihr ihm uns zu lieb darin an die Hand gehen müßt. Der Lehrer wird erwarten, daß man ihn mit feinen, zarten Fingern anfaßt, und meine Leute werden auch darauf sehen, daß er sie mit zarten Fingern anfasse. Ihnen ist etwas bange, daß es beim Zusammenwohnen mit einem Weißen ohne mißliebige Vorfälle nicht abgehen werde; eines Tags wirds heißen: Nachts eine Henne gestohlen, oder: ein Taschentuch verschwunden, während mans auf der Hecke trocknete, oder: fremdes Vieh in den Gemüsegarten eingebrochen ꝛc. Dergleichen Geschichten machen mir nicht viel aus; ich hoffe, wenn sie sich ereignen, kann man sie ohne Streit beilegen. Sollte der Weiße über geringfügige Diebstähle der Kaffern zu klagen haben, so möge er so gut sein und sich erinnern, daß es auch unter seinem Volke Gefängnisse für Diebe und Vagabunden gibt. Der Gedanke: einen Missionar haben, ohne auch Noth mit ihm zu kriegen, wäre überhaupt ein toller Einfall. Wir und er müssen uns daher nach Kräften anstrengen, Anstöße zu vermeiden. Uebrigens gibt es keine Häuptlingsschaft auf der Welt, die nicht mit bösen Thaten zu schaffen bekäme. Als Unterhäuptling habe ichs oft dem Kreli nicht recht gemacht und wurde von ihm zur Rechenschaft gezogen; andere geriethen in die gleiche Noth; und die meisten Kafferhäuptlinge, ja Kreli selbst, haben wiederholt dem Mißfallen der großen englischen Regierung sich ausgesetzt. Also finden wir uns in solche Reibungen! Heute haben wir nur den Bauplatz für den Missionar ausgewählt, weßhalb es zu keiner großen Versammlung reichte; wenn er aber nun kommt, um bei uns zu bleiben, werde ich mein Volk zusammenrufen und diese Dinge besprechen. Dann hoffe ich, seid Ihr, Fynn und ihr Söhne Sogas, auch zugegen, der Versammlung zu sagen, warum ihr diesen Mann hergebracht habt." Es bereitete Soga die größte Freude, irgend einen Charakter, wie diesen Mazabele, kennen zu lernen und durch seine Schilderung den Weißen zu einer richtigeren Schätzung seines Volkes zu verhelfen.

Indessen machte ihm ein asthmatisches Leiden das Reisen in der Regenzeit immer beschwerlicher, am Ende geradezu unmöglich. Da er zugleich mit der Uebersetzung des Neuen Testaments beschäftigt war, gedachten seine Brüder schon im Jahr 1869, ihn von seinem Posten abzurufen, um ihn für die so wichtige literarische Arbeit völlig freizusetzen. Er konnte sich nicht dazu verstehen; beschwor vielmehr seine Mitarbeiter, ihn im Hirtendienste zu belassen, da er gern in voller Amtsthätigkeit sterben möchte. Sich in seines Meisters Werk darzulegen und zu opfern, war ihm immer das Liebste. Man wunderte sich schon über den Knaben, wie so gar nichts von heidnischer Trägheit bei ihm zu finden war, wie er in der Pestluft eines Polygamistenhauses nur Tag und Nacht lesen und lernen mochte. Und so in allen Wechseln seiner Lehrjahre: unbeschäftigt konnte er keinen Augenblick bleiben. Erwartete man, daß er als Prediger sich mehr Ruhe gönnen werde, so bleibt er sich auch jetzt in seinem Eifer gleich. Kaffern zu predigen, könnte man meinen, dürfte doch für einen studirten Kaffer keine Aufgabe sein; allein er will auch den Wilden Gutes, ja sein Bestes bieten, so hat er denn seine Kafferpredigten sowohl wie die englischen sorgfältig geschrieben. Besucht er seine Außenstationen, so mag er keinen, auch nicht den rohsten, ohne ein Wort des Mitgefühls, des Trostes oder der Warnung und Mahnung lassen. Baut er seine Kirche, so weiß er von allen Klassen sich Mithelfer zu verschaffen; er lockt die Freigebigkeit aus den höchsten Beamten, wie aus dem verkommensten Tagdieb heraus. Im Gebiet seines eigenen Stamms unter den Gaika ist kein Dörflein zu finden, das nicht die gute Botschaft von ihm vernommen hätte.

Ein besonders willkommenes Vermächtniß hat er seinem Volke in des „Pilgrims Reise“ hinterlassen, einem Buche, das alle Kenner der Kaffersprache gleichermaßen für ein Meisterwerk erklären. Während eines hartnäckigen Halsleidens hatte er sich an diese Aufgabe gesetzt und Jahrelang feilte er daran, wog jedes Wort, jede Redensart und Satzfügung, bis er die ganze Geschichte des Pilgers so einfältig, kräftig und lebendig wiedergegeben hatte, wie es nur einem zweiten Bunyan gegeben war. In seinem Tagbuch steht der Eintrag: „ halb zehn Uhr. Brachte diese Nacht die Uebersetzung der Pilgerreise zum Abschluß, mit Gottes gnädigem Beistand. Nun schmerzen mich aber auch die Finger.“

So hat er auch zu dem Schatz geistlicher Lieder einen schönen Beitrag geliefert. Tijo war ein wirklicher Dichter in seiner Muttersprache. Manche seiner Loblieder werden so lange leben als die Kafferſprache; und wer könnte den Dienſt überschätzen, den ein Dichter ſeinem Volke leiſtet, wenn er ihm auch nur Ein ſolches Abendmahlslied hinterläßt, wie das, welches jetzt bei den presbyterianiſchen und Independentiſchen Sakramentsfeiern in Kaffraria Land auf Land ab geſungen wird?

Natürlich war er auch der Vertreter ſeiner Brüder bei der von allen Miſſionsgeſellſchaften gemeinſchaftlich betriebenen Reviſion der Kaffer-Bibel. Wie er ſelbſt ſich darüber ausſpricht, war dies gegen das Ende ſeines Lebens die angelegentlichſte aller ſeiner Arbeiten. „Dreimal ſaßen wir (in Kingwilliamstown) beiſammen, um den Matthäus zu vollenden, einmal am Markus, zweimal am Lukas, auf einmal wurden wir auch mit dem Johannes fertig. Im März (1871) ſoll die Apoſtelgeſchichte bis zum 14. Kap. durchgearbeitet werden. Dann ſuchen wir noch einmal die vier Evangelien völlig eben und gleich zu bringen, worauf der Druck beginnt. So ſind wir nun 20 Monate an dieſer Aufgabe, die uns viermal im Jahr von unſern Stationen wegruft. Aber iſt das Ergebniß befriedigend? Ich weiß es kaum. Doch mit Dank gegen Gott erkläre ich, daß die Arbeit von den Einzelnen, die ſie zurichten, wie von dem Committee mit aller Sorgfalt gethan wird, und daß der Geiſt der Harmonie, brüderlicher Liebe und gegenſeitigen Vertrauens noch alle Zuſammenkünfte bei unſeren Sitzungen durchdrungen hat. Mag was wir vollendet haben, im Verhältniß zur aufgewendeten Zeit geringfügig erſcheinen, ſo fühle ich doch, daß unſere Erfahrung für den noch übrigen Dienſt weſentlich erweitert iſt; und darf man vom Nutzen, den die eigene Seele davon zog und von der Luſt an der Arbeit einen Schluß wagen, ſo hat uns der Segen unſers himmliſchen Vaters nicht gefehlt.“

Die Mitüberſetzer rühmen alle die ſichere Urtheilskraft und tiefe Sprachkenntniß, mit welcher Tijo ſeinen Theil der Aufgabe löſte, ſowie die Freundlichkeit und Milde, welche ſeinen Verkehr mit ihnen auszeichneten. An der Märzſitzung konnte er nicht mehr Theil nehmen, er überſandte aber ſein Manuſcript, das in der Apoſtelgeſchichte bis 23, 25 reicht, geſchrieben auf einem Leidenslager, unter ſtetem Huſten, und abgebrochen mit der Bemerkung:

„Als ich so weit gekommen war, versagte mir die Kraft, so leg ichs beiseite.“

Schon als er zur Decembersitzung reiste, erschrack ein Freund auf einer Zwischenstation, wo Tijo anhielt, über sein erschöpftes Aussehen. Es war ihm nicht möglich, ohne Beistand die wenigen Treppen zur Hausthüre hinaufzusteigen. Darüber äußerte er: „Ich merke freilich, daß es nicht mehr lange währen wird; aber ich will an meiner Arbeit bleiben so lange ich kann.“

„Sein ganzes Leben war in manchfacher Beziehung ein heißer Kampf; aber geklagt hat er nie.“ Ein Freund, mit dem er beim letzten Zusammentreffen in einer Kafferhütte eine Nacht zubrachte, gedenkt wehmüthig der inbrünstigen Sehnsucht, welche Tijo für die Rettung seiner Landsleute an den Tag legte. Das war seine einzige Leidenschaft. Zum Schlusse aber, wie beide auf dem Karoß am Boden lagen, richtete Tijo an ihn mit großem Ernste die Gewissensfrage: „Wie weit, meinst du, kann man sich tummeln, andern das Evangelium zu predigen und ihnen zur Seligkeit zu verhelfen, und dennoch selbst verwerflich werden?“ So eiferte er über sich mit einem göttlichen Eifer, der ihn unausgesetzt im Thale der Demüthigung darniederhielt, daß er seine eigene Seligkeit schaffe mit Furcht und Zittern.

Im Jahr 1870 hatte er seine drei ältesten Söhne nach Port Elisabeth begleitet, um sie zu ihrer Ausbildung in sein zweites Vaterland zu senden. Die Reise, der Abschied und ein Fieber griffen ihn dergestalt an, daß seine Kraft nie mehr ganz wiederkehrte. Gegen das Ende Juni begab er sich auf einen Ausflug zum Häuptling Mapasa, um dort am Meeresufer einen Evangelisten anzusiedeln. Es war ein unglückliches Reisen: die Lebensmittel giengen ihm aus, die Pferde verliefen sich, er hatte etliche Tage in einer feuchten, unvollendeten Hütte Unterkunft zu suchen, und auf dem Rückweg am Samstag, da er die Kanzel auf den Sonntag nicht unbesetzt lassen wollte, mußte er viele Stunden lang in einem kalten Regen reiten. Da befiel ihn wieder ein Wechselfieber, das er nicht mehr abschütteln konnte, so viel Mühe er sich gab, der Arbeit nachzugehen. Als er wieder mehr auf sein konnte, strömten ihm die Kaffern zu, um sich einer Pockenepidemie wegen von ihm impfen zu lassen. Er überarbeitete sich bei dieser Gelegenheit, hatte einen Rückfall und mußte nun den Arzt kommen lassen.

Der älteste Missionar jenes Kreises, Cumming, sein Nachfolger in Mgwali, besuchte ihn Anfangs August und fand ihn sehr abgemagert und schwach, aber voll vom Genuß der Nähe seines Heilands; er predigte auf Tijos Kanzel in dem neuen Kirchlein, das dieser gebaut hatte, und wunderte sich über die vielen rothbeschmierten Galekas, die sich zum Gottesdienst an einem kalten Regentag einfanden, wie über ihre unerwartet gespannte Aufmerksamkeit.

Tijo wurde zusehends schwächer. Am 10. August sagte er zu seiner Gattin: der Wille des Herrn geschehe! Der seine ist jedenfalls der beste. Tags darauf besuchte ihn ein Freund, der Wesleyaner Longden von Butterworth, der ihn so schlecht fand, daß er den benachbarten Missionaren Boten sandte, sie an sein Sterbebett zu laden. Tijo bat wiederholt: Ist der Tod im Kelch, so trauert nicht um mich, denn ich verlasse mich auf den Heiland; mit meinem ganzen Gewicht lehne ich mich auf ihn.

Als es Nacht wurde, sah Soga deutlich eine Hand, die ihm winkte, hörte eine Stimme, die ihm etwas zurief; und nun er wußte, daß sein Stündlein herannahe, brach er in ein brünstiges Gebet aus. Nicht für sich selbst betete er, denn er hatte sich in Gottes Hand gelegt, aber für sein Land und seine zersplitterte Nation, für seine Eltern und Verwandten, für die kleine Heerde, die er gesammelt, „daß das Wort unter ihnen nicht kalt werde," für die, welche ihm besondere Sorge bereiteten, für alle treuen Prediger, für die heranwachsende Generation, für Großbritannien, für alle Völker, die noch im Finstern wohnen, für alle guten Menschen, am meisten für die Ausbreitung des Evangeliums. Seine treue Mutter konnte es fast wörtlich behalten und wiedergeben, da er in seiner Kaffersprache betete. Zuletzt kam er auf seine drei Söhne jenseits des Meers, und flehte, daß Gott ihnen die Liebe Christi offenbaren und einen Weg öffnen möge, nach Afrika zurückzukehren und Lehrer ihres Volkes zu werden. Dann versagte ihm plötzlich die Sprache, obwohl er bis zum Ende beim Bewußtsein blieb, alles beobachtete und oft mit ernstem Blick wie betend aufwärts schaute.

Miss. Longden fuhr fort, ihm je und je etliche der theuren Verheißungen Christi ins Ohr zu flüstern. Am 12. August traf auch noch Miss. Roß ein, den aber der Sterbende kaum mehr erkannte. Ohne Todeskampf entschlief er zwei Uhr Nachmittags.

Als der junge Chalmers (der 1861 nach Vollendung seiner

Studien zu seinen Kaffern zurückgekehrt war) der edlen Mutter Soga's sein Beileid bezeugte, antwortete sie: „Für dich traure ich am meisten, o Chalmers Sohn, denn im Tode Tijos hast du deines eigenen Vaters Sohn verloren. Was mich betrifft, so habe ich mit Tijo Gatte, Vater und Sohn zumal verloren." — Vom Schmerz der Wittwe und ihrer vier Kleinen schweigen wir; die Freunde rathen ihr, vor der Hand mit diesen nach Schottland zu gehen, wohin ja die drei älteren Kinder vorausgeschickt worden waren.

Am Dienstag, 14. August, brachte man den Sarg in die Kirche; wie krümmten sich da die starken Männer und Krieger und weinten dennoch. Auch viele Europäer stellten sich ein, dem Todten die letzte Ehre zu erzeigen. Acht Aelteste trugen nach den Reden und Gebeten die Leiche in den Garten, wo sie inmitten frisch blühender Bäume (August ist der dortige Lenz) eingesenkt wurde.

Fürst Kreli trauerte aufrichtig. Er klagte: „welch ein Unglückskind bin ich doch! Kaum habe ich einen Missionar, in welchen Weiße und Schwarze gleiches Vertrauen setzen, so wird er wieder von mir genommen. Was ist denn meine Sünde gegen Gott, daß Er mir das angethan hat?" Er kam wieder und wieder darauf zurück und erklärte: dies sei nun das erste Grab eines Missionars in seinem Lande; ihrer zehn haben schon an seinen Galekas gearbeitet (er zählte ihre Namen auf), aber keiner sei unter dem Volke gestorben; so sei also an jenem Tag etwas Neues unter ihnen geschehen. Er werde es als seine Pflicht betrachten, der Arbeit auf der Station nach wie vor eine helfende Hand zu leihen.

Erst mit seinem Tod wurde offenbar, wie hochgeschätzt der Mann in der ganzen Kolonie gewesen war; die Zeitungen, auch die weltlichsten, wetteiferten mit einander, in langen Kolonnen dem bedeutendsten Kaffer der Neuzeit ein Denkmal zu setzen. Die Missionare aller Kirchen fühlen am tiefsten, was sie an ihm verloren haben; sie legen alle ihr einstimmiges Zeugniß von dem vielseitigen Werth seiner Wirksamkeit ab. Der Freischotte Bell bemerkt: „Er blieb bis zum Ende seinem Kafferhäuptling mit ganzem Herzen ergeben; aber nicht weniger war er ein treuer Unterthan der Königin. Sein Patriotismus war feurig; aber sein Christenthum und seine Bildung flößten ihm tiefe Sympathie mit den Europäern ein. In politischer wie religiöser Beziehung stand er da als einer der bedeutendsten Männer der Kapkolonie."

Eine Zeitschrift führt diesen Punkt noch weiter aus: „Soga, als der Sohn einer der ersten Familien des Kafferlandes, schloß sich natürlicherweise an seine Landsleute aufs innigste an, obwohl er gegen ihre Fehler nie blind war und ihre Lieblingssünden mit steter Treue und Offenheit bekämpfte. Aber einen heißeren Verehrer hat unsere Königin in allen ihren Landen nicht gehabt. Seine Kafferpredigt aus Veranlassung des Tods von Prinz Albert (1861) war unübertrefflich. Das Charakterbild des Verewigten, die Trauer der Nation, die Vereinsamung der Wittwe wurden mit einer Meisterhand gemalt. Er schloß mit einer tiefgefühlten Beschreibung des gerechten Regiments der Königin: welch ein Glück es sei, zu ihren Unterthanen zu gehören, wie viele Segnungen aus England mit dem Worte Gottes auf die Heidenvölker ausfließen, und welch eine Schuld der Dankbarkeit damit auf die Kaffern gelegt sei.

„So hochgebildet unser Soga war, so bescheiden stand er immer zurück; als Lehrer, Hirte und Missionar keinem nachzusetzen, im Werk der Bibelübersetzung geradezu unersetzlich. In ihm hat die Missionskirche ihr höchstes Juwel verloren; und wie sorglich er auch von allen politischen Fragen sich fern hielt, ist doch das ganze Land um einen Mann ärmer geworden, der einen mächtigen Einfluß fürs allgemeine Beste übte, und dessen Warnungsstimme in irgend einer kritischen Wendung der Dinge von seinem Volke nicht überhört worden wäre."

Die Rheinische Mission in Südafrika.*)

1. Das Kapland.

Die seit 1806 den Engländern gehörige Kapkolonie am Südende Afrikas umfaßte bis vor wenigen Jahrzehnden einen Flächenraum von etwa 7000 Quadratmeilen. Aber seit 1848 und 1867 ist sie fast um ein Drittheil vergrößert durch Ein-

*) L. v. Rohdens „Geschichte der Rheinischen Missionsgesellschaft". Barmen 1871. Zweite Ausg. 22½ Sgr. Ein sehr werthvoller, gründlich durchgearbeiteter Beitrag zur Erweiterung der Kenntniß sowohl der Missionsbestrebungen im deutschen Vaterlande, als auch der Missionsgebiete in Südafrika und Ostasien (Borneo, Sumatra, China).

verleihung eines großen Theils vom Kafferland und des Grenzgebiets nördlich bis an den Oranjestrom. Sogar über den Oranje hinaus hatten die Engländer noch ein großes Gebiet zu ihrem Lande geschlagen, den jetzt sogenannten Oranje-Freistaat, aber es hat ihnen besser geschienen, diesen Landstrich den ausgewanderten holländischen Bauern zu überlassen; nur daß im verflossenen Jahr die Diamantenfelder bis zum Vaalfluß hin unter britische Souveränität gestellt wurden.

In diesem weitausgedehnten und noch immer weiter ausdehnbaren Lande wohnen aber gar wenig Menschen. Bisher rechnete man nur 500,000 Seelen, darunter 200,000 Weiße; jetzt mögen es etwas mehr sein. Im Innern des Landes kann man halbe, ja ganze Tage lang reisen, ohne auch nur einem Menschen, geschweige denn einer menschlichen Wohnung zu begegnen. Nur am Südrand ist das Land etwas dichter bevölkert. Denn dort ist es lieblich zu wohnen unter den Weinstöcken und Feigenbäumen, mit denen der fruchtbare, wohlangebaute Boden geschmückt ist.

Mehr als hundert Jahre lang waren die Portugiesen auf dem Weg nach Indien hier je und je gelandet, aber erst die Holländer nahmen das Land in Besitz und bauten an der ihnen bequemsten Stelle 1652 die Kapstadt. Es fanden sich genug Auswanderungslustige in Holland, die nach der Kapstadt zogen und von da tiefer ins Innere eindrangen. Wo sie zwischen den kahlen Steppen ein gut Stück Land fanden, da ließen sie sich nieder, bauten sich an und verjagten oder knechteten die Eingebornen. Sie nannten sich Boers (Buurs), zu deutsch Bauern. Durch die Revolutionskriege ist das Land (seit 1806) eine englische Kolonie. So sind nun die holländischen Buurs englische Unterthanen geworden, und die Franzosen und Deutschen, die etwa ins Kapland gewandert waren, ebenfalls. Engländer zogen seit 1820 zahlreich ins Land, besonders in den wasserreichen Osten, wo Port Elisabeth eine rührige Hafenstadt geworden ist; aber auf der westlichen Seite herrscht noch holländische Sprache und Sitte vor.

Die Buurs wohnten von Alters her auf weit entlegenen einsamen Gehöften und trieben Viehwirthschaft. Besonders die Schafzucht machte sie reich, und die kap'sche Wolle war berühmt. An gelegenen Stellen bauten sie auch Waizen, der ebenfalls verschifft wurde und viel Geld ins Land brachte. Aber die Zeiten sind in-

zwischen anders geworden. Streitigkeiten mit den englischen Eroberern bewogen viele Hunderte von reichen Holländern zum Auswandern nach Port Natal, in den Oranje-Freistaat und die Transvaal-Republik. Dürre und unfruchtbare Zeiten traten ein; Jahrzehnte hindurch war der Ertrag des Ackerbaus und der Viehzucht fast null; dagegen wurden die Staatsabgaben immer bedeutender, seitdem in der Kapstadt ein Parlament tagte und die Kolonie selber für ihre Bedürfnisse sorgen sollte. Die alten Erwerbszweige reichen in neuester Zeit nicht mehr aus, und neue sind noch nicht gefunden, so daß gegenwärtig das Kapland den Eindruck einer sehr heruntergekommenen Kolonie macht. Sollten ihm vielleicht die Diamanten und das im Innere nun auch gefundene Gold aufhelfen?

Ehe die Europäer ins Land kamen, war die östliche Seite von schöngestalteten schwarzbraunen Kaffern-, die westliche, mit der wir vorerst es allein zu thun haben, von häßlichen, gelben Hottentottenstämmen bewohnt. Die Hottentotten betrachteten sich als die rechtmäßigen Besitzer des Landes, denn sie hatten es von ihren Vätern geerbt und zogen mit ihren Viehherden darin umher, wie einst Abrahams Same im Lande Kanaan. Die christlichen Völker Europas aber haben nie darnach gefragt, ob sie ein Recht auf ein fremdes Land jenseits der Meere hätten, sondern sie haben es ohne viel Umstände den Bewohnern weggenommen. Ganz so machten es auch die Holländer am Kap. Die Hottentotten erschienen ihnen noch dazu so wenig menschenähnlich, daß sie sich kein Gewissen daraus machten, sie nicht besser zu behandeln als die Affen. Erst kauften sie ihnen den Grund und Boden ab für allerlei Tand, dann nahmen sie, was ihnen gut schien, mit Gewalt. Aber die Hottentotten waren damals keineswegs schon so unkriegerisch, daß sie sich alle Gewaltthaten und Betrügereien der Weißen gutmüthig gefallen ließen. Sie setzten sich zur Wehr und es entspann sich ein blutiger Krieg, der fast 40 Jahre dauerte. Furchtbare Grausamkeiten wurden in diesem schrecklichen Krieg verübt. Als er zu Ende war, fiengen die Leiden der besiegten Hottentotten erst recht an. Die Christen hatten diesen armen Heiden alles genommen, was sie bisher besaßen, ihr Land, ihr Vieh, ihre Freiheit. Gebracht hatten sie ihnen dafür Sklaverei, schwere Arbeit, Peitschenhiebe, Hunger und Kummer, Laster und Seuchen. Das einstmals mannhafte Volk versank in dumpfes Hinbrüten und sklavische Feigheit. Der

Dienstherr aber hatte das Recht, seine Leute mit der schweren Peitsche zu schlagen, sie ins Gefängniß zu werfen, sie in Eisen schmieden zu lassen, ja sie zu verstümmeln, ohne daß sich Jemand darum kümmerte. Entsetzliche Greuel geschahen auf einzelnen Bauerhöfen. Jetzt sind jene einstigen Besitzer des Landes im schnellen Aussterben begriffen. Reine Hottentotten finden sich kaum noch im Kapland, dagegen nimmt die Zahl der Bastards zu, Mischlinge von Weißen und Gelben. Immer mehr überwiegt das europäische Blut in den farbigen Stämmen, aber leider scheint mit den höheren Fähigkeiten der Weißen auch ihre Lasterhaftigkeit sich auf das Mischlingsvolk vererbt zu haben.

Wohl gab es auch Solche, die mit dem Auge christlichen Erbarmens hineinschauten in das heillose Treiben der Ungerechtigkeit. Missionare waren gekommen, aber wie schwer wurde es ihnen, dem unglücklichen Heidenvolk eine Erleichterung zu bringen! Den ersten Missionar Südafrikas, den apostolischen Georg Schmidt von der Brüdergemeinde, der 1737 anfieng unter dem Birnbaum von Gnadenthal die Einladung zur Seligkeit an die verschüchterten Heiden ergehen zu lassen, wußten die Buurs bald wieder zu beseitigen. Er kehrte 1744 nach Europa zurück. Als 50 Jahre später (1793) sich drei neue Sendlinge der Brüdergemeinde auf derselben Stelle niederließen, drohten die Bauern gleich wieder mit Mord und Todtschlag. Schon hatten sie den Befehl erwirkt, daß die Hottentotten den Missionsplatz verlassen sollten, da brach der Krieg mit den Engländern aus, und die Sache nahm eine andre Wendung. Gleich darauf schickten auch die Engländer ihre Missionare. Waren die Heiden des Kaplands ihre Unterthanen geworden, so sollten sie auch die Güter und Segnungrn des Christenthums durch sie empfangen.

Unter den ersten Sendboten der Londoner Gesellschaft war der unermüdliche vander Kemp, Soldat, Arzt und Gelehrter, der schon 50 Jahre alt, als Prediger zu den Heiden Südafrikas gieng, erst zu Kaffern, dann zu Hottentotten, und einem Theil dieser armen, gescheuchten Herde einen festen Zufluchtsort auf seiner Station Bethelsdorp verschaffte. Dieser Mann wagte es zuerst, den Ungerechtigkeiten der Buurs die Spitze zu bieten und sich nicht bloß thatsächlich, sondern mit schriftlichen und mündlichen Vorstellungen bei der Regierung des unglücklichen Volkes anzunehmen. Sein Leben stand deßhalb mehr als einmal in Gefahr. Aber während

seiner zwölfjährigen Wirksamkeit am Kap wich er dem Trotz und der Tücke der Weißen nicht einen Augenblick und brach die Bahn, auf welcher seine Nachfolger nur fortzuschreiten brauchten, um endlich die Ketten der Leibeigenschaft zu zerreißen. Von van der Kemp und andern Missionaren angeregt, sandte die Londoner Missionsgesellschaft 1812 den Prediger Campbell nach dem Kapland, um über die Lage der Hottentotten zu berichten. Seine Mittheilungen lauteten traurig genug, aber Vortheil brachten sie dem armen Volke nicht. Die Missionsniederlassungen, auf denen Hottentotten sich anbauen durften, wurden zwar vermehrt, aber die Plackereien von Seiten der Bauern steigerten sich nur. Campbell wurde 1818 nochmals ausgeschickt und mit ihm Dr. Philipp, der sich der Sache mit dem größten Eifer annahm und so lange schrieb und Dokumente einschickte, bis dem englischen Volke die Augen aufgiengen und das Parlament selbst die Forderung stellte, daß die farbigen Bewohner Südafrikas ganz auf dieselbe Weise behandelt werden sollten, wie die weiße Bevölkerung und alle freien Unterthanen im ganzen Königreich. Dr. Philipp, der in den Jahren 1827—1829 sich in England aufgehalten hatte, konnte die königliche Bestätigung dieses Gesetzes selber nach dem Kapland hinüberbringen, und 20,000 Hottentotten waren von diesem Augenblick an freie Menschen geworden.

2. Die ersten Rheinischen Sendboten und ihre Arbeitsstätten.

Noch wußte die aus den Missionsvereinen zu Elberfeld, Barmen, Köln und Weser neu gebildete Rheinische Missionsgesellschaft nicht mit Bestimmtheit, wohin sie ihre ersten Sendboten abordnen solle, hatte aber doch als den vermuthlich geeignetsten Punkt Südafrika ins Auge gefaßt, als in der Berliner Kirchenzeitung eine Anzeige erschien, Dr. Philipp, der Superintendent der Londoner Missionsgesellschaft, sei im Begriff, nach der Kapstadt zurückzukehren und außer einigen englischen auch die ersten drei französischen Missionare mitzunehmen. Dieß bewog etliche Mitglieder der Barmer Gesellschaft zu der vorläufigen Anfrage, ob er nicht geneigt wäre, auch einige Rheinische Missionare unter seine Obhut zu nehmen? — Der edle Mann hatte noch gar keine Kunde von dem Wiedererwachen der evangelischen Kirche Deutschlands und den mehrfachen frischen Re-

gungen deutschen Missionssinns. Ueberaus freundlich erwiederte er darum: ein Goldsucher, der in der ganzen Welt umherreise, um Schätze aufzuspüren, und der nun plötzlich ganz in seiner Nähe eine reiche Goldader entdecke, könne nicht mehr erfreut sein, als er sei über den Inhalt des erhaltenen Schreibens. Unzweifelhaft aber war ihm, daß deutsche Missionare sich immer erst unter englische Oberleitung stellen müßten, um draußen was auszurichten.

Im Juni 1829 traf Philipp in Begleitung zweier englischer Prediger und des Missionars Stockfeld, der als Dolmetscher diente, in Barmen ein, um sich noch mündlich mit den dortigen Freunden zu besprechen. Auf der Konferenz, welche diese nun mit den englischen Brüdern hielten, fielen freilich manche ihrer Pläne vor der reiferen Erfahrung Dr. Philipps dahin. Dieser stellte z. B. entschieden in Abrede, daß die Missionare durch Betreibung eines Handwerks sich in Südafrika werden selbst ernähren können; die Niederlassung außerhalb der Grenzen der Kapkolonie schilderte er als höchst mißlich und gefährlich; die baldige Aufrichtung einer Heidengemeinde, welche den Unterhalt ihrer Missionare selbst übernähme oder auch nur zur Mithilfe willig wäre, erklärte er für zweifelhaft.

Am 30. Juni fand die feierliche Ordination und Abordnung der vier Missionszöglinge von Wurmb, Leipoldt, Zahn und Lückhoff statt. Die Theilnahme des Publikums bei diesem Fest war außerordentlich. Nicht bloß die übermäßig gefüllte Kirche bezeugte das, auch nicht bloß die 23 Prediger, welche den Ordinanden die Hände mit auflegten, sondern noch mehr die reichen Gaben und Geschenke, die von allen Seiten für die auszusendenden Boten zusammenströmten. Da wurden goldne Ketten, Ringe, Uhren, Geld und alle Arten Schmucksachen auf die Opferteller gelegt; da kam Leinwand, Haushaltungs- und Handwerksgeräth, Bücher und alles, was zur Ausrüstung der Missionare nützlich sein konnte, und wunderbar: so reichlich alles zufloß, so war es doch, als nun die Summe gezogen wurde, nicht mehr und nicht weniger, als zur Ausrüstung und Absendung der vier Missionare gerade nöthig war.

Am 4. Juli schieden diese von den Barmer Freunden, am 7. Oktober betraten sie nach fast dreimonatlicher Seereise den Boden Afrikas. Sie fanden dort nicht nur die Missionare der Brüdergemeinde und die Londoner schon vor, sondern auch Wesleyaner, die jenseits der Grenzen des Kaplandes unter den Buschmännern und

den nördlichen Heidenstämmen bereits schöne Erfolge erzielt hatten. Die Sendboten andrer Missionsgesellschaften in England, Schottland und Amerika folgten im Lauf der Jahre, auch die Berliner seit 1834.

Die herrschende Kirche im Innern des Landes war früher die holländisch-reformirte, der jetzt die anglikanische schon fast ebenbürtig geworden ist. Während diese auch gerne Farbige aufnimmt, stieß jene sie früher von sich. Vor manchen ihrer Gotteshäuser soll sogar gestanden haben: „Hunde und Hottentotten dürfen nicht hinein". Dennoch fanden sich schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als van der Kemp's gewaltige Stimme sich erhob, auch manche reformirte Geistliche und Laien, die ihre Pflicht, sich der armen Leibeigenen und Sklaven anzunehmen, einigermaßen erkannten, und auch in ihrer Weise zu erfüllen suchten. Zu einer Zeit, wo wir in Deutschland noch wenig an Missionsvereine dachten, waren im Kapland schon mehrere in Wirksamkeit. Freilich entsprachen sie nicht ganz unsern Begriffen von solchen; denn sie hatten keineswegs die Absicht, ihre Missionare im ganzen Kapland umherzuschicken, sondern wollten nur zunächst für die Sklaven am eignen Ort nothdürftig sorgen, ihnen einige Begriffe vom Christenthum beibringen, höchstens auch sie lesen lernen lassen. In die Dienste zweier solcher Missionsvereine traten zunächst zwei der Rheinischen Brüder; die beiden andern legten nach Art der Brüdergemeinde eine Kolonie an und suchten die in der Nähe wohnenden Hottentotten in leibliche und geistliche Pflege zu nehmen. — Da drei dieser ersten Sendboten bis auf diesen Tag noch auf denselben Posten stehen, auf welchen sie ihre Arbeit begannen, verfolgen wir zunächst auf ihren Stationen die Weiterentwicklung des Werks.

3. Stellenbosch und Zarepta.

In einem der beiden großen Weindistrikte der Kolonie, aus welchen der köstliche Kapwein kommt, liegt sieben Stunden östlich von der Kapstadt das Städtchen Stellenbosch — eine hübsche lange Straße, mit gewaltigen Bäumen besetzt, und ein Lieblingsaufenthalt Genesender, da Schatten und Wasser reichlich zu finden

ist. Es ist eine liebliche Gegend, reich an Früchten jeder Art, und darum auch dichter bevölkert als andre Theile der Kolonie. Dort befand sich einer der eben erwähnten Missionsvereine. Die Missionare, welche er bis jetzt gehabt, hatten noch wenig leisten können; eine Kapelle für die Heiden stand zwar längst im Dorf, aber eine Gemeinde aus ihnen war noch nicht gesammelt, und eben jetzt stand kein Missionar auf dem Platze. Aber etliche fromme Herzen, denen das Seelenheil ihrer etwa 2000 Sklaven wirklich auf dem Gewissen lag, hatten nicht sobald von der Ankunft deutscher Missionare in der Kapstadt gehört, als sie auch schon Abgeordnete hinüber schickten, um einen von ihnen für sich zu gewinnen. Sie machten sogleich Lückhoff ihren Antrag, und dieser nahm ihn im Namen Gottes an.

Die Sklavenbevölkerung, mit der er es hier zu thun bekam, bestand nicht aus den Eingebornen, die schon lange her den Buurs zur Pflege ihres Viehs und zur Bestellung ihrer Felder nicht genügt hatten und bei den häufig wiederkehrenden Empörungen auch höchst unsichre Dienstleute waren, sondern aus Negersklaven von der Ost- und Westküste und muhammedanischen Malaien aus dem indischen Archipel. Von beiden wurden den Buurs noch immer Sklavenkinder im eignen Land geboren, nachdem die Engländer die Einführung neuer Sklaven verboten hatten. Lückhoff suchte diese Armen in ihren jämmerlichen Kasernen auf, worin oft zwei, drei oder vier Familien nur eine einzige Kammer zur Wohnung hatten. Welches Elend, welche Lasterhaftigkeit, welche Finsterniß fand er da! Es schien wirklich, als seien die meisten dieser Sklaven völlig verthiert und hätten für nichts Sinn, als für Essen und Trinken, Tabak und Branntwein. Als Lückhoff eine Schaar schwarzer Heiden katechisirte, wer denn die Welt und sie selber geschaffen habe, antwortete nach langem Besinnen der intelligenteste unter ihnen: der Teufel. Aber Lückhoff ließ sich nicht abschrecken; er fieng an mit großer Geduld dieses stumpfsinnige Geschlecht zu unterrichten, sammelte ihrer 50, alt und jung, in eine Schule, war unermüdlich in Krankenbesuchen und Hausversammlungen, gieng zu den Unglücklichen, die um ihrer Verbrechen willen im Gefängniß saßen, ritt wöchentlich aus, um in einem Umkreis von etwa vier Stunden die Sklaven sammt ihren Herrn zu besuchen und ihnen das Evangelium zu verkünden, und predigte sonntäglich den Heiden wie den Christen,

welche sich in seiner Kirche einfanden, mit solcher Kraft und Eindringlichkeit, daß sich bald nicht nur unter ihnen, sondern selbst unter den zahlreichen Muhammedanern Früchte seiner Wirksamkeit zeigten. Die Arbeit wuchs ihm unter den Händen so, daß er bald Hilfe bedurfte, die ihm auch 1833 gesandt wurde.

Wir folgen nicht ins Einzelne allen den wechselvollen Erfahrungen, auf die der wackre Veteran nun zurückblickt, nachdem er mehr als 40 Jahre hindurch die von ihm ins Leben gerufene Gemeinde bedient hat. Sie waren reich an herrlichen Gnadenerfahrungen, aber auch reich an Glaubensprüfungen und tiefen Demüthigungen. Eine besonders schwere Zeit waren die Jahre 1835—1838. Die 1834 von der englischen Regierung bewerkstelligte Freikaufung aller schwarzen und braunen Sklaven der Kolonie erregte einen Aufruhr unter den Sklavenbesitzern, der sich fast mehr noch gegen die Missionare, in denen man die eigentlichen Unheilstifter sah, als gegen die Regierung wandte. Sie mußten alles verschuldet haben, was gerade jetzt hereinstürmte: die mörderischen Einfälle der Kaffern in das östliche Gebiet 1835, sowie Theurung, Krankheit und Viehsterben, welche in Folge der kriegerischen Verheerungen ausbrachen. Auch bei der kleinen Missionsgesellschaft in Stellenbosch setzte sich eine solche Erbitterung gegen die Missionare fest, daß man sich ihrer gern entschlagen hätte. Als dann aber nach der vierjährigen Uebergangszeit am 1. Dez. 1838 der Tag der Freiheit anbrach, wurden die verkannten Brüder reichlich getröstet. Anstatt in wilder Fleischeslust alle Schranken zu durchbrechen, wie übelwollende Christen es vorhergesagt hatten, zogen auf den verschiedenen Missionsstationen die reinlich und festlich gekleideten Heiden still und geordnet zur Kirche, sangen da ihre Dank- und Freudenlieder und hörten voll Andacht die Predigt von Dem, der sie recht frei machen wolle. In Stellenbosch legten sie 80 Thaler in die Armenkasse, während die Missionskollekte unter den Weißen um diese Zeit kaum 26 Thaler betrug. — Von allen Seiten strömten jetzt die Freigelassenen von den Bauernhöfen nach Stellenbosch, um sich dort als Handwerker und Taglöhner ihren Unterhalt zu verdienen. Aus den 2000 Farbigen wurden in kurzer Zeit 7000. Nur mürrisch sahen jedoch die Vorsteher des Stellenboscher Missionsvereins diesem frischen und fröhlichen Treiben zu und wollten für die emancipirten Heiden nichts mehr thun; selbst als die Behörden die sittliche Umwandlung, die

mit den Farbigen des Bezirks vorgieng, rühmend anerkannten, indem sie ihre Verwunderung aussprachen, daß ihrer jetzt so wenige wegen Verbrechen vor Gericht gestellt werden, freuten sich die noch übrigen Direktoren des Vereins dieses geistlichen Wachsthums der verachteten Sklaven so wenig, daß es 1846 endlich zum völligen Bruch kam.

Neben den verschiedenen wackern Mitarbeitern, die Lückhoff im Lauf der Jahre erhielt (Wachtendonck, Esselen, Terlinden, Alheit), sei hier auch eine Gehilfin erwähnt, die ihm eine lange Reihe von Jahren hindurch unschätzbare Dienste leistete, bis sie am 31. Mai 1871, in ihrem 71. Lebensjahr sanft und selig entschlief. Sie war 1833 mit ihrem Mann, dem Miss. Kähler, nach Afrika gekommen und sollte mit ihm nach einer der nördlichen Stationen des Kaplands reisen. Unterwegs aber mußte sie nach kaum halbjähriger Ehe den Gatten in einem Flusse ertrinken sehen. Wenige Jahre darauf hatte sie auch ihr nachgebornes Söhnlein dem Herrn zum Opfer zu bringen. „Als einsame, aber 'rechte' Wittwe," schreibt Inspektor Fabri von ihr, „lebte sie seither in Lückhoffs Hause, dessen Kinder sie nach dem frühen Heimgang der Frau Lückhoff mit mütterlicher Liebe pflegte. Aber nicht bloß Lückhoffs Kinder, sondern alle Kinder, die sie erreichen konnte, umfaßte sie mit der gleichen mütterlichen Zärtlichkeit. Die kleinen Mädchen sammelte sie um sich, um sie nähen zu lernen und ihnen dabei die süßen Geschichten vom Heiland zu erzählen, von denen ihr eigen Herz so voll war; einen Nähverein errichtete sie, um die nackten Kinder zu kleiden; für den Verkauf richtete sie Nähsachen zu, um so manche andre Bedürfnisse der lieben Kinderschaar zu decken. Und nicht bloß für die Kinder sorgte sie so. In allen Hütten der Armen, der Nothleidenden, der Kranken war die gute Frau Kähler ein wohlbekannter Gast, eine wahrhaft barmherzige Schwester, eine geborne Diakonissin ohne Titel und Gewand. Den jungen Missionsfrauen, besonders den Bräuten, die erst eben ins Land kamen, war die schon ergrauende Schwester mit ihren reichen Lebenserfahrungen, mit ihrer unermüdlichen Liebe ein wahrer Trost und Schatz. Wie viele, die gebeugt und mit schwerem Herzen zu ihr kamen, sind reich getröstet und aufgerichtet von ihr gegangen! Wie war sie eine so geduldige Rathgeberin, wie wußte sie so mild zu tadeln und so freundlich zurechtzuweisen, wie oft hat sie Frieden gestiftet! Ja, sie gehörte wohl zu denen, die der

Herr als Friedensvermittler preist, und von denen Er sagt, sie werden Gottes Kinder heißen.

„Auch die Missionare selbst, die erprobten Männer, die schon ergrauten Knechte des Herrn in seinem Weinberg, hiengen mit einer besondern Liebe und Verehrung an dieser unscheinbaren, kränkelnden Schwester, die in ihrer schwachen Leibeshülle einen so reichen Schatz göttlicher Gnadengaben barg. Wie manches Mal richtete das milde Wort des bittenden Weibes aus, was strenge Weisungen nicht vermocht hatten! Besonders die jüngern Missionare, die frischen Heißsporne, die ganz neu mit einer Welt voll Planen und guten Absichten ins Land kamen, fanden bei der lieben Mutter Kähler immer einen Rath, eine Warnung, ein Sprüchlein, das ihnen auf ihrem weiteren Wege von Segen war. Ja, mancher reiste in späteren Jahren wohl noch ausdrücklich mit der Absicht nach Stellenbosch, um sich von Schwester Kähler noch einen neuen Segen zu holen. — Sie gehörte zu denen, von welchen Paulus sagt: 'als die Sterbenden, und siehe wir leben.' Seit länger als 20 Jahren erwarteten die Brüder, die sie sahen und kannten, fast jedes Jahr ihren Tod. Die Briefe aus Stellenbosch enthielten sehr oft den Refrain: 'Die l. Frau Kähler ist so schwach, wir werden sie wohl nicht lange mehr behalten.' Und diese hinfällige, gebrechliche Frau wurde doch niemals müde die Hände zu regen, und die Brüder selbst konnten nur erstaunen, was sie noch alles fertig brachte, wie reichen Erlös sie aus ihrem Nähverein, aus ihrem Bazar u. s. w. der Schulkasse zuzuwenden wußte. Schwach und zart, ja ohnmächtig, wie sie war, behielt ihr Geist fortwährend die gleiche Frische, die gleiche Innigkeit, den gleichen Eifer. Wie viel hat sie noch geschrieben bis in die letzten Jahre hinein, wie manche ihr ganz fremd und fern gebliebene Seele durch eine herzliche Mahnung, durch einen innigen Liebesgruß erquickt und gesegnet! Und wenn ihre Hände feiern mußten, so feierten doch ihre Gebete, ihre Fürbitten nicht. Mancher wird es wohl erst in der Ewigkeit erfahren, wer dort hinten im Kämmerlein zu Stellenbosch für ihn so treu gebetet hat, und was diese Gebete ihm eingetragen haben. — Die Betheiligung beim Begräbniß dieser greisen Schwester war eine ganz ungewöhnliche. Nicht bloß die Stellenboscher Missionsgemeinde, deren Mitglied sie war, nicht bloß sämmtliche herbeigeeilte Missionare, sondern auch die meisten Bewohner des Städtchens, Pastoren

und Professoren der holländischen Gemeinde und des theologischen Seminars wollten es sich nicht nehmen lassen, der theuren Heimgegangenen die letzte Ehre zu erweisen. Und doch konnte es keine stillere und bescheidenere Persönlichkeit geben, als diese demüthige, fast nur im Verborgenen wirkende Greisin."

Als Filialgemeinde von Stellenbosch besteht seit 1843 das nahe Sarepta, wo eine alte eingeborne Jüngerin, die nicht mehr, wie früher, zum Gottesdienst nach Stellenbosch gehen konnte, seit Jahren zum Herrn gefleht hatte, Er möchte doch auch einen Diener seines Worts dort hinaus nach Kuilsrivier senden. Die Gemeinde in Stellenbosch selbst zählt nach dem neuesten Bericht 1400 Seelen. Außer einer Elementarschule mit 550 Kindern, worunter 50 Weiße, hat die Rheinische Gesellschaft dort auch ein Knabenhaus und ein Töchterpensionat für die Kinder ihrer südafrikanischen Missionare und andre diesen Anstalten anvertraute Pfleglinge, und ein theologisches Seminar.

4. Tulbagh und Worcester.

In derselben Weise wie Lückhoff nach Stellenbosch, wurde Zahn nach dem 10 Stunden nördlicheren Städtchen Tulbagh gerufen, als zu Ende des Jahrs 1829 die vier ersten Rheinischen Sendboten ziemlich rathlos mit einander in der Kapstadt saßen und überlegten, wo etwa ihre erste Station zu gründen sein möchte. Auch er folgte der an ihn ergangenen Einladung und begann seine Wirksamkeit mit derselben Hingebung und mit demselben Segen wie Lückhoff. Für ihn gestaltete sich der Anfang etwas leichter, da er schon eine kleine Gemeinde vorfand und der Londoner Missionar Vos ihm vorerst noch väterlich berathend zur Seite stand. Aber schneller noch als in Stellenbosch kam es hier zum Bruch zwischen den Sklavenbesitzern und den Missionaren, nachdem die Regierung die ersten Schritte zur Emancipation gethan hatte. Schon 1836 erklärte der Missionsverein in Tulbagh, daß er nichts mehr mit der Sache zu thun haben wolle, und übergab seine sämmtlichen Missionsgebäude und sein sonstiges Eigenthum der Rheinischen Gesellschaft.

Ein besonders wichtiger Punkt, den Zahn regelmäßig zu be-

suchen hatte, war das acht Stunden entfernte Worcester, das in raschem Aufblühen begriffen, Tulbagh bald überflügelte und 1832 auch eine von einem Rheinischen Sendboten besetzte Missionsstation wurde. Dieselben Scenen des Unmuths und der Bitterkeit wie in Stellenbosch und Tulbagh wiederholten sich auch hier, obwohl in etwas geringerem Grade, bei der ersten Verkündigung von der bevorstehenden Sklavenbefreiung; im Jahr 1839 löste sich auch der Missionsverein in Worcester auf, und alles Missionseigenthum gieng auch hier in den Besitz der Rheinischen Gesellschaft über, deren Sendboten nun nur um so freier zeugten und wirkten. Bei Tulbagh wurde 1843 das Gut Steinthal, bei Worcester etliche Jahre später das Gut Saron gekauft, um den durch die Emancipation heimatlos gewordenen Familien in kleinen Parcellen zunächst in Pacht gegeben und nach und nach verkauft zu werden. Hottentotten und Schwarze drängten sich herbei, um hier ein Stückchen Boden zu gewinnen und sich auf eigenem Grund ihr eigen Häuschen sammt Gärtchen anzulegen, welches sie nach einer Reihe von Jahren richtiger Pachtzahlung als ihr freies Eigenthum sollten ansehen können.

Wechselnd, wie aller Orten, waren auch hier die Erfahrungen der Missionare. Eine liebliche Erweckung fand in den Jahren 1847 und 48 in Tulbagh und Steinthal statt. Jedoch gerade als die Tulbagher Gemeinde im schönsten Wachsthum war, fieng der Feind an, sie recht absichtlich zu umgarnen: es wurden Branntweinschenken eröffnet und allerlei neue Bewohner des Städtchens giengen den Farbigen geflissentlich mit gottlosem Wesen voran. Jetzt zählt sie etwa 500 Getaufte, aber das nachwachsende Geschlecht will hier, wie auch auf andern Stationen, dem seit 1850 zum Superintendenten der Rheinischen Mission ernannten Zahn nicht recht gefallen. „Im Allgemeinen gibt's in der Gemeinde viel Abfall, und die Sünde der Trunkenheit und Unkeuschheit greift sehr um sich. Es sind da viel bittre Erfahrungen, viel Schein statt Wesen," schreibt er in seinem letzten Berichte. „Die Alten, welche das Elend der Sklaverei und des Heidenthums noch selber gekostet hatten, waren treuer, eifriger, dankbarer und anhänglicher an ihren Seelsorger, als ihre schon bei der Geburt getauften Kinder, die sich wenig aus Kirche und Gottesdienst machen, und von den Weißen sich gern in die Schenkhäuser locken lassen." — Nimmt man hiezu die von Jahr zu Jahr wachsende Verarmung der Gemeinden, wie

auch des ganzen Landes, so ist leicht zu ermessen, wie dem Superintendenten die Aussicht, eine selbständige evangelische Kirchengemeinschaft aus lauter Farbigen im Kapland zu gründen, fast entschwinden will. Am meisten Freude bereitete dem Missionar eine Anzahl Basuto, die sich in diese Gegend verirrt hatten und von Zahn getauft waren, da sie die kräftigere und strebsamere Art der Betschuana haben und dem schlafferen gelben Geschlecht damit vorleuchten.

Als ein ermunterndes Denkmal, daß die Pforten der Hölle die Kirche Christi nicht überwältigen sollen, steht indeß die Gemeinde zu Worcester da. Jahre hindurch boten Zerwürfnisse unter den Brüdern, Streitigkeiten mit der Gemeinde, Emancipationsgelüste und dergleichen mehr dem Feinde eine treffliche Handhabe, den dort gegründeten Tempel wieder zu zerstören. Jetzt aber blüht und gedeiht keine andre Station im südlichen Kapland so lieblich, wie eben dieses Worcester. Als Miss. Esselen 1868 Deutschland besuchte und auf zahlreichen Kanzeln die Zustände dieser Gemeinde schilderte, wünschte wohl mancher rheinische Prediger im Stillen oder laut: hätten wir doch hier solche weiße Gemeinden, wie jene farbige in Worcester! Sie mag jetzt aus 1900 Seelen bestehen, wovon etwa 900 Kommunikanten sind.

5. Wuppertal und Eben-Ezer.

Als Lückhoff und Zahn ihre Arbeit in Stellenbosch und Tulbagh begannen, lag ihnen nichts ferner als der Gedanke, daß dieß die bleibenden Stätten ihres Wirkens werden sollten. Sie theilten mit ihren beiden andern Reisegenossen vollkommen die Ansicht, daß eine rechte Missionsthätigkeit nur in der kolonialen Weise der Brüdergemeinde ausgeübt werden könne, oder so etwa, wie auf den spätern Instituten Steinthal und Saron. Alle hatten sich gedacht, im Kapland werde es Jedem freistehen, sich nach Belieben auf einem noch unbewohnten Platze niederzulassen und daselbst das Eigenthumsrecht in Anspruch zu nehmen. Ungemein niederschlagend hatte darum auf sie die gleich bei ihrer Ankunft gemachte Wahrnehmung gewirkt, daß anders als durch Kauf oder Erbschaft Nie-

mand zu Grundbesitz gelangen könne. Doch v. Wurmb war bald entschlossen, eine Untersuchungsreise zu den etwa 55 Meilen nördlich von der Kapstadt gelegenen Cedernbergen zu machen, und kam ganz erfüllt von dem vermeintlichen Heilsverlangen der dortigen Heiden zurück. Eben bot daselbst ein Bauer sein Gut zum Verkauf aus, vor Kurzem erst hatte die Brüdergemeinde den Missionsplatz Elim gekauft; warum also nicht denselben Weg betreten, und zugreifen? Die Kap'schen Freunde riethen das auch, und so brachen v. Wurmb und Leipoldt dorthin auf.

Wie ganz anders war doch Vieles, als sie sich's zu Hause vorgestellt hatten! Wie theuer waren schon die Vorbereitungen zur Reise, wie langsam und mühselig die Fahrt im Ochsenwagen! Doch das Gut war gut gelegen, und gegen die Kaufsumme von 4000 Thalern ließ sich nichts einwenden. Ein kleines Wohnhaus stand schon da, Ackergrund und Gartenland war reichlich vorhanden, ein klares Flüßchen floß durch das Thal, und es dünkte ihnen bald so heimisch darin, daß sie es Wupperthal nannten. Die Regierung benahm sich sehr entgegenkommend und ließ sofort den Namen „Wupperthal" in ihre Karten eintragen. Aber bei all' dem war das Herz der Brüder doch sehr unruhig über dem Gedanken, was die Gesellschaft in der Heimat zu den 4000 Thalern sagen werde? Sie baten flehentlich, man möchte sie doch nicht zu Schanden werden lassen.

Am Rhein erregte diese Mittheilung ernste Berathungen und viel Kopfschütteln. Man befand sich eben in dem Revolutionsjahr 1830; in Polen und Belgien wüthete der Krieg, die Fürstenthrone schienen zu zittern, es nahte die Cholera, Handel und Gewerbe stockten. Und nun die Nachricht, daß die Brüder ein Gut für 4000 Thaler angekauft hätten, während die Leiter der Mission sich früher der Hoffnung überlassen hatten, die Missionare in Afrika werden sich selbst erhalten oder doch nur geringen Zuschuß brauchen! Dabei war überdieß vorauszusehen, daß zur Einrichtung und Instandhaltung eines solchen Guts noch manche nachfolgende Geldsendung nöthig sein werde. — Hätte nicht den hervorragendsten Leitern der Gesellschaft beständig das Bild der Brüdergemeindestationen vorgeschwebt, hätten sie nicht einen festen Grundbesitz für unerläßlich gehalten, um einen Knotenpunkt zu gewinnen für alle weitern Unternehmungen nach rechts und links — sie würden kaum

den Kauf genehmigt haben. So aber thaten sie's, wenn auch unter vielen Bedenken.

Natürlich mußte nun auch an die Bewirthschaftung des Guts gedacht werden. Um diese zu leiten, sandte die Gesellschaft 1832 den Oekonomen Schröder aus. Die faulen Hottentotten zur Arbeit anzuleiten, war indeß keine kleine Aufgabe. Lieber lagen sie auf dem Feld und schliefen, oder krochen gar in den Backofen, als daß sie mit Hand angelegt hätten, einen Zaun zu machen oder das Unkraut auszureißen. Doch Schröder wußte auf freundliche Weise ihnen immer wieder Muth zu machen und gieng selbst überall voran. Allerdings kam er dabei in manches Gedränge, denn auch was am Geräth verdorben war, mußte er selbst wieder zurecht machen. Ohne Lehrmeister mußte er schmieden und schreinern lernen. Wenn er aber nicht weiter konnte, rief er seinen Herrn zu Hilfe, und der half ihm jedesmal, sei es auf dem Acker oder beim Ambos und der Hobelbank.

Ein besonderes Glück war es, daß der Prediger und Leiter des ganzen Anwesens oder „Instituts", Miss. Leipoldt, so viel Sinn und Talent für dergleichen Geschäfte besaß. Hatte er doch schon selber die neue Kirche fast fertig gebracht, eine Mühle in Stand gesetzt, eine Lohgerberei begonnen, Tabakspflanzungen angelegt und so viel Obstbäume gepflanzt, daß jährlich ganze Wagenladungen von Früchten verkauft werden konnten! Die 200 Farbigen, die sich auf der Station sammelten, wußte er vortrefflich in Ordnung zu halten. Jedem Ankömmling wurde die Institutsordnung in aller Form vorgelesen und Satz für Satz erklärt. Wer sich nicht darnach halten wollte, wurde vom Platz verwiesen; wer sich aber willig fügte, konnte sich zu Leipoldt der freundlichsten Hilfsleistung versehen. Er zeigte ihnen, wie sie Gärten anlegen und das Feld bestellen mußten; er lehrte sie festere und wohnlichere Häuser bauen und ihre Vorräthe zu Rath halten, schlichtete ihre Händel und half ihrem Mangel ab, wo er wußte und konnte.

Daß er dabei der Seelen seiner braunen und schwarzen Kinder nicht vergaß, versteht sich von selbst. Es schien auch wirklich, als wolle der Geist Gottes anheben, die Todtengebeine zu beleben. Manche kamen zum Missionar mit der Frage, was sie thun müßten, um selig zu werden, und die erste Taufe konnte er schon ein halbes Jahr nach seiner Ankunft vollziehen. Noch volle zehn Jahre sollten

jedoch verstreichen, bis die damals erwachten Hoffnungen sich wirklich erfüllten. Bis zum Jahr 1840 waren der auf der Station Getauften 35 geworden, aber Früchte des Geistes waren nur wenig an ihnen zu spüren. Es war wohl ein großer Unterschied zwischen den nach der Emancipation auf 400 Seelen gestiegenen Bewohnern von Wupperthal und den umwohnenden Heiden, aber es blieb doch noch sehr viel zu wünschen übrig für Kirche und Schule, für geistliches Leben und sittliche Förderung.

Nicht die Mission, die an ihnen selbst getrieben wurde, sondern die Kunde von der Sehnsucht der weiter nordwärts wohnenden Heiden nach Lehrern war's, was zuerst die Institutsbewohner aus ihrer Trägheit aufrüttelte. Die dringenden Bitten des Namaqua-Häuptlings Jan Frederik und die Erklärung Dr. Philipps, daß die Londoner Gesellschaft die Westseite Süd-Afrika's den Rheinischen Missionaren überlassen habe, bewogen 1839 die Generalversammlung der Rheinischen Mission zu dem Beschluß, ihr Werk nun auch in den äußersten Norden und über die Grenzen der Kapkolonie hinaus zu erweitern. Die ersten Streiter auf dem neu eröffneten Kampfplatz (Kleinschmidt, Lutz, Budler, H. Hahn, Knudsen) zogen Alle von Kapstadt aus durch Wupperthal. Schon der freudige Glaubensmuth dieser frischen jungen Männer, ihre Schilderung von den Bollwerken des Satans, die in Gottes Namen zu erstürmen sie ausgezogen waren, von der Finsterniß der entfernter wohnenden Heiden und dem Lichte, welches sie in der Kraft Gottes unter ihnen anzünden wollten, wirkte belebend auf die Gemüther der Wupperthaler Ansiedler; von noch größerem Segen aber wurde es für sie daß der auch durch äußerliche Sorgen aller Art in Anspruch genommene Leipoldt einen dieser jungen Brüder, Budler, zu seiner Unterstützung herbeirufen konnte. Eine wirklich neue Zeit für Wupperthal begann mit dem Jahr 1841. Es zeigte sich da ein allgemeines Suchen und Fragen nach dem Sünderheiland, viele Heiden meldeten sich zur Taufe, und bald war kaum ein Haus, kaum eine Hütte mehr zu finden, worin nicht eine oder etliche Seelen lebendig geworden wären. Bis Anfang 1844 dauerte diese Erweckung fort, und während Budlers Aufenthalt im Norden (1842—44) wurde der Hunger nach dem Worte Gottes so groß und allgemein, daß der etwas kränkelnde Leipoldt unter der Last des schweren und doch so seligen Amtes fast zusammenbrach. Denn merkwürdiger Weise blieb die Bewegung

nicht etwa stehen bei den bisherigen Heiden und Farbigen, sondern sie griff um sich und zog auch die Weißen, die Christen herbei, ja trieb die stolzen und hoffärtigen Bauern der Umgegend auf dieselben Armesünderbänke, auf denen die so tief verachteten Hottentotten saßen. Selbst durch die donnernden Predigten des holländischen Pfarrers zu Clanwilliam ließen sie sich nicht abhalten, zu den „Schwärmern und Irrlehrern" auf Wupperthal zu gehen, und sich zugleich mit dem „schwarzen Vieh" den Trost der Sündenvergebung spenden zu lassen.

Durch allerlei leibliche Trübsal sorgte der Herr dafür, daß die empfangenen Eindrücke sich in Wupperthal nicht so schnell wieder verwischten, und ein solider Kern ist bis heute davon übrig geblieben. Jetzt sind fast alle Bewohner des Instituts getauft, und dem alternden Leipoldt steht in der Pflege der Gemeinde sein Sohn Johann zur Seite, nachdem er manchen lieben frühern Mitarbeiter aus einem oder dem andern Grund hatte wieder müssen ziehen lassen. — Aeußerlich ist die Station Wupperthal jetzt im Stande, sich nicht bloß selbst zu erhalten, sondern konnte auch schon etliche Male einen Beitrag zum Unterhalt der übrigen Stationen liefern. In den letzten zehn Jahren mußte sie freilich das allgemeine Schicksal der Kapkolonie: Mißwachs, Dürre, Hungersnoth, Arbeits- und Verdienstlosigkeit, reichlich theilen, so daß von einem Vorwärtskommen der Bewohner, von einer Hebung des Wohlstandes und größerer Ertragsfähigkeit des Gutes trotz aller Anstrengungen nicht die Rede ist. Als aber im Oktober 1869 die kapische Generalkonferenz der Rheinischen Missionare sich in Wupperthal versammelte, bezeugten besonders die älteren Brüder einstimmig, wenn sie das jetzige Wupperthal ansähen und es verglichen mit dem, was es vor 30 oder 40 Jahren gewesen, müßten sie staunen über die große und erfreuliche Umwandlung im Geistlichen wie im Leiblichen. Den drei alten Gefährten, die vor 40 Jahren als die ersten Rheinischen Sendboten in's Land gekommen waren, wurde bei dieser Gelegenheit zugleich an ihrem Jubiläumstage eine schöne Kundgebung der allgemeinen Liebe und Verehrung bereitet, sowohl seitens der anwesenden Missionsfamilien, als auch der Gemeinde. —

Der vierte der damals ausgesandten Brüder, v. Wurmb, war leider gleich Anfangs seine eignen Wege gegangen. Eigensinnig hatte er gegen den Willen der Gesellschaft und den Rath der Brüder

am Elephantenfluß eine neue Station, Eben-Ezer, gegründet und dort nicht nur verschwenderische Anschaffungen gemacht, sondern auch noch andre Dinge begangen, die ihn des Titels und Amtes eines Heidenboten unwürdig machten. Tief gebeugt entließ der Vorstand in der Heimat den abtrünnigen Missionar, übernahm aber seinen Kauf, um die Ehre der Gesellschaft zu retten.

Diese neue Erwerbung, nahe am Ausfluß des „Olifantrivier" in einer sandigen Hügelgegend, war ehemals ein Hottentottendorf, Doornkraal genannt, und zeigte keine Spur von Anbau. Nur Viehheerden fanden ihre magre Weide da; die elenden Mattenhütten oder Ponthokken der trägen, schmutzigen Hottentottenhorde waren die einzigen menschlichen Wohnungen. Es war aber damals allgemeine Annahme, der zwischen hohen Ufern hinströmende Olifant werde jährlich durch starke Regengüsse so angeschwellt, daß er aus seinen Ufern trete und den ganzen Flachgrund weit und breit überschwemme; dadurch werde dann eine Fruchtbarkeit erzielt ohne Gleichen, und es bedürfe nur geringer Nachhilfe von Seiten der Missionare, um die kahle Gegend in einen lieblichen Garten zu verwandeln.

Daß dem nicht so sei, daß vielmehr dürre und unfruchtbare Jahre die Regel waren, und Ueberschwemmung des Olifant und fruchtbare Zeiten nur ausnahmsweise vorkamen, zeigte sich freilich bald genug und machte auch in geistlicher Beziehung die Arbeit auf Eben-Ezer zu einer äußerst schweren. Einen großen Theil des Jahres mußten die Leute sich zerstreuen, um Weideplätze für ihr Vieh und etwas Ackergrund aufzusuchen, oder sich bei den Bauern in der Nähe um Taglohn zu verdingen, und während des fünf- bis sechsmonatlichen Umherlaufens in der Zerstreuung vergaßen die Kinder wieder, was der Missionar sie mühsam in der Schule gelehrt hatte. So viele Versuche auch gemacht wurden, Land und Boden zu verbessern und den Bewohnern einen guten Broderwerb zu sichern, es kam wenig oder nichts zu Stande. Dennoch aber sprach ein wichtiger Grund für die Beibehaltung des Platzes. Hier war der Uebergang über den Olifant; hier mußten Alle, die aus den nördlichen Gegenden nach Kapstadt reisten, vorüberziehen, Weiße und Schwarze, Missionare und Heiden. Um des lebendigen Verkehrs willen, der beständig hier herrschte, später auch um der Wichtigkeit willen, die dieser Platz für sämmtliche Rheinische Missionare im Na-

maqualand haben mußte, behielt man ihn bei, und die armen, trostbedürftigen Seelen dort segneten diesen Entschluß und dankten dem Herrn dafür. Die Missionare Knab, S. Hahn, Terlinden, Juffernbruch und Beinecke bedienten Eben-Ezer der Reihe nach, und der Durchzug von Missionaren nach und aus dem Namaqualand wirkte namentlich in den Jahren 1841—44 hier fast noch anregender als in Wupperthal. Es war das eine reich gesegnete Erweckungszeit, von der bei allem leiblichen Mangel in der nun etwa 350 Glieder zählenden Gemeinde noch liebliche Nachwirkungen fühlbar sind. Doch es ist Zeit, daß wir den hier durchziehenden Sendboten weiter nordwärts folgen.

(Schluß folgt.)

Eine Mission in Neuguinea.

Zu den von Europäern bisher am wenigsten besuchten Ländern gehört die große Insel Neuguinea. Goßnersche Brüder haben dort auf der nordwestlichen Küste im J. 1855 die Missionsarbeit unternommen, und sie mit Hilfe des Utrecht'schen Missionsvereins auf vier Stationen ausgedehnt, wo sie unter großen Schwierigkeiten und Entmuthigungen noch immer ausharren. Bekanntlich hat man diese Insel, als eine im Ganzen noch unberührte, für deutsche Colonisation empfohlen; das ungesunde Klima aber dürfte, wenn sonst auch guter Wille zu einer solchen weitreichenden Unternehmung vorhanden wäre, jedenfalls vor schnellem Zugreifen warnen. Dagegen aber ist es erfreulich, daß die Londoner Missionsgesellschaft sich zu einem Versuch auf der Südküste entschlossen hat. Zwei erprobte Missionare, A. W. Murray und S. Macfarlane, sollten als Pioniere mit acht melanesischen Lehrern und deren Frauen etliche Küstenpunkte besetzen. Am 30. Mai 1871 schifften sie sich dazu in Lifu (einer Loyalitätsinsel) ein. Vom 1.—10. Juli gelang es ihnen, auf vier Eilanden, die ganz nahe am Gestade der mächtigen Hauptinsel liegen, ihre acht Lehrer abzusetzen. Davon wurden zwei auf der Darnley-Insel gelandet, von wo aber einer die nur 12 Stunden abseits gelegene Murray-Insel, welche mit jener in stetem Verkehr steht, beziehen sollte. Die zwei nächsten Inseln,

welche besetzt wurden, heißen Tauan und Saiwai, beide nur etwa ¾ Stunden vom Hauptlande entfernt, und doch völlig frei vom Fieber, das auf Neuguinea herrscht, und von den gefährlichen Anfällen seiner wilden Bewohner. Uebrigens sind die Stämme auf diesen zwei Eilanden mit denen auf dem gegenüberliegenden Uferlande durch Zwischenheirath und andere Bande verknüpft, so daß zwei der hier gelandeten vier Lehrer sich als fürs Festland bestimmt ansehen, und das gesunde Tauan nur als einen willkommenen Rückzugspunkt in Krankheitsfällen benützen. Auf Tauan (das etwa 12 Stunden von der Kriegerinsel abseits liegt, wo ein englischer Kapitän sich zum Muschelfang niedergelassen hat, und die Mission wohlwollend berathet und unterstützt) brachten sie eine Nacht zu und wurden freundlich empfangen. Die letzte Insel, welche zwei Lehrer erhalten soll, ist Bampton Eiland, wohin sie in etlichen Monaten von Darnley aus sich begeben wollten, nachdem sie sich erst in die neue Aufgabe etwas eingelebt hätten.

Indessen ist diese Mission bereits durch die Bosheit europäischer Seefahrer bedroht. Matrosen eines Sydneyschiffes landeten in Tauan und beraubten die dortigen Pflanzungen, während die Mehrzahl der Einwohner sich auf Saiwai befand. Der Zornesausbruch der Rückkehrenden setzte zwei der Lehrer in solchen Schrecken, daß sie sich eben auf jenes Sydneyschiff, den Illalong, flüchten zu müssen glaubten, während die beiden andern, ihrer Unschuld vertrauend, an Ort und Stelle verharrten.

Patteson's Tod.

Im Sept. 1871 nahte sich der Missionsbischof Melanesiens, der edle Patteson, der Insel St. Cruz, welche er alljährlich ohne Anstand besucht hatte. Vor ihm waren aber Sklavenjäger dort gewesen und hatten, wie es scheint, fünf Eingeborne getödtet. Sobald Patteson gelandet war, wurde er mit einer Keule erschlagen, das Missionsboot aber mit Pfeilen überschüttet, so daß auch Missionar Atkin und ein eingeborner Christ auf den Tod verwundet wurden. Die englische Regierung will jetzt die Unterdrückung des Sklavenhandels in der Südsee sich angelegen sein lassen.

Bersebaer Capitain und Richter.

1.Christian Tibot 2.Paul Goliath. 3.Christof Tibot. 4.Jacobus Isaak. 5.Salomo Goliath.
Richter. Capitain Dollmetscher. Richter. Richter.

Bischof Pattesons Ende.

In früheren Jahrgängen ist wiederholt von der melanesischen Mission, ihren eigenthümlichen Erfordernissen und Einrichtungen die Rede gewesen, so wie von dem edeln Manne, der ihr in der zweiten Periode ihrer Wirksamkeit vorstand. Zuletzt erwähnten wir ihn Miss. Mag. 1869, S. 311 und 353, und theilten das höchst ansprechende Porträt des Unvergeßlichen (Dez. 1869) mit. Nachdem er nun in der Fülle seiner Kraft dahingerafft ist, liegt uns an, wenigstens einige Nachrichten über seinen so früh abgeschlossenen Lauf zusammenzustellen.

John Coleridge Patteson, geb. 1. April 1827, wuchs als der Sohn eines Oberrichters in einer friedlichen, mit irdischen wie mit geistigen Gütern reich gesegneten Familie auf, von allen geliebt und jederzeit mit vollem Vertrauen beehrt. Einer jener seltenen Söhne, für die das Mutterherz nie bangt; gleichmäßig begabt, aber kein frühreifes Genie; pflichtgemäß lernend, doch ohne Begeisterung; ein ganzer Knabe in lustigem Spiel und Scherz, wie in allen leiblichen Uebungen, und immer so offen, klar und gewissenhaft. In der bekannten Etonschule, wo er sich im Rudern auszeichnete, begegnete es ihm bei einer Preisaustheilung, daß er im Gedränge der Knaben und Gefährte, einen Augenblick ins Rad des königlichen Wagens sich verwickelte, da dann die junge Königin Viktoria schnell besonnen ihre Hand ausstreckte. Er ergriff sie und war gerettet; der Wagen rollte weiter. Die Fürstin wird erst jetzt erfahren haben, welchem Jungen sie damals so geistesgegenwärtig Hilfe leisten durfte; in ihrer letzten Thronrede hat sie ihn ja erwähnt.

In Oxford schwang er sich zu dem Rang eines Fellow empor, der sich etwa mit dem eines Repetenten vergleichen läßt, nur daß die Ausstattung eine bedeutend reichere ist. Doch war er schon als

Kind entschlossen, einmal Geistlicher zu werden, weil es ihn verlangte „die Absolution" aussprechen zu dürfen, welche die Leute so glücklich machen müsse. Sobald es sich schickte, gab er die wissenschaftliche Laufbahn gegen die eines Dorfpfarrers auf, und zwar trat er dieses Amt an im lieblichen Alfington, wohin sein alternder Vater sich zurückgezogen hatte.

Zwei Jahre hatte Patteson dort gearbeitet, als Bischof Selwyn 1854 Neuseeland verließ, um den Missionseifer in der englischen Kirche durch einen Besuch in der Heimat neu zu entflammen. Damals wars, daß auch C. Mackenzie in Cambridge (Miss. Mag. 1866, S. 287) zum Dienste Christi in Südafrika sich entschloß. Ein ebenso ausgezeichnetes Werkzeug, wie jener Leiter der centralafrikanischen Mission, bot sich dem männergierigen Selwyn in Devonshire an; und Pattesons Vater, seit einigen Jahren verwittwet, gab seinen Erstgebornen, der sich dem Bischof rückhaltslos zur Verfügung stellte, mit freudigem Glauben her, verzichtend auf ein irdisches Wiedersehen.

Auf der Rückreise nach der Südsee 1855, lehrte Selwyn seinen jungen Mitarbeiter das Maori mit solchem Erfolg, daß schon bei der Landung ein grober Eingeborner an einen alten, weniger sprachbegabten Missionar die demüthigende Frage richtete: „warum sprichst du nicht wie Patehana" (d. h. Patteson)? Selwyn erkannte sogleich, wie diese außerordentliche Leichtigkeit des Sprachenlernens, die einer Zungengabe nicht unähnlich schien, zusammen mit der Geistesgegenwart und dem Talent eines Seefahrers, seinen Begleiter als das auserwählte Rüstzeug für die besondere Aufgabe der melanesischen Mission kennzeichnete.

Auf den verschiedenen Inseln Polynesiens war die Mission durch Eingeborne begonnen worden. Man landete wohlunterrichtete Lehrer von einer schon christianisirten Gruppe unter den Wilden dieses oder jenes Eilands, und ließ sie dort Wochen, Monate ja Jahre allein, ehe das Missionsschiff zurückkehrte, um nach ihnen zu sehen. Dann fand es sie entweder ermordet, oder umgeben von einem Kreis aufmerksamer Hörer, welche ihre Opferwilligkeit gewonnen hatte, der Geschichte vom Kreuz zu lauschen. War in solcher Weise der Eingang gewonnen, so folgte erst die Niederlassung von weißen Lehrern, bei welchen sich dieselben Gefahren, nur wenig vermindert, wiederholten.

Selwyns und Pattesons Plan, den Melanesischen Inseln das Evangelium zu bringen, war in sofern ein sehr verschiedener, als hier die ganze Gefahr sich auf die Leiter des Unternehmens vereinigte. In den Wintermonaten fuhr der Bischof mit dem Missionsschiff von Insel zu Insel, bemüht, das Zutrauen der Eingebornen da und dort so weit zu gewinnen, daß sie dem weißen Lehrer etliche ihrer Knaben für den Sommer anvertrauten; im Herbst brachte das Schiff sie zurück, um sie je nach dem Erfund dort zu lassen oder wieder zu holen. Die erste Umfahrt Selwyns hatte 1849 stattgehabt. Jetzt dehnte Patteson 1856 seine Fahrten länger und in weitere Fernen aus, blieb auch wohl Monate lang auf einer Insel, um dort Winterschule zu halten. Den Missionsschooner, das südliche Kreuz, hatte Patteson noch selbst in England gekauft; ebenso hatte er eine Druckerpresse mitgebracht, um in den verschiedensten Sprachen Lesebücher, wenn sie einmal verfaßt wären, zu drucken. In 19 Sprachen sind sie jetzt gedruckt, die Zahl der Zungen aber, welche Patteson in 15 Jahren seinen Knaben abgefragt und mehr oder weniger abgelernt hat, beläuft sich auf 25.

Betrachten wir ihn im Schooner! Es stürmt gewaltig; dann ergreift er das Steuerruder, umringt von seinen bewundernden Schülern; oder steigt er auf den Vormast, um ein Korallenriff noch zeitig genug zu entdecken; oder untersucht er, im Boot vorausgefahren, eine Lücke in der mächtigen Brandung, durch welche allein er sich dem Ufer nähern kann.

Sieh wie er auf den Inseln landet; schwimmend, watend, auf Menschenschultern, je nach Bedürfniß, und immer mit Gaben beladen. Er nimmt keine Waffe mit, als Freundlichkeit und Gottvertrauen. Wilde umringen ihn und spannen den Bogen; da kann er heiter sagen: nur geschossen! 's macht nichts! und entwaffnet sie durch seine immergleiche Ruhe. Jetzt stürzt ein benarbter Krieger mit geschwungener Keule auf ihn los; dem hält er einige glitzernde Angeln und Fischhaken vor die Nase, als habe er sie wie auf Bestellung für ihn mitgebracht. Die Augen der im Busch lauernden Waffenträger entgehen seinem Scharfblick nicht, aber nun weiß er ein Kind durch süße Gaben an sich zu fesseln, entlockt ihm die ersten Klänge seiner Muttersprache, die er gleich aufschreibt, und wandelt harmlos scherzend an der Gefahr vorbei.

Schau aber, wie er in Kohimarama unter seinen 40 Zöglingen

sitzt; in 13 Dialekten faust und kreischt es um ihn her, und mit einem Ermunterungsworte für jeden, lehrt er sie das Abschreiben und Lesen; weiht sie in die Künste des Schaufelns und Hackens ein; unterrichtet sie im Typensetzen und Drucken; oder spielt Cricket mit ihnen auf dem Schulplatz, ehe er in der Kapelle den vielsprachigen Gottesdienst hält.

England hat er nie wieder besucht, ans Heirathen nie gedacht; all sein Privateinkommen warf er in die Missionskasse, während er von keiner Gesellschaft je ein Gehalt bezog. Am Matthiasfeiertag 1861 wurde er in Auckland zum Bischof geweiht, da Selwyn das ganze Missionswerk ihm übertrug. — Er hatte damals etwa 52 Schüler, und mußte einst (1863) während einer schrecklichen Ruhrseuche fast alle pflegen und bedienen. „Tag und Nacht wacht er an den Betten, wascht und reinigt die Jungen, bereitet erweichende Umschläge, mischt Arzneien." Nur sechs von den Kranken starben; doch nach wenigen Monaten kehrte die Seuche zurück und raffte andere sechs dahin. „Das schmerzt; doch ist es viel leichter zu tragen, als wenn wir einmal sehen müßten, wie alte, glaubig gewordene Schüler abfallen, oder junge, eben erwarmte wieder erkalten. Wir wissen, Leiden muß kommen, und haben immer zu danken, daß es in der für uns erträglichsten Gestalt gesendet wird."

Ein schwereres Leid überfiel ihn im Jahr 1861. Patteson hatte schon öfters die große, schöne Insel St. Cruz besucht, mit deren kriegerischen Bewohnern sich nur schwer ein befriedigendes Einverständniß herstellen ließ. Meist verkehrte man mit ihnen nur vom Schiff aus; doch diesmal fuhr er im Boot bis ans Riff in der Nähe des Ufers, ließ darin seinen Freund Atkin, einen Engländer Pearce, und zwei liebe Pitcärner Jünglinge, Edwin Nobbs, den Sohn des Geistlichen auf Norfolk Insel, und Fischer Young, und schwamm allein ans Ufer. Er brachte einige Zeit unangefochten im nächsten Dorfe zu und hatte das Ufer, ja auch das Boot wieder erreicht, als eine Rotte von 300 Eingebornen, die auf dem Korallenriff stand, eine Salve vergifteter Pfeile auf ihn abschoß. Nobbs ward in der Wange, Young am Handgelenk verwundet, und Beide starben am Starrkrampf.

Wie tief der treue Patteson, dem sie als Missionszöglinge von den frommen Eltern anvertraut worden waren, unter diesem unerwarteten Schlage litt, läßt sich kaum beschreiben; er hat ihn nie

ganz überwunden. Die elastische Munterkeit seiner jüngeren Jahre wollte nicht mehr wiederkehren; sie war fortan einer stillen Heiterkeit gewichen. Obwohl wir den Vorfall bereits (Miss. Mag. 1869, S. 322) erzählt haben, möge hier ein Auszug aus des Bischofs Schreiben an einen Freund Zeugniß von der zarten Gesinnung ablegen, welche ihn mit seinen Jünglingen verband.

„Mit Mühe zog ich die Pfeile aus (des Engländers) Pearce Brust und Fischers Handgelenk heraus. Edwins Wunde war nicht tief. Aber der Thermometer bewegte sich zwischen 88 und 91 Grad, und ich wußte, daß die Einwohner der Norfolk Inseln, wie die meisten Bewohner tropischer Inseln, leicht vom Staarkrampf befallen werden. Ach, mein lieber Freund, am vierten Tage sagte mir dieser theure junge Fischer: 'Weiß nicht, was meine Kinnlade so steif macht.' Da wußte ich, daß alle Hoffnung auf seine Rettung verschwunden sei. Gott ist mir aber sehr gnädig gewesen. Die völlige Wahrhaftigkeit, Reinheit und Sanftmuth, die Selbstverleugnung und einfältige Hingabe, welche diese Jungen stets bewiesen, und wodurch sie mir so überaus theuer geworden waren, sind jetzt mein bester und zuverlässigster Trost. Ihr ergebenes Dulden schwerer Leiden — denn dieser Tod ist ein ungemein schmerzvoller — ihr einfältiger Glaube an Gott durch Christum, ihr dankbares, fröhliches, heiliges Wesen leuchtete hell durch Alles hindurch. Nichts durfte sie beunruhigen, nichts vermochte das herrlich glänzende Geistesleben dieser Christen zu umwölken. Eine einzige Anspielung auf unseres Herrn Leiden, wenn sie von Durst und schrecklichen Krämpfen gepeinigt wurden, Ein Gebet oder Bibelspruch beruhigte sie immer wieder, und lockte jedesmal auf ihre lieben Gesichter jenes sanfte schöne Lächeln hervor. Nicht Ein Wort der Klage wurde gehört — alles war vollkommener Friede. Das war die Schlußscene von zwei Leben, die uns oft veranlaßt hatten zu sagen: 'Möchten wir auch von eines jeden Toges Arbeit solch' eine Rechenschaft ablegen können, wie Edwin und Fischer es mit Ehren konnten.'

„'Ich bin sehr froh,' sagte Fischer, 'daß ich in Erfüllung meiner Pflicht stand. Sage meinem Vater, daß ich auf dem Wege der Pflicht war, das wird ihn so fröhlich machen. Die armen Leute von Santa Cruz!' — O, mein lieber Junge, du wirst durch deinen Tod mehr für ihre Bekehrung thun, als wir es jemals durch unser Leben vermögen! Nie war ich Zeuge von etwas Aehnlichem;

gerade in dem Alter, da die Welt, das Fleisch und der Teufel in den meisten Fällen ihr Werk beginnen, war dieser liebe Junge hier noch so unschuldig wie ein Kind, schon so heilig und ergeben wie ein bejahrter, reifer Christ. Es versteht sich, daß ich ihn mit Liebe und Achtung Tag und Nacht pflegte. Als ich ihn in der letzten Nacht um ein Uhr auf zwei Stunden verließ, nur um mich neben ihm in meinen Kleidern niederzulegen, sagte er mit schwacher Stimme (sein Körper war schon so steif wie eine Eisenstange): 'Küsse mich, Bischof.' Um vier Uhr Morgens fuhr er auf wie aus einer Entzückung; er hatte ziemlich viel phantasirt, aber auch da handelten alle seine Worte von reinen und heiligen Dingen. Seine Augen begegneten den meinen, und ich sah das Bewußtsein allmählich in sie zurückkehren. Er flüsterte noch: 'Dort hören sie niemals auf zu singen, nicht wahr?' — Seine Gedanken weilten schon bei den Engeln im Himmel. Bald darauf der letzte schreckliche Kampf, und dann entschlief er."

Wer fühlt nicht, daß in dieser innigen Verbindung des hochherzigen Mannes mit seinen hoffnungsvollen Zöglingen ein sicheres Pfand für das endliche Gelingen seines großartigen Planes gegeben war! Niemals behandelte er diese „Wilden" als eine niedrigere Menschenklasse, sondern gab ihnen durchaus zu fühlen, daß er sie als seine Brüder betrachte.

Da sich im Verlauf gezeigt hatte, daß Kohimarama für die Melanesier zu kalt war, auch durch ein Näherrücken des Wohnsitzes gegen ihre Heimatsinseln hin sich jedes Jahr viel Zeit ersparen ließ, wurde die Mission 1867 nach der Norfolk Insel verlegt. Patteson zog damit noch etwas weiter vom gebildeten Leben der Gegenwart hinweg; Briefe und Sendungen konnten hinfort nur zu ungewissen Zeiten ihm zugesandt werden. Auf der einen Seite der Insel lebten nun die Pitcairner, auf der andern der Bischof mit seinen Melanesiern; beide in großer Eintracht. Jene haben der Mission 1000 Morgen Lands geschenkt, und ihr greiser Pastor, Nobbs, hat in einer gefährlichen Krankheit des Bischofs 1870 mit seiner treuen, erfahrungsreichen Pflege ihm das Leben gerettet, worauf ärztlicher Beistand in Neuseeland gesucht werden konnte, welcher die Kur glücklich vollendete.

Es waren zuletzt 160 Melanesier, die im großen Saal des Bischofs mit ihm zusammen speisten; während bereits ein ordinirter

Prediger aus ihnen, Georg Sarawia, mit etlichen andern Paaren nach seiner Heimatinsel Mota zurückgekehrt und auf ihr fest angesiedelt war. Während seiner letzten Reise konnte der Bischof von 291 Taufen auf Mota schreiben, über die freilich der nähere Bericht die beschränkende Auskunft gibt, daß es großentheils Taufen von Schulkindern waren, die der dortigen Christengemeinde als ihren Pathen anvertraut wurden. Von solchen taufte Patteson an Einem Sonntag 97. Die Leute sagten: „Wir wissen nicht, wie es kam, aber es ist uns jetzt ganz anders zu Muthe. Früher achteten wir nicht auf's Wort und giengen in den alten Wegen weiter; jetzt aber denken und reden wir von nichts anderem, und sehen, daß die alten Wege schlimme sind, und haben sie abgeschafft." Auch alte Leute, frühere Feinde, die auf einander geschossen hatten, wurden nun getauft, was zu rührenden Auftritten führte.

Schon seit etlichen Jahren fühlte der Bischof sich sehr beunruhigt, und sah seine Aufgabe bedeutend erschwert durch das Treiben der Sklavenschiffe. Wir sollten sie eigentlich anders benennen; „Arbeiterer," d. h. Arbeiter zusammensuchende Schiffe nennt sie der Bischof. Es ist kein Sklavenhandel, der hier betrieben wird; sondern wie Patteson der britischen Regierung an's Herz legte, ein ausgedehnter Menschenraub. Irgend ein Kapitän lockt Eingeborne auf sein Schiff, zeigt ihnen das Innere desselben, und klappt die Luken zu; die Gefangenen führt er nach Fidschi oder Queensland und erhält 12—15 Pfd. St. für den Kopf. Oder etliche Insulaner wünschen, wie früher oft von Walfischfahrern geschah, auf ein nahes Eiland übergesetzt zu werden. Der Kapitän des vor Anker liegenden Schiffes ist gegen Ablieferung von Nahrungsmitteln bereit, ihnen den Wunsch zu erfüllen, nimmt Yams und Menschen an Bord und — fährt in's Weite. Noch ganz Anderes geschieht. Die Weißen landen und nehmen Weiber und Kinder weg, tödten wer sich widersetzt, und verbrennen die Dörfer. Oder sie werfen mit Schlingen und Harpunen die Kanoes um, welche sich um das wunderbare Schiff herdrängen, und fischen die Schwimmenden nach einander auf, um sie gebunden in den Schiffsraum zu legen. „Mit zwei wachsamen Kreuzern vor Fidschi und Queensland," glaubte Patteson versprechen zu können, „wäre dem steigenden Unwesen, welches alle Schifffahrt in diesen Seen mit der Rache der schwer gereizten Insulaner bedroht, gar bald gesteuert."

Der Jason fuhr neulich an der Insel Ambrym vorbei, mit einem Regierungsagenten, Herr Mecklejohn, an Bord, einem Manne, der gerade die Arbeitereinfuhr überwachen soll. Zwei bemannte Kanoes fuhren ihm vorsichtig entgegen. Sogleich läßt der Kapitän seine Boote in's Meer, worüber eines der Kanoes in Bestürzung geräth und entflieht. Das andere aber wurde von den Weißen ereilt, und eine Flinte drein abgeschossen, um die Ruderer zu schrecken. Man fand im Kanoe neun Männer und einen Knaben, die sogleich an Bord gebracht wurden; der letzte mußte an einem Strick wie eine Kiste hinaufgehißt werden. Das war denn doch dem Agenten zu viel. Er machte Vorstellungen, wurde aber vom Kapitän ein Spitzbub gescholten und mit gezogenem Revolver in seine Kajüte zurückgejagt.*)

Wie sehr kränkten diese Vorgänge den edlen Freund dieser Insulaner. Er wußte, daß hinfort sein Leben unter diesen Wilden jeder Sicherheit entbehrte; denn auch die sonst freundlichsten üben Rache, ohne sich lange zu besinnen, an den Verwandten oder Landsleuten eines Jeden, der ihnen schadet. Hat doch ein solcher Menschenräuber sich schon als Bischof verkleidet, sein Schiff nach Art des Missionsschooners angestrichen, und durch Singen und Beten, nachdenkliches Lesen und dgl. die armen Leute in die Gefangenschaft gelockt.

Während der Bischof in seiner letzten Rundreise (1. Mai 1871) auf Mota weilte, kam ein Schiff von Fidschi, dessen Kapitän ein Empfehlungsschreiben an Patteson mitbrachte: „er möge doch die Güte haben und der gottesfürchtigen Schreiberin zu Arbeitern auf ihre Pflanzung verhelfen. Sie lese den ihrigen Sonntags aus der englischen Bibel vor ꝛc." Diese Leute, Pflanzer und Kapitäne, scheinen sich geradezu für wirksame Missionare zu halten; „es thue den Insulanern so ausnehmend gut, auch etwas von der Welt und fremden, christlichen Ländern zu sehen ꝛc."

*) „Die bis jetzt angestellten Untersuchungen haben schon haarsträubende Dinge über diese neue Art von Menschenhandel zu Tage gefördert. Bringen jetzt doch Blätter aus Queensland sogar die Kunde, daß der Regierungskommissär, der auf einem jener Schiffe eine Fahrt mitmachte und sich warm für die Rechte der Insulaner verwandte, bald als Spion verdächtigt seines Lebens nicht mehr sicher war, und dann von der Seepolizei von Maryborough bei der Ankunft im dortigen Hafen gefesselt im unteren Schiffsraum gefunden wurde, ein Leidensgefährte derer, als deren Anwalt er ausgesandt war!" (Times.)

Also befinden sich manche Arbeitgeber entweder in der unbegreiflichsten Unwissenheit über die Mittel und Wege, wodurch ihre Agenten ihnen die erforderlichen Hände zu verschaffen suchen, oder aber sind sie deren fluchbeladene Helfershelfer, die zur Grausamkeit auch noch die schändlichste List und Heuchelei fügen, indem sie die Maske der Frömmigkeit annehmen.

Auf den Inseln selbst herrscht große Aufregung über die theils durch Arbeiter-Anwerbung, theils durch schnöden Menschenraub herbeigeführte Entvölkerung. „Wo wir früher mit Hunderten zu thun hatten," schreibt Patteson, „finden wir jetzt nur noch Duzende."

Auch Miss. Brooke, der Patteson auf dieser letzten Reise begleitete, erzählt mancherlei Greuelgeschichten, die er von den Eingebornen verschiedener Inseln über jene Menschenräuber zu hören bekam. Von Florida, wo er seinen Bericht schrieb, hatte ein solches „Fang-Fang-Schiff" kürzlich 50 Leute weggenommen. Einige waren freiwillig gegangen; Andre aber gewaltsam festgehalten und in die untern Schiffsräume gebracht worden, als sie nach Landessitte zum Tauschhandel an Bord kamen. Ein andres Mittel, die Schiffsladung voll zu machen, war dort gewesen, die Kähne der Eingebornen mit Enterhaken umzuwerfen; oder auch eine Kanone abzubrennen, damit alle sich entsetzt in die See werfen, aus der man sie dann auffischt.

Ein Entronnener, der mit Lebensgefahr wieder auf die Insel zurückschwamm, erzählte, man habe auch des Bischofs Namen benützt, sie auf's Schiff zu locken und dort kirre zu machen, und die Eingebornen selbst fragten Brooke begierig, ob die Menschendiebe wirklich Freunde des Bischofs und der Missionare seien? Später hieß es, ein „Mord-Mord-Schiff" habe auf der Westseite der Insel geankert, wobei neun Eingeborne erschlagen wurden über dem Versuch, sich ihrer Person zu bemächtigen. „Wie kommt es doch, daß zuerst der Bisopi kam und nun diese Schlächter?" fragte man jetzt, und die empörten Angehörigen der Ermordeten schworen, am ersten Schiffe, das ihnen in den Weg komme, Rache zu nehmen. Wie schwer ward es Brooke auf die Fragen der Geängstigten zu antworten. Z. B. „Sind diese Leute eure und des Bischofs Freunde?" — „Haben sie die neue Religion angenommen oder nicht?" —

Kurz darauf (14. Aug.) machte Brooke selbst einen Besuch auf

einem solchen „Arbeiterschiffe", von dem er die Ueberzeugung mitbrachte, daß der Kapitän auch vor den verzweifeltsten Mitteln nicht zurückschrecken werde, sich seine lebendige Fracht zu sichern, bevor er weiter segle.

Der Kapitän sagte zwar: „Könnte ich etliche Dutzende dieser Leute da wegbringen, ich thät's; aber Tödten gehört nicht in mein Glaubensbekenntniß." Brooke belehrte ihn, die Leute besprechen sich schon, wie sein Schiff zu überfallen wäre, wegen der 50 Fortgeführten. „Bei Gott!" war die Antwort, „laßt sie kommen! sie würden einen schönen Empfang finden!" — Zugleich überzeugte sich der Missionar, daß das Schiff mit Waffen wohlversehen war. Spöttisch sagte der Kapitän, als er ein Kanoe mit 20 Mann überschaute: „Prächtige Kerls! wenn euer Freund nicht da wäre, hätte ich euch schon eingethan! Gerade ein Netzfang für einen schönen Tag!" und er rechtfertigte seine Rede durch die trockene Bemerkung: „der Pflanzer muß auch leben!" Im Verlauf der Unterredung merkte er erst, daß er's mit einem Missionar zu thun habe, und rief enttäuscht aus: „Ich meinte, Sie machen Kokosnußöl auf der Insel. Es ist doch arg! man kann jetzt nirgends mehr hingehen, ohne auch auf Missionare zu stoßen."

Am 17. August wurden vier Schwarze von Ysabel getödtet, die durch Schwimmen entrinnen wollten. Erst schlug man mit den Rudern auf sie, dann mit Aexten, zuletzt enthauptete man die Leichen, warf die Rümpfe den Haifischen hin und brachte die Köpfe an Bord, um die Gefangenen damit zu schrecken.

Am 28. August fuhren zwei Schiffe zugleich auf Florida zu; ehe Brooke sich's recht versah, kam es zum Handgemenge und fünf Krieger wurden ermordet. Der Missionar konnte nur mit den Weinenden weinen. Alle jammerten: Ach wenn nur der Bischof käme und uns hälfe! Endlich, am folgenden Tag, landete der langersehnte Bischof, und die trauernden Wittwen brachten ihm ein Schwein zum Geschenk und baten ihn, die Rache zu übernehmen. „Er könne doch ein Kriegsschiff kommen lassen, das den Räubern den Garaus machen würde?!" Es fiel ihm schwer auf's Herz, daß er den großen Jammer so hilflos mit anschauen mußte.

Atkin, der Begleiter des Bischofs auf der nun anzutretenden letzten Fahrt, hatte in Christoval gehört, daß ein sogenanntes „Arbeiterschiff" sich nach der Gruppe St. Cruz auf den Weg ge-

macht hatte. Man kannte den leidenschaftlichen Charakter dieser Insulaner und ihre Abneigung, einen der Ihren in die Fremde hinausziehen zu lassen. Auf allen andern Inseln war es dem Bischof gelungen, Knaben und Jünglinge für seine Anstalt in Kohimarama (und Norfolk) zu gewinnen, und das ihm bewiesene Vertrauen hatte bereits segensvolle Rückwirkungen auf die Angehörigen seiner Schüler gehabt; nur auf dem Santa Cruz Archipel waren ein Jahr um's andre seine Bemühungen erfolglos geblieben. Trotz all' dem aber glaubte Patteson nicht, daß seine Absichten dort mißdeutet oder mehr als sonst beargwohnt werden könnten.

Getrost segelte er 20. Sept. auf Nupaka,*) eine der kleineren Inseln der Gruppe zu, deren polynesische Bewohner die Maori-Sprache verstehen, um sich unter ihnen einen Dolmetscher für St. Cruz, die größte Insel, zu holen. Auffallend war, daß keine eingebornen Kähne dem anfahrenden Schiff entgegenruderten; doch legte man darauf kein weiteres Gewicht, — um des ungewöhnlichen Windes willen mochten die Eingebornen die Bewegungen des Schiffes mißverstehen; und da innerhalb des die Insel umschließenden Korallenriffs vier Kähne sichtbar waren, ruderte Patteson um 11½ Uhr mit Miss. Atkin und drei seiner melanesischen Gefährten, Stephan, Jakob und Johann, im Schiffsboot dorthin. Da gerade Ebbe war, konnte er in diesem nicht über das Riff kommen. Er bestieg also den Kahn zweier ihm von früher bekannten Häuptlinge, Taula und Motu, und fuhr in diesem an's Ufer, während seine Begleiter im Schiffsboot seiner Rückkehr warteten.

Was dort am Lande geschah, wird vielleicht nie oder doch erst nach Jahren bekannt werden; aber etwa drei Viertelstunden, nachdem er die Insel betreten hatte, ergoß sich aus den drei Kähnen der Eingebornen, zu denen ein viertes gestoßen war, plötzlich ein Hagel von Pfeilen in das Schiffsboot. Man hatte nur einen Insulaner sich rasch erheben sehen, mit dem Ausruf: „Habt ihr auch irgend was wie dieses?" Er meinte wohl, ob Waffen im Boot seien. Die Pfeile dieser Insulaner sind wohl drei Fuß lang, wiegen schwer und haben scharfe Spitzen aus Menschenknochen, so fein zugespitzt,

*) Es ist wohl das Nukapu des Grundemann'schen Missionsatlasses gemeint, etwa 20 Stunden nördlich von Santa Cruz gelegen. Nach späteren Berichten scheint Nukapu der einzig richtige Name zu sein.

daß sie in der Wunde abbrechen. Mit zwei von seinen Begleitern schwer getroffen, kehrte Atkin gegen zwei Uhr zum Schiff zurück, um mit der dort geholten Verstärkung dem Bischof zu Hilfe zu eilen. In's Boot stiegen mit Atkin der Steuermann Bongarde und etliche Jünglinge, diesmal, unerhörterweise, alle wohl bewaffnet. Brooke zog indessen fünf Pfeile aus Stephans Leib, den sechsten aus der Brust zu entfernen, gieng über sein Vermögen; doch rief der arme Bursche nur: Wehe um den Bischof!

Die jetzt eingetretene Fluth trug das Boot über das Riff, aber von allen Kähnen der Eingebornen trieb nur noch ein einziger unbemannter daher. In der Mitte desselben schien etwas wie ein Bündel zu liegen. Das Boot suchte diesen Kahn zu erreichen; es gelang und bald war in der sorgfältigen Umhüllung von einheimischen Matten die Leiche des geliebten Bischofs entdeckt, während ein Triumphschrei vom Gestade herüberdrang. Ein Palmzweig, an dem fünf Knoten befestigt waren, lag auf seiner Brust. Die fünf Knoten bedeuteten wohl, daß sein Leben als Sühne für das fünf weggeschleppter oder ermordeter Insulaner genommen worden sei; was die Nukapuer mit dem Palmzweig sagen wollten, wissen wir nicht; dem christlichen Gefühl ist er jedenfalls ein liebliches Sinnbild der Seligkeit des Ueberwinders. Die rechte Seite des Hinterkopfs war völlig zerschmettert, der Schädel oben gespalten; Pfeilwunden bedeckten den Leib. Aber das friedliche Antlitz mit geschlossenen Augen schien zu lächeln, als habe der Märtyrer noch Zeit gehabt, für seine Mörder zu beten. Am nächsten Tage wurde die Leiche in die Tiefe versenkt.

Nach heißen Todeskämpfen folgten dem edlen Patteson am 27. auch Atkin und (28.) Stephan nach, der letztere, ein starker Mann, erst nachdem seine Krämpfe sich zu einer herzzerreißenden Höhe gesteigert hatten. Beide wurden zur See bestattet. Stephan, ein tüchtiger Lehrer, der Erste der Bauro Insulaner, hinterläßt eine Wittwe und ein Kindlein.

Das Schiff langte am 4. Oktober in Mota an, wo die Nachricht von des Bischofs Tode allgemeines Entsetzen zur Folge hatte. Und auch der dortige Missionar, Sarawia, konnte über schwere Nöthen klagen. Der begabteste aller Bekehrten, der leidenschaftliche Edmund Qarat, hatte die Missionsstation verlassen und trieb sich nach heidnischer Weise um. Ein anderer, Wilhelm Qasfar, war

schon seit einiger Zeit nicht mehr gesehen worden. Alle waren tief betrübt und baten, daß ihrer im Gebet nicht vergessen werde.

Norfolk Insel wurde am 17. Oktober erreicht; die Freude der christlichen Freunde über die Ankunft des Schiffs verkehrte sich schnell in tiefes Leid. Bis ein Nachfolger Pattesons gewählt ist, wird der älteste Missionar Codrington die Leitung des Werks übernehmen. In seinem Testament hat der Verblichene sein ganzes Vermögen (etwa 150,000 fl.) der melanesischen Mission vermacht; sie wird das Geld wohl brauchen können, wo aber geschwind einen Mann finden, der seine Stelle ausfüllt?

Patteson hatte in seiner oben erwähnten Eingabe die Regierung gebeten, doch ja keine Rache an Insulanern zu nehmen, welche unter den obwaltenden Umständen irgend welche Bootmannschaften umbringen würden. „Man hat schon viel Unbedachtes in die Welt hineingeschrieben über den verrätherischen Charakter dieser Insulaner, daher drängt es mich zu erklären, daß ich während eines 14jährigen Verkehrs mit denselben noch keine Erfahrung gemacht habe, welche diese Behauptung bestätigen würde; vielmehr immer finden durfte, daß der Melanesier, wenn er freundlich behandelt wird, diese Behandlung sicherlich erwiedert. Aber das Benehmen so vieler Seefahrer ist geeignet, den schwersten Argwohn und die schlimmsten Leidenschaften der wilden Eingebornen zu wecken, die bisher von Lebensschonung noch nichts gelernt haben. Sie für solche Ausbrüche zu strafen, die der weiße Mann verschuldet hat, wäre höchst ungerecht." In Uebereinstimmung mit dieser seiner Ueberzeugung wird gewiß auch gegen die Einwohner von Nukapu gehandelt werden. Die Mission ohnehin darf sich nicht anders als auf Eramanga rächen, durch fortgesetzte Bemühungen, den Unwissenden das wahre Licht scheinen zu lassen. Die Regierung aber wird sich durch diese erschütternden Vorgänge anfeuern lassen, der sogenannten Arbeiterausfuhr genauer aufzupassen, und wenn sich ihre strenge Ueberwachung als unthunlich erweisen sollte, sie ganz zu verbieten.

Die Rheinische Mission in Südafrika.

(Fortsetzung.)

6. Klein-Namaqualand.

Dürr, kahl und menschenleer dehnt sich vom Grünfluß bis zum Oranje, also noch innerhalb der heutigen Grenzen der Kapkolonie, am Ufer des atlantischen Oceans hin Klein-Namaqualand aus. Wohl könnten Millionen Menschen darin wohnen, aber nur wenige Tausende schweifen darin umher mit kleinen, magern Herden, und hin und wieder stehen an fruchtbaren Stellen die Gehöfte der holländischen Bauern, die sich vor mehr als hundert Jahren auch hier zu Herren des Landes machten, die einst zahlreiche Namaqua-Bevölkerung fast ausrotteten und dafür ein elendes Bastardgeschlecht in die Welt setzten. Seitdem hat das Blut unschuldig gemordeter oder durch europäische Krankheiten und Brantwein ausgerotteter Menschen wie ein fluchbeladenes Uebel auf dem Lande gelastet, so daß jetzt das kahle, durstige Erdreich uns anstarrt, wo vormals reiche Kornländer und Weiden prangten. Statt der Tausende von Hornvieh und Kleinvieh, die hier vor Zeiten den Reichthum der Bewohner ausmachten, besitzt jetzt der reichste Eingeborne kaum noch etliche hundert Stück, und auch von denen weiß ihn der europäische Handelsmann, der Kleidung und Geräthschaften, Pulver und Branntwein im ganzen Lande feilbietet, bald zu befreien. Es gehört ein großer Glaubensmuth dazu, sich in einem solchen Lande als Missionar niederzulassen unter einem zu Grunde gerichteten Volke, elenden Resten der alten mächtigen Namaquastämme, vermischt mit den Bastards der Bauern und mit Buschmännern. Dieses träge und feige, aber gierige und grausame Geschlecht in seiner schmutzigen Nacktheit, in seiner dummen Hoffahrt, lügenhaft, geil und trunksüchtig, hat fürwahr nichts von natürlicher Liebenswürdigkeit an sich. Aber auch ihnen soll ja Christus gepredigt werden, denn auch für sie ist Christus gestorben.

Die Rheinischen Missionare waren, wie schon erwähnt, nicht die Ersten auf dem Plan. Erst 1840 traten sie auf dieses Arbeitsfeld ein, während Londoner Missionare hier schon seit 1805 des

Tages Last und Hitze getragen hatten. Jenseits des Oranje, in Groß-Namaqualand, war es ihnen nicht recht gelungen, festen Fuß zu fassen; diesseits desselben schien es besser zu gehen. Die Regierung des Kaplands hatte, obwohl sie diesen Landstrich damals noch nicht als ihr Eigenthum ansah, ihnen doch einen Theil des Bodens reservirt. Damals waren diese Gebiete ziemlich werthlos und wurden nur als Weide benützt; heutiges Tages aber, da von der einen Seite die Bauern, von der andern die Kupfergräber ins Land dringen und jeden Fleck in Besitz nehmen möchten, der ihnen gute Ausbeute verspricht, sind solche Bestimmungen nicht ohne Wichtigkeit.

Die meisten der ersten Namaqua-Missionare waren Deutsche, in der Schule des alten Vaters Jänike in Berlin ausgebildet und dann von den Engländern ausgesandt. Bei der Ankunft der ersten Rheinischen Missionare in der Kapstadt waren von diesen Londoner Sendboten im Nordwesten der Kolonie nur noch die bereits alternden Brüder Schmelen und Wimmer übrig. Schmelen hatte eben erst auf einem von der Regierung zum Geschenk erhaltenen Stück Land 44 Stunden nördlich vom Elephantenfluß die Station Kommaggas gegründet und rief bei der Kunde vom Eintreffen der deutschen Brüder aus seiner Einsamkeit heraus diesen sein feuriges Willkommen zu. „Doppelt erfreut bin ich," schrieb er April 1830, „daß der Herr eure Herzen gestärkt hat und euch nach dem westlichen Theil der Kolonie hat ziehen lassen. Ach, dieser Theil des Landes war bisher dem Teufel größtentheils überlassen, da die meisten Missionare sich fürchten, hieher zu ziehen, wo sie allerdings mit doppelten Schwierigkeiten zu kämpfen haben und ihnen nicht alles so leicht wird, wie an der fruchtbaren und bebauten Ostküste. Täglich rufe ich zum Herrn, daß Er eure Niederlassung ferner erweitern möge, daß ihr bald zu den Nawis (Owaherero, schwarze Bundavölker jenseits des Oranje) reicht. Ich bin nun 22 Jahre in diesem Lande und habe oft mit Thränen säen müssen; ich habe mich oft in diesem dunklen Lande so fühlen müssen, wie Israel in der Wüste. Doch Sein Name ist wunderbar! Er kann aus der Finsterniß Licht machen, und ich darf euch versichern, daß ich gegenwärtig meinen armseligen Stand nicht gegen ein Königreich vertauschte."

Ein dringender Hilfruf dieses treuen Mannes im J. 1839 wurde dann auch die Veranlassung zur Aussendung Rheinischer Missionare

ins Namaqualand. Er selbst, und sein Mitarbeiter Wimmer auf Steinkopf, werde alt und schwach, schrieb er, und seine Londoner Gesellschaft habe ihm erklärt, sie habe die Westseite Afrika's den Rheinischen Missionaren überlassen; man möge sich der armen Heiden in dortiger Gegend doch zunächst wenigstens durch Zusendung eines Hilfsmissionars für Kommaggas annehmen. — Die einzigen englischen Missionare, welche sich damals noch an der Mission im Namaqualand betheiligten, waren die Wesleyaner, welche in den Khamiesbergen die blühende Station Lilyfontein gegründet hatten.

Im Mai 1840 traf Br. Kleinschmidt bei dem alten Vater Schmelen in Kommaggas ein. Wenige Wochen nach seiner Ankunft gieng der greise Wimmer auf Steinkopf in die Ewigkeit; so fiel also dem neue Lehrer doppelte Arbeit zu. Wie die Alten es vom Herrn erbeten hatten, brachte er aber dennoch neues Leben in die Gemeinde. Eine geistliche Erfrischung gieng durch alle Herzen, die Lauen und Trägen regten sich, die Gleichgültigen fiengen wieder an zu fragen nach ihrem Seelenheil. Von den entferntesten Viehplätzen kamen die Leute wieder regelmäßig zum Gottesdienst, die Kinder zum Unterricht; mit Freuden begrüßten sie den jungen Lehrer, wenn er selber zu ihnen nach den Außenplätzen kam, um Bibelstunde mit ihnen zu halten.

Schon im folgenden Jahr hatte indeß Kleinschmidt weiter nach Norden zu ziehen, und da auch das verwaiste Steinkopf dringend der Pflege bedurfte, stand Schmelen abermals wiederholt allein auf Kommaggas, bis er am 26. Juli 1848, mit freudigem Munde die Nähe des Herrn preisend, 72 Jahre alt entschlief.

Bis zum Jahr 1852 durften die Rheinischen Brüder Weich und Brecher in Kommaggas und Steinkopf, und der wackre, durch Budler gewonnene Nationalgehilfe Fred. Hein in Richtersveld liebliche Früchte ihrer Arbeit sehen, obwohl ihnen auch schon bis dahin die sich gewaltthätig auf den Missionsbesitz hereindrängenden Bauern viel Noth bereiteten. Eine ganz andre weiße Einwanderung aber noch begann, als die schon länger bekannten, an einzelnen Stellen auch schon bearbeiteten Kupferbergwerke plötzlich anfiengen, die Spekulationswuth der Engländer und Holländer zu reizen und die Industriellen und Glücksritter sich in hellen Haufen über das ganze Gebiet des Kleinen Namaqualandes ergossen, überall die Erde durchwühlend und auf allen Punkten nach Kupfer,

noch lieber nach Gold scharrend. Trunkenheit und Unzucht hielten überall mit den Kupfergräbern ihren Einzug; Fluchen und Lästern, Verachtung der Missionare und des Gottesdienstes wußten diese weißen Pioniere der Civilisation den Farbigen bald beizubringen. Zwar schien der ganze Spuk schon nach wenig Jahren zu Ende zu sein, denn die meisten Minenkompagnieen machten Bankerott; allein etliche Minen hielten doch Stand, und gerade sie lagen im Bereich der Stationen Steinkopf und Kommaggas. Obgleich die Masse des fremden Gesindels aus Europa, welche im Anfang des Kupferschwindels das Land erfüllte, bald wieder abzog, und nur eine geringe Zahl von meist soliden Beamten und Arbeitern zurückgeblieben ist, so ist der Schade, den die Gemeinden durch alle diese Neuerungen erlitten haben, keineswegs geheilt. Sie haben sich bereits gewöhnt an den Verkehr mit Fremden und an das baare Geld, welches sie bei ihnen verdienen können. Kupfer-Fahren von den Gruben zur Bai, und Proviant- oder Geräthschaften-Fahren von der Bai bis zu den Gruben, das ist der allgemeine Erwerbszweig derer, die noch ein Gespann Ochsen haben. Dazu nimmt von einem Jahrzehnd zum andern Dürre und Regenlosigkeit im Lande zu; das Vieh ist meist zu Grunde gegangen oder an die Weißen verkauft. Kornbau kann nur an geeigneten Stellen getrieben werden und nur durch umsichtige und erfahrene weiße Bauern; der indolente und träge Hottentotte wird niemals seinen Unterhalt damit gewinnen können. Wie in früheren Zeiten sich und seine Familie von den Herden zu ernähren, ist jetzt auch nicht mehr möglich, also ist nur vorauszusehen, daß das ganze Geschlecht sich immer mehr vereinzeln und zerstreuen und endlich als ein elender Rest zigeunerhaften Gesindels verschwinden wird.

Noch immer sind zwar die Stationen Kommaggas, Steinkopf und Konkordia von Rheinischen Missionaren, und Richtersveld von dem wackern Nationalgehilfen Hein besetzt, allein ihr einstimmiger Eindruck ist: „Wir stehen am Sterbebett dieser Nation. Was uns zu thun übrig bleibt, das ist, den einzelnen Seelen nachzugehen mit dem Worte der Vermahnung, der Bitte und des Trostes, und auf diese Weise so viele als möglich zu retten."

---

7. Die Karreeberge und Großbuschmannsland.

Im Osten des Namaqualandes erhebt sich unweit der Nordgrenze der Kapkolonie die Gruppe der Karreeberge. Sie ist nicht sehr hoch, aber von ziemlichem Umfang. Gras genug gibt es auf ihr und bei reichlichem Wasser auch reichliche Ernten; aber weit und breit ist kein Baum zu sehen, nur hier oder da ein Dornbusch von Mannshöhe. Wie die Sonne mit versengender Gluth auf die schattenlosen Höhen und in die kahlen Senkungen prallt, so findet auch jeder kalte Wind seinen ungehinderten Weg durch diese Berge hin, und die Abwechslung der Temperatur wird dadurch so plötzlich und so bedeutend, daß der Missionar etwa des Morgens in einen dicken Mantel gehüllt beim Frühstück sitzt, einige Stunden darauf vor sengender Hitze kaum noch essen kann, und wieder etwas später nur mit Mühe im Stande ist, mit schwerer körperlicher Arbeit sich etwas zu erwärmen. Auch in Betreff der Feuchtigkeit geht es fast immer von einem Extrem zum andern: jetzt monatlange Dürre, daß alles Lebendige zu verkommen droht, dann wieder unaufhörliche Regenmassen, daß die trockenen Flußbetten sich in reißende Ströme verwandeln.

Bis vor einigen Jahrzehnden gehörten diese Berge Niemanden. Wer wollte, konnte sich dort niederlassen, dort weiden und mit seinen Herden umherziehen, Korn säen und schneiden und nach Gefallen Antilopen jagen; keiner wehrte es ihm. Das hatten sich 6—7000 Bastards zu Nutze gemacht, Mischlinge von weißen Vätern und gelben oder schwarzen Müttern, und hatten an der westlichen Seite der Berge in Haufen von zwei, drei oder vier Familien an den verschiedenen Quellen ihre Matjeshütten aufgeschlagen. Feste Häuser bauten sie nicht und brauchten sie nicht; denn das Wandern war ihre Freude. Von einem Thal, einem Berg, einer Quelle zur andern trieben sie ihre Herden — Schaafe, Ziegen, Rinder und Pferde — und die zeltartigen Hütten waren ebenso schnell wieder aufgeschlagen, wie sie beim Abzug abgebrochen waren. Wie die Bastards im Westen, so machten es die Kaffern im Osten der Karreeberge. Es war ein einzelner Stamm, an 1000 Köpfe stark, vor etlichen Jahrzehnden aus dem Vaterland vertrieben oder freiwillig weggezogen, der seine kafferische Sprache und Sitte mit in diese Berggegend gebracht hatte. Sie waren rohe Heiden,

liefen nackt und wußten nichts von Gottes Wort. Die Bastards dagegen hatten von ihren Vätern doch etwas von christlicher Erkenntniß geerbt; etliche hatten auch vor Jahren in der Pflege des Londoner Missionars Kicherer gestanden, der in ihrer Nähe sein Arbeitsfeld hatte. Viel besser als die Heiden waren sie darum freilich nicht, aber das Bewußtsein ihrer Verwahrlosung und das Bedürfniß nach geistlicher Speise war doch noch bei manchen Seelen lebendig geblieben; daher erließen sie, sobald der Ruf von den Rheinischen Missionaren aus Wupperthal in die Karreeberge drang, wiederholte Bitten an sie, es möchte doch auch bei ihnen sich einer niederlassen.

Erst zu Ende des Jahrs 1845 konnte endlich diese Bitte gewährt werden. Unter einem großen Mandelbaum, einem wahren Wunder in dieser baumlosen Steppe, schlugen die beiden Brüder Lutz und Beinecke ihr Zelt auf, daher der Name der hiemit eröffneten Station Amandelboom. Bald hatten die Bastards ihnen ein Strohkirchlein und ein Schullokal vom gleichen Material gebaut, und nun strömten alle Familien aus der ganzen Umgegend herbei. Zu Pferd, zu Fuß und zu Wagen kamen sie theilweise viele Meilen weit her, mit oder ohne Zehrung, alle auf die Gastlichkeit der Missionare bauend, die in diesem Wirrwarr kaum wußten, wie sie auch nur die Begrüßungen aller dieser neuen Gesichter gehörig erwiedern sollten. Gepredigt wurde unter freiem Himmel, denn das Kirchlein hätte die Menge nicht gefaßt. Man schob die Ochsenwagen in Reihen, band die darüber gespannte Leinwand zusammen und erhielt so doch einigen Schutz gegen die glühende Sonne.

Ueberraschend schnell wurde den verschrieenen Bastards das Herz warm für das Wort Gottes und kirchliche Zucht. Sie thaten den Missionaren zu Liebe, was sie nur konnten; lieferten ihnen nicht nur Pferde zu ihren Rundreisen, sondern brachten ihnen auch Fleisch, Eier, Wildbret, Korn, Milch, Schaafe, Holz für ihren Unterhalt herbei und bauten mit der Zeit jedem Bruder ein ansehnliches Steinhaus. Sie legten kleine, regelmäßige Straßen zwischen ihren Lehm- und Strohhäusern an, pflanzten Feigen- und Pfirsichbäume und dergleichen und führten einen bequemen Weg auf den zuckerhutförmigen Berg, der sich mitten aus dem engen, kreisförmigen Thale erhebt. Dort oben, auf jener Bergspitze, hielten sie fast allwöchentlich ihre Gesangfeste, denn sie waren unter Miss. Beinekes Leitung

überaus singlustig geworden. Zu Hunderten zogen sie da auf den Singberg und ließen Berg und Thal von ihren Lobliedern erklingen. Ja es stellte sich auch wohl auf der Spitze des gegenüberliegenden gleichartigen Berges ein zweiter Trupp auf, und die wechselnden und sich antwortenden Chöre halfen gar mancher Seele, den Erdenstaub und Erdenjammer hinter sich zu lassen und sich aufzuschwingen zu ihrem Gott.

Bald erwies das Wort Gottes auch an Vielen seine mark- und beindurchdringende Kraft. Schon 1850 kamen täglich etliche, ihre Herzensnoth zu klagen, weinend ihre Sünden zu bekennen, um Trost und Rath für ihre bekümmerten Seelen zu bitten, oder feierlich ihren Vorsatz zu erklären, von der Ungerechtigkeit abzutreten und sich taufen zu lassen in den Tod des Herrn. Es entstanden Wohlthätigkeitsvereine; ein sehr strenger Enthaltsamkeitsverein ward gegründet; Schmutz, unordentliches Wesen, faules Geschwätz wich der heiligenden und reinigenden Kraft des Evangeliums, die Herzen strömten über vom Preise der wunderbaren Gnade Gottes; sie ermahnten sich unter einander, forschten mit einander in der Schrift und stärkten sich in geduldigem Ausharren und fröhlichem Glauben.

Inzwischen war auch auf der entgegengesetzten Seite der Karreeberge bei dem Kafferhäuptling zu Schietfontein der Wunsch nach einem Lehrer erwacht, und gleich im November 1847 hatte Missionar Alheit sammt Gattin sich dort niedergelassen. Anfangs von einem Theil der Kaffern mit Argwohn betrachtet, als komme er nur seines eignen Vortheils wegen in ihre Mitte, gewann er doch schnell ihr Vertrauen, und wahrhaft erstaunlich waren nun die Fortschritte ihrer Kinder in der Schule. Eine wunderbare Veränderung war schon im Lauf eines Jahrs mit diesem Kaffernstamm vorgegangen. Aus den wilden, nackten Gesellen waren anständig gekleidete Leute geworden, die den Sonntag streng heiligten. Vielweiberei, heidnische Tänze und Trunkenheit sah man fast nicht mehr, dagegen waren kleine Gärten angelegt und Obstbäume gepflanzt, ja sogar schon ein paar Lehmhäuser aufgerichtet und einige Taufbewerber sollten nächstens die Taufe empfangen. Sonst gilt die Mission unter den Kaffern für eine der allerschwierigsten, und hier fügte sich dieser versprengte Stamm so schnell in christliche Zucht und Ordnung, daß man hätte meinen sollen, sie seien das lenksamste Volk von der Welt. Am zweiten Jahrestag von Alheits

Ankunft auf Schietfontein bestand die Gemeinde schon aus 39 getauften Erwachsenen und einer noch größern Anzahl getaufter Kinder. Daneben aber gab es freilich auch Leute genug, welche die Finsterniß mehr liebten als das Licht und deßhalb sich möglichst fern hielten von dem Ort, wo seine Strahlen so hell leuchteten. Selbst etliche derer, die Anfangs zum Gottesdienst gekommen waren, zogen in der Folge wieder weg, um ihr altes heidnisches Wesen ungestört fortsetzen zu können.

Nach zwei Jahren schwerer Heimsuchung durch furchtbare Dürre, Viehsterben und Krankheit, begann mit dem Jahr 1853 die etwa bis 1860 dauernde Blüthezeit der Stationen in den Karreebergen. Jede der beiden Gemeinden bestand damals aus 7—800 Gliedern, unter denen 300—350 Getaufte waren. Und diese verhältnißmäßig geringe Zahl von Bastards und Kaffern unterhielt ihren Pfarrer und Schullehrer ganz aus eignen Mitteln, baute sich selbst ihre Kirche und hatte immer noch reichliche Gaben übrig für anderweitige Nothstände sowohl in der eignen Gemeinde als in der Fremde. Mit freudiger Verwunderung las man von den Missionsfesten an den Karreebergen, wobei die Kollekte auf 500, ja bis auf 800 Thaler stieg, ganz abgesehen von den gewöhnlichen Gaben. Und bei dieser großen Freigebigkeit mehrte sich der Besitzstand. Auf je 50 Familien konnte man ein Vermögen rechnen von 20—25,000 Stück Kleinvieh, 600 Stück Rindvieh und mindestens 300 Pferden. Dazu gab es reiche Ernten, und wenn auch auf die fetten Jahre immer wieder Zeiten der Dürre und des Mangels folgten, wurden diese Schäden schnell wieder gedeckt, wenn die alte Fruchtbarkeit wiederkehrte, und der Eifer des Gebens und Helfens für die Mission, für Kirche und Schule wurde kaum gemindert.

Jetzt ist die Herrlichkeit dieser einst so gesegneten Stationen dahin, und die Gemeinden der Bastards und Kaffern sind größtentheils zersprengt durch die unwiderstehlich vordringende weiße Bevölkerung der Buurs. Besonders das einst so blühende Amandelboom ist fast gänzlich aufgelöst, weil durch die Einführung des Pachtsystems vor acht Jahren der Gemeinde ein Terrain von 150,000 Morgen verloren gieng, und das ihr noch gebliebene Land zu ihrer Existenz nicht genügt. Was jetzt noch auf dem Platze wohnt, ist der ärmste Rest der einst so wohlhabenden Gemeinde, der mehr und mehr im Taglohn auf den Gütern der Weißen seine Existenz wird

suchen müssen. Schmerzlich bewegt haben unter diesen Umständen die Missionare selbst darauf angetragen, diese Station nun aufzuheben, und die Leiter der Mission konnten nicht umhin diesem Antrag zuzustimmen. — Auch Schietfontein schien auf dem Wege gänzlicher Verarmung und drohender Auflösung, erholt sich aber jetzt wieder in etwas in Folge einer etwas besseren Ernte nach langer Dürre, und die dortigen Missionare dürfen es noch immer erfahren, daß ihre Arbeit in Kirche und Schule nicht vergeblich ist.

Ob der Rest der von Miss. Sterrenberg in De Tuin im Buschmannsland gesammelte Bastardgemeinde sich vor dem vordringenden Weißen wird halten können, ist noch unentschieden; der größere Theil von ihr ist bereits über den Oranje nordwärts gezogen.

---

8. Groß-Namaqua- und Damraland.

Jenseits des Oranje zieht sich zwischen dem Atlantischen Ocean und der unbekannten Wüste des innern Hochlandes Groß-Namaqualand über sieben Breitengrade nach Norden hin — eine wilde Gebirgswüste, mit zahllosen Felsbrocken wie übersäet, von einer Zahl tiefer Schluchten durchrissen, welche beim jeweiligen Herabstürzen großer Regenmassen sich in reißende Ströme verwandeln. Nur sparsame Quellen und geringe Spuren von Buschwerk sind auf den kahlen Höhen oder Flächen zu finden; die Weideplätze für das Vieh müssen mühsam in weitem Umkreis gesucht werden. Doch wenn einmal, was selten genug geschieht, die Gewitterregen reichlich fallen, bedeckt sich das ganze Land wie durch einen Zauberschlag mit einem wunderlieblichen Teppich von Blumen und Kräutern, und die Berge umkränzen ihre Häupter mit duftig blühenden Kronen. Das sind aber meist sehr schnell vorübergehende Festzeiten. In den meisten Jahren behält das Land sein dürres, durstiges Angesicht; nur hier und da fallen vereinzelte Gewitterregen, und dahin bringt dann der Wüstenbewohner seine Herde, bis anderswo sich wieder ein reichlicherer oder spärlicherer Tisch für dieselbe gedeckt hat. Denn nur Nomaden leben in diesem Lande, eine ackerbautreibende Gemeinde kann nirgends auf die Dauer bestehen. Eine Nomadenbevölkerung wird aber immer sehr gering bleiben; so mag sich die Zahl der Bewohner dieses weit ausgedehnten Landstrichs auf 10,000 bis 15,000 Köpfe belaufen, meistens Namaqua.

Diese gelben Namaqua unterscheiden sich wie alle Hottentottenstämme durch Farbe, Gestalt und Sprache so durchaus von den schwarzen Völkerstämmen Südafrikas, daß man auf die Vermuthung gekommen ist, sie seien fremde Einwanderer, die in uralter Zeit etwa aus Phönizien oder Egypten herüber gekommen, durch Schiffbruch in diese unwirthlichen Gegenden festgebannt worden seien. Ihre Sprache soll einen Zusammenhang mit der altegyptischen haben und ihre Geräthe in überraschender Weise den egyptischen gleichen, die wir auf den Pyramiden abgebildet sehen. Fände wirklich ein Zusammenhang zwischen dem alten Pharaonenvolk in Egypten und diesen Namaqua statt, dann hätten wir wieder einen traurigen Beweis, bis in welche Rohheit und Unkultur die Reste eines vormals hochcivilisirten Volkes zurücksinken können. Die Namaqua verstehen keinerlei Kunst, als ihre Matthütten bauen, Kalebasse verfertigen, Karosse verbrämen, Eisen bereiten und Ochsen zähmen. Ihre Volksgenossen, die im Kapland wohnenden Hottentotten, haben seit länger als einem Jahrhundert mit ihrer Freiheit auch die Reinheit ihres Bluts, ihre Sprache und ihre nationale Eigenthümlichkeit verloren; diese freigebliebenen Namaqua jenseits des Oranje aber haben ihre wundersame, schnalzreiche Sprache behalten, so wie noch etliche Reste von uralten Traditionen, von Fabeln und Geschichten, in denen sie eine tiefe Weisheit zu finden glauben, so abgeschmackt sie auch sein mögen. Sie haben auch noch eine dunkle Ahnung von einem höchsten Wesen, aber keine Spur von Gottesdienst, nur etliche Gebräuche, die vielleicht ursprünglich einen religiösen Sinn gehabt haben, jetzt aber ganz bedeutungslos geworden sind.

Die Namaqua sind indeß nicht die einzigen Bewohner des Landes. In früheren Zeiten scheinen sie nur die südliche Hälfte inne gehabt zu haben. Die nördliche Hälfte dagegen war bewohnt von einem großen, stattlichen Negervolk, den Haukoiin oder Bergdamra, welche ähnlich wie die Namaqua mit ihren Herden im Lande umherzogen, übrigens aber wo möglich auf einer noch tieferen Stufe des Heidenthums standen, als jene.

Prahlerisch eitel, geschwätzig und zänkisch, kindisch im Nachahmen und im Tändeln, geizig und bettelhaft, voll Schmutz und Rohheit, macht dieses Glied der großen Betschuana-Familie mit seinem muntern Geschick und seiner willigen Anstelligkeit fast den

Eindruck eines jugendlichen Volkes, das vielleicht noch eine Zukunft vor sich hat. Jetzt, in ihrem schamlosen Heidenthum, in ihrer Nacktheit und Unzucht, sind sie freilich nichts weniger als angenehm, und die Missionare haben schwer von ihnen zu leiden. Die unverschämtesten Bettler und geriebensten Diebe und Lügner finden sich nicht etwa hier und da unter ihnen, sondern das ganze Volk vom höchsten bis zum niedrigsten scheint gar keinen Begriff mehr davon zu haben, daß Lügen und Stehlen Sünde sei. Ebenso findet man bei ihnen keine Spur von Dankbarkeit, von Treue, von Erbarmen, die roheste Grausamkeit ist ihnen natürlich. Sie schneiden ihren Gefangenen Hände und Füße ab, schlitzen Kindern den Bauch auf, und wundern sich, daß die Europäer sich über solche Greuel entsetzen. Im offnen Kampf sind sie gerade keine Helden, aber aus dem Hinterhalt hervorzubrechen, nächtlings den Feind zu überfallen, wehrlose Haufen und Flüchtlinge niederzumetzeln, das ist ihre Lust. In religiöser Beziehung sind sie so unwissend wie die Namaqua, aber sie haben mehr Gebräuche, Beschwörungen, Ceremonien, einen Ueberrest von Opferdienst und viel Zauberkram. Die Beschneidung erinnert an kaffrische Verwandtschaft. Sie haben eine dunkle Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele und erzählen von Gespenstern, die aus den Gräbern wieder aufgestiegen und den Leuten erschienen seien, oder von Stimmen, die auf die Fragen aus den Gräbern Antwort geben. Die Gräber der Häuptlinge werden mit einem dicken Dornzaun umgeben, daß Niemand hinzu kann; an den Bäumen in der Nähe sieht man ein Dutzend Ochsenköpfe aufgehängt, und so oft der Stamm in die Nähe des Grabes kommt, wird wieder ein Ochse geschlachtet, Milch auf das Grab gegossen, und der verstorbene Häuptling über die Zukunft oder wichtige Angelegenheiten des Stammes um Rath gefragt. —

Auch diese Damra sind ebenso wie ihre Nachbarn, die Namaqua, Herdenbesitzer und Nomaden. Abgesehen von einer Anzahl Oasen ist die Hochebene, auf der sie wohnen, auch gar nicht anbaufähig, obgleich sie ausgezeichnetes Weideland enthält. Erst weiter nordwärts, nach den Ufern des Cunene zu, ändert sich die Natur des Landes, und die dortigen Bantustämme, Ovambo u. s. w. wohnen in festen Häusern und Dörfern, treiben Ackerbau, haben ein geordnetes Regiment und machen den Eindruck eines wohlhabenden und geordneten Volkes. —

Ob nun diese Schwarzen, von nördlicheren Stämmen angegriffen, die Namaqua zu Hilfe riefen, oder ob diese aus eigenem Gelüste nordwärts in das Gebiet der Schwarzen einrückten, läßt sich nicht ermitteln. Jedenfalls wurden die Namaqua Herren der ganzen Gegend, welche ehemals den Berg-Damra gehörte, und haben diesem Völkchen ihre Namasprache zugebracht. Erst in den letztverflossenen Jahren hat es angefangen, das mit dumpfer Unterwürfigkeit getragene Joch seiner gelben Gebieter wieder abzuschütteln, und mit dem (etwa 40,000 Seelen zählenden) Volke der Herero, zu dem es der Abstammung nach gehört, wieder in eine freiere Verbindung zu treten.

Theilweise von den Namaqua selbst herbeigerufen, hat sich seit 50—60 Jahren von Süden her aber noch ein neuer Keil hereingeschoben, nämlich die hottentottischen Orlamstämme von den Grenzen der Kapkolonie, welche von den weißen Kolonisten ein wenig europäische Kultur, einige Kenntniß von europäischer Denk- und Lebensweise und etliche Brocken holländischer Sprache angenommen haben. Allmählich besetzten sie den ganzen Westen des Landes und ließen den echten Namaqua nur den schmalen Streifen zwischen dem Fischfluß und der Kalahari-Wüste übrig — eine ebenso öde und unfruchtbare Gegend wie das ganze Land, jedoch unterbrochen von etlichen lieblichen Oasen.

Dürre und Hunger, Armuth und Sorgen, und dazu wilde Stammesfehden bilden seit Jahrzehenden die ganze Geschichte dieses Landes; für Fleisch und Blut hat die Mission in demselben also wahrlich nichts Lockendes. Nur ein von brennender Jesusliebe erfülltes und fest in den Verheißungen seines Gottes wurzelndes Herz vermag unter allen diesen Wechselfällen im Glauben auszuhalten und auf einem so wüstenähnlichen Arbeitsfeld Freude und Genüge zu finden.

Londoner Missionare brachen auch hier zuerst die Bahn. Dort, wo von Norden her die Kalihari-Wüste, von Süden her das Buschmannsland den Oranje berührt, hatten sie die Station Warmbad gegründet, deren Bewohner sich später vor ihren beutegierigen Nachbarn nach Pella am linken Ufer des Stroms in Klein-Namaqualand zurückzogen. Die in der älteren Missionsgeschichte unsres Jahrhunderts so viel genannten theuren Namen eines Kicherer, Albrecht, Ebner, Campbell, Moffat knüpfen sich an diese Stätte.

Sie war aber als Missionsposten nicht haltbar, denn die Leute am Oranje haben überhaupt keine bleibende Stadt. Sie müssen mit ihren Herden wandern dahin, wo Gras ist, also dahin, wo Regen gefallen sind, und Regen sind in diesem Strich von Afrika mehr noch als anderswo eine besondre Gabe Gottes, die Er oft Jahre lang dem durstigen Erdreich vorenthält.

Ziemlich in der Mitte des Landes bei einer lauwarmen Quelle in einer für das Namaqualand schön zu nennenden Gegend am Goangib gründete sodann 1814 der treue Schmelen 50 Stunden nördlich vom Oranje die Station Bethanien. Er durchstreifte von dort aus das Land weit und breit bis an die nördlichen Grenzen, besuchte die meisten der zerstreut wohnenden Horden und predigte ihnen allen fleißig das Evangelium. Er durfte große Erweckungen erleben, mußte aber auch schweren Rückfall in's alte Heidenthum und scheinbar gänzliche Vernichtung des ausgestreuten guten Samens sehen. Nach zehnjähriger, mehrfach unterbrochener Wirksamkeit kehrte er wehmüthig Groß-Namaqualand den Rücken und wandte sich wieder südwärts.

Aber nach seiner Entfernung zeigte sich's, daß er doch keineswegs umsonst gearbeitet hatte. Die Leute fiengen an zu begreifen, welchen Segen sie unter sich gehabt, und was sie nun verloren hatten. Sie hungerten nach dem Worte Gottes und zogen aus, sich wieder einen Lehrer zu suchen. Auf Eben-Ezer sind wir dem Namaqua-Häuptling Jan Frederik, der so flehentlich um einen Lehrer bat, bereits begegnet. Schon acht Jahre aber, ehe — seiner Einladung folgend — im Nov. 1842 der erste der Rheinischen Brüder auf Bethanien anlangte, hatten wesleyanische Missionare sich auf Warmbad niedergelassen und in der dortigen Gegend nicht ohne Segen gewirkt. Fast gleichzeitig mit der Ankunft der Rheinischen Brüder sandten sie ihre Boten auch weiter nach Norden, von wo sie sich aber nach wenigen Jahren entmuthigt zurückzogen, um 1867 auch ihre letzte Station Warmbad den Rheinischen Missionaren zu übergeben, die unter allen Stürmen ausgehalten und durch Gottes Segen das Feld behauptet hatten. Zu ihnen wenden wir uns nun wieder.

9. Rheinische Stationen im Norden.

Wir können und wollen Rhoden nicht in's Einzelne die Erfahrungen aller der Friedensboten nacherzählen, die mitten im Kriegsgetümmel ihre Stimme erhoben, und obwohl da und dort zurückgewiesen oder wieder verdrängt, doch von einem Punkt zum andern vorwärts drangen, so daß jetzt bis zu einer Entfernung von beinahe 200 Stunden vom rechten Ufer des Oranje das freilich dünn gespannte Netz ihrer Stationen hoch in's Land der Damra sich hinaufzieht. Hat doch fast jede dieser Stationen schon ihre eigene, mitunter tief ergreifende Geschichte, die es kaum möglich wäre in der Kürze wiederzugeben! Wir begnügen uns also mit dem Versuch, unsern Lesern in gedrängter Uebersicht das dreifache Missionsgebiet unter Orlams, Namaqua und Damra zu veranschaulichen.

Dieselben Erfahrungen, die schon Schmelen unter den leicht erregbaren Orlams und Namaqua gemacht hatte, wiederholten sich auch für die Rheinischen Brüder. Wie die öde Wüste sich durch einen Zauberschlag in ein weites, duftiges Blumenfeld verwandelt und die nackten Steinklippen sich mit grünen Kronen zieren, wenn einmal reichliche Regen auf die verschmachtende Erde herabströmen, so brach in den empfänglichen Gemüthern dieses Volkes auch fast allenthalben ein plötzlicher Geistesfrühling hervor, wo die Predigt des Evangeliums erscholl. Die Einladung, sich der Heilsgüter, die für Jedermann bereit seien, doch sofort durch Buße und Glauben zu bemächtigen, schien eine so leichte Forderung, ein so schnell erreichbares Ziel, daß der Same schon aufzugehen begann, wenn er kaum erst ausgestreut war. Nur freilich hatte er nicht tiefe Wurzel, und dazu kam bald die Nothwendigkeit, der Dürre wegen von einem Weideplatz zum andern zu ziehen; es kamen verheerende Ueberfälle feindlicher Stämme; es trat die Versuchung heran, sich selbst an einem Rache- oder Raubkrieg mit zu betheiligen. Nur zu oft war das kaum erwachte geistliche Leben wieder am Ersterben; Lauigkeit und Herzensträgheit, Widersetzlichkeit gegen die heilsame Zucht, heidnische Sündenknechtschaft und Ausschweifung wurden wieder allgemein, und auch unter den Getauften reihte sich eine bittre Erfahrung an die andre. Die seligsten Freuden, wie die tiefsten Demüthigungen und Schmerzen, die ein Menschenherz bewegen können, bekam fast jeder Namaqua-Missionar reichlich zu kosten, während es unter den

Damra 14 lange Jahre hindurch nicht minder muthiges Ausharren bei scheinbar völlig erfolgloser Arbeit galt.

Die ersten Rheinischen Sendboten in Groß-Namaqualand waren Hugo Hahn, Kleinschmidt und der Norweger Knudsen; ihnen folgten 1844 Rath und Scheppmann; 1850 Krönlein, 1852 Gorth, dessen aufopfernde, schwere Arbeit nur ein Vierteljahr dauern sollte, sammt dem noch heute auf seinem Posten stehenden Kreft, und seither noch eine Reihe jüngerer Brüder.

Vielleicht etwas übereilt zogen Hugo Hahn und Kleinschmidt stracks an die Grenze des Damralandes zu dem Orlam-Häuptling Jonker Afrikaner, auf dessen Stamm die Wesleyaner auch bereits ihre Blicke gerichtet hatten. Von diesen verdrängt, wandte Hahn sich dann nordwärts den Damra zu und gründete unter ihnen (Okt. 1844) die Station Neu-Barmen; Kleinschmidt dagegen lenkte nach Süden um und gründete immer noch 90 Stunden nördlich von Bethanien Rehoboth (Mai 1845). Knudsen hatte sich inzwischen auf Bethanien niedergelassen und da alsbald eine der oben geschilderten Erfahrungen gemacht. Eine sogenannte Erweckung begann schon in den ersten Wochen nach seinem Amtsantritt, aber nur anderthalb Jahre gelang es ihm, die Gemeinde zusammenzuhalten. Wie ein Obstbaum im Frühling mit einem ganzen Blüthenmeer Auge und Herz erfreuen und darnach im Herbst unsre Erwartungen jämmerlich täuschen kann, weil Sturm und Nachtfrost, Wurm und Dürre die Entwicklung der Blüthen verhinderten, so gieng es auch hier.

Doch einzelne Früchte weiß der Herr immer zu bewahren und auszuzeitigen, wenn auch im Blick auf's Ganze die gehegten Ernteshoffnungen schmerzlich zerrinnen. Das durfte Knudsen wenigstens im Rückblick auf Schmelens Arbeit erfahren. Er selbst hatte seine Wirksamkeit unter dem Orlamstamm des David Christian begonnen; etwas östlich von Bethanien hauste aber noch ein andrer, nämlich der des Paul Goliath, und in ihm hatte von Vater Schmelens Tagen her der wackre Presbyter Christoph Tibot in aller Demuth und Treue das Zeugenamt versehen. Jahr aus Jahr ein hatte er seiner Horde aus seiner holländischen Bibel vorgelesen und die Schrift erklärt, so gut er's verstand, und als nun Knudsen im Mai 1843 diese Leute am Fischfluß besuchte, ihm gleich 23 wohl vorbereitete Taufbewerber vorgestellt. Der Platz, an dem Knudsen

diese kleine Filialgemeinde traf, sprach ihn gleich so heimatlich an, daß er ihn nach seinem norwegischen Thale Guldbrandsdalen nannte. Bald machte sie der bethanischen Gemeinde den Rang streitig, sowohl an Zahl der Mitglieder (beide hatten deren etwa 300), als an geistlichem Leben, besonders aber in dem Herzen des Missionars, der als die beginnende Erschlaffung und Zerstreuung der Bethanier ihm den Aufenthalt unter ihnen verleidete, sich desto wohler fühlte unter der frischen und lebendigen Schaar, die sich um den ehrwürdigen Vater Tibot gesammelt hatte. Auch sie mußte sich zerstreuen, weil der Himmel ehern, die Gluth unerträglich war, aber Gottes Wort erhielt sie dabei voll getroster Zuversicht, und mitten in dieser Nothzeit überraschte sie Knudsen mit einem Geschenk für die Missionskasse — einer ganzen Viehherde — und diktirte ihm dabei einen Brief an die Rheinische Gesellschaft: sie habe diese Gabe zusammengebracht, damit mehr treue Gottesknechte ausgesendet werden können zu den Heiden, die noch nie das Wort Gottes gehört haben.

Auch als Knudsen im Juni 1847 eine Reise nach Europa antrat und zwei Jahre darauf nur nach Bethanien zurückkehrte, um die dortige Gemeinde in tiefster Verwirrung zu finden und zu der traurigen Ueberzeugung zu gelangen, daß der Missionar jetzt ausgethan und der weiße Handelsmann mit seinem Branntwein und Schießgewehr der beste Freund und die wichtigste Autorität für den Orlam wie für den Namaqua geworden sei, hörte die Gemeinde am Fischfluß nicht auf, ihren neuen Lehrer, den von Eben-Ezer herbeigerufenen Samuel Hahn, in hohen Ehren zu halten und ihm die rührendsten Beweise ihrer Liebe zu geben. Er hatte ihr versprechen müssen, nach Knudsens Rückkehr zu den Bethaniern sich ganz bei ihr niederzulassen und suchte dieses Versprechen auch zu lösen sobald eine schwere Krankheit, die ihn in Bethanien festgebannt hielt, ihm wieder freie Bewegung gestattete.

Vor Allem jedoch handelte es sich nun um die Auffindung eines geeigneten Wohnsitzes, da in Guldbrandsdalen solcher Wassermangel war, daß die Gemeinde sich unaufhörlich zerstreuen mußte. Das war aber nichts Leichtes, denn der kleine Stamm des Paul Goliath konnte nicht wie die mächtigeren Orlamstämme eines David Christian, Jan Booi und Jonker Afrikaner den alten Namaqua-Grundsatz geltend machen: so weit meine Füße und so weit meine Augen reichen, ist Land und Volk mein Eigenthum. Er hatte vielmehr

gar kein Eigenthum und mußte immer nur versuchen, wo und wie weit er von den Nachbarstämmen geduldet werde. Etwa 15 Stunden nördlich von Guldbrandsdalen fand sich an der Grenze der freien Namaquastämme endlich ein Platz, den deren Oberhäuptling Dasib dem umherirrenden Paul Goliath wenigstens so lange zusagte, „bis er ihn selbst für sich werde gebrauchen müssen".

Hier nun gründete S. Hahn 1850 die Station Versaba. Bald aber bekam er da schwere Tage, denn rings umher war wüste Räuberwirthschaft, und kein Mittel der Verführung blieb unversucht, die kleine Gemeinde mit in dieses Treiben hineinzuziehen. Und sie war nahe daran, der Versuchung zu unterliegen. Waren ihre Glieder doch von Jugend auf gewöhnt, solche Eroberungs- und Plünderungszüge als erlaubte Politik anzusehen; die Christen hatten es ja ebenso gemacht und machten es noch heute so — warum sollten sie nicht auch ihren Antheil von der Beute haben? Selbst der alte treue Tibot und Paul Goliath waren unter Hahns Gegnern, sobald er bei seinen Predigten und Belehrungen auf dieses Thema kam. Er mußte ihnen zuletzt in öffentlicher Rathsversammlung erklären, er werde sie augenblicklich verlassen, wenn sie sich nicht unter die klaren Aussprüche des Wortes beugen und von ihren kriegerischen und beutesüchtigen Plänen abstehen. Das schlug durch. Paul Goliath sagte mit Thränen in den Augen: „ich kenne unser Leben, als wir das Wort Gottes noch nicht hatten, und kenne es nun, da wir das Wort unter uns haben; ich kann ohne dasselbe nicht mehr leben; Gott weiß es, daß ich keine böse Absicht dabei gehabt habe." Der alte Tibot weigerte sich nicht, sogar öffentlich in kirchlicher Versammlung das von ihm gegebene Aergerniß zu bekennen; auch alle Andern kamen und baten Hahn um Vergebung.

Nicht lange mehr durfte aber dieser unter ihnen weilen; erneute Krankheitsanfälle zwangen ihn 1852 zur Rückkehr in den Süden, wohin ihm Knudsen, dessen Stellung auf Bethanien unhaltbar geworden war, schon das Jahr zuvor vorausgegangen war. Versaba wurde jetzt von Miss. Krönlein, Bethanien von Miss. Kreft besetzt. Miss. Zahn, als Superintendent der südafrikanischen Mission, führte selbst Krönlein auf Versaba ein und bekam dabei folgenden Brief für die heimische Gesellschaft mit: „Wir Aeltesten dieser Gemeinde danken dem Herrn, daß Er so unerwartet unsre vielen Bitten und Gebete erhört und uns einen Lehrer gesandt hat. Auch

der Gesellschaft danken wir, daß sie die Hand nach uns Unwürdigen ausgestreckt hat. Mit all' unsern Kräften wollen wir suchen, unsrem Lehrer zu gehorchen und ihm zur Hilfe und Freude zu sein, wozu uns der Herr in Gnaden helfe. Unsre Schwachheit ist groß. Grüße an alle Freunde in dem Herrn Jesus in Deutschland von — Christoph Tibot, Paul Goliath, Salomon David, Isaak, Daniel Jakob."

Während Krönlein von Anfang an mit Liebe und Lust unter seiner Gemeinde thätig sein konnte, hatte Kreft vorerst einen schweren Stand. Doch auch für Bethanien kamen wieder beß're Zeiten, und ein inniges Liebesband knüpfte sich nicht nur zwischen den beiden Missionaren und ihren Familien, sondern auch zwischen den beiden Gemeinden und ihren Häuptlingen. Paul Goliath von Bersaba und David Christian von Bethanien schlossen ein Schutz- und Trutzbündniß, das etliche Jahrzehnde hindurch die letzte Zuflucht für die friedfertigen Leute im Lande blieb, wenn die Kriegspartei alle Stämme in die wildeste Aufregung brachte. Der gegenseitige Wetteifer wirkte höchst wohlthätig auf beide Gemeinden zurück; vorzugsweise blieb aber doch Bersaba gesegnet.

Zu diesen beiden Stationen kam seit 1862 nördlich von Bersaba noch eine dritte, Gibeon für den Stamm der Kido Witboi, und seit 1864 östlich von Bethanien eine vierte, Keetmanshoop für den Zeib'schen Stamm — die letztere ungestört und lieblich heranblühend, die erstere in Folge der im Norden tobenden Kämpfe wiederholt von Plünderung und schwerer Kriegsnoth betroffen.

Kaum weniger als Gibeon waren von Anfang an die 1845 von Kleinschmidt und 1853 von Vollmer gegründeten beiden Stationen Rehoboth und Hoachanas, mit denen wir von den Orlams scheiden und das Gebiet ächter Namaquastämme betreten, von Kriegsgefahr bedroht. Willem Zwartbooi, der in Rehoboth herrschende Häuptling, hatte zwar auch einst auf Bethanien zu Vater Schmelens Füßen gesessen, war aber ein roher Heide geblieben. Um so mehr Eindruck hatten Schmelens Predigten auf sein Weib Anatje und auf seinen Bruder Kobus gemacht, die beide nicht mit Bitten abließen, bis er endlich einwilligte, Kleinschmidt zu sich einzuladen. Als dieser sich seine neue Gemeinde besah, fand er unter ihr bereits 11 getaufte Frauen; die Männer dagegen waren noch alle Heiden. Bald kamen jedoch auch von ihnen Etliche herbei,

und nicht lange, so reihte sich Taufe an Taufe. Nach zwei Jahren schon war die Zahl der Kommunikanten auf 100 gestiegen, ja der alte Häuptling selbst war getauft. Aelteste, Gehilfen, Evangelisten wurden angestellt und erboten sich freiwillig zum Dienst; trotz vielfacher Dürre hatte die Station ein freundliches Ansehen bekommen, auch eine Kirche stand fertig da.

Durch dieses Aufblühen seines Platzes stieg Willem Zwartbooi sehr in der Achtung seiner Nachbarn, und bald warb man von den verschiedensten Seiten um seine Freundschaft und Unterstützung. Besonders thaten das Jonker, der Oberhäuptling der Orlam, und Dasib, der Oberhäuptling der eingebornen Namaquastämme, unter denen das „rothe Volk" obenan stand. Diese beiden Räuberfürsten hielten zwar noch äußerlich mit einander Frieden, aber jeder sah scheel auf den andern, und es war zwischen ihnen immer ganz nahe am Bruch. Zwartbooi that, was er konnte, Dasib von seinem Kriegs- und Raubwesen zurückzubringen; nur half es damals noch nicht viel. Dagegen wurde die Verbindung mit Rehoboth Dasibs Leuten zum großen Segen. Viele derselben kamen dahin zur Kirche und verweilten längere Zeit auf der Station; umgekehrt kamen auch viele Bewohner von Rehoboth zum rothen Volk und ließen ihr Licht leuchten unter diesen Heiden. Auch für viele Damra wurde die Station eine Ruhestätte; denn bald von diesem, bald von jenem ausgeraubten Stamm flüchtete sich ein schwarzer Trupp dahin. Nach mehreren Jahren, in welchen schwere Fieber das ganze Land heimgesucht und eine lange, schmerzhafte Krankheit Kleinschmidt niedergeworfen hatte, kam es endlich zu einem förmlichen Bündniß zwischen Willem Zwartbooi, Dasib und dem noch weiter ostwärts wohnenden christlichen Orlam-Häuptling Amraal, der einst von Schmelen getauft und später von Wesleyanern besucht, sich diese ganze Zeit über als Kind des Friedens bewährt hatte.

(Schluß folgt.)

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1. 1872.

Inhalt: Die Kraft der Wahrheit, dargethan in der Geschichte der Bekehrung des englischen Predigers Thomas Scott. — 1. Ungeistliche Anfänge. — 2. Thomas Scott, ein Geistlicher und doch ungeistlich. — 3. Anfänge der Einkehr und Umkehr. — 4. Korrespondenz mit Herrn Newton, rechthaberisch angeknüpft und rechthaberisch abgebrochen. — 5. Ein wohlthuender Blick in Newtons brüderliche Briefe an Scott.

Die Kraft der Wahrheit,

dargethan in der Geschichte der Bekehrung des englischen Predigers Thomas Scott.

Lieber Leser! Vernimm hier Einiges aus der Geschichte eines englischen Predigers, der, da er zuerst die Wahrheit des Evangeliums meistern wollte, am Ende sich von ihr hat meistern lassen und dadurch erst ein Schriftgelehrter vom Geiste Gottes gelehrt und ein Meister in Israel geworden ist.

Nicht die ganze lange Lebensgeschichte von Thomas Scott soll dir erzählt werden, sondern die Hauptgeschichte aus der Geschichte seines Lebens, die Geschichte, um welcher willen es sich erst recht verlohnt zu leben, ich meine die Geschichte seiner Bekehrung, da er aus der Finsterniß des Eigendünkels und Unglaubens zum wunderbaren Licht der Gnade und Wahrheit Christi gelangt ist. — Wo wir das wissen aus einem Leben, da wissen wir die Hauptsache, und wüßten wir auch sonst nichts Anderes, so wissen wir, daß wo die Wiedergeburt aus dem Geist erfolgt ist, auch der Fortgang und das Ende heilig und selig sein müssen; wie denn auch die heilige Schrift von gar manchen Personen fast nur ihre Bekehrung erzählt,

und sonst nichts, uns anzudeuten: daß dieß das eine Nothwendige sei, in dem, wenn es geschehen ist, lauter Glück und Wohlergehen eingeschlossen und auch der selige Ausgang aus der Zeit angebahnt ist.

Du kannst aus dieser Geschichte auch lernen, daß nicht durch vernünftige Reden menschlicher Weisheit, sondern nur durch den Geist Gottes ein Menschenherz von der göttlichen Wahrheit überzeugt und für dieselbe gewonnen werden kann.

Du kannst weiter daraus erkennen, daß auch ein Prediger nur durch diese wiedergebärende Kraft der Wahrheit ein rechter Diener Christi ist, ohne diese Erfahrung aber selber todt ist und auch Andre nicht lebendig machen kann. Du kannst endlich ersehen, daß Gott, wie er sich anderer armer Leute und Sünder erbarmt, auch einem solchen armen Prediger nachgeht und aus dem, das nichts ist, etwas, aus einem Werkzeug, das eher zum Zerstören geschickt gewesen war, ein Werkzeug zur Erbauung, aus einem Gefäß zu Unehren ein Gefäß zu Ehren macht.

1. Ungeistliche Anfänge.

Thomas Scott ward am 16. Februar 1747 in Braytoft in der Grafschaft Linkoln geboren. Sein Vater, ein Viehmäster, war ein Mann von großer Willenskraft, der durch viele Arbeit allmälig seine dürftige Lage verbesserte und sich zu einem gewissen Wohlstand emporschwang. Seine Mutter scheint eine vortrefflich begabte Frau gewesen zu sein, unter deren Pflege Thomas seine erste Bildung empfieng.

Er war das zehnte von dreizehn Kindern. Sein ältester Bruder, ein Arzt, übernahm beim Ausbruch eines Krieges mit Frankreich die Stelle eines zweiten Chirurgen auf einem Schiff, starb aber bald an Bord an einer ansteckenden Krankheit. Darauf sollte nach dem Willen des Vaters Thomas die ärztliche Kunst erlernen und ward zu diesem Behuf in das Collegium zu Skorton versetzt. — Er machte daselbst gute Fortschritte. — Sein Betragen, sagte er selbst, wäre schlechter gewesen, wenn nicht der Mangel an Geld, die Furcht vor schlimmen Folgen und eine gewisse natürliche Scheu ihn zurückgehalten hätten.

Im Juni 1762 trat er in die Lehre bei einem Chirurgen in Alford, acht Meilen nördlich von Braytoft. Der Platz war schlecht

gewählt; denn sein Meister war ein irreligiöser Mann, der den Lehrling am Sonntag vom Morgen bis zum Abend beschäftigte, selber wenig zu Hause war, und den Knaben unpassender Gesellschaft überließ. Und doch gesteht Scott, daß dieser sein Meister das unbewußte Werkzeug war, die ersten Regungen der Gottesfurcht in ihn zu pflanzen. Denn als er ihm einst bei Vorhaltung eines Fehlers zu bedenken gab, daß was er jetzt gethan, nicht allein ihm, dem Meister mißfällig, sondern eine Sünde vor Gottes Auge sei, machte diese Bemerkung einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck auf Scott.

Ein Streit, in welchen er mit seinem Lehrherrn gerieth, ward die Veranlassung, daß er und zwar ohne ordentlichen Abschied, wieder nach Hause zurückgeschickt wurde. Da man keinen andern Platz für ihn fand, so sah man von dem für ihn gewählten Berufe ab, und nahm ihn sein Vater in sein eigenes Geschäft.

Ueber seinen damaligen Seelenzustand äußerte sich Scott in einer von ihm herausgegebenen Schrift „die Kraft der Wahrheit" also: „Obwohl ich keineswegs in Betreff Gottes und der Religion in Unwissenheit aufwuchs, so weiß ich mich doch nicht zu erinnern, daß ich jemals vor dem sechzehnten Jahre meines Alters eine kräftige Ueberzeugung davon gehabt hätte, daß ich ein Sünder sei, mich in Gefahr der Verdammniß befände und der Gnade bedürfe und habe auch niemals in dieser Zeit meines Lebens ein herzliches ernstliches Gebet zu Gott verrichtet. Ich lebte so ohne Gott in der Welt dahin, wie wenn ich ein Erzatheist gewesen wäre. Aber ungefähr um mein sechzehntes Jahr fieng ich an einzusehen, daß ich ein Sünder sei. Da ich gerade zu dieser Zeit zum Tisch des Herrn gehen sollte, so erzeugte dieser Umstand in Vereinigung mit den Anklagen meines Gewissens einen Schauder in meinem Gemüthe und unterbrach mein bisheriges ungestörtes Sündenleben. Da ich indessen mit der Verdorbenheit und dem Unvermögen der gefallenen Natur gar nicht bekannt war, so zweifelte ich nicht daran, daß ich mein Leben bessern könne, sobald es mir nur gefiele. Daher machte ich mich, ehe ich communicirte, freilich mit Widerwillen daran, meine Besserung vorzunehmen und trug mit Hilfe eines Gebetbuches mein geheimes Anliegen der Majestät des Himmels vor. Nachdem ich so mein Gewissen zum Schweigen gebracht hatte, genoß ich das heilige Abendmahl und setzte meine Andachtsübungen eine Zeit lang fort.

Aber es war eine ermüdende Sache; und da sich bald wieder Versuchungen bei mir einstellten, so fiel ich wieder in mein voriges Wesen zurück, legte mein Gebetbuch ganz weg, und dachte nicht mehr an dasselbe, bis mein Gewissen durch die Erinnerung an die nächste Feier des Abendmahls wieder aufgeweckt wurde. Da machte ich es wie vorhin und mit dem nämlichen Erfolg. Mein Frommsein war gleich dem Morgenthau, der bald verschwindet, und da ich die Sünde liebte und den größten Widerwillen gegen die Religion hatte, so kehrte ich bald wieder zur Sünde zurück. Am Ende machte ich den geheimen Schluß, Besserung sei unmöglich. Kann auch ein Mohr seine Haut verwandeln oder ein Parder seine Flecken? Aus Erfahrung war ich überzeugt worden, daß ich wenig im Stande war, mit dem schwachen Damm meiner Entschlüsse und Bemühungen den reißenden Strom meiner ungestümen Neigungen aufzuhalten, wenn derselbe einmal durch mächtige Versuchungen angeschwollen war. Und da es mir unbewußt war, daß Gott sich unsere Erneuerung als sein eigenes Werk selbst vorbehalten und sich anheischig gemacht habe, es für den armen Sünder zu thun, der es mit herzlichem Verlangen vollbracht zu haben wünscht, so unterdrückte ich meine Ueberzeugung so gut ich konnte, und verschob meine Bekehrung auf eine gelegenere Zeit."

Von seinem Vater ward Scott in dieser Zeit mit der größten Strenge behandelt, mußte sich der mühseligsten Arbeit eines Viehmästers unterziehen und kam während neun Jahren fast nur mit Leuten seines Standes in Berührung. Doch verlor er die im Collegium zu Skorton empfangenen Kenntnisse und Antriebe nicht, und an Winterabenden oder in andern Mußestunden las er in so viel Büchern, als er sich nur verschaffen konnte, so sehr auch sein Vater diesem Hang als mit seinem Geschäft unvereinbar, sich widersetzte.

Vielleicht würde er sich mit seinem harten Loose allmälig zufrieden gegeben haben, wenn nicht die letzte und einzige Hoffnung, die ihm seinen Beruf erträglich machte, nämlich die Aussicht auf Wohlstand und ökonomische Unabhängigkeit, dadurch wäre vereitelt worden, daß sein Vater den Pachthof einem seiner Brüder abtreten wollte, dem er dann ohne Aussicht auf jemalige Selbständigkeit hätte dienen sollen. Dagegen sträubte sich sein natürlicher Stolz und er beschloß durch Wiederaufnahme seiner Studien sich selbst aus seiner Lage herauszuziehen.

2. Thomas Scott, ein Geistlicher und doch ungeistlich.

Mit unermüdlichem Eifer machte sich Scott an seine alten Schulbücher, wiederholte, was er vor Zeiten gelernt und eröffnete endlich seine Gedanken einem Geistlichen, den er fragte, was er thun müsse, um die geistliche Weihe zu erhalten. Mit Staunen hörte ihn der Geistliche an und mußte sich noch mehr verwundern, als er sich durch eine kleine Prüfung, die er mit Scott vornahm, überzeugte, daß er des Griechischen und Lateinischen noch so mächtig war wie zur Zeit, als er zehn Jahre früher die Schule verlassen hatte.

Ermuntert, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten, gab sich Scott dem Studium des griechischen Neuen Testamentes und den lateinischen Sprach- und Compositionsübungen hin und gelangte nach Ueberwindung großer und vieler Schwierigkeiten, worunter die größte der zähe Widerstand seines Vaters war, dahin, im Jahr 1772 ein ordentliches Examen abzulegen und zum Diakon geweiht zu werden. — Zugleich wurden ihm die kleinen Pfarreien Stoke Goldingten und Weston Underwood angetragen.

Er war nun vorläufig am nächsten Ziel seiner Wünsche angelangt; aber dieser ganze Uebergang zum geistlichen Stande fand bei ihm Statt ohne eine Spur von geistlichem Sinn. Was er wollte, war theils eine anständige zeitliche Versorgung, theils eine Gelegenheit, sich der von ihm so überaus geliebten und gepflegten Lektüre zu widmen und zugleich hoffte er bei der hohen Meinung, die er von seiner Fähigkeit hatte, es eröffne sich ihm durch das geistliche Amt ein Weg zu Glanz und Ruhm in der Welt. — Am lautern Evangelium selbst hatte er damals keinen Geschmack, dagegen an rationalistischen Abschwächungen desselben, die seinem Eigendünkel schmeichelten und ihn mit Verachtung auf die alt orthodoxen Lehren herabsehen ließen.

Hören wir seine schönen Geständnisse über diese Periode seines Lebens:

„Eine socinianische (d. h. nach Art der Sekte der Socinianer rationalisirende) Auslegung der heiligen Schrift gerieth mir in die Hände und ich trank mit der größten Begierde das Gift, weil es meine Beängstigungen stillte und meinem abscheulichen Stolze schmeichelte. Das ganze Lehrgebäude schickte sich so ganz zu meinen Neigungen und dem Zustande meines Gemüths, daß es gleich bei mir Eingang fand. Da ich diese Erklärungen las, schien die Sünde

ihre natürliche Häßlichkeit zu verlieren und kam mir als ein sehr geringes und unerhebliches Uebel vor; der Gehorsam des Menschen schien bei aller seiner Unvollkommenheit mit einer fast göttlichen Erhabenheit zu glänzen und Gott erschien so ganz und nothwendig barmherzig, daß er keines seiner Geschöpfe, ohne dieser seiner wesentlichen Eigenschaft zu widersprechen, unglücklich machen könne. Diese Dinge hatten einen so kräftigen Einfluß auf mein Gemüth, daß ich verleitet wurde, zu schließen, ich sei, obwohl nicht frei von kleinen Fehlern, im Ganzen ein vortrefflicher Mensch. Da ferner die Geheimnisse des Evangeliums wegerklärt oder doch durch ein stolzes Vernünfteln zu der Fassung der Menschen herabgesetzt wurden, so ward ich dadurch, daß ich diesen Meinungen beitrat, in meinen Augen zu einer großen Ueberlegenheit über Menschen vom gemeinen Schlage erhoben; und that mir was damit zu Gute, daß ich mit Verachtung auf diejenigen herabsah, die schwach genug wären, die orthodoxen Lehren zu glauben.

„In diesem Zustand des Gemüths nahm ich mir vor, mich in den geistlichen Stand aufnehmen zu lassen. Ganz eingenommen von einer stolzen Meinung von der Würde der menschlichen Natur, hatte ich das Abscheuliche und Strafbare der Sünde völlig aus den Augen verloren. Ich war ganz aufgeblasen von meiner eigenen Würde und von der Größe meines Verstandes; ich hatte ein Religionssystem angenommen, das sich für meinen thörichten Stolz schickte, indem ich alle Geheimnisse aus meinem Glaubensbekenntniß fast gänzlich ausgemerzt hatte; und kümmerte mich dabei ganz und gar nicht um die Schlagbäume, welche die Weisheit unserer Väter um die Kirche errichtet hatte, in der ausdrücklichen Absicht, solche gefährliche Ketzer, als ich damals einer war, vom Eindringen in dieselbe abzuhalten.

„Da ich mich auf dieses hochwichtige Amt vorbereitete, lebte ich wie vorhin in offenbaren Sünden und in gänzlicher Vernachlässigung des Gebets; meine ganze Vorbereitung bestand in nichts Anderm, als daß ich mich auf diejenigen Studien legte, die ganz vorzüglich erfordert wurden, wenn ich hoffen wollte, mit Ehren durch das Examen durchzukommen.

„Und so, nachdem ich meine wahre Meinung unter der Larve allgemeiner Ausdrücke verborgen, nachdem ich die Artikel, die meinem damaligen Glauben ganz zuwider waren, unterschrieben,

und nachdem ich auf die feierlichste Weise vor Gott und der Gemeine gotteslästerlich erklärt und es durch den Genuß des Abendmahls des Herrn versiegelt hatte, daß ich glaube, innerlich durch den heil. Geist (und wußte und glaubte nicht einmal, daß ein heil. Geist sei) getrieben zu sein, dieses heil. Amt zu übernehmen, wurde ich den 20. September 1772 zum Diakonus ordinirt. — Ewig gepriesen sei Gott für alle seine Langmuth und Barmherzigkeit, daß Er mich, der ich ein solcher Rebell und Lästerer, ein solcher unehrerbietiger Verächter seiner Majestät und ein solcher aufgeblasener unverschämter Eindringling in den heiligen Dienst des Predigtamtes war, mit Geduld getragen hat.

„Entsprechend den Beweggründen, die mich in das geistliche Amt gebracht hatten, war mein späteres Verhalten. Kaum sah ich mich mit einer Vikariatsstelle versehen, so legte ich mich mit allem Fleiß auf das Studium der gelehrten Sprachen und anderer Wissenschaften, die ich für nothwendig zu meiner künftigen Erhebung hielt. Ich scheute keine Mühe, ich vermied, so viel es sich nur thun ließ, alle Gesellschaften und Vergnügungen, ich brach mir vom Schlaf ab, um desto besser an meiner Arbeit zu sein. Als Prediger wandte ich genau so viel Fleiß auf meine öffentlichen Amtsverrichtungen, als nothwendig war, um einen guten Namen zu behaupten, welches ich für dienlich zu meinem Hauptzwecke hielt, und aus dem nämlichen Grunde bemühte ich mich, in meinem äußerlichen Betragen ein gutes moralisches Wesen zu beobachten. Im Uebrigen lebte ich doch noch immer in der Ausübung dessen, das ich als sündlich erkannte, und in einer gänzlichen Vernachlässigung alles dessen, was zur Frömmigkeit im Verborgenen gehört; wenn ich auch einmal eine Neigung zum Beten bei mir spürte, so hielten mir Vorwürfe des Gewissens den Mund zu, und ich that selten mehr, als daß ich sagte: Gott sei mir gnädig."

3. Anfänge der Einkehr und Umkehr.

Wir dürfen die aufrichtigen Geständnisse des bekehrten Scott nicht so verstehen, als ob er in jener Periode seines Lebens ein in den Augen der Menschen untreuer und gewissenloser Prediger gewesen wäre. Es sind Selbstbeurtheilungen und Verurtheilungen eines vom Geiste Gottes erleuchteten Menschen. So übel sah er

aus, als er sich später im Lichte der göttlichen Wahrheit betrachten lernte und auf den Grund seines Herzens blickte. Aeußerlich betrachtet und vor der Welt war er sowohl was seine Person als was seine Amtsführung betraf, ein durchaus anständiger Geistlicher.

Sein rastloser Arbeitseifer, die Mühe, die er sich zu seiner Weiterbildung in den Wissenschaften, besonders in den alten Sprachen gab, mußte sehr löblich erscheinen und auch auf eine gewisse äußerliche Erfüllung seiner Amtspflichten hielt er mit ziemlicher Aufmerksamkeit; Manche, die vorgeben, unter höherm, göttlichen Einflusse zu stehen und durch innerlichere Beweggründe in ihrem Amt geleitet zu werden, würden vielleicht bei genauerer Vergleichung hinter ihm zurückstehen, und würden sich nicht das Zeugniß geben können, wie er es sich im Oktober 1772 gibt, innert drei Wochen sieben Predigten, jede von 45 Minuten Länge, ausgearbeitet zu haben.

Ebenso hielt er von seiner Verheirathung an, die im Jahr 1774 erfolgte, gar sehr an der regelmäßigen Hausandacht, für die er anfänglich selbst besondere Gebetsformulare niederschrieb, während er sich freilich später davon losmachte. In Betreff dieser Hausandacht durfte er sich das Zeugniß geben: „Ich wüßte nicht, daß während achtundvierzig Jahren in meinem Hause die Andacht des Morgens und des Abends unterbrochen worden ist, ausgenommen wenn ich krank oder vom Hause entfernt war, in welchen Fällen gewöhnlich Jemand aus meinem Hause meinen Platz einnahm." Diese bei ihm eingeführte Sitte sah er als eine besondere Quelle des Segens an, den Gott ihm in seinem häuslichen Leben zu Theil werden ließ. Und wenn auch die Zeit, die er diesen Andachten widmete, länger war, als gewöhnlich für gut erachtet wird, so entstand ihm bei der Pünktlichkeit seiner täglichen Hausordnung daraus kein Nachtheil und er machte auch nicht die Erfahrung, daß seine Hausgenossen dieses Gottesdienstes überdrüssig wurden.

Scotts nächster Amtsnachbar war der berühmte, so kräftige und geistvolle Prediger John Newton; und dieser Mann war es, bei dem Scott bald nach seinem Amtsantritt wider seinen eigenen Willen in die Hochschule des heiligen Predigtamtes gehen sollte. — Der Anlaß war folgender: Im Jahre 1774 lagen zwei von Scotts Pfarrkindern, ein Mann und seine Frau zu gleicher Zeit todtkrank darnieder. Scott bekümmerte sich nicht weiter um sie, da man nicht nach ihm geschickt hatte. Allein einmal an einem Abend,

da die Frau schon wirklich gestorben war und der Mann im Sterben lag, hörte er, daß sein Amtsnachbar Newton schon verschiedene Male diese Leute besucht habe. — In diesem Augenblick empfand er Gewissensvorwürfe darüber, daß er so schändlich nachlässig zu Hause sitze, ohne am Sterben sich befindende Leute, die zudem seine fleißigen Zuhörer gewesen waren und die nur einige Häuser von ihm entfernt wohnten, zu besuchen, und er mußte sich gestehen, daß so verächtlich er auch immer von den Lehren des Herrn Newton denke, das Verhalten dieses Mannes besser und mit dem Predigerberuf übereinstimmender sei, als sein eigenes. Herr Newton müsse, so dachte er, nothwendig mehr Eifer und mehr Liebe zu den Seelen haben, als er; weil er sonst nicht so weit würde gegangen sein, diese Leute zu besuchen und seine eigene Vernachlässigung derselben zu ersetzen.

Diese Ueberlegung rührte ihn so sehr, daß er ernstlich, ja mit Thränen und sofort den Herrn anflehte, ihm diese Nachlässigkeit zu vergeben, und den Entschluß faßte, sich fortan sorgfältiger in der Erfüllung seiner Berufspflichten zu erweisen. — Er gieng auch alsobald zu dem noch lebenden Manne, und der rührende Anblick der Frau, die schon todt war, und des Mannes, der in der nämlichen Kammer seinen Geist aufgeben wollte, machte noch einen tiefern Eindruck auf ihn und bestärkte ihn in seinen Vorsätzen.

„Zu dieser Zeit, sagt er, gelang es mir, einige meiner gröbsten Flecken abzuwaschen und so einigermaßen einen Schein von Gottseligkeit und Andacht anzunehmen. Freilich war es, im Ganzen genommen, nicht viel mehr als ein guter Schein. Denn ich kannte weder den Mittler, um deß willen, noch auch den Geist, durch welchen die Gebete von Gott mit Wohlgefallen angenommen werden; und dennoch, obgleich ich mich in Absicht auf den wahren und lebendigen Weg zum Thron der Gnade in völliger Unwissenheit befand, so weiß ich doch gewiß, daß es auch damals Zeiten gab, wo ich das Vermögen hatte, mich über einen bloßen Schein zu erheben und meine Bitten, sofern sie geistliche Dinge betrafen, so vorzutragen, daß sie Gott wohlgefällig und erhörlich waren.“

4. Korrespondenz mit Herrn Newton, rechthaberisch angeknüpft und rechthaberisch abgebrochen.

Bei der stolzen Meinung, die Scott damals von seinem theologischen Systeme hatte, welche Meinung dadurch bestärkt wurde, daß er meist mit Leuten verkehrte, die ihm nicht zu widersprechen wagten, empfand er ein heftiges Verlangen, sich in einen theologischen Streit mit einem orthodoxen Calvinisten einzulassen, um ihm seine Ueberlegenheit, wie er dachte, recht zu fühlen zu geben.

Der Anlaß dazu bot sich bald. Bei einer Kirchenvisitation im Mai 1775 gerieth er mit dem schon erwähnten Herrn Newton ins Disputiren. Sein Gegner wich zwar sehr weislich weiter gehenden Erörterungen aus, schickte ihm aber einige Tage darauf einen Zettel mit einem kleinen Buch zum Durchlesen. Das war, was Scott gesucht hatte. Mit Freuden ergriff er die Gelegenheit zu einer theologischen Fehde, in der selbstgefälligen Erwartung, daß seine Gründe nicht zu widerlegen seien und daß er die Ehre haben werde, einen gutgesinnten Mann von seinen schwärmerischen Bethörungen abzubringen.

Denn bei aller Hochachtung, die er vor dem so allgemein auch von Gegnern geschätzten Manne haben mußte, betrachtete er, wie er selbst gesteht, dessen Religionsmeinungen für jämmerlich schwärmerisch und hatte eine geringe Meinung von seinen Gaben und und seinem Geschick. Einmal hatte ihn die Neugierde getrieben, Herrn Newton predigen zu hören; aber da er seine Predigt nicht verstand, so spottete er darüber, wo er es, ohne Anstoß zu geben, thun konnte.

Scott schrieb also an Herrn Newton einen langen Brief, der zum Zweck hatte, ein solches Bekenntniß und eine solche Erklärung seiner Meinungen aus ihm herauszulocken, wodurch beide Männer in Streit und in eine nähere Untersuchung der Punkte, worin sie verschieden dachten, gerathen möchten.

Inzwischen entsprach der Erfolg keineswegs den Erwartungen Scotts. — Newton gab ihm auf seinen Brief eine sehr freundschaftliche und lange Antwort, worin er jedoch sorgfältig vermied, der Lehren Erwähnung zu thun, von denen er wußte, daß sie Scott beleidigen würden. Er versicherte ihn, daß er ihn für einen Mann halte, der Gott fürchte und unter der Leitung des h. Geistes stehe,

daß er mit Freuden das Anerbieten der Freundschaft annehme, nicht geneigt sei, ihm etwas vorzuschreiben, sondern ihn der Leitung des Herrn überlasse und sich freuen werde, von Zeit zu Zeit den Wahrheiten des Evangeliums Zeugniß zu geben.

So wurde dieser Briefwechsel bis zum Dezember desselbigen Jahres fortgesetzt, indem jeder seinen Zweck im Auge behielt. Scott versuchte auf alle nur mögliche Weise Newton in einen Streit hineinzuziehen, füllte seine Briefe mit Erklärungen, Untersuchungen, Behauptungen und Folgerungen und begehrte deutliche Antwort darauf. Newton dagegen wich Allem aus, was nur zum Streit Anlaß bieten konnte und füllte seine Briefe mit den nützlichsten Belehrungen, doch so, daß er hie und da einige Winke über die Nothwendigkeit, die wahre Beschaffenheit und die Kraft des Glaubens, sowie über die Art und Weise, wie derselbe zu erlangen sei, einfließen ließ.

„Die ganze Korrespondenz hindurch, gesteht Scott, disputirte ich fast gegen jede Sache, die er vorbrachte; über viele seiner Behauptungen ward ich recht ärgerlich; einen großen Theil seiner Briefe und der Bücher, die er mir zuschickte, las ich mit viel Kaltsinn und Verachtung; seine Bemühungen, allem Streit auszuweichen, legte ich als ein Geständniß seiner Schwäche aus und triumphirte damit in vielen Gesellschaften; endlich aber, da ich meinen Zweck nicht erreichen konnte, hob ich, da die Reihe zu schreiben an mir war, die Korrespondenz auf.

„Ich besitze, fährt er fort, jetzt noch seine Briefe und meine Antworten und muß bei einem aufmerksamen Durchlesen bekennen, daß meines Freundes Briefe, die hoffentlich bald im Druck erscheinen werden, von größerm Nutzen und Segen für Andere sein werden, als sie wegen meiner stolzen und zanksüchtigen Gemüthsart damals für mich waren. Meine Briefe hingegen sind nichts werth, als daß sie vergessen werden. Mir allein können sie nützlich sein zur Demüthigung meines Stolzes, oder als Beweise von der Geduld und Redlichkeit meines Freundes, der sich bei meiner Unwissenheit und meinem Hochmuth so schonend bewies und trotz meiner zanksüchtigen Gesinnung seine menschenfreundlichen Bemühungen zu meinem Besten fortsetzte. Besonders aber sind meine Briefe ein Denkmal der Güte Gottes, der, wiewohl er den Hochmüthigen widerstehet, dennoch das stolze Herz und die hohen Sinne nicht nur vermittelst der eisernen Ruthe seines Zorns, sondern auch vermittelst

des goldenen Scepters seiner Gnade von ihrer Höhe herunterzubringen weiß.

„Unsere Korrespondenz und Freundschaft war also für eine Zeitlang aufgehoben, und wo wir zur Seltenheit zusammentrafen, blieb es bei gemeinen Redensarten, wie man sie in Gesellschaft braucht. Indessen sagte er mir doch immer und blieb dabei, was mich nicht wenig verdroß, ich würde dereinst noch seinen Meinungen beipflichten, er sei einst auf dem Fleck gestanden, wo ich jetzt, und einmal würde ich auf dem stehen, wo er jetzt. Er äußerte sich auch beständig gegen meine Freunde, daß wiewohl ich nur langsam fortschreite, ich mich doch zuverlässig auf dem Wege der Erkenntniß der Wahrheit befände. So deutlich erkannte er die Dämmerung der Gnade in meiner Seele."

5. Ein wohlthuender Blick in Newtons brüderliche Briefe an Scott.

Scott hatte gar Recht, wenn er in der von ihm erzählten Geschichte seiner Bekehrung von dem bleibenden Werthe der Briefe Newtons redete und die Hoffnung aussprach, sie möchten zu allgemeinem Nutzen veröffentlicht werden. — Diese Hoffnung gieng auch in Erfüllung; denn in einer Sammlung von Briefen Newtons, unter dem Titel „Kardiphonia oder Herzensergießungen" ins Deutsche übersetzt, finden sich auch acht Briefe an den sehr ehrwürdigen Herrn Prediger S., womit eben unser Thomas Scott gemeint ist. Es wird den Leser, der die innere Entwicklungsgeschichte Scotts bis dahin mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, nicht verdrießen, einen Blick in diese wahrhaft brüderlichen Sendschreiben zu thun, weßhalb wir hier versuchen, einige im Auszug wieder zu geben:

Aus dem dritten Brief vom 11. Aug. 1775: Ich bin weit davon entfernt zu glauben, daß Gott jeden aufrichtigen Menschen dahin leiten werde, daß er alle meine Ansichten annehme. Es gibt aber einige Ansichten, welche, wie ich glaube, wesentlich sind, um einen wahren Christen zu charakterisiren. Aber auch nicht dadurch, daß er diese Ansichten hat, wird er ein Christ, sondern durch die besondere Art, wie er sie besitzt. Es muß erst eine wichtige Veränderung in unserm Herzen durch die Wirkung des heil. Geistes stattfinden, ehe die gesundesten und orthodoxesten Gesinnungen auf

uns Einfluß haben können. Diese Wirkung benennt die h. Schrift mit verschiedenen Namen, von denen jeder geeignet ist, uns die Allmacht zu zeigen, welche sie hervorbringt. Oft heißt sie die neue Geburt oder neue Schöpfung, zuweilen der helle Schein aus der Finsterniß, zuweilen das Aufthun der Augen der Blinden, zuweilen das Erwecken aus dem Tode zum Leben. Bis jemand diese Veränderung erfahren hat, kann er sich keine richtige Vorstellung davon machen. Es ist dabei aber nicht von einer Bekehrung zu einer andern Meinung, sondern von einem Empfangen des göttlichen Lebens und Lichtes die Rede. Bis er aber dieses Licht erhält, kann der gefallene Mensch nichts von den göttlichen Dingen und von der Wahrheit des Evangeliums vernehmen, denn er ist mit aller seiner Weisheit, seinem Verstande und seinen Talenten nichts mehr als was der Apostel den natürlichen Menschen nennt. Dieses Werk wird oft plötzlich vollbracht, wie bei der Lydia; oft geht es damit sehr allmählig ....

Der Mensch ist von Natur zu großen Dingen fähig. Seine Vernunft, sein Verstand, sein Gedächtniß zeigen deutlich, daß die Hand, die ihn schuf, eine göttliche sei. Er ist selbst in seinen Trümmern majestätisch, wie der Dichter Milton von Beelzebub sagt. Er kann denken und erfinden und durch Fleiß eine beträchtliche Erkenntniß in natürlichen Dingen erlangen. Die Leistungen des menschlichen Geistes, wie sie uns in einigen Philosophen, Dichtern und Rednern begegnen, erregen Erstaunen. Aber der Mensch kann seinen Schöpfer nicht lieben, noch ihm vertrauen und dienen, wenn er nicht erneuert wird im Geiste seines Gemüths. Gott hat in ihm auch Wohlwollen, Mitleiden und einen natürlichen Sinn für Recht und Wahrheit erhalten, ohne welche eine bürgerliche Gesellschaft nicht bestehen könnte. Aber das Alles ist nicht viel mehr als ein Instinkt, durch welchen die Welt einigermaßen in Ordnung gehalten wird, der aber so sehr von Stolz und Selbstsucht geleitet wird, daß er den Namen der Tugend und Herzensgüte nicht verdient. Denn diese vermeintliche Tugend wird weder in der Liebe geübt, noch entspringt sie aus der Liebe zu Gott, noch hat sie zum Ziel seinen Ruhm, noch ist sie geregelt nach seinem Wort, so lange nicht die Gnade hinzukommt.

Ich möchte nicht gerne lieblos und tadelsüchtig in der Beurtheilung meiner Mitmenschen sein. Wenn ich aber Gottes Wort

anerkenne, so kann ich darüber nicht hinwegkommen, mir mein eigenes Urtheil zu bilden. Es ist wahr: ich kann nicht in die Herzen der Menschen sehen, aber Herz und Gesinnung sind mir in der Schrift deutlich gezeichnet. Ich lese, daß kein Todtschläger das ewige Leben hat. Ich lese auch: wer den Herrn Jesum Christum nicht liebt, sei verflucht. Daraus folgere ich, daß es spekulative Irrthümer gibt, die eben so gottlos an sich selbst und so verderblich in ihren Folgen sind, als der Mord, und daß der gerechteste Mann im bürgerlichen Leben, der Jesum Christum nicht liebt, vor Gott dem Richter über Alles eben so mißfällig ist, als ein Mörder. Es hat Gott gefallen, um des Friedens und der Erhaltung der menschlichen Gesellschaft willen die Sünden zu brandmarken, welche den Frieden und das Wohlergehen des Nächsten betreffen, wie Ehebruch und Mord. Aber die Sünden, die unmittelbar gegen ihn begangen werden, sind ohne Zweifel viel abscheulicher, als die an den Menschen. Das andere Gebot ist zwar den ersten gleich, aber es ist aus dem ersten abgeleitet und darum geringer als dieses. Die Menschen urtheilen gewöhnlich anders. Die Mißachtung Gottes und des Evangeliums wird nur für einen kleinen Fehler im Vergleich der Beleidigungen gegen die bürgerliche Gesellschaft angesehen. Aber früher oder später wird Jeder anders denken. Eine Bande Räuber mag unter sich selbst auf Gerechtigkeit, Ehre und Wahrheit halten, aber trotz ihrer kleinen Moralität untereinander werden sie als Nichtswürdige behandelt. Nun, das Verhältniß einer solchen Räuberbande zu einem ganzen Volke ist größer, als das eines Volks, ja aller Völker auf Erden zu dem großen Gott. Unsere Abhängigkeit von ihm ist eine unbedingte, unsere Verpflichtungen gegen ihn sind unbegränzt. Vergeblich werden die Menschen vorschützen, daß sie sich gegenseitig die schuldigen Pflichten erfüllen, wenn sie anderseits die viel größern Pflichten gegen Gott vernachlässigen. Deßhalb kann ich es nicht mit ansehen, wie die Menschen ohne Gott in der Welt leben, ohne ihren Zustand für gefährlich zu halten.

Aus dem vierten Brief vom 6. Sept. 1775. Ich habe mir vorgenommen, nach meiner Rückkehr Ihre Reden mit Sorgfalt zu lesen und ihnen meine Meinung darüber freimüthig mitzutheilen. Wünschen Sie aber bald etwas darüber zu hören, so kann ich Ihnen zum voraus sagen, daß es Ihren Wünschen nicht entsprechen wird. Ich bin überzeugt, sie wollen nützen, und wollen die Sünder

von ihren bösen Wegen ablenken. Aber darf ich mich nicht an Ihr eigenes Bewußtsein wenden, daß Sie wenig Erfolg finden und daß die Leute, denen Sie predigen, bleiben, was sie waren? — Es muß so sein. — Es gibt nur eine Art zu predigen, welche Gott segnet, die, welche alle Welt vor Gott zu Sündern macht, und Jesum Christum als Den bezeichnet, auf welchen schuldvolle und verdammte Sünder sehen, um durch den Glauben an seinen Namen geheilt und erlöst zu werden. Die dringendsten Ermahnungen zur Reue und Lebensänderung ohne Kräftigung für einen sichern Weg, den nur Gott zeigen kann, werden unsere Zuhörer gerade so lassen, wie wir sie gefunden haben.

Aus dem siebenten Briefe vom 11. Nov. 1775. Sie wünschen, ich solle mich näher darüber aussprechen, wie ich Glauben und Zustimmung der Vernunft von einander unterscheide. Obgleich ich nicht glaube, daß es zweierlei in der Welt gibt, was verschiedener wäre, so fürchte ich doch, daß es mir schwer werden wird, es Ihnen klar zu machen. Sie räumen ein, daß der Glaube in Ihrem Sinn ein Geschenk Gottes ist. In meinem Sinn wird er aber auch gewirkt durch eine That Gottes, durch dieselbe Kraft, welche den Leichnam Christi vom Tode auferweckte. Sollte eine Aeußerung solcher Kraft nicht mehr bewirken, als nur Zustimmung des Verstandes? ... Das Beistimmen mag ein Akt unserer natürlichen Vernunft sein, der Glaube aber ist die Wirkung der unmittelbaren Allmacht Gottes. Ein ruhiger Verstandesmensch kann vielen Gründen für das Christenthum beitreten, und doch von der Gemeinschaft mit Gott ganz ausgeschlossen sein, während der Geist der Kindschaft und das Vorgefühl der Herrlichkeit der Lohn eines Gläubigen ist. Wie kalt ist die Auslegung, welche der Vernunftglaube vielen Stellen gibt, worin sich der Apostel Paulus, wiewohl vergeblich, bemüht auszudrücken, wie erfüllt sein Herz von diesem Gegenstande sei. Ein mir sehr werther Freund, ein noch lebender Geistlicher, hat vor vielen Jahren eine rationelle Lehre des Evangeliums herausgegeben. Er arbeitete mit großem Ernst ganz nach Ihrer Weise und war musterhaft in seinem ganzen Verhalten. Es gelang ihm auch, seine Gemeinde von äußerer Unordnung abzuhalten und er wurde in einem Briefe an die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums als das vollkommenste Vorbild eines Seelsorgers bezeichnet. So trieb er es viele Jahre; er lehrte seine Gemeinde,

was er wußte, denn er konnte sie nichts Anderes lehren. Eines Tages las er in seinem Testament Ephes 3, und es stieß ihm das Wort „unausforschlich" im achten Verse auf. Er wurde betroffen und zum Nachdenken über diesen Gegenstand geführt. Er sagte sich: der Apostel gebraucht, wenn er von der Liebe und dem Reichthum Christi redet, merkwürdige Ausdrücke. Er spricht von Höhen und Tiefen, von Längen und Breiten und Unergründlichkeiten, während ich Alles klar, leicht und vernunftgemäß finde. Er findet Geheimnisse, wo ich keine finde. Wahrlich, obgleich ich mich mit ihm gemeinschaftlich der Worte Evangelium, Glaube und Gnade bediene, so müssen seine und meine Ansichten darüber völlig verschieden sein. Dieses führte ihn zu einer näheren Prüfung und bewirkte eine völlige Aenderung in seinen Ansichten und Predigten. Er bestand nicht länger darauf, daß seine Zuhörer auf die Aufrichtigkeit ihrer Bestrebungen bauten und auf eine ganz allgemeine Hoffnung, daß Christus ihnen helfen würde, wo sie zu kurz kämen, sondern er predigte Christum selbst, als das Ende des Gesetzes, zur Gerechtigkeit Jedem, der da glaubt. Er arbeitete auch nicht vergeblich. Seine Predigten bewirkten nicht allein seine äußere Besserung, sondern auch eine völlige Veränderung im Herzen vieler seiner Zuhörer. Um solche Veränderung Ihrer Ansichten bitte ich Gott für Sie, mein Freund. Dieß mag Ihnen jetzt sonderbar erscheinen, wie es schon Vielen sonderbar erschienen ist, die jetzt Gott dafür danken, daß er ihnen gezeigt hat, was sie durch ihre Vernunft nie gelernt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Was hast du von deiner Bibel zu halten? Mit besonderer Berücksichtigung der Bibelauszugfrage beantwortet von Karl August Peschel, Schuldirektor zu Nossen.

Diese kleine Schrift zur Empfehlung und Rechtfertigung der Bibel ist aus warmem Herzen geschrieben und enthält viel Anregendes und Lehrreiches. Dazu rechnen wir besonders die gut ausgewählten Zeugnisse berühmter Männer aus älterer und neuerer Zeit über die Schrift. — Es sei ihrer hier freundschaftlich gedacht.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

Druck von C. Schultze.

In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Wahābis.

Die Ermordung des Vicekönigs von Indien.

Es war im Sept. 1871, daß eine Madras Zeitung (Spectator) ankündigte: „Es ist eine Thatsache, bewiesen durch so unwiderlegliche Gründe, als je einen Proceß entschieden haben, daß durch ganz Indien, und insbesondere in Bengalen, eine muhammedanische Secte, in welcher jedes Mitglied auch ein Missionar ist, sich mit Plänen zu unserer Vernichtung beschäftigt; daß sie Bekehrte zu Tausenden macht und die stille oder offene Zustimmung von 30 Millionen muhammedanischer Unterthanen gewonnen hat; daß sie nur auf einen Führer warten, um einen Krieg auf Leben und Tod zu beginnen; und daß im Jahr 1870 die Fortdauer unserer Herrschaft hauptsächlich von dem Entscheid abhieng, welchen drei Araber in Mekka (so unbekannt in Europa, als wenn sie Neger in Timbuktu wären) über eine Frage, welche den schwierigsten Punkt des muhammedanischen Sittengesetzes betrifft, abgeben würden."

Es versteht sich von selbst, daß die meisten Zeitungen, namentlich die englischen, über diese Ankündigung die Achsel zuckten. Es brauchte schwere Schläge, um die sichern Briten aufzuwecken. Daß eine wahabitische Verschwörung wirklich besteht, und daß sie energisch darauf hin arbeitet, Indien den Christen zu entreißen, ist jetzt so nach und nach über allen Zweifel klar gemacht worden; und wenn sie auch nur $^1/_{10}$ oder $^1/_{30}$ der muhammedanischen Bevölkerung auf ihrer Seite hat, bleibt die Sache immerhin ernst genug. Theilen wir zuerst in Kürze mit, was Dr. W. Hunter darüber in einem historisch gehaltenen Werke zu sagen hat, das er auf den Wunsch des Vicekönigs von Indien, mit Hilfe aller möglichen Aktenstücke, kürzlich verfaßt hat.

Es war um's Jahr 1740, daß im Nedschd ein muhammedanischer Reformator Abdul Wahäb aufstand und einen großen

Theil Arabiens der türkischen Regierung zu entreißen begann. Was ihm am Herzen lag, war eine gewissenhafte Rückkehr zu Muhammeds Geboten, in manchen Punkten auch eine Verschärfung derselben, wie er denn z. B. über Tabakrauchen die Todesstrafe verhängte. Dieser Stifter der Wahäbis starb im Jahr 1787. Nachdem Ibrahim Pascha im Jahr 1818 durch die Eroberung von Riadh die Macht dieser fanatischen Secte in Arabien gebrochen hatte, erstand sie in neuer Kraft auf dem Boden Indiens. Ein Reiter im Gefolge des Nawab von Tonk, geboren in Bareli (Rohilkhand), genannt Saiyid Ahmed, gieng im Jahr 1816 nach Delhi, um dort unter der „Sonne islamitischer Gelehrsamkeit", dem berühmten Doktor Schah Abdul Aziz das Gesetz zu studiren. Er war entzückt von den neuen Lehren, und lernte weiter und weiter, bis er in epileptische Zustände fiel, Gesichte sah und seines Berufs als ein zweiter Reformator gewiß wurde. Er reiste (um 1820) nach Patna, Calcutta und anderen Städten, wo er öffentlich lehrte und allgemeinen Beifall erntete.*) Was aber den eigentlichen Mittelpunkt seiner Predigt bildete, war das göttliche Gebot, die Unglaubigen zu tödten und die Heere der Fremden aus Indien zu vertreiben. Nachdem er 1822 Mekka besucht hatte, kehrte er im folgenden Jahre über Bombay nach Rohilkhand zurück. Hier warb er eine Schaar Glaubiger an, mit welcher er das Fünfstromland durchzog, um sich auf den Sitana-Bergen im Nordosten von Peschawer als eine Wetterwolke niederzulassen. Schir Sing, der Sohn des Pandschab Löwen Randschit Sing, brachte den Fanatikern dort eine Niederlage bei, in welcher Saiyid Ahmed 1831 das Leben verlor. Seine Jünger glaubten, er sei in einer Wolke hinweggehoben worden, um im rechten Augenblick wieder zu erscheinen und den heiligen Krieg zum Sieg hinauszuführen.

Das Rebellenlager in Sitana aber besteht noch, und zwar erhält es beständige Verstärkungen aus dem Hauptquartier in Patna, wo schwärmerische Jünger angeworben und bedeutende Summen durch Beiträge der Glaubigen gesammelt werden. In Wechseln, die für gewöhnliche Leute nicht lesbar sind, werden diese stromaufwärts und durch das Pandschab ins Wahabitenlager geschafft; wie

*) „Seine Predigerarbeit wurde ein Triumphzug. Er konnte nicht mehr durch Handauflegen die Einzelnen zu Jüngern weihen; er entrollte seinen Turban, und jeder, der die langhinflatternde Schärpe berührte, ward sein Schüler."

Waarenballen werden ebenso die Rekruten durch ein System von Stationen hinaufbefördert. Die Engländer haben schon 20 blutige Expeditionen gegen dieses Räubernest gesandt, ohne es ausnehmen zu können, da die umwohnenden Afghanen den Wahâbis in jeder Weise Beistand leisten. Im Dezember 1863 schien es nach heißen Kämpfen zerstört. Allein im Jahr 1868 begann der Tanz von Neuem, angeblasen durch den fanatischen Achund (Priesterfürst) von Swat, der die ganze Umgegend tyrannisirt und z. B. jeden Muselman für einen Unglaubigen erklärt, wenn er nur im Neuen Testament liest.

Die Muhammedaner Indiens, wohl 30 Millionen an der Zahl, haben viel mehr als die Hindu-Fürsten und Edelleute unter der englischen Herrschaft gelitten, da diese die indische Aristokratie von der unbeschränkten Gewalt der Padischahs, der Nawâbs und Nizâms befreite. Die Muselmanen haben damit alle höheren Civilämter und Offizierstellen verloren; in Bengalen z. B. zählt der höhere Regierungsdienst 1338 europäische, 681 Hindu und nur 92 muhammedanische Beamten. Unläugbar ist also die Verarmung und das tiefe Sinken der höchsten muselmanischen Familien, und erklärlich ihre bittere Unzufriedenheit mit der angloindischen Regierung. (Nicht als ob diese consequent die Moslem von ihrem Dienst ausschlösse; sie suchen ihn nicht, weil sie sich dadurch erniedrigt fühlen.)

Jedoch haben die Engländer auch einflußreiche Freunde unter den Muhammedanern, und zwar wo man's kaum vermuthen sollte. Nicht blos in Calcutta und Delhi, auch in Mekka haben die höchsten Doctoren des Rechts die Frage: Ist es unsere Pflicht, gegen die Königin Victoria zu kämpfen? mit einem feierlichen Nein beantwortet. Einer der Hauptgründe für diese Entscheidung liegt in dem großen Nutzen, welcher der türkische Sultan aus der Bundesgenossenschaft Englands zieht; und dann lebt die Reihe von Niederlagen, wodurch die Sipahi-Empörung vom Jahr 1857 gedämpft wurde, noch in allzufrischem Andenken.

Immerhin bleibt es eine schwerwiegende Thatsache, daß bedeutende Massen von Muhammedanern solche Fragen an ihre Rechtslehrer stellen. Ein Fatwa (Decret) der höchsten muselmanischen Juristen hat schon manchen Thron umgeworfen. In Dschonpur z. B. hat ein Oberrichter seiner Zeit sich dem größten Monarchen Indiens, dem berühmten Akbar, entgegengestellt und einen Aufruhr gegen ihn für gesetzlich erklärt, und darauf folgte alsbald die Re-

bellion der bengalischen Gutsbesitzer, welche Akbar mehr beschwichtigte, als niederwarf. In eben diesem Dschonpur hat jetzt, wie die Akten ausweisen, ein muhammedanischer Rechtslehrer sich für die christliche Königin ausgesprochen, und zwar nach seinem eigenen Bekenntniß aus dem Einen Grunde, weil er die Bekanntschaft eines frommen Offiziers, des ritterlich frommen Arthur Conolly, gemacht hatte; die günstige Ansicht, die er sich von diesem Manne bildete, ließ ihn Europäer und Christen überhaupt in einem so hellen Lichte erblicken, daß ihm deren Ausrottung als eine Sünde erschien. Soweit Dr. Hunter.

Neben allen diesen milderen Aeußerungen des Muhammedanismus aber dauert die Wahabitische Verschwörung fort. Ihr Haupt im Ganges-Thale, Mulwi Ahmedulla in Patna, hatte schon im Jahr 1852 die Regierung herausgefordert, indem er 700 Männer in seinem Hof versammelte, um eine Untersuchung seines Hauses unmöglich zu machen. Er wurde daher während des Sipahiaufstands 1857 vorsichtshalber verhaftet, sobald aber die Gefahr vorüber war, entlassen und — von der Regierung mit allerlei Gunstbezeugungen geködert. Sollte man's glauben, der vorsichtige Commissär W. Taylor wurde wegen seines scharfen Vorgehens „gegen einen so guten Mann" von Lord Canning auf eine geringere Stelle versetzt, daher er vorzog, seinen Abschied zu nehmen. Doch wollten die Freundschaftsbeweise des Vicekönigs bei diesem Fanatiker nicht verfangen. Sieben Jahre später mußte man demselben Ahmedulla als Hochverräther den Prozeß machen; da wurde er zwar zum Tode verurtheilt, aber am Ende doch nur deportirt — und zwar nach den Andamaninseln.

Wie es bei der Entdeckung dieser Umtriebe zugeht, möge uns ein einzelner Fall deutlich machen. Ein Pandschabi, der früher in der irregulären Reiterei gedient hatte, wurde wegen seines tüchtigen Benehmens zum Sergeanten der berittenen Polizei in der Nähe von Ambala befördert. Im Mai 1863 stieß Gusan Chan, so hieß er, auf vier Fremde, welche die Heerstraße vom Norden her verfolgten. Die kleinen Staturen, der schmutzige Teint, die dünnen Bärte erinnerten den alten Soldaten sofort an gewisse Leichen auf dem Schlachtfelde von 1858. Er ließ sich mit ihnen ein, und brachte heraus, daß sie in gewissen Aufträgen im Norden gewesen und jetzt auf dem Rückweg nach ihrer bengalischen Heimat waren. Es gelang

ihm, sie zu verhaften. Sie appellirten an ihn als Muselman und boten ihm jede Summe, zahlbar auf Wechsel an einen gewissen Notar Dschaffir Chan in dem benachbarten Städtchen Thaneswar. Gusan blieb unbestechlich und brachte die vier vor die Behörde. Diese nahm die Sache leicht, den Bericht des Sergeanten für übertrieben oder unwahr, und ließ die Bursche laufen. Gusan war tief gekränkt und gedachte sich zu rechtfertigen. Seinen Posten durfte er nicht verlassen, aber er hatte einen Sohn in seinem Heimatdorf im Norden, und diesem schrieb er einen Brief. Der Sohn verschwand und kam nach Wochen oder Monaten in seines Vaters Haus an, halb todt, aber mit der sichern Nachricht: daß Munschi Dschaffir in Thaneswar, genannt Chalifa, der große Mann sei, welcher Rekruten und Waffen in das Rebellenlager befördere. Der Sohn hatte, seinem Vater getreu, sich durch die britischen Postenketten über die Gränze, durch die Posten der Rebellen in ihr Lager geschlichen, das Geheimniß herausgelauscht und sich dann zurückgeschlichen. Vater und Sohn wußten es: er mochte von den Engländern oder von den Rebellen, diesseits oder jenseits der Gränze erwischt werden, so war der Strick sein mildestes Schicksal. Im J. 1864 wurde Dschaffir als eines der drei Häupter der neuesten Verschwörung zum Tode verurtheilt, dann aber zur lebenslänglichen Transportation begnadigt. Sein Charakter war tadellos, er hatte aus reinster religiöser Ueberzeugung gehandelt.

Seit 1868 sind verschärfte Maßregeln ergriffen worden, ein besonderes Departement wurde eingerichtet, die wahabitischen Umtriebe zu überwachen; Schuldige wurden entdeckt, eingesteckt und der Untersuchung übergeben. Doch dauert die Aufregung fort.

Daß Ahmedulla und sein Geheimbund noch ungestört fortwirken, kann man aus den Mordthaten schließen, welche in den letzten Monaten Indien mit Bestürzung und banger Ahnung erfüllt haben. Und von der Nordwestgrenze Indiens schrieb man schon im Sept. 1871: „Peschawer ist eigentlich in einem chronischen Belagerungszustand; Fäden von Schildwachen umgeben die Cantonmente der Regimenter; Cavallerie-Pikete sind überall aufgestellt, mit gesattelten Pferden; Polizeipatrouillen mit geladenem Gewehr durchziehen die Straßen; die Soldaten gehen mit ihren Sniderflinten in die Kirche; niemand schläft ohne Wachen ums Haus. Denn kaum vergeht ein Tag, ohne daß man zwei bis drei Ermordete auf die

Polizei trägt. Männer werden erschossen auf der Straße, auf ihren Dächern, in ihren Häusern, im Geflügelhof; nirgends ist der Christ sicher vor dem Messer oder der Büchse des Meuchelmörders." Doch im obern Industhale ist man auf die jeweilige Wiederkehr solcher Paroxysmen des Fanatismus gefaßt. Sehen wir uns lieber in den geschäftsvollen Hauptstädten des Landes um.

Auf die geheime Mittheilung von zwei Zeugen, die beschworen, daß wenn ihre Namen bekannt werden, sie das Leben verwirkt haben würden, verhaftete am 5. Juli 1871 die Polizei in Bombay einen Maulawi, der den Dschehâd, den heiligen Krieg, in der Haupt-Moschee der Stadt offen gepredigt hatte. Erst nach seiner Verhaftung kam an den Tag, daß man einen der Hauptverschwörer der Sipahimeuterei, den berüchtigten Urheber des Allahabad Blutbads vom Juni 1857, Liakat Ali, eingefangen habe, einen Mann, der unter falschem Namen schon lange Jahre in Bombay wohnte und den heiligen Krieg ungehindert predigte, während er insgeheim mit den Wahabitenführern verrätherischen Briefwechsel pflegte. Als man den Gefangenen mit der Eisenbahn nach Allahabad beförderte, waren auf allen Stationen unabsehbare Menschenmassen versammelt, den Mann zu sehen, der so viel unschuldiges Blut in der Meuterei vergossen hatte. In Dschabalpur erkannte ihn ein Europäer, der im Sommer 1857 auf eine merkwürdige Weise aus seinen Händen entronnen war, auf den ersten Blick. Was war es aber erst, als der Zug in Allahabad anlangte! Tausende drängten sich um den Bahnhof, den Erzrebellen in Fesseln zu sehen, und sie empfiengen ihn mit einem Gezisch und Gestöhn und lauten Verwünschungen, welche wenigstens zeigten, wie wenig das gemeine Volk die Ziele dieser Führer billige.

Die aufgefangenen Briefschaften (in Chiffreschrift der Wahabiten) führten zu weiteren Verhaftungen und Untersuchungen. Der Oberrichter Norman in Calcutta, der höchste Beamte nach dem Vicekönig, gab sich unter der Hand alle Mühe, der weitverzweigten Verschwörung auf die Spur zu kommen. Man kannte ihn als einen überaus gewissenhaften, im Privatleben liebenswürdigen und leidenschaftslosen Mann, der aber als Richter die Strenge des Gesetzes walten ließ. Eine Menge Bittschriften, welche ihn um Freilassung einflußreicher Wahabiten anflehten, wies er entschieden

ab. Jetzt sollte er in dem Appellationstribunal, welches über die Verschworenen Recht zu sprechen hatte, den Vorsitz führen.

Am 20. Sept. stand am Eingang des Obergerichtshofs ein Mann, der wie es schien der Eröffnung des Tribunals anwohnen wollte. Die beiden (niedereren) Richter traten nach einander ein; sie ließ er passiren. Als aber der Oberrichter aus seinem Wagen stieg und die Treppen heraufkam, sprang der Muselman auf ihn zu, während eben Norman seinem Kutscher noch ein Wort zurief, und stieß ihm ein Messer in den Rücken. Der Richter wandte sich, um mit ihm zu ringen, und erhielt einen Stich in den Unterleib, der bis in den Rückgrat durchdrang. Doch sprang der tödtlich Getroffene noch die Treppen hinab, ergriff einen Backstein und warf ihn nach dem Mörder, der die andringende Menge mit seinem Messer fernhielt, jedoch endlich mit einem Bambu niedergeschlagen wurde, aber auch den Gerichtsdiener, der ihm das Messer entwinden wollte, noch mehrfach verwundete.

Norman starb in der folgenden Nacht in den Armen seiner Gattin, nach schweren Leiden, die er als ein Christ ertrug. Zweimal wiederholte er die fünfte Bitte des Vaterunsers langsam, als ob er prüfe, wiefern auch er seinem Feinde vergeben habe, um der eigenen Vergebung gewiß zu werden.

Der Mörder war ein 35jähriger Maulawi Abdullah, ein Afghane, der erst am vorhergehenden Tage noch in der Moschee gesehen worden war, und einen andern Namen getragen hatte. Bei weiterer Nachfrage ergab sich, daß er im Jahr 1869 die Regierungsschule in Mirzapur besucht hatte, um dort arabisch zu lernen (vielleicht auch um auf die muselmanischen Schüler einigen Einfluß zu gewinnen). Auch das kam ans Licht, daß Abdullah den damaligen Maulawi der Mirzapur Moschee gefragt hatte, ob es eine verdienstliche Handlung vor Gott wäre, wenn er den dortigen Richter tödtete. Der Priester antwortete ihm darauf mit Nein. Obwohl aber die Regierung eine Belohnung von 10000 Rup. für jeden aussetzte, der nachweisen würde, wer etwa den Mörder zu seinem Verbrechen aufgestiftet oder irgendwie dazu mit veranlaßt habe, blieb doch alle weitere Nachforschung vergeblich.

Als Abdullah am 28. Sept. verhört und verurtheilt wurde, schaute er mit unbeschreiblicher triumphirender Ruhe im Gerichtshof umher, drehte seinen Schnurrbart und schlug sein gläsernes heraus-

forderndes Auge vor keinem Blicke irgend eines Christen nieder. Er schien so zufrieden mit seiner That, als wäre sie in rein göttlichem Auftrag vollzogen. Sein Geheimniß nahm er als ächter Märtyrer mit sich in's Grab. Sicherlich auch ein religiöser Mann, so gut als Norman; nur zeigte sich in beider Ende der gewaltige Unterschied der zwei Religionen, welche den Mörder und sein Schlachtopfer beseelten.

Nach der beliebten englischen Art, eine sehr unangenehme Frage sich möglichst fern zu halten, hielten die meisten Blätter für sehr wahrscheinlich, es werde doch wohl nur irgend welche — vielleicht aus Mißverständniß gehegte — Privatrache gewesen sein, was diesen Abdullah zu seiner verbrecherischen That getrieben habe. Die Nachdenklicheren täuschten sich nicht über den innern Zusammenhang der That mit dem Proceß der verhafteten Wahabiten; nur hütete sich Jedermann vor einem allzulauten Warnruf, da ein solcher die gefürchtete Krisis eher beschleunigen als aufhalten konnte. Da ereignete sich eine neue Mordthat — und zwar hat diese das höchste Schlachtopfer betroffen, das einem Muselman denkbar scheinen konnte, den Vicekönig Indiens. Wir erzählen kurz, was bisher davon in die Oeffentlichkeit drang.

Graf Mayo wurde im September 1868 zum Nachfolger von Lord Lawrence ernannt, und übernahm von ihm ums Neujahr 1869 die Regierung Indiens. Er hat sich dort sehr beliebt zu machen gewußt und that manches für die Entwicklung der materiellen Interessen des großen Reichs. Die Schwierigkeit der muhammedanischen Frage schien ihn übrigens nicht viel zu beschäftigen; fiel doch seine Aufgabe in eine Zeit tiefen Friedens. Aber nachdem er am 6. Febr. 1872 Rangur verlassen hatte, um nach Calcutta zurückzukehren, wollte er noch die Strafcolonie auf den Andamanen (Miss. Mag. 1867, S. 102) einsehen, um etliche von dort berichtete Uebelstände abzustellen. Er hatte am 8. Februar Port Blair und die dortigen Einrichtungen besucht, auch einen nahen Berg bestiegen, nicht ohne etwas ärgerlich über die polizeilichen Vorsichtsmaßregeln zu werden, die ihn allenthalben umringten; wie er aber Abends 7 Uhr von Fackeln begleitet sich an Bord seines Schiffs begeben wollte, drang in der Dunkelheit ein Deportirter durch seine Umgebung und versetzte ihm zwei Stiche in beide Schultern. Der Graf fiel in's seichte Wasser, wurde auf's Boot gebracht, äußerte noch,

er sei nicht schwer getroffen, verschied aber, ehe er das Schiff erreichte.

Der Mörder war sogleich ergriffen worden. Er heißt Schir Ali und ist ein Afghane, genauer gesprochen ein Afridi (von demselben Clan wie Abdullah) aus dem Tirah-Gebirge, westlich vom Khaiber-Passe stammend. Als er in den Dienst der Briten zu Peschawer trat, wußte man, daß er in Fehde mit einem Zweig seiner eigenen Familie verstrickt war, auch bereits als Knabe vermöge dieser Fehde mindestens Einen Mord begangen hatte. Und doch war er ein Mann, an dem „der Bayard des Pandschab" General R. G. Taylor, seine Freude hatte; im rauhen Postin (Schafsfellmantel) mit Schwert und Messer bewaffnet, zu jedem Dienst bereit, war er ihm in vielen gefährlichen Zügen auf Schritt und Tritt treu nachgefolgt; und wenn ihn der Dienst nicht rief, spielte der Afghane mit des Generals Kindern, begleitete namentlich sein jüngstes Töchterchen auf jedem Ausritt ihres Ponys, oder ließ sie gar auf seinem Rücken reiten und gehorchte gutmüthig lächelnd jedem ihrer Winke und Launen. Einmal aber im Jahr 1867 begegnete er dem Todfeind seiner Familie in den Pfirsichgärten bei Peschawer und erschlug ihn. Wäre die That in seinen eigenen Bergen verübt worden, sie hätte nicht für Mord, sondern für ein gutes Werk gegolten. So aber wurde er vom britischen Commissär zum Tode verurtheilt, zugleich aber der Gnade des Vicekönigs empfohlen und von ihm zu lebenslänglicher Verbannung begnadigt.

Ob er zur Ermordung des Grafen durch äußere Einflüsse vermocht wurde, ist noch immer eine Frage. Jener W. Taylor aber, der einst in Patna selbst das Treiben der wahabitischen Wühlerei lange Zeit bewacht und mit Energie bekämpft hatte, hegt keinen Zweifel, daß Schir Ali, so gut als Abdullah, beauftragter Mörder war. Beide erweisen sich im Gebrauch des Messers so geübt, daß schon die erste Wunde absolut tödtlich ist; beide ebenso an Gehorchen und Schweigen gewöhnt. „Ich wage vorherzusagen," schreibt Taylor, „daß Schir Ali ohne ein Wort verlauten zu lassen, in's Grab sinken wird." Zugleich belehrt uns dieser scharfe Beobachter der indischen Sachlage, daß Graf Mayo der erste aller Vicekönige war, der es als seine Aufgabe erkannt hatte, zwar in möglichster Stille, doch mit unerschütterlichem Ernst diese fanatische Brüderschaft zu unterdrücken. Die Zuchthäusler erzählen: am Tage, da

Schir Ali hörte, der Vicekönig werde die Andamanen besuchen, bereitete er ihnen ein Festmahl und kündigte ihnen an, nun werde was Großes geschehen.

„Wer ist es nun wohl," fährt Taylor fort, „der diesen Hauptverfolger der Wahabiten dem Tode geweiht hat? Sicherlich kein anderer als der Maulawi Ahmedulla, der an demselben abgelegenen Platze wohnt, an welchen eine wunderbare Fügung den Grafen führte. Und womit hat sich wohl dieses Wahabitenhaupt in Port Blair beschäftigt? Ich weiß wenigstens so viel, daß unter einem System schuldvoller Schlaffheit, dieser Ahmedullah schon seit Jahren mit seinen Freunden und Gesinnungsgenossen ungestört Briefe wechseln durfte und unbehindert seinen Einfluß ausdehnen konnte, der durch seine Gefangenschaft um des Glaubens willen ohnehin schon bedeutend gestiegen war.

„Meint aber jemand, der Mörder sei eben, als Zuchthäusler auf Lebenszeit, dem bloßen Instinkt gefolgt, durch eine rasche That seine hoffnungslose Existenz abzukürzen, so übersieht derselbe, daß die schlauberechnenden Wahabis gerade einen solchen Lebensmüden zu ihrem Werkzeug wählen würden, indem sie durch die Zusicherung des Paradieses seinen Fanatismus leicht zu dem gewünschten Grade entflammen konnten. Jedenfalls ist ein so entschlossener Verschwörer wie Ahmedullah kein gleichgültiger oder thatloser Zuschauer bei all den wichtigen Ereignissen der letzten Jahre, bei der hochgesteigerten Thätigkeit seiner Anhänger, bei den Prozessen eines Amirchan, Huschmuhdadchan und anderer, so wie beim Mord des Oberrichters geblieben."

Es versteht sich von selbst, daß die gemäßigten Muhammedaner aufs Neue Versammlungen hielten und Adressen entwarfen, dergleichen Mordthaten, im Namen der Religion begangen, schonungslos zu verdammen und ihre unwandelbare Treue gegen die Königin und ihre Regierung zu bezeugen. Die reichen Kaufleute in den Handelsstädten gelüstet es freilich nicht nach Umwälzungen und Glaubenskriegen. Aber wie schwach und verlegen stehen doch diese Lauherzigen jenen ächten Jüngern Muhammeds gegenüber, die nicht Geld noch falschen Frieden suchen, sondern den heiligen Krieg und einen seligen Märtyrertod!

Ueber „Englands muhammedanische Verlegenheit in Indien"

läßt sich auch der bekannte Reisende H. Vambery in der Allg. Zeitung (1872, Nr. 51) hören.

„Die Ermordung des Vicekönigs wird nun einmal den Briten eine ernste Mahnung sein, daß sie im Nord-Osten des gigantischen indischen Reichs auf einem höchst gefährlichen Boden sich befinden. Es ist ungefähr drei Jahre her, daß die fanatischen Wahabis von ihrem Hauptquartier zu Patna ihre revolutionären Raketen immer häufiger aufsteigen lassen. Bald zetteln sie zwischen den Bergstämmen einen kleinen Aufstand an, bald führt auf ihr Anstiften irgend ein rasender Fidäji (so heißen die freiwilligen Opfer der Verschwörung) gegen den harmlos umhergehenden Europäer den Todesstreich, um durch die Hände der Ungläubigen die Märtyrkrone zu erhalten; bald wieder sehen wir, wie ein begeisterter Jünger dieser Secte den Sipahi-Regimentern frank und frei Revolution predigt, und zum Dschehad, d. h. Krieg gegen die Ungläubigen, folglich gegen die eigenen Herren ermuntert. Und was thun die Engländer all' diesem gefährlichen Spiel gegenüber? England, es ist merkwürdig genug, hat, trotz der schrecklichen Blut- und Geldkosten des letzten Sipahi-Krieges, all' den unheilschwangeren Machinationen eines ebenso schlauen als fanatischen Feindes bis jetzt nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Man begnügte sich damit, wenn Amir Chan, der angebliche Chef dieser tollkühnen Brüderschaft, das Verhör des Tribunals ganz regelrecht durchgemacht, oder wenn irgend ein Mullah in der Vorrathskammer seiner theologischen Gelehrtheit die Entdeckung macht, daß es nach den Satzungen des Islam doch nicht unbedingt verboten sei, selbst solchen zu gehorchen, die nicht Muhamedaner sind, vorausgesetzt, daß sie in die Kategorie der Ehli-Kitab gehören, d. h. eines der vier heiligen Bücher haben.

„Erst im vergangenen Jahre hat Dr. Hunter die Frage der muhammedanischen Unterthanen in Indien besprochen. Es ist ein trauriges Bild, das er selbst von dem Verhältniß der moslimischen Hindus gegenüber ihren christlichen Herren entwirft und es war gar nicht zu wundern, wenn sein Buch — The Indian Mussulmans — zu der lebhaftesten Discussion in der britischen sowohl als in der angloindischen Presse Anlaß gab. Jeder der nur den kleinsten Anspruch auf indisch-muhammedanische Erfahrungen hatte, betheiligte sich an derselben. Soldaten, Politiker, Gelehrte, Alles trat in die Arena ein, und man konnte sich nicht genug wundern, wie die

Engländer, sonst die praktischsten Leute der Welt, in ihren hierauf bezüglichen Erörterungen den plattesten Illusionen sich hingaben. Daß Unzufriedenheit und geheime Agitation in großem Maßstabe vorhanden seien, das läugnete Niemand, doch wollte man dies der Hintansetzung indo-muhammedanischer Interessen und der Unbill zuschreiben, welche sich die Regierung den Muhammedanern gegenüber zu Schulden kommen ließ. Selbst gelehrte Kenner, wie W. N. Lees, der jahrelang an der Spitze eines muhammedanischen Kollegiums stand, aber dessen ungeachtet kein praktischer Kenner des Ostens ist, behauptete: man müsse Sorge tragen, daß das Schulwesen, die Jurisdiction und die Civilverwaltung der muhammedanischen Unterthanen einen mehr moslimischen Zuschnitt erhalten, und die Handhabung eines derartig mit britischen Institutionen geimpften Scheriats (Wegs der Billigkeit) würde sie sicherlich zufrieden stellen.

„Als ich seiner Zeit dieß las, konnte ich mich des Lachens nicht enthalten. Ist es schon an und für sich parador genug, ein welch immer durch das Schwert besiegtes Volk durch Concessionen ins Joch des Eroberers hinein schmeicheln zu wollen, wie kann man erst bei Asiaten, bei Muhammedanern, und noch dazu bei indischen Muhammedanern — auf diese Idee kommen, bei einem Volke, das in Folge seines Fanatismus und seiner staatlichen Vergangenheit sich mit dem christlichen Eroberer nie und nimmer einigen kann? Wenn Frankreich in Algier, Rußland in Kasan und in der Krim sich nur gefürchtet, aber nicht beliebt machen konnten, trotzdem daß letztgenannter Staat dem Despotismus einen gefälligen nationalen Anstrich verleiht, wie sollte erst der eiskalte, steife Sohn Albions an dem in seiner Leidenschaft von indischer Sonnengluth erhitzten Muhammedaner dieses Kunststück vollführen? Wenn wir in Europa von muhammedanischem Fanatismus sprechen, haben wir immer den Islam des westlichen Asiens vor Augen; doch darf nicht vergessen werden, daß selbst der Scheich el Islam von Konstantinopel in Hinsicht seines religiösen Lebenswandels im Auge seiner Glaubensgenossen von Peschawer, Delhi, Lahor für einen Ungläubigen gelten würde — so stark verschieden ist die Befolgung der Lehre des Propheten im Westen von Mittelasien! Im Norden Indiens wird nicht Stambul, sondern Bochara für das Muster islamitischer Frömmigkeit gehalten. Der Geist, welchen Mohallab, der Bekehrer Indiens, am Indus geschaffen, herrscht noch immer daselbst; und daß die Aus-

geburten moslemitischen Zelotenthums nirgends einen so urbaren Boden finden wie in Indien, das beweisen eben die Wahabiten, die am Indus und am Ganges viel zäher und eifriger sind als in ihrem Oasenneste der arabischen Wüste.

„Oder gedenken etwa die Engländer ihre muhammedanischen Unterthanen ob des Verlustes ihrer politischen Stellung der Vergangenheit zu versöhnen? Auch dies ist rein unmöglich. Die glänzenden Erfolge Babers und seiner Nachkommen über Wischnu-Anbeter sind mit strahlenden Buchstaben in die Annalen des Islam eingeschrieben, und wenn gleich die Tyrannei, zügellose Willkür und der rauhe Despotismus der sogenannten Blüthenepoche der islamitischen Herrschaft von der humanen und gerechten Administration der Engländer gewaltig absticht, so träumt der muhammedanische Hindu doch immer gern von den Schatten eines Humayun, Akbar und Aurengzeb, und jede Inschrift auf den Baudenkmälern zu Agra, Delhi und Lahor entflammt ihn zu wildem Haß gegen die Zerstörung seiner Herrlichkeit. Ist es nicht lächerlich, mit der Idee umzugehen, Leuten von solcher Stimmung die fremde christliche Herrschaft mundgerecht machen zu wollen. Braucht man etwa mit besonderem politischem Scharfsinn begabt zu sein, um einzusehen, daß dem muhammedanischen Hindu als beste Concession gelten würde, wenn alle Briten von den Thälern Kaschmirs bis zum Kap Comorin auf einmal ihr Bündel schnürten und das Land verließen? Daß schwere Tausende in Eisenbahn-Unternehmungen angelegt wurden, daß englische Polizei die Straßen gesichert, daß der arme Landmann von den Erpressungen der Radschas und Zemindars befreit, daß der Nationalsprache und Literatur auf die Beine geholfen wurde, und daß die strenge Handhabung des Gesetzes jeden Kasten- und Standes-Unterschied unbeachtet läßt — an dem Allem ist dem Hindu gar nichts gelegen. So wie überall, ist dem Islam auch hier jede Neuerung verpönt; er gefällt sich am besten im schmutzigen Pfuhl der Verkommenheit, und wehe demjenigen, der, um aus demselben ihn zu befreien, ihm eine hilfreiche Hand reicht! Ob nun die englischen Politiker derartige Concessionen zu machen gesonnen sind, ist noch sehr fraglich. Wenn man John Bright und Comp. zu Rathe zöge, so wäre die Räumung Indiens wohl bald beschlossen, doch die Mehrzahl der Briten ist glücklicherweise gar nicht gewillt, sich der Thaten eines Warren Hastings und Lord Clive zu schämen,

man will die Herrschaft über Indien befestigen und auf das schöne Ziel der Civilisation der Menschheit auch fortan zusteuern; und da ihnen auf dieser schönen Bahn Jedermann aus vollem Herzen Glück wünscht, so wäre es auch schon die höchste Zeit, wenn England zur Sicherung des Erfolgs die passenden Mittel ergreift.

„Will England mit seinen muhammedanischen Unterthanen in Indien reüssiren, so muß es ein für allemal mit allen sogenannten constitutionellen Experimenten gründlich aufräumen und — ohne Rußland nachzuahmen, welches nur russificiren, aber nicht bilden will, — in seiner großen asiatischen Besitzung für den Augenblick mehr asiatisch sein, d. h. mit dem Proceß der Umgestaltung nicht im europäischen Galopp, wie es bis jetzt geschah, sondern im langsamen, aber sichern Schritt fortfahren. Ist den Engländern die Möglichkeit einer Uebergangsperiode einleuchtend, so ist z. B. Preß- und Redefreiheit für jetzt auch eine gefährliche Waffe in den Händen der muhammedanischen Hindus, die, auf der Kinderstufe der Bildung stehend, hartnäckige, boshafte und gefährliche Feinde sein können. Keine Privilegien oder Begünstigungen werden aus den Muhammedanern friedfertige Unterthanen machen; denn wenn gleich Einzelne durch materielle Vortheile den britischen Interessen zugewandte Mitglieder dieser Gesellschaft in der 'Times' oder anderswo von der Treue ihrer Glaubens- und Landesgenossen unzweifelhafte Beweise geben wollen, die große Masse hat mit diesen gar nichts gemein. Das Grundprinzip des Islam wird immer die Bekämpfung der Ungläubigen bleiben, und wenn die englischen Staatsmänner nicht von einem zweiten Sipahi-Aufstand überrascht werden wollen, thäten sie sehr wohl, bis jetzt nur dieses Prinzip vor Augen zu haben, und zur Unterdrückung der noch im Keime begriffenen muhammedanischen Revolution Wachsamkeit und Strenge zu gebrauchen."

Wachsamkeit und Strenge werden freilich erforderlich sein, doch dürfte ein langsameres Tempo im Proceß der Umgestaltung Indiens, wie H. Vambery anräth, kaum das richtige Mittel sein, die Herrschaft Indiens zu sichern. Man hat sich bis jetzt im Einführen europäischer, namentlich aber christlicher Civilisationsmittel noch nicht überstürzt; aber an Wachsamkeit, vornehmlich in der Beaufsichtigung der eingebornen Presse hat es vielfach gefehlt. Irgend ein englischer Zeitungsartikel, in welchem ein müßiger Brite seiner Laune leichtsinnig die Zügel schießen läßt, um etwa die Einführung einer

„Nasensteuer" zu besprechen oder sich in Speculationen über das Indien des Jahres 1900 zu ergehen, oder mit der Frage zu spielen, wann und wie wohl das indobritische Reich einmal zu Ende gehen werde, gibt den indischen und muhammedanischen Blättern Anlaß zu Dutzenden von sehr ernsten, oft aufregenden, hie und da geradezu hochverrätherischen Abhandlungen, welche allzusammt beweisen, daß der Orientale keinen Spaß versteht.

Freiherr von Maltzan hat einmal im „Globus" über die Muhammedaner im Allgemeinen ein sehr richtiges Urtheil abgegeben. Er sagt unter anderem: „Dem Moslem ist's unmöglich, Politik und Religion von einander zu trennen. Herrschaft ist für den Moslem der einzige anerkannt normale Zustand. In der Knechtschaft hört der Islam gewissermaßen auf, Islam zu sein; denn sein Hauptgrundsatz ist Bekämpfung der Ungläubigen, und nun statt sie zu bekämpfen, soll er ihnen gehorchen! Christlichen Fürsten gehorchen die Moslem nur knirschend; mit dem erobernden Volke assimiliren sie sich nirgends."

Es ist von Werth für die Missionsfreunde, sich über die Lage der Dinge in einem so wichtigen Erdtheil wie Indien keinerlei Täuschungen hinzugeben. Auch die Knechte Christi in demselben sollen wissen, daß sie auf vulkanischem Boden stehen, und um so eifriger ihre Zeit auskaufen, zu thun was ihres Amts ist. Man kann sich kaum des Gefühls entschlagen, daß die Lage der Dinge im nördlichen Indien eine andere wäre, wenn die evangelische Mission daselbst früher, auch nur in dem Maße, wie in der Madras Präsidentschaft, ihr Werk hätte ausrichten dürfen.

Der scheidende Gouverneur von Madras.

Als im Jahr 1813 im englischen Parlament die Frage aufgeworfen wurde, ob die Missionsbestrebungen in der Präsidentschaft Madras zu dulden seien oder nicht? erhob sich ein Mitglied des Hauses der Gemeinen, um zu erklären, während seines zwanzigjährigen Aufenthalts in Indien habe er nur von einem ein-

zigen zum Christenthum bekehrten Eingebornen gehört. Derselbe sei durch den aller Achtung werthen Miss. Schwartz gewonnen worden; im Allgemeinen aber sei der Versuch, das Christenthum einzuführen, immer erfolglos gewesen und habe nur zu endlosen Wirren und Metzeleien geführt.

Das war damals der Ausdruck der öffentlichen Stimmung in Betreff der Mission in Indien, wie man ihn in Beziehung auf China erst kürzlich an derselben Stelle wieder hören konnte. Eine wirkliche Genugthuung muß solchen Anschuldigungen gegenüber dem Missionsfreund das Zeugniß eines Mannes geben, der jedenfalls Gelegenheit hatte, innerhalb seines Amtskreises die Wirkungen der Mission genau zu beobachten — wir meinen Lord Napier, den gegenwärtigen Gouverneur von Madras. Nachdem er fünf Jahre hindurch seinen wichtigen Posten bekleidet und auf wiederholten Reisen alle Theile der Präsidentschaft besucht hatte, ist er noch (Febr. 1872) in Eile nach Calcutta berufen worden, um an die Stelle des ermordeten Vicekönigs zu treten, bis dessen Nachfolger und mit ihm auch der neue Gouverneur von Madras eintreffen. Dieser Lord Napier nun wohnte am 25. Okt. 1871 in Begleitung verschiedener andrer hoher Beamten der Eröffnung der höheren Lehranstalt der wesleyanischen Mission in Manargudi bei und drückte dabei in einer Rede an die Subscribenten, welche die Schule stiften halfen, seine Freude über die überall sichtbaren Fortschritte aus. „Jede Zeit habe ihr eigenthümliches Gepräge," bemerkte er in Beziehung auf die Aeußerungen indischer Mildthätigkeit; „früher habe sich dieselbe in der Stiftung von Tempeln und Waschteichen ausgesprochen, heut zu Tage thue sie es durch Beiträge zu Schulen, Spitälern und Apotheken." Er rühmte die Anstrengungen der Missionare zur Hebung des Volkswohls, und ihre bereitwillige Unterstützung aller Regierungsmaßregeln, ebenso aber auch das Entgegenkommen der Ortsangehörigen, welche durch freiwillige Gaben die Kosten für das Anstaltsgebäude decken halfen. Seinerseits händigte er hierauf Miss. Fryar 100 Rupies zur Anlegung eines Anstaltsbrunnens ein und ordnete die Pflanzung von 80 schönen und nützlichen Bäumen auf seine Rechnung an.

Tags darauf hielt er dann in Tandschaur folgende Rede:

„Meine Herren! Meine Reisen in dieser Präsidentschaft neigen sich jetzt ihrem Ende zu; wenn ich aber inmitten andrer Arbeiten und andrer Scenen an dieselben zurückdenke, werden in meiner Er-

innerung keine lieblicheren Bilder auftauchen, als die, welche mir vom Missionsleben geblieben sind. In Gandscham, in Masulipatam, in Nord-Arkot, in Trawankor, in Tinnewely und in Tandschaur habe ich das Brot der Missionare gegessen, ihrem Wirken zugeschaut, ihrem Unterricht beigewohnt, ihr ganzes schönes Leben kennen gelernt. Die Sendboten der Ausbreitungsgesellschaft, der kirchlichen und der Londoner Gesellschaft, die wesleyanischen, lutherischen und amerikanischen Missionare, sowie die Jesuiten-Padre's*), sie Alle haben mir denselben Willkomm bereitet.

„Die Wirkungen der Mission machen sich nach drei Seiten hin geltend — durch die Bekehrung, Civilisation und Belehrung der Eingebornen.

„Ueber die Ausbreitung des Christenthums in Indien viel zu sagen, würde in meiner gegenwärtigen Stellung mir nicht ziemen. Sie ist das Hauptziel des Missionars, auf das er in vollkommener Freiheit hinarbeiten kann, ungehindert durch irgend eine Verbindung mit dem Staat oder durch besondre Verpflichtungen gegen denselben. Doch darf ich wohl meine persönlichen Eindrücke hier aussprechen. Der Fortschritt des Christenthums ist langsam, aber unleugbar; jedes Jahr macht sich ein kleiner Zuwachs in Beziehung auf Ausdehnung und Zahl geltend. Das Evangelium wird mehr und mehr auch den ärmsten und unwissendsten Auswürflingen nahe gebracht. Ich kann nicht zweifeln, daß die Zeit kommen wird, da diese Klasse der Bevölkerung, die keine feste religiöse Ueberzeugung und keinen Raum innerhalb der gesellschaftlichen Hierarchie ihres eignen Landes hat, sich schaarenweise angezogen fühlen wird von den Wahrheiten, den Tröstungen und den Segnungen des Christenthums. Zu allen Zeiten haben hin und wieder stoßweise, krampfhafte Bewegungen die Ausbreitung des christlichen Glaubens in Indien bezeichnet. Die gegenwärtige Periode ist eine des ruhigen Fortschritts, aber sie schließt die Erwartung plötzlicher sich weithin fortpflanzender Wirkungen, wie sie das sechzehnte Jahrhundert in Malabar und Madura, das vorige in Tandschaur und das unsre unter den Schanars im Süden sah, keineswegs aus.

*) Personen, die zugegen waren, als Lord Napier die französische Kolonie Karikal besuchte, rühmen die meisterhafte Herzlichkeit und Gewandtheit, mit der er auch den deutsch-französischen Krieg in seiner Rede an die Franzosen berührte, ohne irgend eine in seiner Stellung gebotene Rücksicht zu verletzen.

„In Beziehung auf den Jugendunterricht ist die Mitwirkung der religiösen Gesellschaften von unschätzbarem Werth für die Regierung und das Volk. In keiner früheren Zeit waren die Beziehungen der unabhängigen Erziehungsanstalten zu der Regierung harmonischer und gewinnbringender. Mit der größten Zuvorkommenheit haben die Missionare kürzlich der Regierung eine neue Ordnung der Schulgelder durchführen helfen, die sie ohne ihre Zustimmung nicht in befriedigender Weise hätte zuwege bringen können, und die doch unerläßlich war zur Entwicklung unsrer Hilfsquellen für das Unterrichtswesen. Dieselbe Zuvorkommenheit sprach sich in der Art und Weise aus, in welcher die Missionare die neuesten Verordnungen der Regierung in Betreff der Gemeindeverbesserungen und der Gemeindekassen aufnahmen. Eine der größten Schwierigkeiten, auf welche die Regierung bei der Durchführung dieser Verordnungen für den Unterricht der Armen stoßen wird, ist sicher der Bann, der das kastenlose Kind von den Municipal- und Dorfschulen ausschließt und noch lange ausschließen wird. Missionsarbeit ist meiner Ansicht nach bis jetzt das einzige Mittel, den Segen des Unterrichts auch diesen untersten Schichten der Bevölkerung zuzuwenden, und die Missionare werden ihre Fürsorge für diese Aermsten so einzurichten wissen, daß ihnen dabei die pekuniäre Unterstützung zu gute kommt, welche die betreffenden Verordnungen jeder Lehrkraft erschließen. Der Geist der Versöhnlichkeit, welcher sich in den Beziehungen der Missionare zu der Regierung ausspricht, spiegelt sich aber auch in deren Verkehr mit den höhern Kasten der Eingebornen. Nichts ergriff mich mehr, als das einsichtsvolle Vertrauen, welches zwischen dem Missionar und dem Mirassidar (Schultheiß), dem Engländer und dem Hindu, dem Lehrer und dem Schüler herrscht. Diese Eintracht zwischen Christen und Heiden kann nur das Ergebniß großer Umsicht und Sanftmuth von Seiten der Geistlichen sein. Sie ist die Frucht eines wahrhaft christlichen, durch weise Mäßigung gemilderten Eifers. Nicht weniger ehrenvoll ist es für die Eingebornen dieses Landes, daß sie so schnell die Triebfedern, den Geist und die Handlungsweise der fremden Lehrer verstanden, die mit so viel Ausdauer und Liebe unter ihnen arbeiten.

„Schließlich muß ich noch meine tiefe Ueberzeugung von der Wichtigkeit der Mission als einer civilisatorischen Macht in Südindien aussprechen. Welche Oede müßte entstehen, wenn alle ihre Anstalten

plötzlich eingiengen! Hätte die Regierung damit nicht schätzbare Mitarbeiter, hätten die Armen nicht einsichtsvolle und einflußreiche Freunde verloren? Die Schwäche des europäischen Einflusses in diesem Lande ist vielfach ein Gegenstand der Verwunderung und Klage. Wie ungleich schwächer würden die guten Einflüsse noch, wenn die Mission plötzlich vom Schauplatz verschwände! Es ist kaum möglich, in diesem weiten Reich den Werth einer Klasse frommer Europäer zu überschätzen, die als Freunde des Rechts und Feinde des Unrechts, als unparteiische Beobachter des Guten und Bösen, in selbstloser Arbeit theilweise an den entlegensten Plätzen zwischen dem Volk und der Regierung stehen, gleich treu und hingebend gegen beide gesinnt."

Dem scheidenden Gouverneur aber folgt in die Heimat der Dank vieler Christengemeinden in der Präsidentschaft, die er mit eben so viel Hingebung als Glück verwaltet hat; und nicht wenige Frauen von Madras, Tandschaur und andern Orten werden noch lange sich der mütterlichen Theilnahme erinnern, mit welcher seine Gemahlin, Lady Napier, den weiblichen Schulunterricht gefördert hat.

Zur Lage in China.

Wir haben im Laufe des vorigen Jahres in diesen Blättern zu verschiedenen Malen Mittheilungen gebracht über das feindselige Verhalten, das in neuester Zeit die chinesische Regierung immer unverhohlener der Mission gegenüber einschlägt. In seiner nacktesten Gestalt trat es hervor in jener von einem der höchsten Beamten ausgehenden und durch das ganze Reich versandten Schmähschrift gegen das Christenthum: „Todesstoß für verderbliche Lehren", sowie in dem den fremden Gesandten überreichten, die gröbsten Unwahrheiten und Verdrehungen enthaltenden Circularschreiben, wovon Miss. Mag. 1871, S. 374 ff. u. S. 450 ff. berichtet ist. Versteckter war die Mitschuld der Regierungskreise an den böswilligen Gerüchten, durch welche im Laufe des vorigen Sommers in den Südprovinzen die Volksleidenschaften gegen die Missionare aufgestachelt wurden.

Es war im Juli des verflossenen Jahrs, daß man zuerst in

der Gegend von Canton allenthalben aufregende Plakate angeheftet fand mit der Warnung, es sei von Fremden (in einigen dieser Anschlagzettel waren ausdrücklich die Franzosen genannt) ein großes Quantum Gift eingeführt und eine Anzahl chinesischer Vagabunden gewonnen worden, es unter das Volk zu vertheilen. Das Gegenmittel sei im ausschließlichen Besitz der Fremden, die es nur gegen bedeutende Summen Geldes oder unter der Bedingung des Uebertritts zu ihrer Religion verabreichen, wobei sie den Frauen gegenüber die schändlichsten Nebenzwecke verfolgen.

Die Kunde von diesem „Schan Sin Fan" oder „Geisterpulver" verfehlte die gewünschte Wirkung nicht; eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich der Gemüther. Der Gouverneur von Canton trat dagegen zwar mit anerkennenswerther Festigkeit auf, dennoch aber konnte er nicht hindern, daß die Wohnungen der Rheinischen Missionare in Tungkwun und Schaklung von den erbitterten Volkshaufen ausgeplündert wurden. In Fatschan, wo die Frechheit auch gegen die sich der Fremden annehmenden Mandarinen besonders hoch gestiegen war, stellte die Hinrichtung von zwei Rädelsführern die Ruhe schnell wieder her, und schon Mitte August fieng die durch jenes Lügengewebe verursachte Aufregung an, um Canton her wieder zu verrauschen.

Inzwischen waren aber Ende Juli etliche der betreffenden Plakate auch nach Amoy hinauf gesandt worden. Die Empfänger schrieben sie mit einigen ihnen für die Umgegend von Amoy zweckmäßig scheinenden Veränderungen ab und verbreiteten sie weiter, wobei sich hauptsächlich der Tscham-Hu oder zweithöchste Militärbeamte betheiligt zu haben scheint. Fast alsbald vereinigte sich dieser mit dem Hai-Hong oder zweithöchsten Civilbeamten zum Erlaß einer Proklamation, welche das Volk vor dem Gift warnte, das böswillige Leute verbreiten. Genannt waren darin die Fremden zwar nicht, aber daß sie gemeint seien, wußte man den Leuten auf andere Weise kund zu thun.

Sobald der amerikanische Consul von diesen Umtrieben erfuhr, sprach er bei dem Tau-tai oder Gouverneur vor und bewog diesen zu der öffentlichen Erklärung, daß die Fremden mit jenem Gift nichts zu thun haben. Obgleich nur an drei bis vier Plätzen in Amoy selbst angeschlagen, hätte diese Proklamation vollkommen genügt, in der ganzen Umgegend die Ruhe zu sichern, wenn nicht der Tscham-

Hu bereits verschiedenen Bezirksbeamten die Weisung ertheilt gehabt hätte, Erlasse in seinem Sinn zu veröffentlichen.

Ein solcher kam auch in die Stadt Tschangtschau, etwa fünfzehn Stunden westlich von Amoy. Ganz wie in Amoy selbst, wurden auch hier die Fremden nicht genannt, aber unter der Hand dennoch dem Volk als diejenigen bezeichnet, vor welchen es sich zu hüten habe. Zwei Tage darauf erließen die dortigen Bezirksbeamten eine zweite Bekanntmachung, um die Bevölkerung wiederholt vor Gift zu warnen und ihr die Mittheilung zu machen, daß ein Mann verhaftet und verhört worden sei, der bekannt habe, wie er und drei Andre sich von den Fremden dazu haben anwerben lassen, das Volk besonders vermittelst der Brunnen zu vergiften; die Behörden rathen also der Einwohnerschaft, kein Wasser aus den Brunnen mehr zu gebrauchen, bevor dieselben gründlich gereinigt seien. Der besagte Verbrecher wurde alsbald hingerichtet.

Das war aber noch nicht Alles; auch der Militärbevollmächtigte des Platzes mischte sich in die Sache, indem er etliche Tage darauf die angeblichen Bekenntnisse des Hingerichteten bis ins Einzelnste veröffentlichte. Vor einigen Monaten, so sollte derselbe gesagt haben, sei er hinweggelockt und an die Fremden verkauft worden. Mit mehr als fünfzig Andern habe man ihn dann zu Schiff nach Makao gebracht, wo sie in die fremden Hongs vertheilt worden seien. In der Folge sei er nebst drei Andern wieder heimgesandt worden, mit dem Auftrag, das ihnen mitgegebene Gift zu vertheilen und auch unterwegs die Brunnen zu vergiften. Denjenigen, bei welchen das Gift seine Wirkung thue, sollten sie dann einen gewissen Mann in Amoy nennen, der die Erkrankten unentgeldlich heilen werde und weiter nichts von ihnen verlange, als die Nennung ihrer Namen.

Diese letztere Angabe sollte sicher eine Anspielung auf das Missionsspital in Amoy sein, wo allerdings die Namen der Kranken verzeichnet werden, die dort unentgeldlich Arzneien und ärztliche Behandlung erhalten. In der ganzen Aussage werden die Fremden immer nur durch den gehässigen Beinamen „kleine Teufel" bezeichnet, eine Benennung, die in diesem Theil des Landes absolut nur in den Geschäftszimmern der Mandarinen üblich ist. Ueberhaupt trägt dieselbe von Anfang bis zu Ende nicht nur das Gepräge der Unwahrheit, sondern läßt auch deutlich erkennen, daß wenn sie je gemacht wurde, sie dem Gefangenen von den Mandarinen und ihren Unter-

gebenen in den Mund gelegt und durch die Folter ausgepreßt wurde, um einen recht tiefen Haß gegen die Fremden zu wecken.

Auch in der Stadt Tongan, etwa zehn Stunden nördlich, und in Tschintschau, etwa 25 Stunden nordöstlich von Amoy, wurden von den Bezirksbeamten Warnungen erlassen, die ihren aufregenden Zweck nicht verfehlten. Man bedeckte die Brunnen und legte sie so unter Schloß, daß nur Wasser daraus geschöpft werden durfte, wenn der Schall der Gongs die ganze Einwohnerschaft dazu zusammenrief. Auch die Eimer, in welchen man das Wasser holte, wurden mit Deckeln versehen, damit nicht beim Gang über die Straße noch jemand die boshafte Absicht erreiche, Gift hineinzuwerfen. Am Eingang etlicher Dörfer wurden Plakate angeheftet, welche die Fremden warnten, dieselben zu betreten, um nicht als Giftmischer verhaftet zu werden. An verschiedenen Orten wurden sogar auf diesen Verdacht hin Fremde einzig und allein in ihrer Eigenschaft als Ausländer festgenommen und geprügelt. Die Furcht und der Haß, welcher die Gemüther erfüllte, richtete sich aber nicht nur auf sie, sondern ebensowohl auf die eingebornen Christen.

Viele von diesen Letzteren waren groben Schmähungen, ja sogar wirklicher Gefahr ausgesetzt. Von verschiedenen Stationen erhielten die Missionare darum Briefe mit der Bitte, sie möchten doch bei der gegenwärtigen Aufregung und Erbitterung gegen die Fremden lieber eine Zeitlang sich nicht aufs Festland hinüber wagen. Sogar in dem nun schon seit 30 Jahren bestehenden Missionsspital in Amoy machte sich das künstlich erweckte Mißtrauen so geltend, daß diese Anstalt etliche Tage fast leer dastand.

Am lautesten brach die Volkswuth in Tongan, Tschingtschau und Futschau aus. In Tongan rottete sich ein wilder Haufe zusammen mit der Absicht, sich an den Christen zu vergreifen und ihre Kapelle auszuplündern. Der dortige Prediger wandte sich aber alsbald um Schutz an die Bezirksbehörde. Diese scheint gefühlt zu haben, daß sie für alle etwa vorkommenden Ruhestörungen und deren Folgen nun persönlich verantwortlich sei, und sandte eine Abtheilung Soldaten, um die aufgeregte Menge zu zerstreuen; auch erließ sie eine kurze Proklamation mit der Erklärung, daß die Christen nichts mit Gift zu thun haben. Dieß genügte, die Ruhe wieder herzustellen. — Auf die Vorstellungen des englischen Konsuls in Amoy an die sich der amerikanische angeschlossen zu haben scheint, sandte

der Tau-tai auch nach Tschingtschau eine Proklamation zur Beruhigung der Gemüther; doch eilte es ihm damit so wenig, daß 8—10 Tage verstrichen, bis die betreffende Bekanntmachung endlich dort angeschlagen wurde. Damit war dann aber die Sache auch abgethan. — In Futscheu endlich wurden zwei Fremde, worunter ein englischer Missionar, zusammen mit etlichen Nationalgehilfen von einem Pöbelhaufen angefallen und in einer Weise mißhandelt, daß sie mit knapper Noth dem Tode entrannen. Die Gefahr für alle Christen war dort so groß, daß diese die Bezirksbehörden um Schutz angiengen. Erst auf die dringende Mahnung des englischen Konsuls wurden aber auch hier zwei beruhigende Proklamationen angeschlagen, die dann sofort ihre Wirkung thaten. Damit war für den Augenblick die Sache so ziemlich beigelegt; zu denken aber gab sie gerade den ältesten und erfahrensten Missionaren doch noch manches, worüber der nun seit 25 Jahren in Amoy arbeitende Amerikaner Talmage sich in seiner Weise gegen den dortigen Konsul der Vereinigten Staaten, General Le Gendre, in einem offenen Sendschreiben*) ausspricht, dem wir die nachfolgenden Betrachtungen entnehmen.

„Die ganze Geisterpulver-Geschichte ist weder eine vereinzelte, noch eine schwer zu enträthselnde Thatsache. Sie erklärt sich vielmehr sehr leicht aus dem Charakter der chinesischen Regierung und des chinesischen Volkes, und steht, wie ich glaube, im engsten Zusammenhang mit der Politik, welche die chinesische Regierung bei der Regelung der schwierigen Frage über den Verkehr mit dem Ausland befolgt.

„Verfolgen wir einmal die Spur der durch die ausgesprengten Gerüchte entstandenen Aufregung. Fremde haben einmal entschieden kein Gift in Umlauf gebracht, und wahrscheinlich wurde auch von Chinesen keines verabreicht. Aber gewisse Pillen sind allerdings angefertigt und verbreitet worden, um jenem Gerücht Glauben zu verschaffen und die Aufregung zu schüren. In einigen Fällen wurden sie in die Taschen und Bündel von Leuten gesteckt, die man dann mit diesem Schuldbeweis der Obrigkeit überlieferte. Ein solches Bei-

*) The Anti Missionary Movement in South China; a letter from Rev. J. V. N. Talmage to General Le Gendre, Consul at Amoy. Hongkong 1871.

spiel ereignete sich einmal in Tongan, wo ein Mensch, bei dem sich die sonderbare Arznei vorfand, geprügelt und dann dem Magistrat überliefert wurde. Die Behörde schien vollkommen überzeugt von der Unschuld des Angeklagten, ließ aber diejenigen, welche ihn unbefugter Weise durchgeprügelt und dann seinen Tod auszuwirken gesucht hatten, ohne jede Strafe ausgehen. So verlautet auch aus Tschingtschau: zwei Untergebene der Mandarinen seien dort zu einem Christen gekommen, der Lebensmittel verkauft, und haben von ihm einige Töpfe voll Reis begehrt. Als er einen gefüllt hatte, bot er ihn dem Einen der Männer hin und wandte sich wieder um, um auch für den Andern auszuschöpfen. Inzwischen aber warf der Wartende einige Würmer in den schon gefüllten Topf und rief: 'Da ist einer der Giftmischer; seht nur die Würmer in diesem Reis.' Durch Gottes Fügung stand aber zur Rechtfertigung des Christen eben ein Fremder dabei, der dem Gerichtsdiener entgegnen konnte: 'Ich hab's ja gesehen, wie du die Würmer selbst hinein gethan hast.'

„Bei dieser Gelegenheit verdient auch die Aufregung Erwähnung, welche schon im Jahr 1869 in dieser Gegend herrschte. Damals war längs der ganzen Küste von Tientsin bis nach Canton hinab das Gerücht verbreitet: die Fremden werden nun bald aus China vertrieben werden. Die dadurch bewirkte Erregtheit war so fühlbar, daß auf etlichen Missionsstationen die Gottesdienste eine Zeitlang viel weniger besucht wurden, weil die Leute fürchteten, schon die bloße Anwesenheit in einer christlichen Kapelle könnte sie mit in das Schicksal der Fremden verwickeln. Genaue Erkundigungen führten uns damals, wie auch bei ähnlichen Gerüchten im verflossenen Jahr, auf die Untergebenen der Mandarinen zurück. In hiesiger Gegend hatten sie keine weitere Folge, als eine Veränderung in dem Benehmen einiger Klassen der Bevölkerung im Verkehr mit den Ausländern. An verschiedenen andern Orten dagegen drohten Ausbrüche; in Tientsin erreichten sie ihre Spitze in den bekannten Greuelscenen.

„Waren bei der gegenwärtigen Bewegung die Lokalbehörden auch nicht die unmittelbaren Urheber derselben, so tragen sie doch die Schuld von der Heftigkeit und Dauer, welche sie an einigen Orten erreichte, denn sie waren Alle sehr bereit, aufregende Schreiben und Proklamationen zu erlassen; zu beruhigenden Erklärungen aber ließen sie sich erst herbei, wenn ihnen ihre persönliche Verantwortlichkeit nachdrücklich zum Bewußtsein gebracht wurde. Immer-

hin läßt sich dann aber fragen, ob sie in dieser Sache nach eignem Antrieb handelten oder beeinflußt und irregeleitet von den Gelehrten, dem Adel und all den übelwollenden Untergebenen, von denen sie umringt sind. Und daran knüpft sich die weitere Frage: Gesetzt sie folgten dabei ihrem eignen Ermessen, haben sie dann ihren Zweck erreicht oder nicht?

„Eine momentane Schlappe mögen sie wohl insofern erlitten haben, als die Aufregung vielleicht nicht den von ihnen gewünschten Grad erreichte. Das ist aber auch Alles; denn ihre Absicht geht ja nicht dahin, unmittelbare Ausbrüche zu veranlassen; sie ist vielmehr darauf gerichtet, in der ganzen Bevölkerung den Haß gegen die Fremden zu schüren. Und dieß ist ihnen gelungen. Möchte nicht vielleicht auch in diesem Sinn jene Aeußerung des chinesischen Ministers Tseng-Kwo-Fan gegen den Grafen Rochechouart aufzufassen sein: 'Die leidige (!) Geschichte von Tientsin war eine Folge der Unwissenheit des Volks. Ich werde darauf hinwirken, es durch unsre Männer der Wissenschaft belehren zu lassen. Dazu werden etwa zwei bis drei Jahre erforderlich sein; nach Ablauf dieser Zeit wird wohl keine Erneuerung derartiger Auftritte mehr zu befürchten sein.' Wenige Monate, nachdem diese Worte in Tientsin gesprochen wurden, hörte man einen chinesischen Offizier in Amoy bemerken: 'Ueber drei Jahre wird es nicht dauern, bis wir zum Krieg mit den Fremden gerüstet sind.' Die Meinung der Anstifter der Geisterpulver-Geschichte ist dieß jedenfalls."

Hier nun kommt Talmage auf die Cirkulardepesche zu sprechen, welche den Vertretern der auswärtigen Mächte in Betreff der Mission überreicht wurde. Wir haben dieselbe mit all den darin enthaltenen Unwahrheiten und Verdrehungen unsern Lesern bereits mitgetheilt, brauchen also die Belege nicht zu wiederholen, durch welche er dem General Le Gendre die Unrichtigkeit der chinesischen Darstellung des Sachverhalts beweist. Gestützt auf diese Berichtigungen fährt er dann fort:

„Die chinesische Regierung hat nun aber einmal diese Behauptungen aufgestellt und muß jetzt Beweise für deren Wahrheit zu liefern suchen. Das ist, wie wir glauben, der wahre Grund der neulichen Aufregung in dieser Gegend.

„Wollte man fragen, ob es auch denkbar sei, daß irgend eine Regierung zu solcher Bosheit und Betrügerei die Augen schließe, so

antworte ich, daß dieß vom Beginn ihrer Berührungen mit den Fremden an der charakterische Grundzug chinesischer Staatskunst war. Nur einige Beispiele davon. — In der geheimen Denkschrift, welche das auswärtige Amt dem Kaiser aus Veranlassung der Yangtschau- und anderer Wirren überreichte, und welche mit höchster Genehmigung zur Basis der Handlungsweise der Regierung bei derartigen Vorkommnissen, genommen wurde, ist zu lesen: 'Ihre Minister sind der unterthänigen Ansicht, daß da das Christenthum durch die Verträge sanktionirt worden ist und die an uns gestellten Forderungen im Einklang mit den Verträgen stehen, es schwer wäre, denselben offnen Widerstand entgegenzusetzen.' — Als ferner im Jahr 1854 die Vertreter Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten in friedlicher Weise einen diplomatischen Verkehr mit der Regierung von Peking einzuleiten suchten, erhielten zwei hervorragende chinesische Staatsmänner, von denen der Eine, wenn ich nicht irre, jetzt ein Mitglied des auswärtigen Amtes ist, den Auftrag, sich nach dem Begehren der Barbaren zu erkundigen. In der geheimen Denkschrift nun, die sie damals dem Kaiser überreichten, findet sich folgende Stelle: 'Die englischen Barbaren sind verrätherisch, wild und blutgierig, und die amerikanischen Barbaren ahmen ihnen darin nur nach.... Die unterthänige Ansicht Ihrer Sklaven ist, daß sie nach einem der fünf offenen Hafenplätze zurückgesandt, ihre Wünsche nicht gewährt, und ihre Depeschen ihnen zurückgegeben werden sollten.... Die Barbaren sollten jedoch nicht erfahren, daß Ihre Sklaven Ihrer Majestät diese geheime Denkschrift unterbreitet haben, da sie auf den Glauben geführt wurden, ihre Wünsche sollen in Erwägung gezogen werden, damit, was zum gegenseitigen Vortheil gereiche, angenommen, das Uebrige aber als unausführbar verworfen werde.' Auch diese Denkschrift wurde von dem Kaiser gebilligt und zur Grundlage seiner Befehle gemacht. — Die Verrätherei, womit 1860 in Tungtschau bei Peking vierzig englische und französische Offiziere und Soldaten unter dem Schutz einer Parlamentärsfahne überfallen, und die Barbareien, die an ihnen verübt wurden, indem man die Mehrzahl erschlug und die Uebrigen in Folge ihrer Leiden dahinsterben ließ, sind bekannt. — Auch ist die Aufreizung des Volks durch Verbreitung beunruhigender Gerüchte und Plakate nichts Neues, um den auswärtigen Nationen zu beweisen, daß, so gerne die Regierung auch den Bestimmungen der Verträge

nachkommen würde, der heftige Widerstand der Bevölkerung ihr dieß unmöglich mache. Mit dem vollständigsten Erfolg ist dieß in Canton schon vor mehr als zwanzig Jahren versucht worden, gar nicht zu sprechen von dem, was in den letzten Jahren an verschiedenen andern Orten verlautete.

„Obgleich der unmittelbare Zweck der letzten Bewegung der war, die Mission auf die in jener Circulardepesche angedeutete Weise zu beschränken, ist dieß doch keineswegs ihr einziger Zweck. Alle die aufregenden Kundgebungen in dieser Gegend enthielten kein Wort gegen das Christenthum als solches; nur die Anklage war in jenen Plakaten enthalten: die Fremden gebrauchten jenes Mittel, um Bekehrte für ihre Religion zu gewinnen. Es findet sich darin kein Wort über 'die Beschimpfung der Lehre des Confucius' oder irgend einen andern der Uebelstände, welche die Cirkulardepesche erwähnt; immer handelt es sich vielmehr nur um 'die Fremden'. Diese ganze Opposition gegen die Mission ist also nicht religiöser, sondern politischer Art.

„Selbst der Widerstand gegen die Jesuiten in früheren Generationen, welcher die kaiserlichen Erlasse gegen das Christenthum und heftige Christenverfolgungen herbeiführte, war politischer Natur. Die Jesuiten mögen dazu Veranlassung gegeben haben; gewiß aber haben die protestantischen Missionare unsrer Generation das nicht gethan. Es mögen wohl vereinzelte Fälle vorgekommen sein, in welchen protestantische Missionare sich Unvorsichtigkeiten zu Schulden kommen ließen; aber das waren sicherlich Ausnahmen. Furchtlos dürfen wir uns in dieser Beziehung auf Ihre eigene langjährige Erfahrung in China, sowie auf alle englischen und amerikanischen Konsuln berufen, die seit dem Abschluß der ersten Verträge in diesem Lande geweilt haben.

„Das Verhalten und der allgemeine Charakter der Missionare nicht nur, sondern auch der eingebornen Christen machte einen so günstigen Eindruck auf die chinesische Regierung, daß beim Abschluß der letzten Verträge die Klauseln über die Duldung des Christenthums unbeanstandete Aufnahme fanden. Es ist sogar auf die Autorität des amerikanischen Bevollmächtigten Reed hin gesagt worden, diese Klauseln seien auf Anregung des chinesischen Bevollmächtigten eingeschaltet worden, eine Angabe, die eine gewisse Bestätigung erhält durch das im englischen Blaubuch veröffentlichte Memorandum

Herrn Wade's, worin es heißt (China Nr. 5, 1871, S. 431): 'Lord Elgin hatte ernste Bedenken über die Zweckmäßigkeit, in den Vertrag überhaupt einen Artikel in Beziehung auf die christliche Religion aufzunehmen. Sicher war von Seiten der Chinesen keine Opposition dagegen vorhanden.'

„Wie sollen wir uns nun aber den Widerstand gegen die Mission erklären, der in der gegenwärtigen Politik der chinesischen Regierung so stark hervortritt? — Es stehen uns die Mittel zu Gebot, ihn von seinen ersten Anfängen an Schritt für Schritt zu verfolgen und es aufs unwiderlegbarste darzuthun, daß er in dem Beschluß der Regierung wurzelt, dem Verkehr mit dem Ausland gegenüber eine reaktionäre Bahn einzuschlagen. Es wurde den Chinesen die Ansicht beigebracht, entweder müssen sie dem auswärtigen Handel und den auswärtigen Interessen neue Privilegien gewähren, oder aber die den Missionaren zugesagten Rechte aufheben, und die Mission sei der Punkt, an dem sie ihre reaktionäre Politik mit dem geringsten Widerstande von Seiten der fremden Mächte, außer etwa Frankreichs, beginnen können. Jeder neue Gedanke und jedes neue Argument in dieser Richtung kam ihnen unmittelbar aus ausländischen Quellen zu.

„Erlauben Sie mir, die Beweise für diese Behauptung zu führen. Jene Opposition tauchte erst auf seit dem Beginn der Berathung über die Revision der Verträge. Beim Herannahen des Zeitpunktes für diese Revision holte die chinesische Regierung die Gutachten ihrer bedeutendsten Staatsmänner darüber ein. Hierauf erwiederte Tseng-Kwo-Fan, dem Range nach der Erste unter den Provinzialgouverneuren, in einer geheimen Denkschrift, worin er entschiedenen Widerspruch gegen viele Forderungen empfiehlt, welche die Fremden etwa stellen könnten in Betreff der Mission: 'Da bereits viele Kirchen in den Bezirken und Präfekturen jeder Provinz bestehen, ist es nicht nöthig, die Erbauung von weiteren zu gestatten. Sollten darum bei der bevorstehenden Revision die Fremden auf dieser Forderung beharren, so wird es genügen zu versprechen, daß, sobald die Umstände dieß gebieten sollten, Maßregeln zum Schutz dieses Glaubens getroffen werden sollen.' Er war somit zwar gegen die weitere Ausbreitung des Christenthums, rieth aber nicht zur Aufhebung der schon gewährten Privilegien, sondern scheint nach der von Seiten der Vereinigten Staaten veröffentlichten diplomatischen Korrespon-

denz sogar nicht abgeneigt gewesen zu sein, 'da hieraus voraussichtlich kein Unheil erwachsen werde,' noch größere Vorrechte zu gewähren, wenn sie beharrlich verlangt würden. Nur sollte man nicht alsbald auf die etwa vorgebrachten Wünsche eingehen.

„Die Berathungen begannen, und noch im Januar 1869 war von keiner Beschränkung der Mission die Rede. Die erste Bemerkung hierüber fand sich in einer Depesche des englischen Gesandten vom 18. März, worin derselbe sagt: 'Obgleich dieser Punkt anfangs von keiner Seite berührt wurde, war es doch klar, daß die durch die Mission verursachten Schwierigkeiten bei den chinesischen Bevollmächtigten obenan standen und mehr oder weniger ihre Aeußerungen über die Forderung größerer Leichtigkeit des Zutritts zu den Mittelpunkten des Handels veranlaßten.'

„Sir R. Alcock schaltet zur Erklärung dieser ersten Aeußerung einer der Mission feindseligen Stimmung die Bemerkung ein, sie sei wohl die Folge der zwischen dem französischen Gesandten und der chinesischen Regierung in Betreff der katholischen Missionen entstandenen Beschwerden, vielleicht auch die der Ereignisse in Yangtschau und Formosa. Mir scheint, er hätte dafür einen noch triftigeren Grund angeben können, den die diplomatische Korrespondenz von 1868 uns enthüllt. Sir R. Alcock selbst sagt uns nur, die chinesische Regierung habe eine Politik des Rückschritts verfolgt, während er auf eine Politik des Fortschritts gedrungen und größere Leichtigkeit für den Handelsverkehr verlangt habe; mit welchen Argumenten er diese Forderung begründete, erzählt er uns nicht. Dort aber lesen wir, in welcher Weise er es bei früheren Gelegenheiten wenigstens that. Die betreffende Stelle lautet:

'Das Recht bleibender Niederlassung ist Einer Klasse von Ausländern, nämlich den Missionaren, so völlig gewährt worden, daß es inkonsequent und gehässig erscheint, ein modifirtes derartiges Privilegium den Kaufleuten zu verweigern, die abgesehen davon, daß sie unter der Aufsicht der Konsuln sind, auch durch die Interessen, die für sie auf dem Spiele stehen, die Bürgschaft eines guten Verhaltens geben. Der sechste Artikel des französischen Vertrags bestimmt, daß es den französischen Missionaren gestattet ist, in allen Provinzen Grund und Boden zu erwerben oder zu pachten und nach Belieben Gebäude darauf zu errichten, und was den französischen Missionaren erlaubt ist, steht ebenso allen andern frei; warum sollte denn ein

ähnliches Recht den Kaufleuten vorenthalten werden? Es ist doch kein Zweifel, daß wie die Erfahrung lehrt, diese Letzteren viel unwahrscheinlicher den Behörden je Verlegenheiten bereiten und Ruhestörungen unter dem Volke veranlassen, als die Ersteren.' Damit hat der englische Gesandte selbst der chinesischen Regierung nicht nur eine reaktionäre Politik gegenüber der Mission nahe gelegt, sondern auch die Begründung dafür an die Hand gegeben. Die Missionare gewähren also keine Bürgschaft für gutes Verhalten; es ist wahrscheinlicher, daß sie den Behörden Verlegenheiten bereiten und Ruhestörungen unter dem Volk veranlassen als die Kaufleute.

(Schluß folgt.)

Die Rheinische Mission in Südafrika.

(Schluß.)

Unterdessen drohte unaufhörlich der wilde Jonker; es kam Dürre und Hungersnoth; wieder und wieder mußte die Gemeinde sich zerstreuen, und auch auf Rehoboth kehrten immer mehrere jener Händler ein, an welche die Namaqua um schnell vergängliche Tauschartikel ihre einzige Habe, ihre Herden verschleuderten. Fühlbar erkaltete unter allen diesen störenden Einflüssen das geistliche Leben der Gemeinde, und als nun Kleinschmidt in Familienangelegenheiten auch noch eine Reise in die Kapstadt machen mußte, die ihn lange fernhielt (1852—53), brach das Verderben vollends herein. Auch seine Rehobother machten sich jetzt zu einem Raubzug in den Norden auf, von dem sie mit blutbefleckten Händen, beutebeladen heimkehrten. Der arme Kleinschmidt hatte seine erneute Wirksamkeit damit zu beginnen, daß er fast sämmtliche Männer der Station als Räuber und Mörder für ausgeschlossen von der Gemeinde erklärte. Ja, noch tiefer gieng es mit Rehoboth hinab. Willem Zwartbooi suchte in der Branntweinflasche die Mahnungen

seines Gewissens zu ersticken, und der größere Theil der Gemeinde arbeitete auf Wiederherstellung der alten heidnischen Sitten hin, froh, hierin Bundesgenossen an den weißen Kupfergräbern zu finden, die nun auch auf Rehoboth ihr Werk begannen.

Ein kleiner Theil jedoch, worunter besonders die Frauen, hielt unter Schmach und Verfolgung treu zum Missionar, und diese Beter-, Bekenner- und Dulderschaar behielt den Sieg. Die Abgefallenen baten mit herzlicher Reue um Wiederaufnahme (Nov. 1857). Es folgten auch auf diese Zeit der Erhebung Rehoboths neue Zeiten der Stockung, der Dürre, der Zerstreuung, des Unfriedens, aber im Ganzen behielt doch der sittliche Ernst die Oberhand, und ein Rückfall in die heidnischen Greuel kam nicht mehr vor. Selbst als 1861 alle Rheinischen Missionare das Damraland verließen und Kleinschmidt es für nöthig hielt, eine Zeitlang dorthin in die Nähe Jonkers zu ziehen, blieb die Gemeinde zu Rehoboth unter der Leitung ihrer eingebornen Lehrer in frischem Gang. Es brach sogar 1862 noch einmal ein Pfingstfest an, bei dem selbst eine Anzahl roher Europäer, die anscheinend recht zur Unzeit gerade in Rehoboth einritten, von dem auf der Gemeinde ruhenden Geist des Gebets und der Andacht wunderbar ergriffen, sich mit scheuem Ernst an den Versammlungen betheiligte. Diese geistliche Frische dauerte auch im folgenden Jahre fort. Um so erschütternder ist darum die Katastrophe, welche nur wenige Wochen, nachdem Kleinschmidt im April 1864 nach Rehoboth zurückgekehrt war, über die Gemeinde hereinbrach. Wir kommen darauf später zurück. Hier sei nur kurz erwähnt, daß die Station Hoachanas unter dem rothen Volk in Oasibs eigenstem Gebiet, sowie die nach dem Abzug der Wesleyaner unter des frommen Amraals Stamm von Rheinischen Brüdern besetzte Station Gobabis in den immer allgemeiner werdenden Kriegswirren ihr Ende fanden.

Es wäre Zeit, von diesen traurigen Fehden und den Störefrieden, die sie herbeiführten, endlich im Zusammenhang zu sprechen, doch haben wir vorher auch noch die am weitesten nach Norden vorgedrungenen Brüder auf ihre Arbeitsstätten zu begleiten.

Für alle Bedürfnisse der dortigen Missionare gibt es keinen andern Markt und Stapelplatz als die Kapstadt. Alle Hilfsmittel für die Schule und die auch für den bescheidensten Haushalt unentbehrlichen Dinge müssen aus ihr bezogen werden, und hiezu be-

stehen nur zwei Wege, entweder zu Land mit dem Ochsenwagen, was neben gewaltigen Unkosten 3—4 Monate erfordert, oder aber zu Schiff nach der Walfischbai, wozu statt etlicher Monate nur 5—8 Tage nöthig sind. Es konnte kein Zweifel sein, welcher Weg vorzuziehen sei; sollten aber die Schiffe, die nach der Walfischbai kamen, die für die Missionare bestimmten Güter mitbringen, so mußte an der Bai ein Bruder wohnen, der sie in Empfang nahm und aufbewahrte, bis die Andern ihre Ochsenwagen schickten, sie abzuholen.

Es war freilich keine geringe Zumuthung für einen Missionar, in der Einsamkeit der ans Meer reichenden Sandwüste sich niederzulassen, wo nichts gedeiht außer der wunderlichen Narastaude (eine Gurken- oder Kürbisart). Ein elender Namaquastamm, Topnaar genannt, schweift zwischen diesen öden Dünen umher, fängt Fische aus der Bai und hier und da ein Wüstenthier auf der Jagd, nährt sich aber hauptsächlich von der Narafrucht, die Speise und Trank zugleich ersetzt. Gleich die ersten Missionare (Rath und Scheppmann) welche sich Jan. 1845 hier ausschifften, bekamen einen so tiefen Eindruck von der Unwirthlichkeit dieser Uferstrecken, daß namentlich Scheppmann innerlich erzitterte bei dem Gedanken, in einem solchen Lande und bei solchen Leuten sein Leben zubringen zu müssen. Und gerade ihm wurde diese Aufgabe zu Theil. — Ein Rückblick auf diese nun schon seit Jahren wieder aufgegebene Station möge zugleich als Spiegel der Entbehrungen, Schwierigkeiten und Hemmungen, aber ebenso auch der Segnungen dienen, die jede Missionsniederlassung unter Orlams und Namaqua in ihrem Theil aufzuweisen hat.

Durchschnitte nicht der doppelte Thalgrund des Kuisib und des Zwachaub die losen Sandhügel an der Walfischbai, so könnte kein Europäer dort leben. In diesen Gründen aber sammeln sich von Zeit zu Zeit die großen Regenmassen, die von der Hochebene herunterstürzen, und dann zieht auf etliche Tage oder Stunden ein brausender Strom durch das sonst trockene Flußbett zum Meer. Der Strom versiegt zwar bald, aber es bleibt doch etwas Feuchtigkeit im Grunde zurück, hier und da sogar ein Morast, ein Wasserloch, ein Weiher, auf welchem Gans, Pelikan und Reiher sich einzufinden pflegen. Aus dem feuchten Grunde sprossen nicht bloß Gras und Schilf, sondern reichliches Buschwerk, ja schlanke Baum-

stämme und ganze Waldungen von Ahnabäumen, in denen jagdbares Gethier in Menge sich findet. In diesen Gründen kann man Gärten und Kornfelder anlegen; hier kann auch ein Europäer sich eine anmuthige Heimstätte schaffen.

An dem fruchtbarsten und lieblichsten Punkte im Thalgrund des Kuisib baute Scheppmann sich eine Hütte zur Wohnung, sowie zur Schule und zum Gottesdienst, und der Herr segnete reichlich den selbstverleugnenden Gehorsam, in dem er dahin gezogen war. Die Gemüther der Leute fiengen bald an, ihm geneigt zu werden, nach einigen Monaten schon konnte er seinen Erstling, fünf Wochen darauf sechs Erwachsene taufen, und zu Ende seines ersten Arbeitsjahrs hatte er schon 17 Kommunikanten um den Tisch des Herrn gesammelt. Zwar mußten auch hier die Leute sich immer wieder zerstreuen, weil in der Nähe die köstliche Narafrucht verzehrt war und nun in größerer Entfernung aufgesucht werden mußte. Aber Scheppmann säumte nicht, den zerstreuten Schafen nachzugehen und wußte sie immer wieder an die Station zu fesseln. Er hatte sie gelehrt, Gärten anzulegen, sich etwas Gemüse und Kraut zu bauen, und es gerieth. Die Station versprach schnell aufzublühen; schon bedurfte er kaum noch des Dolmetschers — da warf ihn Krankheit nieder. Am 19. August 1847 verschied er auf Rehoboth in den Armen seines Freundes Kleinschmidt. Der verwaiste Platz wurde nun zu seinem Gedächtniß nach ihm genannt.

Sein Nachfolger auf demselben war der Kapstädter Missionsgehilfe Jan Bam, ein Mann, der den landeinwärts wohnenden Brüdern als ihr Agent und Kommissär unschätzbare Dienste leistete, auch ungemein viel zur Hebung des Platzes that. Als er ankam, sah man da nur die Riethütte des sel. Scheppmann; die Ponthokken der Stationsbewohner bestanden aus Stücken von Baumbast und Gras und waren so niedrig, daß man sie für grasbewachsene Erdhaufen hielt. Bam errichtete gleich ein neues Wohnhaus, daneben ein Kirchlein für etliche hundert Personen, etwas weiter ein Packhaus zur vorläufigen Aufbewahrung der zu Schiff ankommenden Güter. Noch etwas weiter stand ein Häuschen mit Thüre und Fenster, das dem Häuptling gehörte. Eine weitere Reihe von Häuschen ward durch die ab- und zugehenden englischen Handelsleute errichtet, welche hier ihr Hauptquartier aufzuschlagen pflegten. Dazu hatte Bam Gärten angelegt, hatte Korn gepflanzt, und wenn man

das üppige Weizenfeld, die niedlichen Häuser, die vielen Gartenfrüchte sah und den Klang des Glöckleins hörte, welches er aus der Kapstadt zum Geschenk bekommen hatte, konnte man zweifeln, ob denn das noch dasselbe Scheppmannsdorf sei, das man zwei Jahre früher in seiner traurigen Zerfallenheit gesehen hatte.

Doch diese ganze Schöpfung stand ja im Thalgrund des Kuisib. Und da geschah es Ende Febr. 1852, daß die gewaltigen Regengüsse, die im Hochland fielen, sich in mächtigen Wogen durch das Thal ergossen und für etliche Tage einen bis zum Meer reichenden Fluß bildeten. Bams schönes Wohnhaus und das Kirchlein stürzten ein, so daß er mit seiner Familie auf einen Sandhügel flüchten und sich dort vorerst in einem Zelte und Bretterverschlag behelfen mußte; Gärten und Felder waren überschwemmt; das Ganze bot einen Anblick trauriger Verwüstung.

Doch diese Ueberschwemmung hatte auch ihren Segen; sie schreckte die Topnaar aus ihrer Stumpfheit auf. Das Gemeinlein zählte jetzt 47 Personen, aber es waren so überaus schwache und wankelmüthige Menschen, daß sie ebenso leicht wieder zum Bösen sich wandten wie zum Guten. Etliche Mädchen waren in Unzucht gefallen, mehrere Männer hatten sich zur Theilnahme an einem Raubzug ihres Häuptlings Kaighab verleiten lassen und hatten wehrlose Damra's verrätherisch geplündert und ermordet. Sie hatten sich freilich nachher wieder gebeugt und Buße gethan, so daß sie wieder in die Gemeinde aufgenommen werden konnten, allein ein göttliches Merkzeichen, wie die theilweise Vernichtung der Station, war doch eine sehr heilsame Mahnung für die leichtsinnigen Gemüther. Seit langer Zeit waren die Leute nicht so zahlreich und aufmerksam beim Gottesdienst gewesen, wie unmittelbar nach der Unglückswoche; auch meldeten sich jetzt wieder einige Personen zur Taufe.

Eben fieng Bam an, mit getrosterem Muth in die nächste Zukunft zu schauen, da kam eine neue Störung. Jonker Afrikaner, der kriegerische Oberhäuptling des Landes, schickte Befehl an den Häuptling Kaighab, daß er mit seinem ganzen Volk die Gegend an der Walfischbai verlassen und zu ihm hinauf ins Gebirge ziehen solle. Vielleicht wollte er mehr Mannschaft zu seinen Eroberungszügen haben, vielleicht auch nur die Leute dem Einfluß des Missionars entziehen. Das gab eine große Aufregung. Einige zogen gern, andre schieden mit geschlagenem Gewissen von Kirche und Gottesdienst,

aber sie zogen am Ende doch Alle, an 300 Mann. So saß Bam mit den Seinigen plötzlich so gut wie allein auf der Station, und Predigt und Unterricht hörte auf.

So ziemlich um dieselbe Zeit (August 1852) brach noch ein andres Unglück herein. Es wurde eine europäische Niederlassung am benachbarten Sandwichhafen begonnen, eine große Fischerei und Salzerei. Der Verkehr mit Kapstadt steigerte sich, die Zahl der weißen Einwanderer und Gäste wuchs von Woche zu Woche, und mit ihr wuchs die Verbreitung europäischer Laster und Verführungen, der verderbliche Handel mit Branntwein, Pulver und Schießgewehr, die Ausbeutung und Verarmung der betrogenen schwarzen und gelben Heiden.

Bam harrte unter all' dem stille aus, denn als Agent der Brüder im Innern des Landes konnte und durfte er den Platz nicht verlassen, und bald sollte sein Warten Freude werden. Noch vor Jahresschluß kehrten gerade die redlicheren Seelen der Gemeinde zu ihrem Lehrer zurück, und er konnte wieder Schule halten mit 30 Schülern, Gottesdienst mit 50 Kirchgängern, Abendmahl mit neun Kommunikanten.

Ein beständiges Kommen und Gehen, oft auch gänzliche Vereinsamung der Station blieb aber fortwährend der Charakter von Scheppmannsdorf. Eine festgegründete Gemeinde konnte aus diesen losen Wüstenbewohnern sich nicht bilden, aber die umherschweifenden Haufen wurden mit dem Worte Gottes gespeist. Die von den Weißen ausgehenden Versuchungen wurden indeß immer schwerer; unaufhörlich zogen Reisende, Händler, Naturforscher, Schiffskapitäne, Erzgräber über den Platz und verweilten oft monatelang auf der Station, ehe sie sich zur Weiterreise gerüstet hatten. Als der treue Bam dann 1856 am Landesfieber starb, zerstreuten die Getauften sich dahin und dorthin, und die Station wurde aufgegeben. Einen eignen Agenten bedurften die Missionare nun auch nicht mehr, da die vielen europäischen Händler und Expeditionen schon selber für Agent und Packhaus an der Bai gesorgt hatten, dessen sie sich mitbedienen konnten.

Eine Zeitlang schien es, als sollte auch die Mission unter den Damra's ebenso wieder zu Grunde gehen, wie die unter den nördlichen Namaqua und an der Walfischbai. Als der muthige Bahnbrecher Hugo Hahn, der dann bald an Rath einen treuen Mit-

arbeiter bekam, sich 1844 unter den Ovaherero, dem westlichen Zweig der nomadisirenden Damra niederließ, waren dieselben noch freie Leute. Aber kurz darauf begann der eroberungssüchtige Jonker seine Raubzüge, die mit der gänzlichen Ausplünderung und Unterjochung der Ovaherero endeten. Unter dem beraubten und geknechteten Volke hatte die Mission natürlich einen schweren Anfang. Wohl sammelten sich die geängsteten Schwarzen gern um die weißen Lehrer als um die einzigen Menschen, die ihnen Liebe bewiesen, aber es waren immer nur irdische Sorgen, die sie drückten. Nicht bloß in den Augen der Welt schien die ganze Mission unter diesem Volk eine Thorheit, die Missionare selbst mußten sich manchmal besinnen, ob es denn wohlgethan sei, so viel Mühe und Arbeit, ja das ganze Leben an die Bekehrung von Leuten zu setzen, die so ohne alles geistliche Bedürfniß zu sein schienen. — Zwanzig Jahre hatten die Rheinischen Brüder dort im Schweiß ihres Angesichts gearbeitet, und als einzige sichtbare Frucht davon waren 1864 drei Mädchen getauft! Zweimal hatten sie auch wirklich Alle das Land verlassen, aber der unermüdliche Hahn hatte immer wieder neue Theilnahme zu wecken gewußt für eine Gegend, in welcher er zugleich den Schlüssel zu dem volkreichen Lande der nördlicher wohnenden Herero und Ovambo sah, bis es ihm 1863 gelang, die Rheinische Gesellschaft zu bewegen, auch einige Kolonisten ins Damraland zu senden, theils um die Eingebornen in den nöthigsten Handwerken zu unterrichten, theils um den Missionaren Gelegenheit zu geben, jenen wilden Stämmen das Bild einer christlichen Gemeinde vor Augen zu stellen.

Wohl kamen inzwischen einzelne Seelen zu dem kleinen Häuflein der Gläubigen hinzu, allein der noch sieben Jahre forttobende Krieg mit seinem Gefolge von Mord und Verwüstung drohte wieder und wieder die zarten Sprossen zu zerstören. Nun aber hat es der Herr im Sept. 1870 den Missionaren gelingen lassen, den Frieden zu vermitteln, und nach der langen Thränensaat ist damit die Hoffnung auf eine nahe Freudenernte geschenkt. Die bis zum Friedensschluß im Damralande gegründeten Missionsstationen sind: Neu-Barmen (1844); Otjimbingue (1849); Schmelenshoop oder Okahandye (1850); die Namaquastation Ameib am Fuße des Erongoberges (1867) und Okozondye am Omarurufluß (Juni 1870).

7. Das Geschlecht der Afrikaner.

Einige Orlamhäuptlinge waren es, welche die Rheinischen Missionare zuerst über den Oranje riefen, und wieder einige Orlamhäuptlinge waren es, die durch ihre unaufhörlichen Raubzüge deren Wirksamkeit so schwer beeinträchtigten. Namentlich der Orlamstamm der Afrikaner ist über ein halbes Jahrhundert lang so eng verflochten gewesen mit der Geschichte der Mission, daß jetzt, da sein Einfluß und seine Macht gebrochen scheint, ein Rückblick auf seine stürmische Laufbahn nicht unberechtigt sein mag.

Welchem Missionsfreund wäre nicht der bekehrte Räuberhauptmann Jager Afrikaner bekannt, jenes Haupt des mit europäischem Blut vermischten Hottentottenstammes, der, einst im freien Besitze eines Landstrichs südlich vom Oranje, schon zu Anfang unsres Jahrhunderts in die Knechtschaft der eingedrungenen Buurs gerathen war? Im Dienste eines besonders rohen und grausamen Mannes, des Bauern Pinaar, der seine Lust daran hatte, die noch frei umherschweifenden Buschmänner und Hottentotten bei Dutzenden niederzuschießen, half auch Jager mit seiner Truppe bei solchen Streifzügen, und that es gerne, denn auch er hatte Lust am Blutvergießen. In der Zwischenzeit weidete er Pinaars Herden. Aber von Jahr zu Jahr wurde die Behandlung des Jager'schen Haufens grausamer und unerträglicher. Da wagte Jager an seinen Herrn die Bitte um einen festen Dienstlohn oder um freien Abzug mit den Seinen. Beides wird verweigert; da verweigert auch Jager ferneren Gehorsam. Er wird von seinem Herrn mit wüthendem Faustschlag die Treppe hinuntergestürzt, und Pinaar dafür von Jagers Bruder Titus erschossen. Sein Haus wird geplündert, seine Kinder erschlagen, und der ganze Stamm macht sich unter Jagers Führung auf nach dem Oranje, um der Rache der Bauern und der Strafe der Regierung zu entgehen. Von den Ufern des Stromes aus macht nun der gereizte Heide verwüstende Einfälle in das Gebiet der Kolonie und nicht minder in die Namaquagebiete im Norden. Er wird der Schrecken aller seiner Nachbarn; nur mit Grauen nennt man den Namen des großen Räuberhauptmanns; ganze Dörfer fliehen vor seiner Ankunft; der Gouverneur des Kaplandes setzt einen Preis von 1000 Thlr. auf seinen Kopf.

Da begannen 1805 die Londoner ihre Arbeit unter den Namaqua.

Die Station Warmbad wurde gegründet, nicht weit von der Gegend, wo Jager mit seinem Stamme wie ein beutegieriger Löwe hauste. Das Gerücht von den weißen Männern und ihrer Predigt drang bis zu ihm, und — wer sollte es glauben — es interessirte ihn so sehr, daß er sich aufmachte, um selber die Sache näher zu untersuchen. Er kam nach Warmbad und hörte das Wort Gottes — nicht vergebens. Er schickte seine Kinder dem Missionar zum Unterricht, und damals empfieng auch sein Sohn Jonker die ersten christlichen Eindrücke durch Miss. Albrecht. Der Vater selbst zog mit einem Theil seiner Leute ganz in die Nähe der Station, besuchte fleißig den Gottesdienst und verkehrte gern mit den Missionaren.

Aber nicht so gutwillig ließ Satan seine Beute fahren. Die Stationsbewohner mochten den gefürchteten Räuberhauptmann nicht in ihrer Nähe leiden, und da sich Jager, dem Wunsch der Leute und der Missionare nachgebend, zurückzog, verbündeten sich die unklugen Bewohner von Warmbad trotz aller Abmahnung der Missionare mit einem Namaquastamm, der eben gegen Jager zu Felde lag, und zogen dadurch die Rache des ergrimmten Häuptlings über sich selber herbei. Jager hielt die Missionare für Heuchler und Verräther, gerade an ihnen wollte er blutige Rache nehmen. Sie entkamen zwar glücklich seinen Händen, ihre Häuser aber wurden geplündert und verbrannt, die ganze Station verwüstet; was dem Mörderhaufen in die Hände fiel, ward niedergemetzelt (1811).

Aber gerade diese letzte und größte Freveltat des wilden Heiden war auch der letzte und gewaltigste Schlag Gottes an sein Herz. Wuthschnaubend war er über Warmbad hergefallen, aber wie von den Pfeilen Gottes getroffen, kehrte er ängstlich und mit beunruhigtem Gewissen wieder von da zurück. Ein wunderbarer Traum vergrößert seine Unruhe. Er geht auf einem schmalen Fußsteig bergan, neben einer heißglühenden Felswand, und an der andern Seite ist ein mit Feuer brennender Abgrund. Er will entfliehen, aber es wird ihm verwehrt; er will niedersinken, aber er muß vorwärts. Die Gluthitze der Felswand will ihn versengen, das Feuer aus dem Abgrund ihn verzehren; schon glaubt er sein Ende gekommen, da sieht er einen Unbekannten auf der Felsenspitze ihm winken. Dieser Anblick flößt ihm neuen Muth, neue Kraft ein. Er rafft sich zusammen, dringt vorwärts, will auf den Unbekannten zueilen und — erwacht. In solcher Unruhe vergiengen etliche Jahre. Da sandte

Miss. Campbell aus Pella, der von dem Zustand des gefürchteten Häuptlings gehört haben mochte, einen Brief an ihn und bot ihm einen Missionar an. Das Anerbieten wurde angenommen, und Miss. Ebner ließ sich in Afrikaners-Kraal nieder. Von ihm lernte Jager noch in seinem 44. Jahre lesen, die Bibel lesen, darin forschen, sie verstehen. Er wurde getauft, und seine Kinder mit ihm.

Aber jetzt begannen erst die Kämpfe in seinem Herzen wie in seiner Familie. Da stritten die Engel des Lichts und der Finsterniß einen schweren Streit. Bisweilen schien es, als werde der unsaubre Geist doch noch mit den sieben ärgeren Gesellen wieder eindringen in seine frühere Wohnung. Besonders durch die treue Pflege und Leitung des jungen Miss. Moffat behielt indeß der Herr am Ende den Sieg, auch über Jagers Verwandte und Stammgenossen, zuletzt selbst über dessen wilden, gottlosen Bruder Titus.

Im Jahr 1819 war Moffat mit Jager, der nach seiner Taufe Christian Afrikaner hieß, in der Kapstadt. Dort wurde der gefürchtete Häuptling, der jetzt ein Friedensstifter unter seinem Volk geworden war, von Jedermann angestaunt und geehrt, und vom Gouverneur mit einem Ehrengeschenk entlassen. Vier Jahre darauf starb der alte Häuptling im Frieden, und von da an begann die Laufbahn seines Sohnes Jonker.

Sie wurde eröffnet mit Streit und Hader. Jonker war nicht der älteste Sohn und also auch nicht der rechtmäßige Nachfolger seines Vaters; aber er wußte, daß dieser ihn dennoch dazu bestimmt hatte, und zweifelsohne war er etwas von einem Herrschergenie. So riß er denn einen Theil des Stammes an sich; seine Brüder nahmen den Rest für sich, und wild fuhr die ganze Familie Afrikaner sammt ihrer Horde aus einander. Von den Brüdern und sonstigen Stammgenossen fanden sich später wieder mehrere zusammen auf Warmbad, das 1834 von wesleyanischen Missionaren besetzt wurde. Jonker mit seinem Haufen — Orlam nannte er sich, wie alle Hottentottenstämme, die aus der Kolonie über den Oranje gezogen sind — zog weiter nordwärts, wohin ihn von den Damra bedrängte Hottentottenstämme riefen.

Er kam und half, machte sich aber nun zum Herrn des ganzen Gebirgslandes vom Kuisibfluß nordwärts bis über den Zwachaub und vom Awazgebirge bis zum atlantischen Meer. Auf dem Siebelsgebirge, wo er zuerst sich festgesetzt, besuchte Vater Schmelen

ihn auf seiner letzten großen Missionsreise 1825 und fand ihn da recht verwildert. Das Kriegsleben, die Herrschsucht, die Wollust, die Trunksucht waren die starken Seile, die der Feind zu einem Netz gedreht hatte, um die Seele des vielversprechenden jungen Häuptlings zu fangen. Aber von Schmelen angeregt, raffte er sich auf, erinnerte sich seines Jugend-Unterrichts, baute ein Kirchlein, nahm die Bibel wieder zur Hand, hielt seinen Leuten Gottesdienst so gut er's verstand, und begann kirchliche Zucht unter seiner Horde einzuführen. Mit Freuden nahm er im Okt. 1842 auch Miss. Kleinschmidt bei sich auf, als dieser in das schöne, waldbewachsene Thal von Windhoek seinen Einzug hielt.

Vor Kurzem erst war indeß auch einer der Wesleyaner von Warmbad eine Woche lang auf Jonkers Platz gewesen und hatte dort etliche 20 Leute getauft. Als Kleinschmidt dieß hörte, erklärte er, gemeinsam mit den Methodisten können die Rheinischen Missionare nicht zusammen arbeiten, also möge Jonker entscheiden, welche von Beiden er bei sich haben wolle. Dieser sammt seinen Leuten beharrte dabei, sie wollen nur die von Schmelen gesandten Lehrer und nicht die von Warmbad haben, womit die Sache bereinigt schien. Verstärkt durch H. Hahn sammt Gattin, gründete Kleinschmidt nun die Station Elberfeld. Anfangs schien Alles gut zu gehen. Das Volk auf dem Platze war zwar sehr verwildert und frech, aber Jonker half den Missionaren wie und wo er konnte. Bis zum J. 1844 konnten diese sein Betragen nur loben; aber nun trat eine große Versuchung an den ehrgeizigen Häuptling heran. Seine Brüder und Vettern, die mit dem größten Theil des Afrikanerstamms am Großfluß zurückgeblieben waren, meldeten, sie wären geneigt, sich wieder mit ihm zu vereinigen und ihre Leute ihm zuzuführen, aber dann müsse er auch erlauben, daß sie ihren Lehrer mitbringen. Der Lehrer war aber kein andrer, als einer der wesleyanischen Missionare von Warmbad. — Sollte Jonker solchen Zuwachs seiner Macht, die ihn zum Beherrscher des ganzen Namaqualandes machen mußte, von sich weisen, bloß weil zwischen den verschiedenen Lehrern Streit entstehen konnte? Solcher Selbstverleugnung war er nicht fähig; vor dieser Aussicht wurden alle den Rheinischen Missionaren gegebenen Versprechen ungültig. Eine Zeitlang wollte er ihnen gegenüber nicht mit der Sprache heraus. Als er schon seinem Bruder David nach Warmbad geschrieben hatte, er möge

nur kommen samt seinem englischen Lehrer, leugnete er gegen Kleinschmidt und Hahn noch immer alles ab. Doch endlich redeten die Dinge selbst, denn Miss. Haddy mit seinen Leuten kam an, und nach einigen unfruchtbaren Verhandlungen mit ihm blieb den Rheinischen Brüdern nichts übrig, als Jonkers Platz zu verlassen.

Schon zwei Jahre darauf sehen wir den armen, wankelmüthigen Häuptling wieder ganz seinem kriegerischen, raublustigen Sinn zur Beute. Seit die vom Kap aus das Namaqualand durchziehenden Händler, welche Branntwein, Pulver und Kleider feilboten und dafür das beste Vieh aufkauften, sich von Jahr zu Jahr mehrten, schauten die Namaqua immer lüsterner zu den zahlreichen fetten Ochsen der Damra- oder Hererostämme hinüber. Jonker brach 1846 zuerst den Frieden, und nun begann ein allgemeines Treiben und Jagen nach Norden hin: der ehemals christliche Orlam Jonker voran, der heidnische Namaqua Oasib daneben, hinter ihnen drein Christ und Heide, Orlam und Namaqua, alle Häuptlinge durch einander. Blutbefleckt, aber mit reicher Beute, kehrten wieder und wieder diese Räuberhorden heim. Doch nicht bloß fielen die gelben Namaqua und Orlam über die schwarzen Damra her — sondern diese selbst wütheten nun auch gegen einander und Jonker wußte schlau die Zwistigkeiten der sieben bis acht Stämme zu pflegen, um die Conföderation, welche sie früher gebildet hatten, zu lösen; einen derselben verschmolz er mit dem seinigen und brauchte ihn zur Zersprengung und Zertretung der übrigen. Wer nun von den Namaqua beraubt war, wollte sich an seinen eignen Landsleuten bezahlt machen; das Schießen, Morden und Stehlen nahm kein Ende. Auch auf den Missionsstationen gab es da grause Scenen von Krieg und Plünderung, Angst und Entsetzen.

Das Jahr 1851 hindurch hielt Jonker Frieden. Er hatte sich einschüchtern lassen durch den englischen Reisenden Galton, der sich ihm als Kommissär der kapländischen Regierung vorstellte und mit dem Zorn des englischen Gouverneurs, ja mit Krieg und Absetzung drohte, wenn er in seinen Raub- und Eroberungszügen fortfahre. Wurden nun aber die Damra von den Orlam und Namaqua nicht mehr befehdet, so bekriegten sie sich desto eifriger und grausamer unter einander. Es war ein Krieg Aller gegen Alle. Jeder kleine Häuptling, der noch etwas Vieh hatte, beraubte und mordete den andern, der noch etwas mehr hatte, und jeder Be-

raubte suchte sich wieder an einem Dritten schadlos zu halten. Das ganze Land war dermaßen angefüllt mit Blutschuld und Frevel, Mord und Graus, daß man in der That nicht wußte, ob man nicht die Zeit zurückwünschen sollte, wo der mächtige Jonker alles in Furcht und Schrecken hielt. Es ist ja immerhin leichter, mit Einem Löwen fertig zu werden, als eines ganzen Rudels hungriger Wölfe oder Hyänen sich zu erwehren.

Jonker kam freilich bald wieder. Er hatte schnell genug begriffen, daß Galton nur ein gewöhnlicher Reisender war, und ärgerlich, daß er sich so hatte hinters Licht führen lassen, brach er 1852 wie ein grimmiger Tiger wieder in die wehrlosen Schaaren der Damra ein. Diese fühlten ihre eigene Ohnmacht dem mächtigen Jonker gegenüber so sehr, daß sie sich zu Hunderten unter seinen Schutz stellten und zu ihm nach Windhoek zogen oder ihn selbst ins Land riefen, damit er dort Besitz ergreifen und den wilden Fehden ein Ende machen möge.

Den Missionaren hatte Jonker schon längst zu wissen gethan, daß sie von ihm nur noch geduldet seien, und natürlich hatten sie seinen Schutz nur so lange zu gewarten, als sie sich still verhielten und ihn in seinem wilden Treiben nicht störten. Doch wie konnten, wie durften sie solchen Greueln ruhig zusehen? Sie warnten Jonker einmal über das andre, aber damit reizten sie nur seine Ungeduld. Krankheit, Dürre und Hungersnoth kam hinzu, die gänzliche Erfolglosigkeit der Predigt, die Auflösung und Knechtung des gesammten Volks, häuslicher und amtlicher Kummer aller Art; da begann der Muth und die Hoffnung der Brüder zu sinken. Einer nach dem andern verließen sie nun das Damraland, der letzte 1853.

Schneller als sie, waren die Wesleyaner des Lebens unter dem wilden Räuberhaufen müde geworden. Miss. Haddy hatte schon 1846 seine Station wieder verlassen. Nach zwei Jahren war er zwar zurückgekehrt, um es nochmals mit Jonker zu versuchen, hatte diesen aber noch unbändiger gefunden als zuvor, und so hatten die Wesleyaner ihm und diesen nördlichen Gegenden gänzlich den Rücken gekehrt (1850). Als der auf einer Besuchsreise nach Europa begriffene H. Hahn in der Kapstadt hörte, sie gedenken jene Gegenden nun wirklich ganz der Rheinischen Gesellschaft zu überlassen, durchzuckte ihn und die übrigen Brüder der Gedanke: „Wie, wenn der Herr uns hier einen Fingerzeig gegeben hätte?“ Er ließ Frau

und Kinder am Kap zurück, und unternahm nochmals den mühsamen Weg in Jonkers Gebiet, um diesen zur Annahme eines Rheinischen Missionars zu bewegen. Im Februar 1853 traf er wieder in Neu-Barmen bei Br. Schöneberg ein, der ihn schon auf der Ueberfahrt nach Europa glaubte; die Besprechung mit Jonker aber war durchaus erfolglos. In trunkenem Muth erklärte dieser sogar, er wolle eher sterben, als daß er wieder einen Missionar bei sich aufnehme.

Indeß war es keineswegs Jonkers Meinung, daß alle Missionare von seinem Lande fern bleiben sollten; vielmehr sah er es ganz gern und hatte seinen Nutzen dabei, wenn hie und da sich eine Station erhob und die verschüchterten Horden sich wieder für einige Zeit um den Missionar sammelten. Nur mußte dieser ihn nicht hindern wollen, seine herrschsüchtigen Pläne zu verfolgen und ihn als den faktischen Oberherrn des Landes, auch der Damra, anerkennen. Darum ließ er Miss. Rath, der im Oktober 1854 aus dem Namaqualand herbeizog, ruhig wieder auf seine frühere Station Otjimbingue zurückkehren. Wirklich freundlich empfieng er sogar den aus Europa zurückgekehrten H. Hahn, als dieser im August 1856 seine verwüstete Station Neu-Barmen wieder bezog, und widersetzte sich entschieden den europäischen Minenarbeitern und den Agenten der Kupferkompagnien, die ihm beständig anlagen, er solle die deutschen Missionare doch aus dem Land jagen.

Drang aber auch der Uebermuth der fremden Abenteurer bei Jonker nicht durch, so wußten sie in andrer Weise den Missionaren eine ersprießliche Arbeit schwer genug zu machen.

Auch nachdem 1860 die Kupfergruben aufgegeben waren, blieben die meisten der betheiligten Weißen im Lande. Sie ließen sich auf Otjimbingue häuslich nieder und benahmen sich so schändlich gegen dessen schwarze Bewohner, daß, wer noch etwas auf sich hielt, aus der Nähe fortzog, und nur das elendeste Gesindel in der Umgebung der Station zurückblieb.

Indessen starb am 18. August 1861 (am gleichen Tag mit der blutigen Königin von Madagaskar) Jonker, der gestrenge Herrscher, der das ganze Land mit allen Stämmen, schwarzen wie gelben, unter seine Gewalt gebeugt hatte. Kleinschmidt stand an seinem Sterbelager und suchte vergeblich, seine umnachtete Seele noch zur Buße zu rufen. Es war zu spät. Mit tiefem Schmerz sah der Missionar den einstmals so gepriesenen Häuptling, der so fein ge-

laufen war, jetzt in seinen Sünden dahinfahren. Wohl mochte er selbst und das ganze Land mit ihm im ersten Augenblick sich wie von einer Last befreit fühlen, als der wilde Eroberer und Tyrann nicht mehr da war. Allein nur zu bald sollte es jedermann klar werden, daß die Hand des Einen Tyrannen immer noch leichter zu ertragen ist, als der Zustand der Anarchie, wo Jeder thut, was ihm recht däucht. Jonkers Sohn und Nachfolger Christian war weitaus nicht im Stande, die Herrschaft seines Vaters zu behaupten. Nicht bloß die Namaquahäuptlinge emanzipirten sich von ihm und giengen einer nach dem andern ihre eignen Wege, sondern auch die Damra, die von Jonker fast zu Leibeigenen gemacht waren, dachten daran, das Joch von sich zu werfen und ihre Freiheit wieder zu gewinnen. Da sie Jonker auf seinen Raubzügen begleiten mußten, hatten sie inzwischen auch kriegen gelernt, waren mit Feuergewehren versehen und ebenso gute Schützen wie die Namaqua. Ueberdieß war ein Theil von ihnen auf den Kupferminen der Europäer beschäftigt gewesen und des Schutzes dieser Letzteren gewiß. Jetzt also glaubten sie die Zeit gekommen, es mit ihren gelben Unterdrückern aufzunehmen.

Am 15. Juni 1863 war Otjimbingue der Schauplatz eines blutigen Gefechts. Die Damra erfochten einen entscheidenden Sieg. Christian selbst mit den meisten seiner Hauptleute fiel; aber auch der wackre Damra-Häuptling Philipp war unter den Todten. Der eben erst von schwerer Krankheit genesene Kleinschmidt lag mit den Seinen in einer Kammer des Missionshauses auf den Knieen und flehte Gott um Hilfe an, während draußen der Kampf tobte. Und ihr Gebet ward erhört. Ein Paar Bursche wollten Feuer aufs Dach werfen, aber der Schrecken Gottes jagte sie hinweg. Sie glaubten eine glänzende Erscheinung zu sehen, die das Haus beschützte und ihnen drohte; derjenige, welcher das Feuer werfen wollte, wurde von einer Kugel niedergestreckt, die andern liefen in wilder Hast davon.

Die Oberherrschaft des Stammes der Afrikaner war damit zwar zu Ende, aber sieben volle Jahre dauerte das Kriegen und Blutvergießen noch fort. Christians Nachfolger Jan Jonker und andre Orlam-Häuptlinge brachen nun plündernd nach Norden auf, wo sie im März und Juni des Jahrs 1864 bei Windhoek mit Hilfe der Engländer Green und Anderssson zweimal von den Damra ge-

schlagen wurden. Ergrimmt darüber suchten die Orlams nun anderswo leichtere Beute. Ihre eigenen Stammgenossen auf Rehoboth, die es mit den Schwarzen gehalten hatten, wurden überfallen. Der dortige Häuptling Zwartbooi fühlte sich den gegen ihn heranziehenden Haufen nicht gewachsen; er hielt Rath mit seinen Aeltesten, und es wurde beschlossen, von Rehoboth aufzubrechen und möglichst in die Nähe von Otjimbingue zu ziehen unter den Schutz der befreundeten Damra. Mit schwerem Herzen schied, als der Tag des Aufbruchs kam (25. Juli), Kleinschmidt von der Stätte, an die er seit 19 Jahren so viel Schweiß und Mühen, so viel Gebet und Thränen gewendet hatte; es war als ahnte ihm der unglückliche Ausgang. Die Feinde bekamen Kunde von dem Abzug der Rehobother, die mit hottentottischer Langsamkeit und Zeitverschwendung sich in einer langen Reihe von Wagen, Menschen und Herden gegen den Zwachaub hin bewegten. Vergeblich drangen Kleinschmidts Frau und Kinder in ihn, dem langsamen Zug doch vorauszureisen, er wollte sich nicht von seiner Gemeinde trennen. Diese wurde in der Wüste im Bette des Kuisib von einer kampfbereiten Schaar von Reitern und Fußvolk überfallen. Da die Feinde mit ihrem Schießen allein den Sieg nicht gewinnen konnten, zündeten sie das dürre Gras im trockenen Flußbett an, verbrannten eine Anzahl Wagen, Frauen, Kinder, und zwangen die übrigen, sich in eiliger Flucht zu zerstreuen. Kleinschmidt selbst war schon vorher geflüchtet. Mitten durch die wilde Felsenwüste mußte der halbkranke Mann sich vier Tage und vier Nächte fortschleppen, in beständiger Furcht, daß die nachgesandten Spione ihn auffinden und mit allen den Seinigen niedermetzeln werden. Todmüde und gebrochenen Herzens kam er am vierten Tage in Otjimbingue bei H. Hahn, seinem alten Kampfgenossen an, und in dessen Armen verschied er 2. September 1864. Die zerstreute Gemeinde sammelte sich später wieder in der Nähe von Otjimbingue auf der Station Ameib.

Am 3. September 1865 stand das ganze Jonker'sche Heer wieder vor Otjimbingue, wurde aber von den Stationsbewohnern siegreich zurückgeschlagen. Nun wandte es sich nach Neu-Barmen, und dort hauste es drei Tage lang ungestört mit Plündern und Morden. Hendrik Zes, Jonkers Bundesgenosse, wollte sogar haben, daß auch der Missionar getödtet und alles Christenthum ausgerottet werde; Jan Jonker aber gab das nicht zu. Er hatte hiefür noch

zu viel Achtung vor den weißen Lehrern und vor Gottes Wort, verließ auch den Platz erst, als er den Missionar mit seiner Familie gesichert wußte. Wäre es in seiner Macht gestanden, er hätte ihm gerne auch die Plünderung erspart. — Nachher freilich verlor er diese bessern Regungen ebenfalls, denn kaum ein Jahr später erschien er selbst an der Spitze eines Räuberhaufens, der die Station Barmen aufs Neue ausplünderte. Von Jahr zu Jahr wuchs indeß die Macht der Damra, die ihre wiedererlangte Freiheit den 13. Dezember 1867 bei Otjimbingue und den 7. November 1868 bei Schmelenshoop abermals siegreich vertheidigten.

8. Der Friede und seine nächsten Folgen.

An der Spitze der Damra oder Herero stand in den nach des alten Jonkers Tod entbrannten Kämpfen der schlaue, habgierige Häuptling Kamaharero, der jenem in der Unterdrückung seiner Volksgenossen mit behilflich gewesen war. Nicht Liebe für diese, sondern nur der Verdacht, daß Jonkers Söhne darnach trachten werden, schließlich auch ihn zu beseitigen, hatte ihn bewogen, plötzlich die Namaqua zu verlassen und sich wieder auf die Seite der Damra zu stellen. Leicht waren die in den Staub getretenen schwarzen Stämme zu bewegen, ihn seiner Macht und Kriegstüchtigkeit wegen zu ihrem allgemeinen Oberhaupt zu wählen; mit ihrem wunderbar schnell wiederkehrenden Wohlstand erwachte aber auch die Erinnerung daran, daß Kamaharero doch theilweise mit Schuld war an ihrer vorherigen Zertretung. Etliche der bedeutenderen Häuptlinge fiengen darum an, ihm gegenüber wieder mehr oder weniger ihre frühere Selbständigkeit zu behaupten, und nun schloß Kamaharero (Mai 187⁰) wieder ein Bündniß mit seinem mehrjährigen Gegner Jan Jonker. Offenbar war es dabei von beiden Theilen nur darauf abgesehen, die übrigen Stämme samt ihren Häuptlingen zu unterdrücken und auch die Mischlinge und Weißen unter ihren Willen zu zwingen.

Schwerer als je schien jetzt die 1864 zum zweitenmal vorübergehend unterbrochene, im gleichen Jahr aber wieder kräftig erneuerte Damra-Mission bedroht, und nicht nur sie, sondern auch die unter

den Namaquastämmen. Als echter Despot erklärte Jan Jonker alsbald, der Missionsgarten in Neu-Barmen gehöre ihm, die Missionare müssen unter den Häuptlingen stehen und ihnen in allen Stücken gehorsam sein u. dgl. mehr. Auch verlautete, er habe in Kamaharero gedrungen, die geizigen deutschen Missionare fortzuschicken und sich freigebige englische zu suchen. Nun traten aber andrerseits auch alle angeseheneren Häuptlinge des Landes, sowohl Namaqua als Damra zusammen, um die unheildrohende Verbindung wieder aufzuheben und Jan Jonker seines Einflusses möglichst zu berauben. Glücklicherweise hatten sie Vertrauen zu den Missionaren, und nur zu ihnen. Daher vereinigten sie sich im September 1870 auf Schmelenshoop zu einer Konferenz, wozu die Missionare geladen wurden. Die beiden Häuptlinge Jan Jonker und Kamaharero stellten sich gleichfalls ein. Wenig fehlte, daß ein neuer Kampf entbrannte; gewiß theilweise durch H. Hahns Festigkeit und Ausdauer wurde das aber verhindert, und unter Gottes Segen gestaltete sich die Versammlung zum wirklichen Friedenskongreß, auf dem man die Uebereinkunft vom Mai zerriß und sich feierlich über acht Punkte einigte, wovon die wesentlichsten sind:

1. Daß hinfort ein aufrichtiger Friede zwischen der Hereronation und dem Stamm der Afrikaner gemacht sei und gehalten werde, und 2. auch die Namaquahäuptlinge diesem beitreten können;

4. daß Häuptling Jan Jonker Afrikaner durchaus keine Rechte erhalten habe, in die Angelegenheiten des Hererovolkes oder der Nichteingebornen, die durchreisen oder im Lande wohnen, sich zu mengen;

6. daß die noch im Groß-Namaqualande befindlichen kriegsgefangenen Herero die Freiheit erlangen, wenn sie selbst es wünschen, nach ihrem eignen Lande zurückzukehren;

7. daß das im Krieg genommene Gut den gegenwärtigen Besitzern verbleibt;

8. daß kein Häuptling das Recht haben soll, Reisende oder Händler zu verhindern, zu andern in Freundschaft stehenden Stämmen zu gehen oder von dort zurückzukehren.

Es scheint dies ein epochemachendes Ereigniß für die Herero zu sein, die nun zum erstenmal als ein selbständiges Volk anerkannt und auch zum Bewußtsein einer freien Nation erwacht sind. Das Volk hat tiefe Eindrücke von der Nichtigkeit seiner Heidenreligion

und von der Realität des Christenthums erhalten, so daß eine neue schöne Zeit für diese Länder in Aussicht steht. Ein Gefühl der Sicherheit ist nach H. Hahns neuestem Bericht überall eingekehrt. Die Stellung der Missionare unter dem Volk ist eine viel bessere geworden und der Wunsch verschiedener Stämme, solche wieder unter sich zu haben, ist stärker als je. Die Häupter der heidnischen Reaktion schweigen. Bei der Friedenskonferenz wurde großen Schaaren gepredigt, und wie zu hoffen ist, nicht vergeblich. Das christliche Leben in den Gemeinden ist im Allgemeinen im Wachsen. Die Gnadenmittel werden fleißig gebraucht, und das Gemeindebewußtsein erstarkt. Die Anzahl der Taufbewerber mag sich auf nahezu 150 belaufen. Der regelmäßige Kirchen- und Schulbesuch hat auf allen Stationen zugenommen, und es sind der Schüler auf den vier alten Stationen nun 4—500, der Kirchgänger 2000. Freilich noch eine kleine Zahl unter einem Volk von vielleicht 30,000 Seelen!

Aber eine weitere Ausdehnung des Werks ist bereits angebahnt. In Folge des Friedensschlusses erklärten Kamaharero und Jan Jonker, die beide bis dahin höchst feindselig zur Mission standen, sich bereit, Rheinische Sendboten in ihre Residenzen aufzunehmen. Unverzüglich wurden denn auch die beiden aufgegebenen Stationen Okahandye — das alte Schmelenshoop — und Windhoek wieder besetzt. Auch zwei ganz neue Stationen sind bereits eröffnet worden: Okazondye etwa 12 Meilen nördlich von Otjimbingue am Omarurufluß, und noch weiter nördlich an der Grenze des Hererogebiets Okombahe für die Bergdamra's. Von Früchten auf denselben kann natürlich noch nicht die Rede sein; vielmehr ist die Anlegung der neuen Stationen selbst zunächst als eine Frucht der Mission anzusehen. Die Frucht ist aber ein Same, der wie wir hoffen zu seiner Zeit wieder Früchte bringen wird.

Straße in Conſtantinopel.

Der Protestantismus in der Türkei.

Jagop Matheosian Effendi, das bürgerliche Oberhaupt der Protestanten in der Türkei, hat kürzlich über seine Beobachtungen auf einer fast 18monatlichen Inspektionsreise, die er in den Jahren 1870 und 1871 im Auftrag und auf die Kosten des Sultans machte, einen Bericht veröffentlicht, dem wir folgende Mittheilungen entnehmen:

„Die erste protestantische Mission auf türkischem Gebiet war ein Unternehmen der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft im Jahr 1818, das aber kurze Dauer hatte, da nach dem Ausbruch der griechischen Insurrektion die Missionare das Land verlassen mußten. Erst seit 1858 hat auch diese Gesellschaft die Arbeit in der Türkei von neuem in Angriff genommen.

„Die amerikanische Gesellschaft des Board of Missions suchte darnach die Griechen zu evangelisiren, wandte sich aber bald den Armeniern zu, bei welchen das Wort einen leichteren Eingang fand. Die Missionare machten so schnelle Fortschritte, daß der Patriarch dieser Nation die Bewegung durch eine Verfolgung zum Stillstand zu bringen suchte. Doch da die britische Gesandtschaft, unterstützt von der preußischen für die Verfolgten Fürbitte einlegte, wurden sie der Gerichtsbarkeit des Patriarchen entzogen und als eine gleichberechtigte Körperschaft anerkannt (Dez. 1847).

„Der Beginn der Bildung protestantischer Gemeinden auf türkischem Gebiet fällt also in das Jahr 1848; jetzt beläuft sich die Zahl der einregistrirten Mitglieder auf 23,000 Seelen, die fast allen Nationalitäten des osmanischen Reichs angehören, so jedoch, daß mehr als 19,000 davon in Verbindung mit dem Board stehende Armenier sind. Die Wohnsitze der letzteren werden im Osten durch den Tigris, im Süden durch Aleppo und im Westen durch eine

von Tarsus nach dem schwarzen Meere gedachte Linie begrenzt, nur daß diese noch die Provinz Bithynien und die Städte Smyrna und Konstantinopel einschließt. Dieses Gebiet ist von den Missionaren in 13 Stationsbezirke mit etwa 150 von eingebornen Predigern und Evangelisten bedienten Außenstationen eingetheilt.*)

„Palästina ist von englischen Missionaren besetzt. Diese Letzteren haben auch Missionen an andern Orten, wo eine größere Anzahl von Juden wohnt, wie Konstantinopel, Smyrna, Saloniki u. s. w. Syrien ist größtentheils von amerikanischen Presbyterianern besetzt, denen 1870 der amerik. Board dieses Arbeitsfeld übergab. In Damaskus und seiner Umgebung sind irische und amerikanische Presbyterianer, und in Latakia und Aleppo reformirt presbyterianische Missionare aus Amerika. Die bischöflich methodistische Kirche Amerika's hat eine Mission unter den Bewohnern der Bulgarei.**) Eine Mission der schottischen Frei- und eine der schottischen Staatskirche arbeitet unter den Juden von Konstantinopel, Smyrna und Saloniki. Außerdem unterhält der Bischof von Jerusalem eine Mission unter den Christen Palästina's, Aintab's und Diarbekr's. Eine englische Gesellschaft, die Palestine Christian Union, unterhält eine Mission in Nablus und einen Bibelleser oder Evangelisten in Jerusalem; und die ärztliche Mission von Edinburg hat ein bedeutendes Werk in Nazareth. Einige Schulen in Nablus und seiner Umgebung endlich werden von der Gesellschaft der 'Freunde' (Quäker) unterhalten.

„Die Zahl der Missionare in der Türkei beläuft sich auf 166 mit 140 einheimischen Gehilfen; die ihrer Schüler in allen Arten von Schulen auf 6720. Etwa 300 Waisen werden auf Missionskosten erzogen, und drei Spitäler pflegen über 200 Schwerkranke in eigenen Betten. Im Jahr 1870 wurden etwa 30000 Schulbücher, 2500 religiöse Schriften und 7200 Bibeln in Umlauf gesetzt. Alles das für eine Summe von etwa 1,064,000 fl., wovon beinahe die Hälfte aus Amerika kommt.

„Während die englischen und amerikanischen Missionare sich vorzugsweise der Predigt und der Verbreitung religiöser Schriften widmen, befassen die preußischen sich hauptsächlich mit der Gründung

*) Richtiger: 16 Haupt- und 184 Außenstationen.

**) Auch der amerik. Board of Missions hat in der europäischen Türkei drei Haupt- und drei Außenstationen.

von Schulen und mildthätigen Anstalten. Es gibt zwar auch deutsche Missionare, allein sie stehen im Dienst englischer Gesellschaften. Es besteht auch eine deutsche Kolonie in Amasia, deren Kaplan regelmäßig in türkischer Sprache predigt, und welche eine Schule für eingeborne Protestanten unterhält.

„Syrien ist dasjenige Arbeitsfeld, welches seit bald 50 Jahren den reichsten Antheil an Erziehungsanstalten gehabt hat, und dennoch hat es vergleichungsweise nur wenig Früchte getragen. Weit größer war der Erfolg in den obengenannten Theilen Kleinasiens. Dort, wo die Arbeit erst vor zwanzig Jahren begonnen wurde, weisen die Verzeichnisse jetzt 19,000 Protestanten nach, während von den 6720 Schülern von auswärtigen Gesellschaften unterhaltener Erziehungsanstalten*) beinahe 5000 und von den 26 höheren Unterrichtsanstalten 13 auf Syrien kommen.

„Da die Reformation im türkischen Reich durchweg ausländischen Ursprungs ist, von ausländischen Missionsgesellschaften ins Leben gerufen und bis heute von ihnen gepflegt, ist es kaum nöthig zu bemerken, daß die religiösen Organisationen, Kirchenformen u. s. w. in Uebereinstimmung stehen mit denen der betreffenden Gesellschaften, obgleich von keiner der verschiedenen Gemeinschaften gesagt werden kann, daß sie eine vollständig ausgebildete Verfassung besitze. Daß aber an 250 verschiedenen Orten des Reiches jeden Sonntag evangelischer Gottesdienst gehalten wird, ist an und für sich schon eine bedeutsame und ermuthigende Thatsache.

„Die Mehrzahl der Protestanten ist durch die Arbeit amerikanischer Missionare bekehrt worden, und unter ihnen gewinnen allmählich die religiösen Organisationen eine geordnete Gestalt.

„Unter einer so ungleichartigen Bevölkerung, wie die Christen dieses Landes es sind, wo die herrschende Rassen-Eifersucht so bitter zu Tage tritt in der Art und Weise, wie die Genossen verschiedener Religionsgemeinschaften einander behandeln, und der Umstand, daß die osmanische Regierung nur geschlossenen religiösen Gemeinschaften eine nationale Existenz und politische Organisation gestattet, wesentlich dazu beitrug, die verschiedenen Völkerschaften im zähen Festhalten an der kirchlichen Form zu bestärken, die ihnen ihre Stammes-

*) Welcherlei Art die hier gemeinten Erziehungsanstalten sind, scheint nicht ganz klar. Die Schüler des Board zählten im Jahr 1871 allein 6917 Seelen.

Unabhängigkeit sichert, hat der Protestantismus diesen internationalen Eifersüchteleien gegenüber eine edle Haltung behauptet. Selbst jedes nationalen Charakters entkleidet, hat er nichts zu thun mit Stammesunterschieden. Als ein Anwalt von Prinzipien, bringt er keine, weder fremde noch einheimische Gerichtsbarkeit mit sich, und da er kein allgemeines Kirchenrecht einführt, läßt er jeden Stamm für die Zukunft im vollen Genuß der ihm seither gewährten Rechte. In so großem Gegensatz auch der Protestantismus zu der socialen Ordnung und religiösen Organisation dieses Landes steht, ist er darum doch nicht anstößig, und von Tag zu Tag gestaltet sich das Verhältniß zwischen den Protestanten und andern Sekten freundlicher, während die letzteren, wie es von jeher war, auch jetzt unter einander uneins sind, und vielfach durch ihre Streitigkeiten die Einmischung fremder Regierungen herbeiführen. Verschieden von den römischen Katholiken, umfassen die protestantischen Gemeinden Leute aus zwölf verschiedenen Völkerschaften, die in aller Eintracht zusammenleben.

„Die liberalen Grundsätze der großherrlichen Regierung sind zu allgemein bekannt, um noch der Erläuterung zu bedürfen, und wir dürfen daran nicht irre werden, wenn an einzelnen Orten, wo die Zahl der Protestanten noch gering ist, die Lokalbehörden hin und wieder deren Rechte zu verkümmern suchen. Im Ganzen aber haben wir dessen ungeachtet mehr Ursache zum Dank als zur Klage. Wir sind zwar noch nicht ganz frei von jeder Bedrückung, noch von jedem mit der Neubildung eines Gemeinwesens verknüpften Nachtheil, das wie das unsre der Zahl nach gering und mit jeder bestehenden bürgerlichen Institution im Widerspruch ist; die Thatsache jedoch, daß die Protestanten trotz mancher ihnen nachtheiligen Unterschiede von Tag zu Tag mehr Privilegien erlangen, als ihrer numerischen Stärke nach zu erwarten wäre, wie z. B. daß — Konstantinopel ausgenommen — in höheren Lokal-Rathsversammlungen 18 protestantische Ehrenmitglieder und 16 bezahlte ihren Sitz haben, spricht laut zu Gunsten des wachsenden Einflusses des Protestantismus.

„Die Protestanten der Türkei verwenden etwa 12 Prozente ihres Einkommens auf den Unterhalt ihrer Schulen und sonstigen religiösen Einrichtungen. Bedenkt man die Lage ihrer meisten Mitglieder, so ergibt sich klar genug, daß sie noch nicht aller fremden Beihilfe entbehren können. Noch immer besitzen sie weit nicht die ganze Zahl von Schulen, Kirchen oder Spitälern, deren sie be-

dürfen; jedenfalls aber genügen die immer steigenden Opfer, welche sie für diese Zwecke, sowie für den Unterhalt ihrer eingebornen Pastoren und Lehrer bringen, die Beschuldigung zurückzuweisen, welche ihre Gegner manchmal vorbringen, als seien sie Protestanten geworden aus gemeinen irdischen Beweggründen. Diese Thatsache ist um so merkwürdiger, da die Einfachheit ihres Kultus und die freisinnige Einrichtung ihrer kirchlichen Organisation die Reichen und Vornehmen im Ganzen vom Anschluß an ihre Gemeinschaft abzuhalten geeignet sind.

„Ein erst seit wenigen Jahren bestehendes Gemeinwesen kann sich nicht rühmen, schon Männer hervorgebracht zu haben, die durch ihre Gelehrsamkeit in der literarischen Welt glänzen, aber das dürfen wir sagen, daß unsre Leute ihren Mitteln gemäß tüchtig vorwärts gestrebt haben ..... Viele ihrer Jünglinge (etwa einer von 60) haben sich etliche Zeit auf eigene Kosten nach Europa oder Amerika begeben, um ihre Bildung zu vollenden oder ein nützliches Gewerbe zu erlernen. Schon zählt man unter ihnen etliche 40 geachtete Aerzte, und in Syrien gibt es Männer, wie Bistany und Dr. Mechomos, die zu den ersten Gelehrten des Landes gehören.

„Der Umstand, daß von 100 Erwachsenen 85 lesen können, spricht gewiß sehr zu Gunsten der protestantischen Gemeindeglieder. Wer irgendwie mit den sozialen Verhältnissen und religiösen Begriffen der Orientalen bekannt ist und sich die Mühe nehmen will, dieselben mit den neu eingeführten freisinnigen Institutionen zu vergleichen, kann sich leicht den geselligen Zustand vorstellen, der einem solchen Wechsel folgen muß. Es bedarf keiner Erklärung, daß die von den protestantischen Missionen eingeführten geselligen und religiösen Einrichtungen von Seiten der Gemeinden einen höhern Grad von Verständniß und bei deren eingebornen Lehrern eine in liberalem Sinne geleitete Bildung erfordern, um sie in den Stand zu setzen, nicht nur selbst Nutzen daraus zu ziehen, sondern auch einen wohlthätigen Einfluß auf die umgebende Bevölkerung zu üben. Bis jetzt befähigt indeß der intellektuelle und sittliche Standpunkt der protestantischen Gemeinden dieselben noch nicht, ihre liberalen Einrichtungen unabhängig von fremder Hilfe aufrecht zu erhalten.

„Eine Bemerkung, die sich mir bei meinen Reisen im ganzen Reiche und im Verkehr mit allen Klassen der protestantischen Gemeinschaft aufdrängte, darf ich nicht unterdrücken. Wenn die römische

Kirche in ihrem Auftreten einen Glanz zu entwickeln weiß, der immer etwas auf die Massen wirkt, verlassen sich die Protestanten vielleicht zu viel auf die soliden, bescheidenen Reize ihres Kultus, und geben sich kaum genug Mühe um das, was ihm nach Außen Achtung verschaffen kann. An gar vielen Orten sollten sie bequemere oder geschmackvollere Kirchengebäude, besser ausgestattete Schulen und Pfarrhäuser ꝛc. haben. In Konstantinopel fühlt man tief den Mangel eines protestantischen Spitals; die Anstalt der deutschen Diakonissen genügt dem Bedürfniß nicht, auch haben nicht alle protestantischen Kranken die Mittel, um das mäßige Einlaßgeld zu bezahlen. Weiter dürfte die hohe Wichtigkeit der Sonntagsschulen noch mehr als bisher gewürdigt werden.

„Die Zahl derer, welche im Herzen Protestanten geworden sind, übersteigt weit die Zahl derjenigen, die sich öffentlich als solche bekennen. Der indirekte Einfluß des Protestantismus ist viel größer und heilsamer, als sich bis jetzt auf der Oberfläche zeigt.*)

„Es wäre kaum der Billigkeit entsprechend, wenn ich die strenge Mäßigkeit unsrer Leute unerwähnt lassen wollte. Berauschende Getränke werden von den meisten gemieden, und kaum hört man ausnahmsweise von einem Fall von Trunkenheit. Ebenso war ich hoch erfreut, verglichen mit dem Zustand der Familien, bevor sie zum Protestantismus übertraten, überall in ihrem häuslichen Leben einen großen Fortschritt zum Bessern zu finden; dasselbe ist sittlicher und inniger geworden.

„Mit Einzelnheiten über die wohlthätigen Wirkungen verschiedener protestantischer Einrichtungen, als da sind: Sonntagsschulen, Gebetsversammlungen, Frauenstunden und die kleinen philanthropischen Vereine im Gefolge der Ausbreitung des Evangeliums, will ich unsre Freunde nicht ermüden. Sie sind jetzt noch in ihrer Kindheit, und ihr erhebender Einfluß auf die sittlichen und geistigen Fähigkeiten der Einzelnen ist noch nicht sehr merklich in dem aufgeregten Uebergangsstadium, das eine so gewaltige soziale und religiöse Umwälzung nothwendig mit sich bringt; aber ein aufmerksamer Beobachter kann diese Wirkungen leicht unterscheiden und in einer

*) Denselben Gedanken drückt ein englischer Reisender aus, der mit Hagop Effendi auf seinen Wanderungen zusammentraf und äußerte: „man bildet sich kaum den rechten Begriff von der Kraft, mit welcher der protestantische Sauerteig auf die Massen in der Türkei wirke.“

Zeit der Verwirrung, wie die unsrige ist, öffnen sie ihm eine Quelle herzlicher Freude und kräftiger Ermuthigung."

So weit Hagop Effendis Bericht. In einem an den Sekretär des amerikanischen Board gerichteten Schreiben fügt er dann in halb scherzhaftem Ton über das in der Mission so stark vertretene Yankee-Element bei: „Ich will hier nicht von dem religiösen Einfluß sprechen, den die amerikanischen Sendboten in den veralteten Kirchen des Ostens zu Gunsten der Verbreitung protestantischer Grundsätze geübt haben, oder von dem furchtbaren Schlag, den sie dem Fortschritt des römischen Katholizismus im Orient versetzten, indem sie durch die Verkündigung des Worts und die Verbreitung evangelischer Schriften unter der Bevölkerung eine Stimmung erweckten, deren Macht Seine Heiligkeit wohl selbst zuerst empfunden haben wird, als er seine glänzenden Träume zerrinnen und seine Pläne zu Boden fallen sah vor dem eingedrungenen Lichte. Auch davon will ich nicht sprechen, was die thörichte Predigt vom Kreuze zur Wiederbelebung der geistlichen Natur der Religion im Osten gethan hat, denn von jeder christlichen Mission müßte jeder lebendige Christ dieß erwarten.

„Etwas anderes, was mir besonders auffiel, möchte ich dießmal erwähnen. Wenn ich zurückblicke auf die durchreisten Länder und die Kreise, in welche ich da eintrat, die Unterhaltungen und Meinungsverschiedenheiten, die ich hörte, die religiösen und sozialen Einrichtungen, die ich sah, die geschäftlichen und geselligen Zusammenkünfte, denen ich beiwohnte, wie in einem Traumgesicht an mir vorüberziehen lasse, ist das Alles von so durchaus amerikanischem Typus, daß ich mich dem Eindruck nicht verschließen kann: 'Diese Missionare sind doch ihrem Charakter als Amerikaner nicht weniger treu geblieben, als ihrem Charakter als Christen.' Der eifrigste Advokat amerikanischer Civilisation hätte in der Fremde nicht halb so viel für deren Einführung zu thun vermocht, als die Missionare gethan haben. Du magst von den wilden Höhen des Gaur-Dagh in Cilicien durch die nicht minder wilden Gebirge Butans bis zur persischen Grenze hinüberziehen, oder, wenn es Dir beliebt, von Antiochien aus nach irgend einer Richtung hin dem schwarzen Meer entgegenreisen, und Du wirst mir gewiß beistimmen, daß der amerikanische Missionar seinem Land nicht weniger treu gedient hat, als seinem himmlischen Meister. Sogar im wilden Kurdistan wirst Du

irgend Jemand treffen, der nach echter Yankee-Weise mit Dir disputiren und Dir eine Rede voll Yankee-Wendungen halten kann, deren Beweisführung sich auf amerikanische Beispiele stützt. Sollte Deine Neugierde Dich noch weiter treiben, so kannst Du auch noch die in den wilden Gebirgen der Turkmenen, in den Ebenen von Mesopotamien, Cappadocien und Bithynien gegründeten Schulen besuchen. Befrage die Schulknaben wie zu Hause, und Du wirst ganz heimisch klingende Antworten erhalten. Examinire sie in der Geographie, und mit Erstaunen wirst Du finden, daß sie von den Vereinigten Staaten vielleicht mehr wissen, als von ihrem Heimatland. Frage sie aus über soziale Verhältnisse, und sie werden Dir sagen, daß alle Menschen gleich geschaffen sind. In der That, was Dr. Hamlin in der Stille in seinem Robert-Kollegium vollbringt und der amerikanische Missionar mit seinem theologischen Seminar und seinen Schulbüchern erreicht, können alle europäischen Diplomaten zusammen nicht aufwägen. Hast Du all' das gesehen, so wird es sicher Dich schon nicht mehr überraschen, auch amerikanische Wanduhren, Stühle, Tische, Orgeln, Ackergeräthe, Baumwollepressen, Sägemühlen zu finden, ja mehr noch: amerikanische Blumen im Herzen Kurdistans, Yankee-Sättel und einen Yankee-Reiter in den unwirthlichen Gebirgen Kleinasiens. Laß Dich's nicht wundern, wenn Du einer Einladung zu einer Gebetsversammlung folgend, in diesen Gebirgen irgend eine heimatliche Melodie aus so vollem Herzen singen hörst wie je zu Hause. Wenn Du je vorher das nicht gethan hättest, müßtest Du jetzt bekennen, daß das amerikanische Volk ein heiliges Interesse an diesem Lande hat. Alle die geselligen und religiösen Einrichtungen und schönen Institutionen, die jedem wahren amerikanischen Patrioten so gut wie jedem Christen theuer sind und unter der Bevölkerung dieses Reiches eingeführt wurden, sie haben ein Recht an seine Sympathie, seinen Schutz, seine Theilnahme. Und wenn einerseits unsre Leute dem amerikanischen Volke zu großem Dank verpflichtet sind, hat dieses anderseits ihnen gegenüber nicht minder große Verpflichtungen. Wenn amerikanische Einrichtungen nicht von amerikanischer Bildung begleitet sind, werden dieselben nicht nur selbst in Mißkredit kommen, sondern auch dem Volke, dem sie gebracht wurden, mehr schaden als nützen. Puritanischer Glaube erfordert auch puritanische Sittenstrenge, und freisinnige Institutionen und Organisationen verlangen eine freisinnige Erziehung."

An das ernste Mahnwort, das Hagop Effendi zum Schluß seinem amerikanischen Freunde zuruft, können wir noch eine überaus hoffnungsreiche Schilderung reihen, die eine andre Feder von den Wirkungen des Protestantismus in der Türkei entwirft. Sie ist einem Schreiben Dr. Hamlin's vom Anfang dieses Jahrs entnommen und lautet:

„Die Missionsarbeit im osmanischen Reich ist auf einem Punkte angelangt, der zu den schönsten Erwartungen für ihre Zukunft berechtigt. Nahe an hundert Gemeinden haben sich gebildet, und 20—30,000 Personen den Glauben ihrer Väter um des Evangeliums willen verlassen. Von ungleich größerer Bedeutung aber noch ist der Einfluß, der auf die nicht protestantischen Kirchen gewonnen wurde; denn viele Tausende, die nicht aus ihrem seitherigen Kirchenverband auszuscheiden gesonnen sind, haben angefangen, eifrig in dem Worte Gottes zu forschen. Diejenigen, welche das Werk nur nach der Zahl der Gemeinden, Missionare, eingebornen Pastoren und Schulen beurtheilen, verkennen es durchaus; denn lauter als alle statistischen Tabellen zeugt von seiner Kraft die Veränderung, welche mit den religiösen Ueberzeugungen von Millionen vorgegangen ist.

„Ich brauche nicht zu sagen, daß die Missionare tüchtige, hingebende, selbstlose Männer sind. Man kennt sie allenthalben, ihr Lob ist in allen Gemeinden, und ihre Arbeit wird bleiben. Die eingebornen Pastoren sind in den amerikanischen Missionskreisen natürlich weniger bekannt. Eine genaue persönliche Bekanntschaft mit Manchen von ihnen hatte sie mir immer sehr lieb und werth gemacht, aber die Kraft und Mannheit, welche sie in Ausübung ihrer seelsorgerlichen Pflichten entfalten, hatte ich doch kaum von ihnen erwartet. Es sind wirklich bewährte, fleißige, treue, hingebende Leute. Sie kennen ihre Rechte und Pflichten, und wenn sie in Wahrnehmung derselben zuweilen ein wenig zu eifersüchtig und feurig sind, ist das nicht zu verwundern. Das ganze Evangelisationswerk in der Türkei aber gewinnt, sowohl was die Gemeinden, als auch was ihre Pastoren betrifft, die rechte Gestalt. Die Gemeinden bewegen sich mit der größten Freiheit, treten zu brüderlichem Verkehr und gemeinsamer Arbeit mit einander und mit den Missionaren zusammen, und gleichen lokale Differenzen und Schwierigkeiten ohne fremden Beistand aus."

Die Bewegung in Damaskus, deren wir im letzten Jahre (Miss. Mag. 1871, S. 435) erwähnt haben, weiter zu verfolgen, mangeln uns derzeit ausführliche Berichte. Das aber sei erwähnt, daß der englische Konsul Burton im September von Damaskus abberufen wurde, weil er sich bei der muselmanischen Bevölkerung so unbeliebt gemacht haben soll, daß Reschid Pascha sich für seine persönliche Sicherheit nicht mehr verbürgen konnte, und also „aus reiner Theilnahme für den Konsul" seine Entfernung beantragte. Nachdem diese bewerkstelligt war, ist auch der Wali, Reschid Pascha, selbst vom Sultan aus Damaskus abgerufen worden.

Die Missionare scheinen mit Burton bis zum Ende seines Aufenthaltes in Achtung verbunden verblieben zu sein. Auf eine Adresse, welche sie ihm überreichten, hat er 13. Juli 1871 eine Antwort ertheilt, welche folgende bedeutsame Worte in sich schließt: „Eine Bewegung, welche nur als eine Wiederbelebung des Christenthums im Lande seiner Geburt bezeichnet werden kann, scheint aus den von den Behörden ergriffenen Maßregeln und aus dem Geist des Forschens hervorgegangen zu sein, welche Ihre Missionen in den Herzen des Volkes geweckt haben. Die Neubekehrten zählen jetzt nach Tausenden; Männer von Rang lassen sich in die Listen eintragen, und die Proselytirung hat sich sogar auf die türkischen Truppen erstreckt. Ich brauche kaum zu bemerken, daß es Pflicht eines Jeden von uns ist, mit aller Anstrengung die heilige Sache der Religion zu fördern und darüber zu wachen, daß keinerlei Deutelei das Recht eines jeden Bekehrten auf Gewissensfreiheit und Lebenssicherheit verdunkle." Die Amerikaner fügen vorsorglich die Bemerkung bei: „Die Zeit allein kann zeigen, in wie weit diese Bewegung wahrer religiöser Ueberzeugung entsprungen ist."

Zur Lage in China.

(Schluß.)

„Bald genug wurde diese Beweisführung von Seiten der chinesischen Regierung aufgegriffen, und zwar nicht nur, um dem englischen Gesandten selbst mit seinen eignen Argumenten eine Niederlage zu bereiten, sondern zur Bedrohung der Fremden und der ein-

gebornen Christen im ganzen Reich. Ueber seine nächste Zusammenkunft mit den chinesischen Bevollmächtigten berichtet nämlich Sir R. Alcock: 'Ich wurde mehr als einmal gefragt, ob angesichts der beständigen Gefahr eines Ausbruchs von Volksunruhen, die unzertrennlich sei vom Aufenthalt der Fremden im Innern des Reichs, Ihre Majestät nicht willig wäre, die Wirksamkeit unsrer eignen Missionare auf die Hafenstädte zu beschränken.' Und da erwiederte er: 'Die britische Regierung sei sich der mit dem Aufenthalt und der Predigt der Missionare im Innern des Landes verknüpften Nachtheile vollkommen bewußt und geneigt, jede gerechte Ursache zur Klage in dieser Beziehung zu beseitigen. Dessen ungeachtet wäre es schwer, während die Missionare andrer Nationen das Recht des Aufenthalts im Innern genießen, für die Engländer eine abweichende und strengere Regel aufzustellen. Zudem würde ein solcher Schritt sich auch sehr ungenügend erweisen zur Bekämpfung des Uebels, wenn die katholischen Missionen mit unbeschränkten Privilegien unter französischem Schutz über alle die 18 Provinzen des Reichs zerstreut bleiben.' — Hierin gibt er also den chinesischen Ministern Recht; nur meint er, es könne von seiner Regierung nicht erwartet werden, daß sie ihre Unterthanen daran verhindre, China Schaden zuzufügen, während die Unterthanen und Bürger andrer Nationen dieß ungehindert thun.

„Bei dieser Unterredung sagte der chinesische Minister nichts gegen das Christenthum als solches, sondern widersetzte sich seiner Ausbreitung nur wegen seiner politischen Folgen, da die Verkündigung einer fremden Religion ein Angriff auf alle bestehenden Institutionen sei, das althergebrachte Verhältniß zwischen den Regenten und dem Volk umkehre und Feindseligkeiten und Volksaufläufe verursache. Der chinesische Bevollmächtigte schloß mit der Frage, welche Folgen es wohl hätte, wenn von China aus eine Anzahl Bonzen nach England geschickt würde, um das britische Volk zum Buddhismus zu bekehren und im ganzen Land herum das Christenthum herabzusetzen; ob sie nicht auch Volksaufläufe verursachen, in Verwahrsam gebracht und von den Behörden bedeutet würden, daß ihre Predigt mit der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung sich nicht vertrage? Und ob die Chinesen nicht dasselbe Recht hätten, ihre Religion in England zu verkünden, wie irgend eine auswärtige Macht es habe zur Verkündigung der ihren in China?

„Dieses Gespräch fand statt, kurz nachdem die Post die Nachricht von der Debatte gebracht hatte, welche im März 1869 im englischen Hause des Lords entstand, sammt den damals mit so heftigen Angriffen gegen die chinesische Mission angefüllten Zeitungen*). Was die chinesischen Minister von den Beweisgründen gegen die christlichen Missionen noch nicht von dem englischen Gesandten gelernt hatten, schöpften sie jetzt aus den englischen Zeitungen. Der britische Gesandte selbst erkannte in denselben 'vollständige Abschriften' von manchen Ergüssen englischer Blätter über die Ereignisse in Yangtschau; nur scheint er dabei gänzlich vergessen zu haben, wie viel die chinesischen Minister auch ihm abgemerkt hatten, und in welchem Grade er mitverantwortlich war für den Geist, in welchem jene Debatte im Hause der Lords geführt wurde, und darum auch für den Geist, in dem jene Zeitungsartikel geschrieben waren. Zu verwundern ist es nach all dem freilich nicht, aber darum nicht minder betrübend, den Vertreter einer freien und christlichen Nation bekennen zu hören: 'Es war mir unmöglich, darauf eine befriedigende Antwort zu geben.'

„In ihrem weitern Verlauf enthüllte übrigens diese Besprechung den wahren Grund des tiefgewurzelten Hasses gegen die Fremden und bestätigt somit die Ansicht, daß die Einwendungen gegen die Mission nur Argumente ad hominem waren, denn Sir R. Alcock berichtet: 'Die Unterredung schweifte dann ab auf die Feindseligkeit, welche die Klasse der Gelehrten und der ganze Beamtenstand, abgesehen von allen religiösen Fragen, den Fremden gegenüber so beharrlich an den Tag lege.' Die chinesischen Minister wollten das Vorhandensein dieser Feindseligkeit zuerst bestreiten; als es ihnen aber klar bewiesen wurde, gab Wen-Seang zu, es möchte allerdings daran etwas Wahres sein und warf die Frage auf: 'Wie wäre es auch anders möglich angesichts der Kriege, welche die Fremden gegen China geführt haben und des fortgesetzten unheilbaren Schadens, den sie dem ganzen Reich durch die Einfuhr des **Opiums** zufügen? Wenn England

*) Der britische Marineminister hatte damals die Missionare in China als Schwärmer oder Schurken charakterisirt, und über das „unvermeidliche Kanonenboot" in ihrem Gefolge gespottet. Neuestens hat derselbe Duke of Somerset in einem leichtfertigen Pamphlet sich vom Christenthum als einer Fabel losgesagt.

einwilligen wollte, diese zu verbieten, entweder indem es aufhört in Indien Opium zu pflanzen, oder aber es durch seine Schiffe nach China bringen zu lassen, dann etwa wären freundlichere Beziehungen zu hoffen.' Um Beschönigungsgründe für den Opiumhandel war aber Sir R. Alcock nicht verlegen; sogar zu Gunsten des Verbrauchs dieser Waare hat er ein Wort. Er gibt nur die Möglichkeit einer entsittlichenden Wirkung desselben zu, ist aber eher geneigt, ihn zu den 'unschuldigen' Genüssen zu zählen und in dieselbe Linie mit 'Wein und andern heilsamen Reizmitteln' zu stellen. Als die chinesischen Unterhändler über diesen Punkt weiter in ihn drangen' entgegnete er: 'was sie weit mehr bedürfen, als Beschränkung der Mission und Aufhebung des Opiumhandels, sei völlige Freiheit in der Wahl von fremden Kräften, die ihnen tauglich erscheinen zur Entwicklung der materiellen Hilfsquellen des Reichs und zur Reform ihrer Finanz- und Militärverwaltung.' Auch dieser letztere Wink wurde, wie die Erfahrung zeigt, von der Regierung beherzigt.*)

„Nun ist es nicht mehr schwer, Rechenschaft zu geben von all dem Widerstand, der in den letzten Jahren besonders gegen die Mission hervortrat und in den Greueln von Tientsin seinen Höhe-

*) Miss. Burdon in Peking hat nachgewiesen, wie Sir R. Alcock sich beständig Mühe gab, den Grund des unleugbaren Fremdenhasses der gebildeten Chinesen in den Missionaren zu suchen. Er bemerkt: „Die Ansicht unsers letzten Gesandten über die Mission sind ja bekannt. Sir R. Alcock schien immer zu glauben, Opium und die Mission — das seien die einzigen zwei Elemente welche unsern Verkehr mit China bedrohen, und diese seine Ansicht scheint er den Chinesen nicht vorenthalten zu haben. Von seinem Abschiedsbesuch bei Prinz Kung wird erzählt, wie dieser ihm dankte, daß er die Steuer auf das einzuführende Opium erhöht habe; der Prinz sei sodann in die Worte ausgebrochen: 'und jetzt würden Sie China zu ewigem Danke verpflichten, wenn Sie auch die Einfuhr von Missionaren erschweren wollten.' Der Prinz mußte die Gesinnung des Vertreters von Großbritannien genau kennen, ehe er auch nur im Scherz einen solchen Wunsch zu äußern wagen konnte. Daß aber ein derartiger Gedankenaustausch zu Cirkulardepeschen führte, wie das gegen die Mission erlassene war, hat doch nichts befremdliches; eher könnte man sich wundern, daß es nicht schon früher zu solchen Folgen kam. Der Gesandte aber merkt nicht, daß wir Ausländer alle der Zauberei und Unzucht beschuldigt und ohne Unterschied von den Gelehrten Chinas in den Bann gethan sind; nur weil man sich an die reichen und hochgestellten Europäer nicht so leicht wagt, fällt der Hauptantheil des Fremdenhasses auf die schwächste und schutzloseste Klasse, die Missionare."

punkt erreichte. Man hatte der chinesischen Regierung den Gedanken und die Argumente dafür an die Hand gegeben, und auf echt chinesische Weise suchte sie die letzteren nun durch Anstiftung von Unruhen in verschiedenen Theilen des Reichs zu bekräftigen. Sogar die unbefriedigende Lösung der Tientsin-Angelegenheit ließ sich nach jener Besprechung mit dem englischen Gesandten schon voraussehen; denn einer der chinesischen Minister bemerkte gegen denselben: 'Frankreich könnte möglicherweise in Kurzem in Europa selbst in solche Verwicklungen gerathen, daß ihm wenig Muße und Macht bliebe, andern, und vollends so fernen Nationen wie China Gesetze vorzuschreiben.'

„So erklärt sich auch der ganze Charakter jener Cirkulardepesche, welche augenscheinlich so viele Gedanken fremden Ursprungs enthält, daß mit ihrer Bekanntmachung der schwere Verdacht erwachte, es könnten bei ihrer Abfassung gewisse Ausländer die Hand im Spiele gehabt haben. Seit der Veröffentlichung der obigen diplomatischen Korrespondenz ist es jedoch möglich, sich Alles ohne einen so peinlichen Argwohn zu deuten. Auch die kürzlich in den Südprovinzen veranlaßte Aufregung gehört hieher, und wenn die fremden Mächte nicht schnell die geeigneten Maßregeln ergreifen, werden wir bald 'die noch schrecklichere Wiederholung von Auftritten wie in Tientsin' zu berichten haben, womit das Cirkular droht; falls wir nämlich dann nicht selbst zu deren Opfern gehören.

„Die Haupteinwendung der regierenden Klasse Chinas gegen das Christenthum oder wenigstens gegen das evangelische Christenthum ist die, daß es eine fremde Religion ist. Alle Beamten, welche an Orten wohnen, wo schon seit längerer Zeit protestantische Missionen bestehen, müssen nothwendig bekannt sein mit dem guten Ruf der Missionare und der Thatsache, daß das Christenthum seine Bekehrten zu bessern Unterthanen macht, als sie es vorher waren. Aber sie sehen in den Missionaren die Vorläufer fremder Civilisation. Sie wissen, daß so weit ihre Arbeit erfolgreich ist, dieselbe in den Gemüthern des Volks freundlichere Gefühle gegen die Fremden weckt und damit den Weg bahnt zur Ausdehnung des Verkehrs mit dem Ausland und zur Einführung abendländischer Verbesserungen. Vor wenigen Jahren noch, als bei Eröffnung einer christlichen Kapelle in Tongan die dortigen Gelehrten einen Volksauflauf zu erregen versuchten, erhoben sie zwar gegen das Christenthum die Anklage,

es lehre die Kinder nicht die rechte Ehrerbietung gegen die Eltern; als den Hauptgrund ihres Widerspruchs gegen die Eröffnung der Kapelle führten sie aber dennoch die Befürchtung an: wenn man den Missionaren erlaube zu bleiben, werden sich bald auch fremde Kaufleute da niederlassen, wie dieß in Amoy geschehen sei.

„Und auch das weiß die regierende Klasse, daß wenn einmal die Zeit gekommen sein wird, „zur bestimmten Stunde das Loos der Fremden zu entscheiden," die Missionare und die eingebornen Christen das größte Hinderniß auf ihrem Wege sein werden. Als darum vor etlichen Jahren in Futscheu die Anstiftung eines Auflaufs gegen die Missionare versucht wurde, nannten die betreffenden Plakate diese „die Augen und Ohren" der Fremden mit der Bemerkung, wenn nur erst sie aus dem Wege geräumt wären, wäre es leicht, mit den Uebrigen fertig zu werden. Hier in Amoy haben sicherlich die neuesten Ereignisse die Missionare der Beamtenwelt verhaßter gemacht als je, denn es ist denselben nicht verborgen, daß die Mittheilungen, welche die fremden Konsuln in den Stand setzten, ihre Pläne zu vereiteln, nur von den Missionaren herrühren konnten.*)

---

*) Der amerikanische Konsul in Amoy, General Legendre, hat für seine Regierung einen langen Bericht über die Geisterpulvergeschichte ausgearbeitet. Darin bekennt er sich zu der Ansicht, es sei dies eine Verschwörung der chinesischen Regierung zu dem Zweck, die Austreibung der Fremden anzubahnen und er hat jedenfalls unbestreitbare Thatsachen zusammengebracht, welche diese Erklärung höchst wahrscheinlich machen. Er entdeckte nämlich, daß der Tschamhu von Amoy (2. Kommandant der Flotte) überaus thätig war, die Aufregung anzufachen; und daß ein Brief, den er an verschiedene Städte im Innern sandte Proklamationen der Lokalbehörden hervorrief, welche alle den panischen Schrecken nur vermehren konnten. Ein weiteres Papier, das dem General in die Hände fiel, stammt von keiner geringeren Person als dem Vicekönig von Futscheu. Dasselbe bezieht sich auf eine Mittheilung, welche der Vicekönig von der Regierung in Peking erhalten hatte, wornach die Gouverneure angewiesen wurden, alles bereit zu halten, da das Tientsin-Gemetzel wohl ernste Folgen haben dürfte. Der Vicekönig deutete in seiner Antwort an, wie nöthig es sei, solche Absichten vor den Ausländern zu verbergen, bis der rechte Augenblick gekommen sei, sie ein für allemal hinauszufegen. Legendre besuchte den Vicekönig mit diesem kostbaren Aktenstück und wußte sich desselben so geschickt zu bedienen, daß er die Absetzung des Feuerbrands Tschamhu und die Erlassung einer strengen Rüge an jene Lokalbehörden durchsetzte.

(Shanghai Newsletter.)

„Lassen wir damit die Sache der Mission; denn wenn statt in Beziehung auf sie den Chinesen zum Beginn ihrer reaktionären Politik auf irgend einem andern Punkte eine ähnliche Ermuthigung geworden wäre, hätten sie dort den Hebel angesetzt. Ihr entschiedenes Streben geht einmal dahin, den Verkehr mit den Fremden möglichst zu beschränken, und am liebsten seiner ganz los zu werden. Dieser Wunsch ist wiederholt ausgesprochen und unter der Bevölkerung weithin bekannt gemacht worden. Seit ein bis zwei Jahren, wenn nicht schon länger, ist es wenigstens in hiesiger Gegend ein sehr gewöhnlicher Gegenstand des Gesprächs unter den Eingebornen: wie lange es wohl noch dauern könne, bis sie im Stand sein werden, die Fremden zu verjagen. „Laßt sie nur ihre schönen Häuser bauen," kann man wieder und wieder sagen hören; „sie werden bald alle uns gehören."

„Deutlich tritt diese Politik seit dem Jahr 1868 hervor, wo Tseng-Kwo-Fan in der bereits erwähnten Denkschrift von der Depesche der kaiserlichen Regierung spricht, welche er im Oktober 1867 über die Revision der Verträge erhalten habe. „Der Plan ist," sagt er in jener Denkschrift, „fest bei unsrer Absicht zu beharren, ohne jedoch die Sicherheit der gegenwärtigen Lage aufs Spiel zu setzen, mit dem Wunsch, unsre Schmach zu tilgen und unsern Beschwerden abzuhelfen; nur daß wir den betreffenden Parteien keine Veranlassung geben, unsre Absichten zu ahnen!" Das also war die Meinung der chinesischen Regierung, als sie jene berühmte Gesandschaft (Burlingame's) abordnete, welche die Westmächte von ihrem aufrichtigen Wunsch in Kenntniß setzen sollte, nun auch in den Verband der Nationen einzutreten! Und fast über ihre eigne Erwartung hinaus ist es ihr gelungen, ihre Zwecke zu erreichen und ihre wahren Absichten wenigstens für den Anfang zu verhüllen. Gerade in dem Maße aber, in welchem die schwankende Haltung der Westmächte und deren Mißhelligkeiten unter einander sie ermuthigten, wurde sie nicht nur kecker in der Verweigerung aller von ihr erwarteten Zugeständnisse, sondern begann auch, sich von den bereits gewährten Stipulationen loszusagen.

„Die allmähliche Durchführung dieser Politik warf ihre Schatten voraus in dem allmählichen Umsichgreifen von Ruhestörungen durchs ganze Reich hindurch. Den neuesten Punkt, auf welchem dieselbe angelangt ist, ersehen wir aus der unbefriedigenden Lösung der

Tientsin-Angelegenheit, der kaiserlichen Kundgebung gegen die Mission, und der kaum erst wieder gedämpften Aufregung in dieser Gegend. Daß wir aber damit noch nicht am Ende sind, geht deutlich aus der Rührigkeit hervor, womit im ganzen Reiche jetzt Truppen eingeübt, Kriegsdampfer erbaut und die besten Waffen angekauft und fabricirt werden, so wie aus jener inhaltsschweren Erwiederung des Vicekönigs von Fokien und Tschekiang auf ein voriges Jahr an alle Vicekönige des Reichs gerichtetes kaiserliches Edikt: „Der unterthänigste Diener Eurer Majestät versteht vollkommen die kaiserliche Absicht, die Vertheidigung so insgeheim organisiren zu lassen, daß zur bestimmten Stunde er nach Eurer Majestät Belieben über das Loos der Fremden verfügen kann."

„Die Krisis naht so schnell heran, daß es schon jetzt zweifelhaft ist, ob es noch möglich sein wird, die Fremden und ihre Interessen in diesem Lande zu schützen und den Krieg zu vermeiden, zu dem China sich mit aller Macht rüstet. Die Drähte sind schon weithin gelegt; es bedarf nur noch des zündenden Funkens. Die einzige Hoffnung steht noch darauf, daß die Westmächte sich eiligst zu einer festen Politik vereinen und von der chinesischen Regierung die genaue Erfüllung aller ihrer vertragsmäßigen Verpflichtungen fordern. China muß, seinem gegenwärtigen Charakter entsprechend, nicht als eine christliche, sondern als eine heidnische, nur halb civilisirte Nation behandelt werden. Man darf ihm gegenüber weder die grenzenlose Betrügerei vergessen, welche in der Beamtenwelt im Schwange geht, noch ihren eingefleischten Haß gegen die Fremden, noch die Unabhängigkeit der Provinzialbehörden. Man sollte von ihm nichts fordern, als was gerecht, und sowohl seinen eignen Interessen, als denen der auswärtigen Nationen entsprechend ist; das aber sollte nicht nur gefordert, sondern auch durchgesetzt werden. Die Ermanglung einer solchen Politik hat die gegenwärtigen Wirren herbeigeführt und die Zukunft in solches Dunkel gehüllt.

„Wir sind ferne davon, die auswärtigen Regierungen auffordern zu wollen, daß sie einen Kreuzzug zu Gunsten des Christenthums beginnen oder der Missionare wegen Eifersucht erregende Ausnahmen machen. Aber wir halten es für billig, daß die Missionare in ihrer Arbeit denselben Schutz ihrer Regierungen genießen, wie ihre Mitbürger bei den Zwecken, welche sie verfolgen, und daß eine ent-

gegengesetzte Politik nicht nur unrecht, sondern auch kurzsichtig wäre, und sicherlich den Interessen, die sie schützen sollte, nur verhängnißvoll würde." —

Wir haben diese Denkschrift eines amerikanischen Missionars um so lieber ausführlich berücksichtigt, als sie uns Gelegenheit gibt, auf die verschiedenen Anschauungen lebendiger Christen einen Blick zu werfen. Denn es gibt warme Missionsfreunde, welche sich von solchen kirchlichpolitischen Fragen mit gewissenhafter Aengstlichkeit fern halten, sich von ihnen abgestoßen, ja angeekelt fühlen und von Herzen wünschen, die Mission möchte ihnen völlig aus dem Wege gehen. Wenn sie es nur könnte! Ein neulich erhaltenes anonymes Schreiben eines deutschen Bruders, das diese Anschauung vertritt, möge sie in Kürze aussprechen!

„Sie würden manchem Freunde, der die heilige Reichssache der Mission auf betendem Herzen trägt, gewiß einen recht großen Dienst erweisen, wenn Sie im 'Magazin' die Frage beantworten wollten: welches göttliche und menschliche Recht haben wir, durch politischen Druck, event. durch die ultima ratio regum*) eine heidnische Regierung zu zwingen, die Verkündigung des Evangelii in ihrem Lande zu dulden und die Bekehrten aus den Heiden wie die das Land durchziehenden fremden Christen der Jurisdiktion auswärtiger Konsuln zu unterstellen?

„Grade die Verwickelungen in Japan, wo das Handhaben dieses Principes seitens des römischen Episcopates wohl der erste Anlaß für die heidnische Regierung war, die sich etablirende christliche Nebenregierung durch die Vertilgung alles Christenfreundlichen zu entfernen, legt uns doch die Frage recht ernst vor, ob dieser unapostolische Weg, Mission zu treiben, durch die jetzige Weltlage als göttlich geboten oder erlaubt darf angesehen werden? Wenn Madrid und Rom seine Bürger, die Bibeln besaßen, in Kerker und auf Galeeren sandte, ohne daß England und Amerika Kriegsschiffe dorthin sendeten, sondern jede Art von Intervention der evang. Allianz und drgl. freien Vereinen überlassen blieb, kann man der heidnischen Regierung verdenken, daß sie für alle ihre Landes-

*) „den letzten Beweis der Könige" d. h. Waffengewalt.

kinder das Landesgesetz aufrichtet? Ist es nicht das Höchste was wir von der heidnischen Regierung verlangen können, und resp. ertrotzen müßten, daß sie den Bekehrten erlaubt, mit Hab und Gut auszuwandern? Wäre nicht das schon mehr, als was das christliche Frankreich s. Z. seinen evangelischen Kindern gewährte?

„Die Wege, welche die Mission zu gehen hat, sind des Herrn Wege und darum Wege des Kreuzes, voll Noth und Aufopferung, aber nicht Wege unterm Schutz der Kanonen und auswärtiger Minister. Sollten solcher Art gerüstete Missionen evangelische sein? sollten Sie vom Herrn gesegnet werden können? Oder wenn der Herr diese Wege selbst schließt und uns auf Seine Hilfe blicken heißt, sollten wir da nicht uns andre Wege weisen lassen?

„Das sind Gedanken, die manchen Freund der Mission bewegen, und die Sie wohl mal gelegentlich berücksichtigen könnten, wenn Sie es der Mühe für werth halten.

Ein Beter der Bitte 'Dein Reich komme!'"

Darauf nun möchten wir erwiedern:

1. „Des Herrn Wege sind Wege des Kreuzes." Das bleibt ewig wahr, auch in der scheinbar begünstigtsten Mission. Der Sendbote in fremden Ländern hat daran noch immer zu lernen; er wirds auch erfahren, daß ihm mit aller Hilfe, welche Diplomaten und Kriegsschiffe ihm bringen mögen, wenig geholfen ist. Englischen und amerikanischen Missionaren insbesondere mag es heilsam sein, wenn sie lernen, auf ihre Rechte als Unterthanen mächtiger und weithin wirkender Regierungen weniger zu pochen, und allen Verwicklungen mit der Politik vorsichtig aus dem Wege zu gehen. Das warnende Vorbild der Jesuitenmissionen kann ihnen nie eindringlich genug vor Augen gestellt werden. Wie haben sich doch nach einander alle Mächte, welche Rom in seinen Dienst zu pressen wußte, Portugal, Philipp II, Ludwig XIV ꝛc. als Rohrstäbe erwiesen! Es wäre eine interessante Untersuchung, für welche die Anhaltspunkte gegeben sind, ausführlich nachzuweisen, wie auch die katholischen Missionen alle ihre wirklichen Erfolge nicht dem so oft angerufenen weltlichen Arme, sondern der dienenden Hingebung, der Opferwilligkeit, Ausdauer und Sterbensfreudigkeit ihrer besten Arbeiter, die eben darum weniger gefeierte Namen tragen, zu danken haben.

2. Dagegen läugnen wir die Richtigkeit der Anschauung, welche

es unapostolisch findet, wenn unsere Missionen auf die Erhaltung ihnen bereits zuerkannter bürgerlicher Rechte einigen Werth legen, und sich zu diesem Zweck an ihre Obrigkeiten wenden. Paulus war römischer Bürger, und er hat sich auf dieses Recht in Philippi, Cäsarea ꝛc. berufen. Gewiß nicht aus Kreuzesscheu; dem Tode eines Verbrechers ist er auch damit nicht entgangen. Ganz ebenso wenig darf es Missionaren verdacht werden, wenn sie den Schutz derjenigen Verträge anrufen, welchen seiner Zeit Bestimmungen zu ihren Gunsten — und zwar auf Antrag der chinesischen Minister selbst (S. 155.) — einverleibt worden sind. Sie werden sich auch zufrieden geben können, wenn ihnen — und zwar von allen Europäern ihnen allein — solche Rechte verkürzt oder ganz entzogen werden. Aber Feigheit, nicht Muth wäre es, wenn sie um solche Rechte sich nicht wehrten.*)

3. Rechte dieser Art mit allen gesetzmäßigen Mitteln zu behaupten, ist nicht blos erlaubt, sondern erscheint dem nüchternen Christen geradezu als Pflicht. Einmal ist er sich seiner vielfachen Schwäche bewußt, also bittet er nicht um Häufung der Last, um ein schwereres Kreuz, um einen Sturm der Verfolgung ꝛc., was Gott versuchen hieße, sondern um eine solche Beeinflußung der Könige und Obrigkeiten, welche ihm und allen Neubekehrten ein stilles und ruhiges Leben möglich macht (1 Tim. 2). Wo nun eine solche Vergünstigung, in Antwort auf viele Gebete wie in China, bereits stattgefunden hat, erfordert es schon der lebendige Dank gegen Gott, eine derartige Gabe hoch zu halten und nach Kräften zu verthei-

*) Vergleichen wir einen konkreten Fall, der sich im Dezember 1871 zutrug. Ein amerikanischer Missionar Pearson hatte sich in Yujok, einer Stadt 30 Stunden von Peking angesiedelt, nicht ohne beim Miethen seiner Wohnung, auch nachdem er das Handgeld bezahlt hatte, auf große Schwierigkeiten zu stoßen. Der Widerstand gieng unverkennbar von den höheren Beamten aus, welche den Hausbesitzer bearbeiteten. Doch Pearson fügte sich in alle Beschränkungen und eröffnete einen Gottesdienst. Während der ersten Predigt offenbarte sich eine so entschiedene Feindseligkeit von Seiten einiger Hörer, daß er es fürs Beste hielt abzubrechen. Er wurde jedoch verfolgt, niedergeworfen, geschlagen und mit Steinen beworfen. Mit zerrissenen Kleidern, und blutend aus vielen Wunden am Kopf und im Gesicht, erreichte er endlich seine Wohnung. Er wird sich drein ergeben, in seinem Berufe etwas leiden zu müssen; dennoch freut es uns, daß er gerade ein Amerikaner ist und bei seinem Gesandten eine wohlwollendere Beurtheilung seiner Bemühungen und eine stärkere Vertheidigung des Rechts zu finden Aussicht hat, als wenn er ein Engländer wäre.

digen. Wird sie wieder, wie es bei so mancher himmlischen Gabe geschieht, auf eine Weile zurückgezogen, so ists noch immer Zeit, sich mit Geduld in die vielleicht kurze Prüfung zu finden. — Solche Rechte festzuhalten, ist aber auch unsere Pflicht um der heidnischen Obrigkeit willen, sofern wir das unsrige thun sollen, sie vor ungerechten Schritten, die ihr selbst nur schaden können, nach Vermögen zu bewahren. — Endlich möchte sich darthun lassen, daß durch die antichristlichen Strömungen unserer Tage, wie sie in der Tagespresse, in Kammerverhandlungen ꝛc. immer handgreiflicher hervortritt, der ernste Christ leicht in die Versuchung geführt wird, das christliche Element, das in unsern civilisirten Staaten heute noch vorhanden ist, zu unterschätzen und voreilig wegzuwerfen. Dagegen gilt es sich zu waffnen; wir sollen unserem Staat, so weit es noch irgend möglich ist, christliche Thaten zutrauen und zumuthen, weil wir wissen, daß solche ihm selbst zum Segen gereichen.

4. Sagt man endlich, damit würde die Mission am Ende zum Kriege treiben, so zeigt gerade die chinesische Verwicklung das Gegentheil. Die sehr erklärliche Nachgiebigkeit europäischer Diplomaten in allem, was das Reich Gottes betrifft, ist viel mehr dazu angethan, einen asiatischen Staat in einen Krieg zu verwickeln, als ein beharrliches Festhalten an versiegelten Vertragsbestimmungen. Hören wir die Times in einem sehr bezeichnenden Artikel vom 31. Okt. 1871! Sie findet, daß der chinesische Handel für England ein wichtiges Lebenselement ist; dieser darf also beileibe nicht gefährdet werden, es koste was es wolle. Jetzt aber scheinen die Chinesen sich zum Krieg zu rüsten; schlimm für Indien, wenn es ein schwerer Krieg werden sollte! Die chinesische Regierung fühle sich dem Volksaberglauben gegenüber hilflos; und dieser deute auf die christlichen Missionen als das aufreizende Element. Zwar seien es hauptsächlich die römischen Missionen, welche sich zu viel herausgenommen haben sollen; aber auch die protestantische Mission habe den Behörden schon etwelche Noth bereitet. War es vielleicht eine wohlgemeinte, aber schlecht getroffene Gefälligkeit gegen die Mission, sie durch eine Vertragsclausel in Tientsin zu schützen? Wäre es nicht vielleicht das leichteste, diese eine Clausel fallen zu lassen und der Handel wäre dann gerettet. Aber leider! so leicht sich auch das Wort „Protestantisch“ aus dem Vertrage streichen ließe, stehe daneben ein anderes Wort: „katholisch,“ das Pius IX, Vater Beckx

und H. Thiers nicht so schnell bereit sein werden, ausmerzen zu lassen. „Diese sind auch Kaufleute, zwar nicht in Gold und Silber, aber in Seelen der Menschen." Wir könnten also unsere Missionare los werden, aber die französischen Jesuiten würden ihre aufreizende Arbeit dennoch fortsetzen. Schade! „denn wenn die römischen Missionen ihre ränkevolle, sich in alles mengende Thätigkeit weiter führen, werden die von der chinesischen Regierung vorherverkündigten Aufstände sicherlich ausbrechen, und ein chinesischer Pöbelhaufe wird sich nicht die Mühe geben, zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen Missionaren und Kaufleuten scharf zu unterscheiden." Wer nie in seinem Leben eine Bibel, wer nur Opium verkauft hat, könnte dennoch mit den Jesuiten in gleiches Verderben gerathen, und sein Magazin dürfte so leicht ausgeplündert werden als ein Nonnenkloster. Dann hätte man Jona über Bord geworfen, und doch den Sturm nicht beschworen. Also frage sichs noch immer, ob man am Ende nicht besser thue, den armen Jona (mit einer Bedrohung sich anständig aufzuführen) vorderhand in Ruhe zu lassen.

Wir sehen, wie wenig der Times an den Missionen liegt, wir sehen aber auch, wie klar den allerweltlichsten Staatsmännern die Nothwendigkeit vorschwebt, in dieser Sache nicht vereinzelt vorzugehen. Wenn Amerika, England und Frankreich (warum nicht auch Deutschland?) einfach auf der Ausführung der Verträge bestehen, so kommt es zu keinem Krieg, während ein solcher allerdings im Bereich der Möglichkeiten liegt, sobald Ein Staat sich den chinesischen Forderungen fügen und damit eine würdelose Sonderpolitik einschlagen wollte, welche tatarischen Ministern nur aus Schwäche und Furcht erklärbar erscheinen könnte.

5. Der „Beter" sagt zum Schluß: „Wenn der Herr diese Wege (unter dem Schutz der Minister) selbst *schließt* und uns auf Seine Hilfe blicken heißt, sollten wir da nicht uns andere Wege weisen lassen?" Diesem Satz, richtig gelesen, liegt eine Voraussetzung zu Grunde, die wir nicht annehmen können, als ob ein Widerspruch bestehe zwischen dem Blick auf des Herrn Hilfe und der Ergreifung menschlicher, untergeordneter Hilfsmittel. Auf jene ist *allein* zu trauen, auch wo Wind und Strömung noch so günstig scheinen; obwohl man letztere aufs achtsamste benützt, dankt man doch dem Herrn allein die gebotene Förderung. Ein solcher Glaube bewahrt aber auch vor der pessimistischen Anschauung, die einen

befallen könnte, wenn nur Gegenwinde, Sturm und Klippen sich zeigen, als ob darum der bisher eingehaltene Weg verlassen und eine neue Richtung gesucht und eingeschlagen werden müßte. Es wäre ein Zeichen von Kleinmuth, wenn wir aus dem Auftauchen von Schwierigkeiten sogleich das Ergebniß zögen: „der Herr schließt diesen Weg." Ein Beispiel mag dies erläutern: die Schotten haben bei Ningpo eine Außenstation. Ein eingeborner Prediger wurde hier im Gottesdienst von der Menge überfallen, aus der Kapelle geschleppt und grausam geschlagen. Er klagte beim Mandarin. Was thut nun dieser? Er befiehlt, daß dem Anführer der Rotte und dem Prediger, jedem 400 Bambusschläge aufgemessen werden, und verbietet letzterem, hinfort je wieder ein Wort gegen die Götzen zu sprechen. Daraus schließen nun die dortigen Missionare und zwar alle in Ningpo weilenden: „die Verträge mit China gewähren den Missionaren und ihren Bekehrten keinen Schutz."*) Es ist das eine sehr natürliche Schlußfolgerung, aber dennoch keine richtige. Denn Basler Missionare fanden Schutz für sich und ihre Leute beim Mandarin in Tschonglok, der veröffentlichte: „Da mir von der höchsten Obrigkeit wiederholt Proclamationen zugekommen sind, die Gemüther zu beruhigen ꝛc.," und sie sind darum dieser (für die Chinesen) höchsten Obrigkeit zu Dank verpflichtet, weil sie „ihr Möglichstes gethan hat, Unheil zu verhüten." Sie erkennen, daß dieselben Greuelthaten wie auf den rheinischen Missionsstationen auch bei ihnen zum Ausbruch gekommen wären, „wenn wir keinen Schuilin als Generalgouverneur gehabt hätten."**) Sollen wir darum schließen: „also gewähren die Verträge den Missionaren und ihren Bekehrten ausreichenden Schutz?" Gewiß nicht. Der gewährte Schutz ist ein menschlicher, sehr precärer und ungewisser, vom Unterschied der machthabenden Persönlichkeiten abhängiger, ein Schutz, der da und dort völlig versagt, ja ins Gegentheil umschlägt. Also traut man blos dem Schutze Gottes, benützt aber das Maaß menschlichen Schutzes, das unter den gegebenen Verhältnissen dargereicht

*) Bapt. Miss. Mag. Dec. 1871. S. 436.

**) Ev. Heidenbote Febr. 1872. Daß der Generalgouverneur von Canton diese beruhigenden Placate erließ, geschah auf Veranlassung eines rheinischen Missionars der selbst unter der Volkswuth sehr zu leiden hatte; ihn selbst, den I. Krolczyk, hat dieser Schuilin nicht zu schützen vermocht, aber andern kam seine Verwendung zu gut.

wird, mit Dank und Hoffnung. Man hüte sich daher vor dem voreiligen Schluß: „Der Herr schließt diese Wege," und lerne in Geduld sich weiter mühen, den Blick auf „Seine Hilfe" gerichtet! Der Herr gebe also seinen Knechten in den manchfaltigen Verwicklungen ein offenes, einfältiges Auge!

Was Frankreichs Stellung zu der schwebenden Frage betrifft, so erhellt dieselbe deutlich aus den Worten, welche Thiers 23. Nov. 1871 in Versailles an die drei chinesischen Gesandten richtete. Nachdem nämlich der erste Gesandte Tschonghau, seines Kaisers Bedauern über das Gemetzel von Tientsin ausgesprochen und erklärt hatte, wie 20 (24?) Schuldige dafür hingerichtet, 25 andere deportirt worden seien, gab er der Hoffnung Ausdruck, daß die Freundschaft beider Nationen hinfort nur um so fester und dauernder sein werde.

In seiner Antwort ertheilte Thiers dem (freilich mitschuldigen) Gesandten eine Lection über die Pflichten einer Regierung gegen eine noch ungebildete Masse von Unterthanen. „Ihre Regierung ist zu aufgeklärt, um nicht die Verdienste jener Missionare würdigen zu können; es sind höchst achtungswerthe Männer, die aber willig ihr Vaterland verlassen, um die Grundsätze der Civilisation durch die Welt zu verbreiten, und gegen diese haben böswillige Personen den Haß des Pöbels anzuschüren gewagt. Aber wenn die Behörden solchen Männern mit Achtung begegnen und jede Gelegenheit ergreifen würden, ihnen diese zu bezeugen, wird auch das Volk solche Fremden ehren lernen. Weiter liegt Ihrer Regierung ob, durch ihre Haltung und ihr ganzes Benehmen zu offenbaren, wie sie diplomatische und Consular-Agenten fremder Nationen hochschätzt und werth hält; nur durch ein rückhaltloses Eingehen auf diese Bedingungen eines gedeihlichen Verkehrs mit dem Ausland kann Ihre Regierung eine ehrliche Ausführung der Verträge anstreben."

Zum Schluß sprach Thiers seine Ueberzeugung aus, daß eine chinesische Gesandtschaft sich in Frankreich einleben sollte, wie die französische Gesandtschaft diesen Plan in Peking verfolgt. Dann erst lassen sich die Beziehungen bei den Staaten vervielfältigen, und gegenseitige Achtung und wachsendes Zutrauen werden daraus ent-

springen. — Der Gesandte versprach, seinem Kaiser die Worte des Präsidenten mitzutheilen.

Der gegenwärtige englische Gesandte ist nach dem Zeugniß der Hongkong Presse ein gelehrter Sinologe, der den britischen Kaufleuten nur gar nicht für seinen Posten zu taugen scheint, weil er fast so chinesisch denken gelernt habe als die Minister in Peking. Dieser Hr. Wade nun hat die kaiserliche Regierung über das Unpassende und Unzuläßige mancher ihrer Forderungen aufgeklärt; er hat auch mit Wärme den Wunsch der Westmächte ausgesprochen, daß China sich doch durch Gesandte in Europa vertreten lassen möge, damit die beständigen Reibungen mit dem schwerhörigen übelunterrichteten Ministerium in Peking eher ihr Ende erreichen. Dennoch ist er kein Freund der Missionare; er weist zwar nach, wie viele Klagen des Handelsstands noch unerledigt seien und wie wenig sich die Behauptung des chinesischen Circulars rechtfertigen lasse, nicht der Handel, nur die Mission verwickle China in Schwierigkeiten. Allein wo er den Missionaren eine kleine Demüthigung bereiten kann, läßt er die Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen. So hätte er im Grunde nichts dagegen, wenn die Missionare zu chinesischen Formen der Unterwürfigkeit und Ehrerbietung gegen die kaiserlichen Beamten gezwungen würden; er fände es passend, wenn die Missionare nicht im Innern des Landes wohnen dürften; und gegen den religiösen Schulunterricht, welchen sie ertheilen, läßt er auch einige Schüsse fliegen, nur um anzudeuten, wie hoch die chinesische sowie die weltlich europäische Bildung über der neueingeführten christlichen stehe.

Darauf hat Miss. Burdon in Peking erwiedert: „Hr. Wade legt, wie wir übrigen, hohen Werth auf eine wirkliche Bildung im abendländischen Sinne und wünscht, daß eine solche auch den Chinesen zugänglich gemacht werde. Er kann aber sich der Thatsache nicht verschließen, daß die protestantischen Missionare die einzigen Leute in China, wenigstens während dieses Jahrhunderts sind, welche derartige Ziele verfolgt haben oder verfolgen. Wo ist denn die Geographie, die Astronomie, die Weltgeschichte, welche von einem Fremden in Chinesisch verfaßt worden wäre, außer von protestantischen Missionaren? Man könnte doch hoffen, daß dies Gegenstände wären, mit welchen auch ein Civilist sich in seinen Mußestunden beschäftigen würde. Aber nicht Einer dieser Herren hat je, daß ich

wüßte, zum Besten der Chinesen einen Tractat oder ein Buch geschrieben, um dieselben in solche oder verwandte Wissenschaften einzuführen. Was immer hierin geschehen ist, verdankt man ausschließlich den protestantischen Missionaren."

Ganz anders als der englische Gesandte, besteht der amerikanische einfach auf ehrenhafter Ausführung der Verträge und weist die gegen die protestantischen Missionare ausgesprochenen Verdächtigungen nachdrücklich zurück.

Mit wiederholter Bezugnahme auf die amerikanische Erklärung, ertheilte auch Lord Granville (21. Aug. 1871) dem englischen Gesandten Wade seine Weisung in einem Sinne, dessen Mäßigung und Festigkeit von den Freunden der evangelischen Mission gewiß nur dankbar anerkannt werden kann. Während die chinesische Regierung sich wohl mit Recht über das Auftreten einiger französischer Priester zu beschweren haben mochte, legt die englische Depesche deutlich dar, daß die in den chinesischen Forderungen angeführten Mißstände die von England ausgehenden Missionsbestrebungen nicht treffen, England aber nur für das Verhalten seiner eignen Unterthanen verantwortlich gemacht werden könne und darum sich mit der einfachen Erklärung begnügen könnte, es dürfe sich nicht zu Verhandlungen über Gegenstände herbeilassen, welche seine eignen Beziehungen zu China gar nicht in direkter Weise berühren. Die englische Regierung wolle indeß darauf kein zu großes Gewicht legen, da es ihr wünschenswerth erscheine, im Verein mit allen Vertragsmächten darauf hinzuwirken zu suchen, daß das Verhältniß zwischen diesen und der chinesischen Regierung ein recht freundliches bleibe, und somit werde sie immer bereit sein, jeden Vorschlag, den die letztere in dieser Beziehung zu machen habe, in Erwägung zu ziehen. Wörtlich heißt es dann weiter:

„In Betreff der besondern Frage, worauf die chinesische Cirkulardepesche sich bezieht, war die Politik und Praxis der englischen Regierung unmißverstehbar. Sie hat immer erklärt und wiederholt es jetzt, daß sie nicht begehrt, den chinesischen Christen irgend eine Art von Schutz zu gewähren, die so gedeutet werden könnte, als wolle sie dieselben ihrem heimischen Unterthanenverband entziehen, noch wünscht sie den englischen Missionaren irgend welche Vorrechte und Freiheiten zu sichern, außer denjenigen, die vertragsmäßig auch andern britischen Unterthanen gewährt sind.

„Der Bischof von Viktoria wurde in einem am 13. Nov. 1869 im Auftrage des Grafen Clarendon an ihn gerichteten Schreiben ersucht, dieß den evangelischen Missionsgesellschaften mitzutheilen und sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie wohl daran thäten, die Bekehrten darüber zu belehren, daß, obgleich die chinesische Regierung dafür verbindlich gemacht werden könne, sie wegen ihres Uebertritts zum Christenthum nicht zu verfolgen, doch keine vertragsmäßige Bestimmung bestehe, welche sie von den Verpflichtungen chinesischer Unterthanen oder der Gerichtsbarkeit der Lokalbehörden entbinde. Unter ihrer neuen Religion, wie unter der ihrer Väter, schulden die zum Christenthum Bekehrten den Gesetzen China's Gehorsam, und wenn sie im Vertrauen auf fremden Schutz die Anmaßung haben sollten, sich über diese Gesetze hinwegzusetzen, haben sie die Folgen ihrer Unbesonnenheit selbst zu tragen, denn unter keinen Umständen werden die englischen Behörden dann zu ihrer Rettung einschreiten.

„Andrerseits aber darf die Regierung Ihrer Majestät nicht vergessen, daß die freie Ausübung der christlichen Religion in China durch den 8. Artikel des Vertrags vom 20. Juni 1858 gewährleistet ist, worin es heißt: 'Die christliche Religion, zu welcher sich die Protestanten oder römischen Katholiken bekennen, empfiehlt die Ausübung der Tugend und lehrt die Menschen, Andern zu thun, wie sie wünschen, daß man ihnen thue. Darum sollen Personen, welche dieselbe lehren oder bekennen, gleichermaßen auf den Schutz der chinesischen Behörden Anspruch haben, noch sollen sie, wenn sie ruhig ihres Berufes warten und sich nicht gegen die Gesetze vergehen, verfolgt oder behindert werden.' So deutlich sich darum auch die Regierung Ihrer Majestät darüber ausgesprochen hat, daß der Uebertritt zum Christenthum kein Anrecht gibt auf britischen Schutz gegen die Anwendung der Landesgesetze, könnte sie doch nicht gleichgültig bleiben, wenn Christen ihres Glaubens wegen verfolgt würden."

Hierauf wird einer der acht Punkte jener Cirkulardepesche nach dem andern einer eingehenden Beleuchtung unterzogen. Hr. Low, der amerikanische Gesandte in Peking, habe übrigens ihre völlige Unausführbarkeit (in seiner Vorstellung vom 20. Merz) genügend dargethan, daher nur die Haupteinwendungen zu betonen seien. Nr. 1, die Findel- und Waisenhäuser betreffend, heißt es: „Dieser

Paragraph berührt die englischen Missionsgesellschaften nicht, da sie keine Waisenhäuser in China haben; und die Regierung Ihrer Majestät kann nicht Bestimmungen beitreten, welche durchzuführen sie keine Macht hat. Wenn die Missionare andrer Nationen solche Anstalten in einer Weise geleitet haben, welche unter dem chinesischen Volk gerechten Grund zum Argwohn wecken konnte, so zweifelt Ihrer Majestät Regierung nicht, daß auf eine geeignete Mittheilung des Thatbestands hin, die Ursache der Beschwerden beseitigt werden wird; aber sie kann nicht zugeben, daß ein so abscheuliches Verbrechen wie die Greuel von Tientsin damit entschuldigt wird, daß man es auf die Vorurtheile der Unwissenden schiebt."

Zu Nr. 2, den Ausschluß der Frauen aus den christlichen Gottesdiensten und der barmherzigen Schwestern aus China betreffend, bemerkt Lord Granville: „So viel Ihrer Majestät Regierung bekannt ist, hat man in Futscheu und an andern Orten dem Bedenken über den Kirchenbesuch der Frauen dadurch abzuhelfen gesucht, daß man die verschiedenen Geschlechter durch eine leichte Zwischenwand trennte. Das weibliche Geschlecht ganz von der Theilnahme an den Gottesdiensten auszuschließen, wäre eine Verletzung der vertragsmäßig zugesagten Religionsfreiheit und stünde im Widerspruch mit den Grundlehren des Christenthums. Wie der chinesischen Regierung vermuthlich bekannt ist, stehen keine barmherzigen Schwestern im Verband mit den englischen Missionaren, dessen ungeachtet aber vermöchte die Regierung Ihrer Majestät nicht eine Maßregel zu unterstützen, die einen Makel auf Ordensfrauen werfen würde, deren fleckenloser Wandel und edle Hingebung im Dienst der Menschenliebe in der ganzen Welt anerkannt sind."

Nr. 3 und 4, auf die Gerichtsbarkeit der eingebornen Christen und das Verhältniß der Missionare zu den chinesischen Behörden bezüglich, werden nur kurz erwähnt, da über den ersteren Punkt schon der Eingang der englischen Antwortsdepesche genügende Erklärungen enthält; gegen die Zumuthung aber, daß in China lebende Missionare sich künftig den dortigen Gesetzen und Sitten anbequemen sollen, protestirt dieselbe aufs Entschiedenste mit der Erklärung: „Es ist die Pflicht des Missionars, wie jedes andern britischen Unterthanen, so viel als möglich Alles zu vermeiden, was die chinesischen Behörden oder das chinesische Volk verletzen könnte, aber

seine Eigenschaft als Missionar beraubt ihn nicht der Rechte, auf welche er als britischer Unterthan Anspruch hat."

Artikel 5, 7 und 8, den Mißbrauch von Pässen, die unerlaubte Anwendung von Amtssiegeln und die Ansprüche auf Grundbesitz betreffend, finden so gar keine Anwendung auf die protestantischen Missionare, daß die englische Depesche darauf nicht näher eingeht. Nur in Beziehung auf den ersten dieser drei Punkte glaubt sie der chinesischen Regierung eine etwas liberalere Politik und die Gestattung etlicher neuer Konsulate als das beste Schutzmittel empfehlen zu dürfen. Zu § 6, der die eigenthümliche Stellung der eingebornen Christen regeln soll, bemerkt sie: „Abgesehen davon, daß derselbe eine gänzliche Verkennung des Wesens der christlichen Religion verräth, erweckt er auch in sofern Bedenken, als durch ihn die chinesischen Bekehrten in einer Weise von ihren Volksgenossen getrennt würden, daß dadurch gerade der Mißstand hervorgerufen würde, welchen die chinesische Regierung zu vermeiden wünscht, da die Christen in jener Ausscheidung unvermeidlich ein Anrecht auf Privilegien sehen würden, für deren Erhaltung sie sich auf den Schutz der Mächte zu verlassen hätten, deren Verträge mit China ihnen freie Religionsübung zusagen."

Der Schluß des betreffenden Aktenstücks lautet:

„Haben britische Missionare sich eines ungeeigneten Verhaltens schuldig gemacht, so sind sie ganz wie andre britische Unterthanen dem nächsten Konsul zur Bestrafung zu überweisen, wie dieß § 9 des Vertrags von Tientsin vorsieht. Sollte es den Lokalbehörden scheinen, die Konsuln Ihrer Majestät schaffen in irgend einem Fall nicht Abhilfe für ihre Klagen, so können sie sich nach den gewöhnlichen Regeln des internationalen Verkehrs durch die Regierung von Peking an den Vertreter Ihrer Majestät wenden. Sowohl er als die Konsuln haben ausgedehnte Vollmachten, um Ruhe, Ordnung und gutes Regiment unter den Unterthanen Ihrer Majestät in China zu handhaben, und sollten je diese Vollmachten sich als ungenügend erweisen, so wäre Ihre Majestät alsbald bereit, sie zu vermehren; so lange es ihr aber nicht bewiesen werden kann, daß ihr Gesandter und ihre Konsuln außer Stand sind, durch die Ausübung der ihnen übertragenen Vollmachten die Unterthanen Ihrer Majestät in Ordnung zu halten, muß deren Regierung es ablehnen, die bestehenden Verträge durch Zusätze zu ergänzen, welche, obgleich nur für eine

besondere Klasse ihrer Unterthanen bestimmt, nicht verfehlen könnten, sie Alle in ihrem Verkehr mit der einheimischen Bevölkerung einer unaufhörlichen Einmischung der lästigsten Art auszusetzen."

In noch weit bestimmterem Ton als Lord Gladstones Depesche an Hrn. Wade, ja in fast drohender Sprache ist die Antwort des französischen Geschäftsträgers Rochechouart an die chinesische Regierung (Peking, 14. Nov. 1871) gehalten, jedoch unter fortwährender Bezugnahme auf die amerikanischen und englischen Erklärungen. Mit großer Zähigkeit wird darin auf den besondern Vorrechten beharrt, welche der Vertrag von 1860 den französischen Priestern sichert, während andrerseits wiederholt zugesagt wird, jedem Mißbrauch dieser Vorrechte, der zur Kenntniß der französischen Gesandtschaft gebracht werde, ein Ende zu machen. In Beziehung auf den schwierigsten Punkt, die Zurückerstattung aller der Grundstücke und Gebäulichkeiten, welche die katholische Mission in früheren Jahrhunderten vor der Vertreibung ihrer Priester besaß, beharrt Rochechouart unerbittlich dabei: „Die jetzigen Besitzer der betreffenden Gebäulichkeiten und Grundstücke haben kein Recht, sich zu beklagen, und wenn sie das, was sie der katholischen Mission genommen haben, etwa verbessert haben, so läßt sich die Richtigkeit und der Werth dieser Verbesserungen prüfen." Etwas milder fährt er dann fort: „Das sind Detailfragen; wir können aber nicht nachdrücklich genug betonen, daß sie immer nach der strengsten Gerechtigkeit geregelt werden sollten. Im Privatleben ist es ein sicheres Mittel, Achtung zu erlangen und Verlegenheiten zu vermeiden, wenn man in zweifelhaften Fällen gegen seinen eignen Vortheil entscheidet. Diese Regel der Moral ist von besonderem Gewicht, wenn sie im Verkehr mit zum Mißtrauen geneigten Völkerschaften ihre Anwendung findet, weil sie dieselben entwaffnet, indem sie ihren Interessen Rechnung trägt. Möchten die Missionare sich bereit finden lassen, in dieser Beziehung öfters Unrecht zu leiden, und sie werden dadurch mehr gewinnen, als durch starres Festhalten auch ihrer kleinsten Rechtstitel."

So energisch, als nur immer möglich, lautet aber wieder der Schluß: „Die Prüfung sämmtlicher acht Artikel der Cirkulardepesche hat die französische Regierung zu dem Schlusse geführt, daß kein einziger derselben annehmbar ist, ja nicht einmal ernstlich gemeint scheint. Diese Depesche gleicht vielmehr einem Vorpostengefecht,

welches die Bestimmung hat, das Terrain zu sondiren und zu säubern. Die französische Regierung glaubt wohl, daß die Christen der chinesischen Regierung Besorgniß erregen, aber sie ist noch fester überzeugt, daß dieselben nur zum Vorwand gebraucht werden. Die systematischen Gegner der Fremden erheben ein großes Geschrei über die Gefahren, welche die westlichen Sekten verursachen. Schlaue Leute wissen durch dieses Mittel eine Aufregung zu bewirken, die ihren persönlichen Zwecken dient. Unter der Oberfläche ist aber nichts desto weniger die Gefahr vorhanden. Sie ist in den letzten Jahren gewachsen und könnte wohl unheilbar werden, wenn kein Einverständniß zwischen den beiderseitigen Regierungen erzielt wird."

Helfen wir mit dem Gebet des Glaubens, daß die Vertreter der christlichen Mächte einer heidnischen Regierung gegenüber einmüthig zusammenstehen und nur solche Forderungen stellen, welche für China selbst zuträglich sind; noch mehr aber, daß unter allen Verwicklungen die Knechte des Reiches Gottes ihrem Könige das Beste zutrauen und unter Seinem Schutze mit Schlangenklugheit und Taubeneinfalt muthig vorgehen!

Reformen und Christenverfolgung in Japan.

Kein asiatisches Reich zieht gegenwärtig die Aufmerksamkeit des Christen in höherem Grade an als Japan, das Land des Sonnenaufgangs. Die im vorigen Jahrgang dieser Blätter (Miss. Mag. 1871, S. 421) besprochene Krise entwickelt sich in raschem Schritte und fördert immer neue Ergebnisse zu Tage. Ist sonst in Asien der Stillstand oder der ewige Kreislauf zu Hause, so erlebt dagegen Japan einen unleugbar mächtigen, ja stürmischen Fortschritt. Schon im Herbst 1871 wurde aus Jedo geschrieben:

„Wenn sich Alles so entwickelt, wie in Aussicht gestellt wird, steht Japan am Vorabend einer politischen und sozialen Reformation von der höchsten Wichtigkeit. Es ist wirklich wahr, daß — bis jetzt zwar nominell — sämmtliche Fürsten ihre Würde niedergelegt haben und vom neunten Monat des japanesischen Jahrs an, d. h.

etwa von Ende Oktobers, ihren Wohnsitz als einfache Privatleute in Jedo nehmen werden. Sie behalten ein Zehntel ihrer früheren Landes-Einkünfte, während die übrigen neun Zehntel der Centralregierung in Jedo zufallen sollen. Die Regierung wird neue Provinzgouverneure ernennen, welche bloße Beamte der Centralregierung sein werden. Sie wird dieselben aus den früheren Fürstenfamilien nehmen, oder auch nicht, nach ihrem Belieben. Auch ist nicht gesagt, daß die bisherige Provinzial-Eintheilung dieselbe bleiben wird.

„Hand in Hand mit dieser politischen Umgestaltung geht eine andere, vielleicht noch wichtigere, soziale Reform. In den nächsten fünf Jahren sollen nämlich alle Samurai, die wohl eine Million betragende Klasse der zwei Schwerter Tragenden, welche bis jetzt von den Fürsten und Großen unterhalten werden mußten, entlassen werden, während ihre Entwaffnung unvorzüglich erfolgen soll. Nach einigen Berichten werden sie bis dahin nur ihren gewöhnlichen Gehalt beziehen, nach andern aber eine bestimmte Summe oder kleine Landparzellen als Ablösung ihrer Rechte empfangen. Nach Ablauf der fünf Jahre haben diese an keine Arbeit gewöhnten Herren für sich selbst zu sorgen, als Bauern, Handwerker, Kaufleute u. s. w.; nur die besseren sollen zu den wirklichen Beamtenstellen herangezogen werden. (Verwundern darf es einen nicht, wenn da und dort besonders im Süden solche herrenlose Samurai sogenannte Ronin-Banden bildeten, um auch ferner von Erpressungen und gewaltsamen Requisitionen zu leben).

„Auch soll künftighin — was früher nur ganz ausnahmsweise der Fall war — jedermann die Würde eines Jakunin d. h. wörtlich eines Mannes, der ein Amt hat, bekleiden können. Zugleich soll eine Art allgemeiner Militärpflicht eingeführt werden. Schon während des letzten Bürgerkriegs wurden viele Rekruten aus den untern Ständen genommen, und in Kischiu, wo ein Bückeburger, Hr. Köppen, das Heerwesen nach preußischem Muster aufs vortrefflichste organisirt hat, ist die allgemeine Militärpflicht bereits eingeführt. Dieses neue Militär tritt in europäischer Uniform mit Hinterladern ꝛc. auf. Schon befinden sich auch Bauern unter den Offizieren der Armee und selbst einige der höchsten Regierungstellen sind von Bauern bekleidet. Vielleicht um die Schwerttragenden an ihre spätere Stellung zu gewöhnen und sie zu veranlassen, schon jetzt, wenn möglich, in die Reihen der gewöhnlichen Sterblichen

einzutreten, ist ihnen vorläufig gestattet worden, auch ohne Schwerter auszugehen, und in Jedo machen nicht wenige hievon Gebrauch.

„Noch lassen sich gegründete Zweifel darüber erheben, daß die erwähnten Reformen völlig durchgeführt werden. Der Stammespartikularismus ist in Japan ebenso stark gewesen, wie irgendwo; die Geschichte des Landes bis zur Begründung des Taikunats weist eine fast ununterbrochene Reihe von Bürgerkriegen nach, und die letzten Jahre haben gezeigt, daß sie noch nicht zu den Unmöglichkeiten gehören. Auch ist es schwer anzunehmen, daß die besondere Klasse, welche bis dahin allein über die Einkünfte der Provinzen verfügt hat, in patriotischer Uneigennützigkeit alle diese Vortheile ohne Widerstand aufgeben wird. Wohl wird ein Befehl des Mikado fast wie ein göttliches Gebot angesehen; aber das hat in früheren Zeiten so wenig, wie in den letzten Jahren, einen Fürsten verhindert, Krieg gegen die Regierung anzufangen, immer unter dem Vorwande: der Mikado sei in der Gewalt seiner Feinde und habe seinen freien Willen nicht mehr. Auf der andern Seite sind die Schwierigkeiten, die japanesischen Provinzen unter einer Centralregierung zu vereinigen, allerdings weit geringer, als die, welche der Bildung eines deutschen Reichs im Wege standen. Die Fürsten waren nominell immer die Vasallen des Mikado gewesen, erhielten Titel von ihm, und besaßen also nicht, wie die deutschen Fürsten, das Prestige der Souveränetät; dagegen ist und bleibt der Mikado immer der 'Tenschi', der Sohn des Himmels. Manche der kleineren Fürsten würden auch, wie man hier und da hört, mit ihrer neuen Stellung sehr zufrieden sein, da sie mit den rein persönlichen Einkünften, welche ihnen bleiben sollen, ein viel bequemeres Leben als bisher führen können.

„Bedeutende Persönlichkeiten fehlen unter den Daimios. Die meisten leben der Wollust oder der Wissenschaft; nur wenige machen sich mit Politik zu schaffen, und von diesen erkennen die gescheidesten wohl, daß ohne eine Centralregierung Japan sich politisch und finanziell ruiniren müßte. Was die mächtigeren Fürsten zu Kanga und Mito betrifft, so sind ihre Stämme durch Parteienspaltung geschwächt; die vier thatkräftigsten Stämme aber, Satsuma, Hizen, Tosa und Tschioschiu sind gerade diejenigen, welche augenblicklich das ganze Regierungsheft in Händen haben und die obige Reform gemeinschaftlich ins Werk setzen. Was nun auch der Ausgang sein

mag, so wird doch die Menge der kleineren Fürstenthümer und Grafschaften aufhören und die Centralmacht in Jedo ungleich größere Gewalt erlangen."

Diese merkwürdige Umgestaltung der Dinge verdankt ihr Dasein einem Erlasse des Mikado vom August 1871, dessen wesentlicher Inhalt folgender ist: „Wenn wir wirklich wünschen, unser Volk glücklich zu machen und ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Völkern zu gewinnen, müssen wir in der gegenwärtigen Reformationszeit frisch von der Absicht zur That schreiten. Es kann dieß unsrer Meinung nach nur durch die Centralisirung der nationalen Regierungsgewalt geschehen. Vor Kurzem sah ich mich veranlaßt, die Macht der Fürsten, die seit etlichen hundert Jahren weltliche Herrscher waren, auf die von Gouverneuren herabzusetzen. Einige dieser Fürsten jedoch mißachteten diesen Befehl. Dieß bedaure ich, denn das einzige Hilfsmittel liegt in der Abschaffung der alten feudalen Gebietstheilungen. Ich hebe daher hiemit das Haus (die feudalen Territorien) auf und verwandle es in Kens (kaiserliche Domänen). Euch nun, die Ihr Autorität besitzt, befehle ich, alles Unpraktische und Veraltete abzuschaffen, alle unnöthigen Ausgaben zu vermeiden und alle störende, zweckwidrige Gesetze zu beseitigen. Ich ermahne das Heer meiner Diener, meinen Wünschen nachzukommen."

Mit diesem Erlasse war der Urtheilsspruch über die Feudalen gefällt. Sie sind nach der Hauptstadt berufen, werden daselbst wohnen und ihr bisheriges großes Gefolge entlassen müssen. Die Regierung übernimmt die Zahlung ihrer Schulden und die Einlösung des von ihnen ausgegebenen Papiergelds.

Das Land ist mit dem Wechsel vollständig einverstanden, und Widerstand von Seiten der Fürsten ist um so weniger zu erwarten, als nur vier darunter Reichthum und Einfluß besitzen, diese vier aber jetzt Minister des Mikados sind und ihn auf den Thron gesetzt haben, nachdem durch sie vor vier Jahren der Taikun gestürzt worden ist.

Im Dezember war schon das manchen Ausländern Unglaubliche geschehen, daß von Seiten der Fürsten oder Daimijos kein Widerstand erfolgte, somit alle früheren thatsächlich unabhängigen Landesregierungen beseitigt waren. „An die Stellen der Fürsten sind Provinzgouverneure getreten, welche von der Centralregierung

in Jedo ernannt sind. Nur von wenigen, wie Satsuma, Tschoschiu, Hizen ꝛc. erzählt man, daß ihnen, in Anbetracht der guten Dienste, welche sie dem Mikado in dem Kampf gegen die Taikun-Regierung geleistet haben, auch noch fernerhin ziemlich bedeutende Einkünfte bewilligt worden sind. Das erste wesentliche und praktische Resultat der ganzen Reform wird unzweifelhaft eine bessere Finanzwirthschaft sein. Zwar bleiben die bisherigen Provinzialeintheilungen fast unverändert bestehen, und die Einkünfte der einzelnen Kens, wie die Provinzen jetzt heißen, sollen nur je für die besonderen Zwecke des Kens verwendet werden, aber die Centralregierung in Jedo behält sich die Kontrolle vor. Früher konnte jeder Fürst für sich Anleihen aufnehmen, schlechtes Geld prägen, Papiergeld machen, welches jenseits der Grenze gar keinen Curs mehr hatte, und die höheren Beamten derselben benutzten sehr oft dargebotene Gelegenheiten, wie Einkäufe von Waffen ꝛc. nur allzusehr für ihre eigenen Zwecke. Dergleichen Mißbräuche werden nun nicht mehr vorkommen; und ein gutes Zeichen für das Vertrauen, dessen die Regierung sich erfreut, ist der merkwürdige Umstand, daß ihr Papiergeld 8—10 Prozent höher steht als die alten Goldmünzen, die freilich einen höheren Marktpreis haben als ihr wirklicher Werth beträgt."

Uebrigens belaufen sich die Pensionen an die 300 Fürsten auf eine beträchtliche Summe, und es ist sehr fraglich, ob die Regierung im Stande sein wird, diese Last auf die Dauer zu ertragen. Vielleicht wird man sie bei der nächsten Krisis einfach streichen. Mittlerweile bescheiden sich die Daimijos, welche früher nur von ungeheurem bewaffneten Gefolge begleitet und vom Volke durch Niederwerfung angebetet, durch die Straßen gezogen waren, mit einem einzigen Bedienten auszugehen oder auszureiten.

Im November schrieb man aus Yokohama: Der Mikado fährt fort, die Welt durch seine Fortschritte auf dem Weg der Reform in Erstaunen zu setzen. Dem Schulwesen und der Volksbildung hat er besondere Aufmerksamkeit zugewandt; in Jedo allein sind fünf Kollegien, jedes für ungefähr 1500 bis 3000 Schüler, und eine neue Kadettenschule gebaut worden; auch soll das Jedo-Hôtel zu diesem Zwecke eingerichtet werden. Alle Zweige der Wissenschaft und fremde Sprachen gehören zu den Unterrichtsgegenständen. Nicht weniger als 23 Franzosen sind für militärische Erziehung und 10 Engländer für das Seewesen engagirt worden, sowie man

20 Schuhmacher und 10 bairische Bierbrauer verschrieben hat, um ihre Industrie hier einzuführen. Was vor wenigen Jahren noch ein todeswürdiges Verbrechen war, gilt jetzt als Empfehlung.

Die mit fremden Mächten abgeschlossenen Verträge sollen nächstens revidirt und am 1. Juli 1872 in Kraft gesetzt werden. Der wichtigste Punkt der beabsichtigten Modifikationen wird die Erlaubniß sein, Lebensmittel auszuführen, was natürlich zur Belebung des Handels beitragen muß, und sämmtliche Häfen ausländischen Schiffen zu öffnen.

Ein großer Schritt zur Einführung europäischer Sitte und Industrie ist der Entschluß der Regierung, eine ansehnliche Gesandtschaft in alle civilisirten Länder zu schicken, an deren Spitze der bisherige Minister des Auswärtigen, jetzt Premier, Iwakura, stehen wird. „Von allen Japanern war dieser bisher am meisten gegen die Fremden eingenommen, bis der amerikanische Gesandte De Long in ein innigeres Verhältniß zu ihm trat. Dieser wird die Gesandtschaft denn auch bis Washington begleiten; sie wird sich am 23. Dezember nach San Franzisko einschiffen und aus den angesehensten Männern des Landes zusammengesetzt sein, unter den vier Vicebotschaftern der Privatsekretär des Mikado und andere Minister, alle voll Sehnsucht, die politischen und sozialen Verhältnisse christlicher Länder kennen zu lernen. Ferner werden 21 junge Adelige die Gesandschaft nach den Vereinigten Staaten begleiten und sich dort ausbilden. Der Mikado soll auch ein Individuum aus seiner nächsten Umgebung mitsenden, um die Rolle „eines königlichen Spions“ (dieß sein hiesiger Titel) zu übernehmen. Es ist ferner davon die Rede, daß 25 junge Damen (Töchter von Daimijos) nach Amerika gehen werden, um dort ihre Erziehung zu vollenden. Der Athem steht einem bedächtigen Leser fast still, wenn er die sich überstürzenden Neuerungen in dem bisher zugeknüpftesten Reiche der Welt überblickt.“

Was aber den Asiaten als die größte Neuerung erscheint, ist — daß die geheiligte Person des Staatsoberhaupts aus ihrem geheimnißvollen Nimbus herausgetreten ist und mit der Außenwelt persönlich verkehrt. Der Mikado fieng (23. Okt.) an, regelmäßige Levees zu halten; an jenem Tage ward auch, nachdem ihm viele Große des Reiches vorgestellt waren, eine Spazierfahrt nach dem Terrain unternommen, auf dem das neue Hospital und das Ka-

dettenkollegium errichtet werden sollen. Man hat ihn seitdem mehreremal einspännig mit nur vier Begleitern ausfahren und selbst in den Straßen Jedo's mit nur einem Adjutanten spazieren gehen sehen, wobei befohlen ward, daß die ihm Begegnenden keine der sonst üblichen Reverenzen zu machen haben. Der Geburtstag des Mikado (4. Nov.) ward dießmal mit großer Festlichkeit begangen: großer Empfang aller Würdenträger des Reichs, militärische Revue unter persönlicher Leitung des Mikado und schließlich großes Diner am Hof ꝛc., während die Gouverneure in den Häfen die Konsuln zum Mahle einluden. Der Kaiser scheint vor allem seine Regierung populär machen zu wollen, und der Vorzug, den er den Fremden gibt, hat bereits die Folge gehabt, daß viele Japaner anfangen europäische Kleider zu tragen; ja die Fürsten des Landes befleißigen sich sogar einer gewissen Einfachheit, und die früher so gewöhnlichen ceremoniösen Aufzüge fallen weg, was dem öffentlichen Verkehr einen größern Spielraum läßt. Selbst den Fremden muß dieser plötzliche Uebergang von fast göttlicher Verehrung zum menschlichen Niveau auffallen.

„Der kürzlich von den Vereinigten Staaten zurückgekehrte Gouverneur Mutzu ist über den Distrikt von Kanagawa gesetzt worden, wo er neue Regierungsgebäude errichtet und ein ganz amerikanisches System einführen wird. Zum ersten Zollbeamten unseres Hafens wird Kalzuke ernannt, der seine in Europa gesammelten Erfahrungen zu aller Zufriedenheit in Ausführung bringt. Ein Hr. Rogers leitet die Eisenbahnarbeiten in Ohasaka und Hr. Blundell diejenigen zwischen Ohasaka und Kioto. Eine Dampffeuerspritze ist eingetroffen, aber nicht früh genug, um die letzte Feuersbrunst in Jedo zu verhindern."

Ein neuer Gouverneur in Yokohama hat sich über diese Wendung der Dinge gegen die Vertreter des Auslands offen ausgesprochen: „Unsere Constitution ist durch den Kaiser und seine weisen Rathgeber wichtigen Veränderungen unterworfen worden, und während der letzten Jahre hat Japan große Fortschritte auf dem Wege der Civilisation gemacht. Wir bemühen uns hier alles einzuführen, was wir Vorzügliches bei fremden Völkern sehen und für dieses Land nutzbar glauben ꝛc."

So sperrt sich also der Mikado nicht mehr ein, sondern fährt in einer von vier Rappen gezogenen Caleſche aus, ohne Kopf-

bedeckung, im weißen Anzug mit rothem Gürtel, eskortirt von vier Vorreitern und etwas Kavallerie. Er soll Hosen tragen und Sect trinken. Kürzlich wohnte er der Eröffnung einer Eisenbahn an und vertieft sich gegenwärtig in die deutsche Grammatik. Ja er läßt sich herab, eine amerikanische Fregatte zu besuchen und einem Flottenmanöver beizuwohnen. Sein Vorgehen findet Anklang: man baut Wagen statt der sonst üblichen Tragbahre; vornehme Männer tragen europäische Kleider und lassen ihr Haar kurz schneiden; lange Eisenbahnen und Telegraphenlinien erstehen schnell nach einander, während die Chinesen sich hartnäckig gegen jedes Anerbieten von Eisenbahnbauten wehren. Statt des Harikari wird Hängen und Köpfen eingeführt. Junge Leute üben sich im Wettrudern. Kaum haben die Japaner von Papiergeld gehört, so führen sie es schon bei sich ein; sie lassen sich über Staatsanleihen unterrichten und die Regierung nimmt schon eine Million Pfd. St. in London auf. Bereits gibts Japanesen, die englisch, deutsch und französisch lehren, und Uebersetzungen sehr vieler wissenschaftlichen Werke werden in einheimischen Buchhandlungen ausgeboten.

Am 20. Dezember 1871 sandte der Mikado an alle Edlen eine Botschaft, welche ihnen erlaubte, ja empfahl, wo nicht befahl, ihre Töchter zur Erziehung ins Ausland mitzunehmen. „Wir haben," hieß es in diesem Schreiben, „unser altes Regierungssystem neuestens umgeändert und uns mit andern Nationen in den Wettkampf um die Entwicklung unserer Talente und die Vermehrung unseres Wissens begeben. Hierin der übrigen Bevölkerung ein Vorbild aufzustecken, scheint die verantwortliche Stellung des Adels zu erfordern. Damit aber unsere Gaben ausgebildet werden, müssen wir die Civilisation der Welt beschauen, nützliche Gewerbe erlernen und bei fremden Völkern in die Lehre gehen. Die Erwachsenen erweitern ihren Gesichtskreis durch Reisen; für die Frauen aber ist bei uns bisher nichts geschehen, daher es den meisten Müttern an der rechten Erziehungskunst fehlt. So ist denn nicht das geringste dagegen einzuwenden, daß die, welche reisen, ihre Gattinnen, Töchter oder Schwestern mitnehmen, damit dieselben im Auslande lernen wie man Kindern eine tüchtige Erziehung beibringt. Frauen hatten bisher keine soziale Stellung, weil man glaubte, sie hätten kein Verständniß; werden sie jedoch gründlich gebildet, so wird ihnen die gebührende Beachtung zu Theil werden."

Noch vor einem Jahre sah man den Mikado kaum je auf der Straße, noch verkehrte er mit andern Personen als seinem Gesinde. Das ist nun anders geworden. Um 7 Uhr steht er auf und studirt erst mit den Gelehrten die japanischen Klassiker. Um 10 Uhr macht er sich an die europäischen Sprachen und Wissenschaften, worin ihn ein Hr. Kato unterrichtet. Geographie und Physiologie sind seine Lieblingsfächer. Nach einigen Stunden erscheinen die Minister und legen ihm die laufenden Geschäfte vor, in die er mit großer Pünktlichkeit eingeht. Abends reitet er um sein Schloß oder fährt in die Straßen von Jedo, manchmal wagt er auch verkleidet einen Gang in die Stadt. Zur Abendunterhaltung gehört erst die Beschäftigung mit chinesischen Klassikern, bei welcher ihm ein Hr. Saito behilflich ist, und dann Unterhaltung mit den geschicktesten Männern und Offizieren, deren viele Europa besucht haben. Waren hiezu früher nur die Angehörigen der ersten Familien zugelassen, so werden jetzt die Theilnehmer an diesen Abendversammlungen nur nach dem Maaß ihrer Gelehrsamkeit oder sonstigen Verdienste gewählt.

Der Mikado ist ein hochgewachsener Jüngling, im Palast in Samurai-Tracht gekleidet, nur daß er immer weiße Beinkleider trägt; geht er in den Garten, so bedient er sich europäischer Stiefel, und wahrscheinlicher Weise folgt er endlich noch dem Vorgang so vieler seiner Offiziere und kleidet sich abendländisch. Ließen seine Vorgänger sich nur von Frauen bedienen, so hat der jetzige „Tenno" (Himmelssohn) sich von dieser Sitte bereits losgesagt und stellt keine andern als männliche Dienstboten an. Er scheint entschlossen, nicht bloß Fürst zu sein, sondern wirklich zu regieren.

Am 1. Januar 1872 war die Schiffswerfte von Jokoska in großer Aufregung, denn gegen Mittag dampften vier Schiffe von Jedo in die Bai, und von dem einen derselben, dem Rodschuken, stieg der Mikado in ein zehnruderiges Boot und landete am Seemagazin, wo er von den französischen Offizieren desselben in Uniform empfangen wurde. Er selbst war japanisch gekleidet, mit der lakirten, goldgeschmückten Mütze, weißseidner Jacke und scharlachnen Unterkleidern. Nur die Stiefel mit ihren hohen Absätzen und die Uhr verriethen französisches Fabrikat. Seine Majestät ist von mehr als mittlerer Größe, scheint stark gebaut und etwas zur Beleibtheit geneigt. — Zuerst besichtigte er die Dampfhämmer, welche eine ungeheure Achse mächtig bearbeiteten, dann aufs zierlichste eine Flasche pfropften ꝛc. Weiter giengs in die Schmiede, zu den Metallsägen, endlich in die Gießerei; hier kam es zu einer kleinen Explosion, wodurch geschmolzenes Eisen herumgespritzt wurde. Alles floh, der Kaiser allein blieb unbewegt, doch hielt ein Hofmann schnellbesonnen ihm seinen Hut vors Gesicht, was wohl angebracht war,

da immerhin etliche Sprützer auch an seine Kleider fuhren. Nachdem das Gießen vollendet war, wurde die Maschinenfabrik besichtigt, wo japanische Jungen mit großer Geschicklichkeit die riesigen Maschinen in Bewegung setzten. Abends ließ Seine Majestät sich in ein großes Haus am Ende der Bai rudern, von wo dieselbe am Morgen zurückkehrte, um die Mühlwerke zu inspiziren, den Grundstein eines neuen trockenen Docks zu legen und einen Dampfer vom Stapel laufen zu sehen 2c.

Bei dieser Gelegenheit erhaschte ein unternehmender Photograph, ein Oestreicher, den Augenblick, die Kaiserliche Majestät mit den übrigen hohen Japanern abzuconterfeien. Die Behörden kauften aber alle diese Bilder sammt der Platte zu hohen Preisen auf, weil es ihnen eine Entheiligung schien, das Porträt des Mikado in allerlei Hände gerathen zu lassen. Ein kleines Beispiel von den zahlreichen Konflikten zwischen der alten und neuen Ordnung der Dinge, welche täglich auftauchen.

Immerhin bleibt es eine den Japanern zu hohem Ruhm gereichende Erscheinung, daß unter den höheren Klassen ein wahrhaft enthusiastischer Drang sich zeigt, dem bisherigen sozialen und politischen Stillstande des Landes mit einem Schlag ein Ende zu machen. Keine Schwierigkeit schreckt sie ab; und sie gedenken um jeden Preis ihr Land auf dieselbe Stufe zu heben wie die übrigen civilisirten Länder. Alle beengenden Vorurtheile sind wie verhaucht, und selbst die republikanische Regierungsform wird besprochen, als böte sie für Japan kaum mehr Schwierigkeiten als irgend eine andere. Der Mikado fährt im offenen Wagen zu Paraden, ohne daß viel Wesens davon gemacht wird, und den Samurais wird von den übrigen Klassen nicht mehr Respekt bewiesen als die gewöhnliche Höflichkeit erfordert. Europäische Sitten, besonders Kleidung, werden mit einer Hast angenommen, die man als bedauerliche und kindische Nachäfferei bezeichnen müßte, wenn man dabei nicht auch das Gefühl der Erlösung von einem Jahrhunderte langen Zwang und den Drang nach einer vollständigen Umgestaltung zu berücksichtigen hätte.

Auch die religiösen Verhältnisse werden von dieser durchgreifenden Umwälzung bereits in Mitleidenschaft gezogen. Den buddhistischen Priestern (oder vielmehr Mönchen) wurde mitgetheilt, daß die Schließung, ja Confiskation ihrer Tempel demnächst erfolgen werde, und daß sie entweder als Soldaten in die Armee treten oder durch anderweitige Beschäftigung ihren Unterhalt verdienen müssen. Die Wichtigkeit dieser Verfügung läßt sich kaum gehörig würdigen; denn wie die thatsächlichen Verhältnisse standen, hatten wohl die Bettel-

mönche in Japan so viel oder mehr zu sagen als die Daimiyos. Und schon im November geschah das Unerwartete: die Buddhatempel wurden geschlossen, und die Bonzen sollten nun die Hälfte ihres Vermögens der Regierung überliefern. Um aus dem Schiffbruch das Möglichste zu retten, fiengen die Geistlichen da und dort an, die schweren bronzenen Leuchter ꝛc. zu veräußern. Die unzähligen Bildsäulen an den Straßenecken ꝛc. wurden ohne alles Erbarmen zerbrochen oder weggetragen.*) Dem Christenthum ist damit noch kein Zugeständniß gemacht, aber unterschätzen läßt sich die Bedeutung einer Maßregel nicht, die Steine und Felsstücke von dem zu bepflügenden Felde so furchtlos und gründlich wegräumt.

„Selbst die Religion soll wie im Handumdrehen verändert werden, die Buddha-Priester sind fast ganz beseitigt, und die alten Sinto-Priester wenigstens bedeutend reduzirt. Bisweilen hört man wohl die naive Frage: welches die beste Religion sei; und zu der oben erwähnten Gesandtschaft gehören auch Männer der höchsten Priesterwürde, welche auf der Reise ihr Augenmerk besonders auf die religiösen Verhältnisse richten sollen. Auch Schulmänner begleiten die Gesandtschaft; und die Regierung scheint bereit, für den Unterricht alles mögliche zu thun, wenn nur die Finanzen mit dem guten Willen Schritt zu halten vermögen."

Die große japanische Gesandtschaft aber ist im Januar dieses Jahrs in San Francisco eingetroffen, und die amerikanischen Zeitungen sind voll von den Ehrenbezeugungen, welche ihr entgegengebracht werden. Die Mitglieder der Gesandtschaft landeten in wunderlich gemischter Tracht, warfen sich aber dann sogleich in die neueste Mode, den ersten Minister ausgenommen, der die japanischen Gewänder beibehält. Fünf Prinzessinnen traten alsbald in eine höhere Schule (Vassar college) ein. Die Union hat für die Bewirthung dieser Gesandten schon 50,000 Dollars ausgesetzt und bereits haben sie mit der Pacific-Eisenbahn, nach kurzer Einschneiung in der Salzseestadt den neuen Welttheil durchkreuzt. Bei einem Ständchen, das man ihm brachte, hat Fürst Iwakura am 17. Jan. sich also vernehmen lassen:

„Bürger von San Francisco, es ist jetzt in Japan eine an-

*) Es scheint, daß der Buddhismus sich dadurch verhaßt gemacht hatte, daß er für die vom Taikun begünstigte Religion galt.

erkannte Thatsache, daß unser wirkliches Gedeihen einen großen Aufschwung genommen hat, seit der Vertrag mit den Vereinigten Staaten den Handelsverkehr neu belebt. Unsere Fortschritte in den Künsten und Wissenschaftten der westlichen Länder erscheinen uns nun als eine wesentliche Wohlthat für unser Volk, daher wir mit jedem neuen Zuwachs des internationalen Verkehrs auch eine Zunahme der Völkerfreundschaft zu erreichen wünschen. Um diese Ergebnisse zu beschleunigen und die Ausbreitung abendländischer Kultur in unserem Volke zu erleichtern, hat Seine Kaiserliche Majestät uns beauftragt, alle jene Länder zu besuchen, mit welchen Japan durch Verträge verknüpft ist, und zwar zuerst das Eurige. Die Wärme unseres Empfangs ist uns ein sicherer Beweis der Freundschaft Amerikas und findet mehr als nur ein Echo in den Herzen unserer Nation. Der Ausdruck Eurer Gesinnungen wird, sobald er Seiner Kaiserlichen Majestät mitgetheilt ist, durch ganz Japan bekannt gemacht werden und ein Gutes dazu beitragen, daß die gegenseitige Freundschaft beider Völker immer inniger werde, je mehr wir durch den wachsenden Verkehr einander besser kennen lernen."

Am 1. März langte die Gesandtschaft in Washington an, wo alsbald die Festlichkeiten der Begrüßung und die Unterhandlungen begannen. Denn eben jetzt stellte es sich heraus, daß der Mikado sich ausgebeten hat, die Revision der Verträge nicht in Japan selbst stattfinden zu lassen, sondern ihre Verwirklichung diesen Gesandten anzuvertrauen.

Die Absicht der Japaner, die Zustände des Auslandes kennen zu lernen, ist so ernstlicher Art, daß schon jetzt beschlossen ist, nach der Rückkehr der jetzigen Gesandtschaft noch eine andere größere Mission ins Ausland zu schicken, als deren Haupt der höchste Würdeträger des Landes nach dem Kaiser bezeichnet wird. Ja der Mikado selbst soll die feste Absicht hegen, baldigst Europa und Amerika zu besuchen, wenn nicht Verwicklungen im Innern, wie die am 26. März 1872 entdeckte Verschwörung gegen sein Leben, ihn davon abbringen.

Bei solchen Thatsachen und so aufrichtigen Absichten ist es nicht mehr als recht und billig, daß man alle Urtheile über die Fähigkeiten und die Thatkraft der Japaner auf spätere Zeit verschiebt. „Es ist unzweifelhaft, daß, sobald man die Japaner Hand an ein bestimmtes Werk legen sieht, man gewöhnlich bitter enttäuscht wird, und zu einem höchst ungünstigen Urtheile gelangt."

Uns Europäern des 19. Jahrhunderts ist eben der richtige Maßstab für dergleichen Zustände abhanden gekommen, und um gerecht zu sein, muß man sich eine geraume Zeit in unsere eigene Geschichte zurückversetzen. Nachgerühmt wird den Japanern in Amerika schon jetzt, daß sie viel eifriger untersuchen, fleißiger lernen und besser zu fragen verstehen als die Chinesen.

Der Fehler, in welchen die Männer der japanischen Gesandtschaft zu fallen scheinen, ist der sehr verzeihliche Irrthum: die europäischen Zustände vielmehr als einen künstlichen politischen Bau zu betrachten, denn als ein natürliches Produkt geographischer, historischer, gewerblicher, religiöser und politischer Verhältnisse. Sie denken sich daher die Sache etwas leichter als sie ist, und in dieser Beziehung dürften die Reisen der bedeutendsten Männer ins Ausland die besten Folgen haben. Sie werden dort schon sehen, wo die eigentliche Quelle europäischer Macht und europäischen Reichthums sitzt, und ihr Augenmerk mehr als bisher auf die Gesammtentwicklung des Landes richten.

Bei der vorstehenden Erneuerung der Verträge sollen manche der höchsten Beamten durchaus dafür sein, das ganze Land den Ausländern zu öffnen. Einstweilen will man die Insel Yesso im Norden von Japan durch fremde Ansiedler kolonisiren und einige Amerikaner sind mit hohen Gehalten für diese Mission angeworben, auch landwirthschaftliche Maschinen ꝛc. in Masse angekauft worden. Mancher schüttelt bedenklich den Kopf zu diesem Plan, obgleich Yesso fruchtbar und reich an Hilfsquellen sein soll.

In demselben Augenblick, wo die japanische Regierung die Fürsten beseitigt, hat sie auch am entgegengesetzten Ende der sozialen Stufenleiter eine beachtenswerthe Reform vorgenommen. Die Klasse der Yetas („Unreinen"), wozu besonders Lohgerber und Leute, welche mit todtem Vieh zu thun hatten, gehören, und welche als die einzige Kaste Japans, nämlich als Parias, außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft standen, in besonderen Dörfern wohnten, kein anderes Haus betreten, an keinem Feuer mit Andern kochen durften, ist aufgehoben worden; und diese Leute, wohl 460,000 an der Zahl, gehören jetzt zur Handwerkerklasse. Es geschah dieß in Folge einer Bittschrift, welche sie in Jedo eingaben. Wahrscheinlich ist diese darum so günstig berücksichtigt worden, weil die Lohgerberei in neuerer Zeit wegen der Fußbekleidung der Soldaten, welche alle

jetzt lederne Schuhe oder Stiefel tragen, ein viel bedeutenderer Industriezweig geworden ist als je zuvor. Uebrigens hat die Regierung einen Jeta in Jedo freiwillig zu einem Staatsamt befördert; von einem andern hat sich der Mikado (unerhört!) Stiefel anmessen lassen, und sich dabei mit seinem Unterthan freundlich unterhalten, während derselbe Mann Tags zuvor mit dem ärmsten Lastträger sich nicht an Einem Feuer hätte wärmen dürfen. Was die wichtigsten Klassen des Landes, die Kaufleute, die Handwerker und die Bauern betrifft, so soll eine bessere Vertheilung der Steuern eintreten, d. h. man wird die Kaufleute mehr besteuern als bisher. Den Bauern, welche bereits drei Fünftel ihrer Ernte bezahlen müssen, wird man schwerlich noch mehr aufbürden können.

Wer sich die vorstehende Schilderung genau betrachtet, wird zu der Erkenntniß gelangen, daß die japanische Religion im jähen Fall begriffen ist. Denn eine heidnische Religion ist nicht wie die christliche auf das Leben der Seele concentrirt, sondern über die alleräußerlichsten Dinge, wie Kleidung, Essen, Berührung gewisser Menschenklassen ausgedehnt; und wo der Fürst selbst als Himmelssohn verehrt wird, kann sein Herabsteigen auf ein menschliches Niveau nicht ohne eine tiefe Umwälzung aller Volksbegriffe vom Heiligen, Erlaubten und Verbotenen, vor sich gehen. Leider aber scheint diese religiöse Aenderung in Japan einem Vorbehalt zu unterliegen: Alles Neue und Abendländische, sonst bei Todesstrafe verboten, wird jetzt gestattet und empfohlen, nur das Christenthum bleibt geächtet. Oder anders ausgedrückt: Alle Früchte des Evangeliums werden für gut und wünschenswerth erkannt, man überstürzt sich sogar im Haschen darnach, während der Baum selbst gehaßt und verachtet bleibt.

Was unter solchen Umständen die Pflicht christlicher Regierungen ist, scheint uns auf flacher Hand zu liegen. Die Gesandten, welche England, Deutschland und Frankreich bei der japanischen Regierung accreditirt haben, befinden sich jetzt in der Heimat; sie werden auch, wie der amerikanische, der mit Iwakura reist, vielfache Gelegenheit haben, die Bedeutung des Christenthums für die Länder des Abendlandes ins rechte Licht zu stellen und im besten Fall seine Unschädlichkeit aus naheliegenden Thatsachen zu beweisen. Uns sollte es

wenigstens nicht Wunder nehmen, wenn Königin Victoria, die einem afrikanischen Fürsten eine Bibel sandte, als das Buch, welchem England seine Größe verdanke, auch einem asiatischen Minister gegenüber sich ihrer Anhänglichkeit an die h. Schrift nicht schämen würde.

Ist aber die Christenverfolgung in Japan eine Thatsache oder eine bloße Phrase? mag wohl jemand fragen, der in der Allg. Zeitung (26. März 1872) „von angeblichen Christenverfolgungen" in Japan liest. Die Geschichte des Christenthums in Japan ist noch in mancherlei Dunkel gehüllt, daher wir in der Erforschung der Thatsachen, um die es sich handelt, behutsame Schritte thun müssen.

Einer Deputation der evang. Allianz, welche den englischen Minister (9. Febr. 1872) wegen der Unduldsamkeit der japanischen Regierung zu neuer Thätigkeit anspornen wollte, theilte derselbe eine Depesche mit, welche die japanischen Minister allen bei ihr beglaubigten fremden Gesandten hatte zugehen lassen. Sie lautet:

„Die japanische Regierung hat mit großem Bedauern vernommen, daß ihr Verfahren in Betreff gewisser japanischer Unterthanen in Urakami, die sich Christen nennen, das Mißfallen der fremden Gesandten erregt hat.

„Das Zutrauen und die gute Meinung der auswärtigen Mächte, mit welchen sie durch freundschaftliche Handelsbeziehungen verknüpft ist, ist ihr von zu großem Werth, als daß sie umhin könnte, hierüber die ausführlichste Erklärung abzugeben und durch die Darlegung der Beweggründe zu ihrer Handlungsweise die etwa entstandenen Mißverständnisse zu beseitigen.

„Nichts liegt der Absicht der japanesischen Regierung ferner, als ihre Unterthanen wegen einer abweichenden Religion zu bestrafen, wenn damit nicht meuterische oder rebellische Gesinnungen verknüpft sind, die sich in Handlungen aussprechen, wie die kürzlich in Urakami vorgekommenen.

„Es ist der Regierung nie in den Sinn gekommen, von den persönlichen religiösen Ansichten irgend eines ihrer Unterthanen Notiz zu nehmen. Die Thatsache, daß viele Männer, die als Missionare in dieses Land kamen, jetzt im Dienste der Regierung stehen und in öffentlichen Schulen und Kollegien mit dem Unterricht fremder Sprachen und Wissenschaften beschäftigt sind, sowie die

vollkommene Freiheit, womit fremde Bücher, selbst solche, die von religiösen Gegenständen handeln, übersetzt und von allen Buchhändlern verkauft werden, beweisen hinreichend den liberalen Standpunkt der Regierung in Beziehung auf Religion.

„Wenn aber unsre Unterthanen das Christenthum, die Religion der Fremden, annehmen, und dasselbe zur Maske gefährlicher Verschwörungen machen; wenn sie eine prahlerische Geringschätzung der wesentlichsten Landesgesetze zur Schau tragen; wenn die Gemeinden eingeborner Christen sich in großem Umfang von der Autorität der japanischen Regierung lossagen und von ihren Lehrern dazu angeleitet werden, sich auf fremden Schutz und folglich auch auf Straflosigkeit zu verlassen, eben weil sie Christen sind, dann kann die Regierung nicht länger unthätig bleiben, sondern sieht sich zu ihrer Selbstvertheidigung und zur Aufrechterhaltung der Autorität Seiner Majestät des Kaisers genöthigt, Maßregeln zu ergreifen, welche ihre irregeleiteten Unterthanen zu den bestehenden Gesetzen und Institutionen dieses Landes zurückführen können. Die japanische Regierung mußte diesen Weg einschlagen aus der Ueberzeugung von seiner Nothwendigkeit, besonders aber auch in Folge des wachsenden Drucks der öffentlichen Meinung, die sich durch die Erinnerung an die beklagenswerthen Ereignisse aufregte, welche vor etlichen Jahrhunderten die Einführung des Christenthums durch römische Katholiken hervorgerufen hat. Auch jetzt fordert die öffentliche Meinung die Entfernung des Samens der Zwietracht, der damals so nahe daran war, die Regierung zu stürzen und die Unabhängigkeit dieses Landes zu gefährden."

Diese Depesche bezieht sich auf die Verbannung von 3060 Katholiken, welche besonders im Jan. 1870 verfügt wurde, und zwar wie A. v. S. (Allg. Zeitung 1872. Nr. 86) erzählt, weil sie sich unter der Vorspiegelung einer neuen Freiheit und eines von Frankreich versprochenen oder erwarteten Schutzes taufen ließen, die kaiserlichen Rentbeamten aus ihren Dörfern hinauswarfen und die Bezahlung der Steuern verweigerten. Ja, sie sollen in wildem Fanatismus auch naheliegende Dörfer angegriffen und die Tempel zerschlagen haben. Da die Regierung die Missionare nicht verjagen durfte, weil diese unter dem Schild der Gesandten geborgen waren, habe sie diese Aufrührer nach einer andern Provinz versetzt, unter dem Versprechen der Rückkehr im Fall der Besserung. Die Jesuiten

haben damals schauderhafte Berichte von Torturen an die Gesandtschaften in Jedo gesandt, die sich sämmtlich „als unwahr und (oder?) übertrieben" erwiesen haben. Die Bekehrten haben jedenfalls vom Christenthum kaum eine Idee gehabt, seien vom einfältigsten Aberglauben beseelt gewesen ꝛc. Wir müssen diese Angaben auf sich beruhen lassen, da uns keine Mittel zu Gebot stehen, die Behauptungen der französischen Missionare zu prüfen.

Dagegen haben die protestantischen Missionare dem britischen Minister die Thatsachen, von welchen sie überzeugt waren, in etwa folgenden Worten geschildert:

„In den Zeiten der Taikunherrschaft standen an öffentlichen Plätzen Tafeln, welche die Inschrift trugen: 'Die christliche Secte ist streng verboten. Die elende Secte ('Jeschu') ist streng verboten.' Nachdem im Jahr 1868 der Taikun gestürzt war, verschwanden diese Tafeln; doch bald erschienen sie wieder in der modernen Form, die sie noch haben: 'Die christliche Secte ist verboten wie bisher, die elende Secte ist verboten wie bisher, (d. h. seit der ersten Proclamation vor 250 Jahren.') In Jedo und den übrigen Städten, wie auch auf dem Lande sieht man diese Tafeln überall, in jeder Stunde Wegs wohl zweimal aufgestellt.

„Weiter muß jeder Japaner, der in einen Dienst geht, sich in ein Haus einmiethet oder auch nur eine Reise antritt, zuvor feierlich bezeugen, daß er kein Christ ist.

„Als sodann 1869 die katholischen Bekehrten 'über 4000 an der Zahl' in die Verbannung nach Omura geführt wurden, wünschte der englische Minister (Lord Clarendon), daß je und je nach ihnen gesehen werde. Das geschah durch Miss. Dr. Thomson und einen jungen Engländer, und beide bezeugen, daß sie mit unbeschreiblicher Härte behandelt werden. Auch sind es nicht blos Katholiken, welche um ihrer Religion willen gestraft werden; jedenfalls ist Ein Protestant mit den Katholiken eingekerkert, und die Behörden weigern sich ihn loszulassen, trotz aller Vorstellungen des Consuls in Nagasaki. Nachdem sodann Miss. Green's Sprachlehrer (Miss. Mag. 1871. S. 483) wegen Bibellesens verhaftet und abgeführt worden war, erschien ein neues Gesetz, welches Jedermann mit Strafe bedroht, der die Predigt des Christenthums auch nur anhört, ohne den Prediger anzuzeigen. Ein Japaner, den Miss. Ensor taufte, befindet sich schon länger auf der Flucht, er wandert hin und her

und sucht noch immer einen Ort, wo er still verborgen wohnen könnte. Noch mehrere ähnliche Fälle kannte Miss. Thomson, aber die angeführten genügen, um die Nothwendigkeit einer Aenderung der Verträge zu begründen. Auch die Sitte, aufs Kreuz zu treten, ist noch nicht abgeschafft; fünf Japaner bezeugen, daß dieser Brauch alljährlich im Frühjahr von vielen Dörfern in Kiusu beobachtet wird."

Was der englische Gesandte in Gegenwart des britischen Ministers der Deputation der evang. Allianz antwortete, beschränkt sich auf folgende Auseinandersetzung:

Die Sache habe ihm seit drei Jahren viel zu schaffen gemacht, und die eben gemachte Schilderung der Sachlage stimme mit seinen Erfahrungen überein. Er könne das Bestehen von Religionsverfolgung in Japan nicht läugnen; aber man solle bedenken, daß das ein Erbstück vergangener Jahrhunderte sei, deren Ereignisse den Japanern noch immer frisch im Gedächtniß liegen. Ein Religionskrieg habe zur Vertreibung der Christen aus Japan geführt und das Gesetz sei noch nicht geändert. Bei Einer Gelegenheit sei es mit solcher Schärfe gehandhabt worden, daß zwölf Japaner, weil sie sich zum Christenthum bekannten, hingerichtet wurden. Im Grunde untergrabe der Christenglaube die Autorität des Mikado, dem ja göttliche Abstammung zugeschrieben werde. Die Einwohner von Urakami seien, wie die Behörden behaupten, nur deportirt worden, um einen Ausbruch religiöser Schwärmerei zu verhindern*) und die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die japanische Regierung habe ihn versichert, die verbannten Katholiken sollen menschlich behandelt werden. Auf eine Nachricht hin, welche diese Behandlung als wahrhaft grausam schilderte, habe er einen Offizier abgesandt, der die Verbannten an drei Orten besuchte und sich überzeugte: an zwei derselben werde das Versprechen gehalten, am dritten aber herrsche großer Druck. Die Behörden haben dies nicht sobald erfahren, als sie auch schon die verantwortlichen Beamten in der Hofzeitung öffentlich tadelten. Die Minister des Reichs zeigen sich nicht abgeneigt, neue Ueberzeugungen auch in religiösen Fragen aufkommen zu lassen, so gut als in politischen und commerciellen, nur müssen vorerst die Vorurtheile und Traditionen des Volks geschont werden. Der Gesandte konnte ihnen begreiflich machen, daß es eine In-

*) Dies sieht nicht gerade wie eine Bestätigung der oben von A. v. S. gegen die Urakamier vorgebrachten Beschuldigungen aus.

consequenz wäre, die Freundschaft christlicher Staaten eifrig zu pflegen und zugleich ihre Religion zu ächten. Die britische Regierung habe ihn beständig bevollmächtigt, der japanischen in Fällen unduldsamer Behandlung eingeborner Christen Vorstellungen zu machen, welchen sich immer auch die andern Vertreter der fremden Mächte angeschlossen haben. Der wohlthätige Erfolg derselben sei unverkennbar. Man dürfe überzeugt sein, daß er sich diese Sache fortwährend angelegen sein lassen und jede Anstrengung übernehmen werde, das von der evang. Allianz gewünschte Ziel zu erreichen; auch sei er nicht ohne Hoffnung, der rasche Fortgang der Aufklärung in Japan werde in nicht allzuferner Zeit diesen Wunsch verwirklichen, wenn nicht unweise Proselytirungsversuche Hindernisse in den Weg legen.

Nun geschah aber am 19. Dez. 1871 das Weitere, daß 67 Christen aus der Umgegend von Nagasaki in die Verbannung abgeführt wurden. Der Brief, welchen die Nagasaki-Gazette über diese neue Verfolgung brachte, ist schon in öffentlichen Blättern (z. B. Calwerblatt, April 1872) weithin verbreitet worden. Da er zweifelsohne die Sache übertreibt, auch Altes und Neues unter einander mischt, dünkt es uns nicht nöthig, ihn wörtlich hier aufzunehmen.

Es scheint, daß man 2000 Katholiken zu Leibe gehen wollte, und vorerst ganz insgeheim 67 Familienväter auf einem Dampfer in die Ferne abführte, mit der höhnischen Bemerkung: „dießmal wenigstens werden eure ausländischen Freunde von euren Martern nichts erfahren.“ Die Consuln haben aber dennoch Wind bekommen und sogleich an ihre Regierungen berichtet. Iwakura, das Haupt der japanischen Gesandtschaft, habe vor seinem Abgang im Verein mit dem Fürsten von Saga diese Maßregel empfohlen. Er sei überhaupt der Nero wie der Kaiphas der japanischen Christenheit, der auf die Vorstellungen der abendländischen Minister entgegnete: „es scheint nützlich, diese Leute zu strafen, damit die Sicherheit des Landes nicht gestört werde,“ der die jetzige Behandlung der Märtyrer, da sie aufs Eis der Teiche gelegt oder mit glühenden Kohlen gespeist werden, bis sie Christum verläugnen, eine wirklich milde nenne, und Namens der Regierung sich vorbehalte, falls es für nothwendig erkannt würde, „auf die frühere Strafmethode (Kreuzigung ꝛc.) zurückzukommen.“ Tausende von christlichen Frauen und Mädchen habe dieser Iwakura in die Sklaverei oder in liederliche

Häuser verkauft ꝛc. — Merkwürdig ist in diesem doch wohl von Jesuiten geschriebenen Briefe auch die geringschätzige Bemerkung, mit welcher der französische Gesandte Hr. Outray abgethan wird: „Was Frankreichs kaiserliche Regierung und ihren Vertreter betrifft, so schweigen wir lieber von ihren Handlungen, sobald sie sich auf die Religion beziehen." Hat vielleicht Napoleon III sich abgeneigt gezeigt, den von den Jesuiten ihren japanischen Bekehrten verheißenen Schutz zu verwirklichen?

Am 8. März 1872 kam die Sache im britischen Parlament zur Sprache. Der Untersekretär des auswärtigen Ministeriums gab die Richtigkeit der Nachricht von der Verbannung jener Christen zu, konnte aber zugleich die Versicherung ertheilen, daß die Regierung in Jedo diesen Schritt der Localbehörde bedaure und Beamten abgesandt habe, den Fall zu untersuchen. Von wirklichen Grausamkeiten, welche gegen Einzelne ausgeübt worden wären, sei nichts bekannt worden. Allein Miss. Gulick berichtet vom 18. Januar, daß die 67 oder 65 katholischen Deportirten verbannt blieben und die Regierung nur versprach, weitere Verhaftungen sollen nicht stattfinden. Aber was ist ihr Versprechen werth, wenn das früher gegebene Wort „diesen Verfolgungen solle Einhalt gethan werden", nicht gehalten wird?

Es muß wohl zugestanden werden, daß die Sache der Religionsduldung, soweit Sir H. Parkes betheiligt ist, in guten Händen liegt, wie auch der amerikanische Gesandte schon 1858 sich (freilich vergebens) bemühte, für eingeborne Christen die Abschaffung der Verpflichtung zu götzendienerischen Ceremonien herauszuschlagen, und seither in seinen Bemühungen für dieselben nicht erlahmt ist. Von den Bestrebungen des deutschen Gesandten, Hr. Brandt, wissen wir nichts Näheres, glauben aber, daß er sich im völligen Einklang mit den beiden andern Ministern befindet. Und warum sollten christliche Staatsmänner nicht fort und fort versuchen, in diesem Punkte das Interesse des wirklichen Staatswohls auch für ein Land wie Japan mit aller Weisheit und dem ihnen eigenen Takt zu verfechten. Liegt ihnen die Sache am Herzen, so wird Gott sie wohl das rechte Wort im rechten Augenblick finden lassen, ohne daß von Drohungen mit Kanonenbooten auch nur die Rede würde.

Eine Volksversammlung in Antanarivo.

Die rheinische Mission auf Borneo.*)

Borneo, die größte und anscheinend massivst gebaute der Sundainseln stellt sich auf der Karte als sehr verschieden von der viergegliederten Nachbarinsel Celebes dar. Gründliche Forscher aber vermuthen, daß ihre Grundgestalt der Bildung von Celebes und Dschilolo entspricht, indem vier große Gebirgszüge einst ganz ähnliche Halbinseln bildeten, nur daß mit der Zeit die dazwischenliegenden Meerbusen sich zu einem Sumpfboden ausfüllten, der allmählich dem festen Lande die jetzige buchtenarme Umrahmung gab. Immerhin ist kaum die Hälfte des Bodens Festland zu nennen; die einzigen Wege, auf welchen in diese morastige Anschwemmungen und den darauf üppig wuchernden Urwald einzudringen ist, bleiben die Ströme, die sich nach allen Seiten hin ins Meer ergießen. Borneo ist darum bei allem Reichthum seiner Erzeugnisse noch immer ein menschenarmes Land, von dem nur außer den Bergstrichen die Küstenränder und Stromufer zu menschlichen Ansiedelungen dienen; und auch diese werden oft verlassen, um in kurzer Zeit wieder von Unterholz und Schlinggewächsen überwuchert zu sein. So weit man sich auf Schätzungen eingelassen hat, dürfte die Zahl der Einwohner kaum zwei Millionen erreichen.

Abgesehen von dem noch wenig erforschten Reste einer schwärzlichen Urbevölkerung im unzugänglichen Innern besteht die Masse der Bewohner aus Dajakken und fremden Ansiedlern. Die Dajakken sind ein braunes Volk von einer die Bataks auf Sumatra, die Alifuren auf Celebes ꝛc. umfassenden bildsamen, wenn auch vielfach noch völlig ungebildeten Rasse; bekannt durch ihre Jagd auf Menschenköpfe, ihre Furcht vor Gespenstern und Geistern aller Art, ihre

*) Geschichte der rhein. Missionsgesellschaft. Von L. v. Rhoden. 1871.

lärmenden Feste und ihr ganzes ungebundenes, auch unnatürlichen Sünden fröhnendes Fleischesleben. Von Sumatra und Java herüber drangen dann die indisch gebildeten Malayen ein, welche sich allmählich die Ufergebiete der Insel unterwarfen und erst seit 1500 zum Islam übertraten, jetzt aber seine eifrigen Missionare sind; sie mögen ein Fünftheil der gesammten Bevölkerung bilden. Handel und Erwerbslust hat auch Chinesen vornehmlich an die Nordküste, und Bugis aus Celebes in die östlichen Gebiete gelockt. Die Holländer setzten sich seit 1643 in Pontianak auf der Westküste fest, von wo aus sie sich allmählich auch den Süden unterwarfen. Wie der Engländer Brooke sich im Norden eine Herrschaft erwarb, wurde erst kürzlich (Miss. Mag. 1870, S. 129) geschildert.

1. Die Gründung.

Unter englischem Schirme gedeiht die bornesische Mission im Gebiete von Sarawak, wenn ihr auch schwere Kämpfe nicht erspart bleiben; englischer Schutz war es auch, der während der napoleonischen Kriege (1812—15) der Mission im holländischen Besitzthum die Thüren öffnete. Dieselben wurden, als die Holländer ihre Kolonien zurückerhielten, nicht ganz geschlossen; doch bleibt es anerkanntermaßen eine schwierige Aufgabe, unter einer niederländischen Regierung den Inseln Gottes Wort zu bringen. Ueberall mißtraut man dem Missionar und hemmt ihn durch Bedenklichkeiten und Formalitäten; der Koran z. B. durfte ungestört verbreitet werden, aber an den Zollstätten Java's untersuchte man den Missionar noch bis vor kurzem, ob er keine Brandschriften, d. h. christliche Traktate mit sich führe. Ein, zwei Jahre lang in Batavia unter den Augen der Oberbehörde zu weilen, mußte sich ohnehin jeder Sendbote gefallen lassen; die argwöhnische Politik der Kolonie wollte sich erst von Jedem versichern, ob er kein Feuerbrand sei. Ist er ledig, so glaubt ihm kein Mensch, daß er sich keusch bewahre; das gilt dort für ein völliges Unding. Da steht es denn doch — wenigstens neuerdings — anders in englischen Kolonien.

Sehen wir einmal nach Bandjermasing, der Hauptstadt des südlichen Borneo; wohl zählt sie 33,000 Einwohner, doch sind darunter kaum 300 Holländer und andere Europäer, denen gegen-

über am Ufer des Stroms die pfiffigen Chinesen, 2000 an der Zahl, sich angesiedelt haben. Weiter aufwärts im Strom, der die einzige Straße der Stadt bildet, kommt man zur Malaienstadt, die wohl eine Stunde lang an beiden Gestaden sich hinzieht, und gegen 30,000 Muselmanen enthält. Seit dem 3. Dezember 1836, an welchem Miss. Barnstein nach zweijährigem Aufenthalt in Java mit drei Gefährten hier landete, haben die rheinischen Missionare die Seelenpflege auch der Europäer übernommen und sie bis 1865 fortgeführt, da ein holländischer Pastor sich endlich einstellte. Aber von Früchten war wenig zu rühmen, genügte doch den Namenchristen ein vierwöchentlicher Gottesdienst; und wenn einmal den Wüstlingen ein derbes Wort gesagt wurde, so ließ man sechs und mehr Monate hingehen, ehe wieder gepredigt werden durfte; dagegen zum Trinken, Spielen und Tanzen die Missionare einzuladen, wurde man nie müde, so daß sie alle Mühe hatten, sich dieser geisttödtenden Einflüsse zu erwehren. Einzelne höhere Beamten haben sich der Mission freundlich und behilflich erwiesen; allein diese Herren wechseln gar schnell und im Ganzen herrschte unter ihnen der Tod; der gegenwärtige Resident läßt — beiläufig bemerkt — seine Kinder muhammedanisch erziehen, wohl ihrer Mutter oder ihren Müttern zu Gefallen, vielleicht aber auch, weil der Islam dort in höherer Achtung steht als das Christenthum. Unter diesem Geistesdruck hielt der sanfte, gewandte Barnstein aus, bis er 10. Oktober 1863 entschlief; ein treuer Verkündiger des Worts unter allen Klassen der Bevölkerung, auch fleißig in der Schule, zunächst unter den Chinesen; von den Herren des Landes zuletzt hoch geachtet und vielfach zu Rathe gezogen, ja sogar mit einem luxemburgischen Orden geehrt. Getauft aber hat er in fast 27jähriger Thätigkeit (außer vielen halbeuropäischen Kindlein) nur 20 Heiden mit ihren Kindern. Neben ihm arbeitete seit 1852 der Buchdrucker Dietrich, unter welchem die Presse Tüchtiges geleistet hat. Barnsteins Wirksamkeit wird jetzt von dem Veteran der Mission, Van Höfen, fortgesetzt, der nun 30 Jahre in Borneo verbracht hat und gegenwärtig eine Gemeinde von 105 Seelen, meist dajakkischer Herkunft bedient. Es ist eine schwierige Aufgabe, sich auf diesem Posten zu halten; sie bleibt aber unerläßlich, denn die Hauptstadt bildet den Ausgangs- und Stützpunkt für alle Operationen im Innern.

Westlich von Bandjermasing ergießen sich drei Ströme ins

Meer, unter sich durch Zwischenarme verbunden; ihnen entlang bauten Dajakken, wo es ihnen gerade beliebte, ihre leichten Holzhütten auf langen in den Sumpf gesteckten Pfählen. Die Niederlassung unter diesem amphibischen Geschlecht hatte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen; am fernsten Fluße, dem Kahajan, vereitelte ein ränkevoller Fürst des wilden Volks alle Versuche der Brüder, 1841—45 festen Fuß zu fassen. Etwas fügsamer waren die sog. kleinen Dajakken am Pulopetak, einem westlichen Arm des großen Dusonstroms; die holländische Obrigkeit hatte ihnen das Kopfabschneiden und andere Greuel schon ziemlich abgewöhnt; daher Becker sich 1840 in Palinkau, nicht weit von dem Bethabara des hallischen Missionars Berger ansiedeln konnte, ohne zunächst auf allzuheftigen Widerstand zu stoßen. Dieser regte sich erst, als Oktober 1842 in Bethabara 15 Erwachsene die Taufe empfiengen, stieg aber dann auf einen so hohen Grad, daß die eingeschüchterten Jünger wieder abfielen. Nur der Tomongong (Oberhäuptling) Nikodemus Ambo hielt Stand. Schulen wollten weder hier, noch auf den in der Nähe gegründeten Stationen Bintang (1843) und Pulotelo (1844 am Kapuasstrom) emporkommen; die Predigt fand kein Ohr bei den stumpfen Dajakken. Mit ärztlicher Hilfe, mit Reisen ins Innere und Uebersetzungsarbeiten, am Ende auch mit dem Loskauf und der Versorgung von Pandelingen, d. h. durch Verschuldung in die Leibeigenschaft herabgesunkenen Leuten, ließ sich immerhin eine bessere Zeit vorbereiten. Namentlich lohnte sich die Arbeit an den Pandelingen, sofern aus ihnen Erstlinge der Heerde und zum Theil tüchtige Gehilfen gewonnen wurden. Doch war in Barmen schon die Frage behandelt worden, ob die werthvollen Kräfte dieser Mission nicht anderswo besser zu verwenden wären.

Einen neuen kräftigen Anstoß erhielt die Arbeit, als der tüchtige Regierungskommissär Weddik 1846 die Schulen ernstlich zu heben beschloß, und die Häuptlinge genöthigt wurden, die Jugend zum Schulbesuch anzuhalten. Das Werk schien frisch aufzublühen; die heidnischen Feste nahmen ab, die Leute wurden zutraulicher. Zwar sank Becker 1849 ins Grab, und Palingkau wie auch Bintang wurden von den veränderungslustigen Dajakken verlassen, aber Bethabara (seit 1845 als rheinische Station) erhob sich immer mehr zu einer wohlorganisirten Gemeinde, und Hardeland vollendete daselbst

1856 die Bibelübersetzung ins Dajakkische. Auch Berger brachte seine Kolonie in Pulotelo seit 1851 empor, und als Rott weiter oben in Tangohan sich 1855 festsetzte, mußte zwar der Häuptling nebst allen seinen Unterthanen sich um ihn her anbauen, weil die Regierung es verlangte; sie gewannen aber den Weißen bald so lieb, daß sogar 14 Mädchen zu seiner Frau in die Schule kamen, so viele Ueberwindung das die Eltern kostete. Auch am Kahajan faßte nach dem Tode des widerborstigen „Löwenfürsten" die Mission 1854 wieder Fuß, die Kinder kamen gern in Hofmeisters Schule und einige Erwachsene meldeten sich zum Taufunterricht.

Einen ganz andern Charakter als diese Niederlassungen im Sumpflande, wo jede Reise, jeder Besuch ein Boot erfordert, trägt die Mission in Sihong und Patei, dem Berglande östlich vom Oberlauf des Dusson gelegen. Einige Landgemeinden — von eigener Sprache und andern Sitten — hatten sich hier zu einem Freistätchen zusammengethan, das nach Bandjermasing Zins zahlte. Hier siedelte sich Denninger 1851 mit einer kleinen Schaar von Pandelingen in Maratowo an und brachte bald eine Scheidung im Volk hervor. Schon im Januar 1852 ließ sich ein glaubig gewordener, fleißiger Reisbauer, Mujan, mit seiner Gattin taufen; nun wurde aber nicht nur er gehaßt und vergiftet, man stellte auch den Missionaren nach mit Gift und falschen Anklagen. Denninger wurde von einer wüthenden Häuptlingswittwe eines Mordes beschuldigt, seine Frau aber genas nie wieder von dem ihr beigebrachten Gifte. Andererseits stellten sich einzelne Häuptlinge und ganze Bezirke auf die Seite des Missionars, sandten alle ihre Knaben in die Schule und nahmen einen weiteren Missionar, Klammer, in Tameanglajang (5 Stunden von Maratowo) mit Freuden auf.

2. Die Zerstörung.

So standen im Jahr 1859 zehn Missionare auf vier Missionsfeldern, am Kahajan, am Kapuas, am Pulopetak, und in der Landschaft Sihong. Hatten die Gemeinden erst einige hundert Getaufte aufzuweisen, so waren doch die Schulen überall gefüllt und am Sonntag zogen die Schüler auch Eltern und Verwandte nach in die Kirche, zu der ohnehin die 1000 Pandelinge kamen,

welche die Missionare so nach und nach losgekauft hatten. Nicht nur die Bibel, auch eine schöne Anzahl anderer christlichen Schriften war im Dajakkischen herausgegeben und die Kunst des Lesens und Schreibens verbreitete sich in weite Gebiete. Lesen zu lernen, war den Häuptlingen ein Anliegen, schon weil sie mit den Briefen der niederländischen Machthaber in manche Verlegenheiten kamen. Andrerseits verhehlte man sich nicht, daß der Schulzwang auch seine bedenkliche Seite hatte; manche Häuptlinge stellten ihn in eine Reihe mit den übrigen Anforderungeu der Regierung; Vorschriften über Veränderung der Wohnsitze, Frohnarbeiten, Wegebauten ꝛc., auch neue Niederlassungen von Beamten, die Vermehrung der Polizeibesuche und der Dampfschiffe auf den Flüssen machten sich doch überall in einer Weise fühlbar, die für ein zügellos freies Volk etwas Beengendes hatte.

Der Sturm, welcher diesen aufblühenden Garten verwüsten sollte, kam von muhammedanischer Seite. Am Fuß des Gebirgszugs, der hinter Bandjermasing bis ans Meer herabreicht, liegt Martapura, die Hauptstadt eines kleinen Sultanats, das doch stark bevölkert und durch seine Diamanten und Steinkohlengruben wohlhabend geworden ist. Ein übergangener Thronfolger Hidajat stiftete hier eine Verschwörung an, welche die Ermordung aller Weißen am 1. Mai 1859 und die Herstellung der alten Herrlichkeit des Reichs bezweckte. Zum Glück traf am 29. April noch eine Abtheilung Soldaten von Bandjermasing ein, welche die Verschwörer stutzig machte und vom Angriff auf die Hauptstadt abhielt. Aber an den entfernteren Punkten hatte das Blutvergießen schon begonnen, da die fanatischen Priester den Freudentag nicht erwarten konnten. In den Kohlenwerken wurden die Europäer alle erschlagen, nur einige Weiber und Kinder entkamen; der Halbchinese Jakob, von Barnstein erzogen, erhielt die Freiheit angeboten, wenn er zum Islam überträte, wurde aber auf sein christliches Bekenntniß hin niedergestochen.

Am frühesten wurde der kommende Sturm im fernen Berglande Sihong und Patei erkannt. Dort blieben die meisten Häuptlinge den Holländern treu; Denninger, der seine schwerleidende Frau zuvor noch in Sicherheit bringen wollte, gelangte glücklich in die Hauptstadt. Klammer lange für todt gehalten, tauchte vier Wochen später wieder auf; er hatte eine wunderbare Rettung er-

fahren: erst hatte ihn sein Häuptling geschützt, dann als Hidajats Rotte ihm auf der Reise flußabwärts einen Hinterhalt gelegt hatte, war zur rechten Zeit ein holländisches Dampfboot erschienen, das ihn aufnahm.

Im Sumpflande aber waren die Dajakken von den Muhammedanern gewonnen worden, gerade wie die Hindu's von den Muselmanen Indiens im Jahr der großen Meuterei 1857; sie wollten zwar die Missionare nicht selbst tödten, sondern überließen das den Anhängern des Propheten, aber die Aussicht auf Plünderung der Missionshäuser däuchte sie doch sehr reizend. In Palingkau wurde Zimmer vom Häuptling (28. April) gewarnt, zu fliehen, so lange es noch Zeit sei; er sah auch schon die gegen ihn gesandte Mörderrotte in dessen Hause, redete einige ernste Worte mit ihnen und war, ehe sie sich neuen Muth gefaßt hatten, nach Bethabara entwichen. Dahin flüchtete sich auch Beyer mit seiner Familie aus Pulotelo, wo ein früherer Schüler die Brandfackel an die Kirche legte. Weil der 1. Mai ein Sonntag war, hielt hier Van Höfen trotz aller Warnungen noch einen letzten Gottesdienst auf der gesegneten Station, während man schon einzelne Meuchelmörder herumschleichen sah. Bange Tage, in denen Gottes bewahrende Hand vielfach offenbar wurde, verstrichen, bis am 6. Mai ein Dampfschiff mit 25 Soldaten eintraf, den Beamten (Gezaghebber) und die Missionare zu schützen. Letztere riethen, daß man ihre Leute bewaffne und sich zur Vertheidigung rüste. Aber nicht blos der Beamte war anderer Meinung; der Schiffslieutenant hatte so sehr den Kopf verloren, daß er auf alsbaldige Abfahrt drang, nur die Europäer, so wie sie giengen und standen, mit wenigen Getreuen an Bord nahm und ohne auf Vorstellungen zu achten oder die Ankunft anderer Missionsfamilien abzuwarten, ohne auch nur schon zusammengepacktes Missionseigenthum mitzunehmen, in aller Hast davon dampfte. Er wurde dafür vor ein Kriegsgericht gestellt und der Dampfer sogleich in den Pulopetak zurückgesandt, die holländische Behörde wieder einzusetzen und die Missionsgeschwister am oberen Kapuas zu retten. Aber als der Dampfer nach Palingkau und Bethabara kam, fand er alles menschenleer und die Missionshäuser erbrochen und ausgeraubt.

Oben am Kapuas, in Tangohan, sollte das größte Opfer gebracht, das kostbarste Blut vergossen werden. Hier weilten zwei

junge Missionspaare, Wigand und Kind bei Rotts, beide gerüstet, um neue Stationen zu beziehen. Man hatte Rott schon seit einigen Tagen gewarnt; er hatte sich aber allzusehr auf die Anhänglichkeit der Umwohner verlassen. Frühe am 7. Mai wurde Rott, als er aus seinem Schlafgemach trat, von einem Speerstich in die Brust getroffen; der Mörder verschwand, aber auf ein gegebenes Signal füllte sich das Missionsgehöfte mit der wilden Bande. Frau Rott tritt aus der Kammer und findet ihren Gatten auf einen Stuhl gesunken. Er sagt ihr: ich muß sterben; doch verbindet sie ihn noch, rafft sich auf und will mit dem Volke reden, das aber frech höhnt und vergiftete Pfeile abschießt. Doch endlich, da sie nur um freien Abzug baten, wurde dieser scheinbar gewährt; sie versuchten, an den Fluß zu gelangen, allein das Schießen währte fort und die Boote waren verschwunden. In mehrstündiger Todesnoth, meist schwerverwundet, versicherten die Missionsgeschwister die Mörder noch ihrer Vergebung, ließen sich allesammt ins Wasser drängen und versanken in den tiefen Strom. Es waren ihrer sieben, beide Kinds, kaum erst getraut, die Wigands mit ihrem Säugling, Rott und sein ältestes Töchterlein Maria. Als die Pfeile flogen und der wüthende Haufen auf sie losstürmte, hatte letztere noch lächelnd gefragt: „Gehen wir jetzt alle miteinander zum lieben Heiland?“

Frau Rott wurde besinnungslos von einem Dajakken aus dem Wasser gezogen, ihr zweites Kind hielt sie noch umschlossen; auch ihm wurde das schwindende Leben erhalten. Man wollte sie für den muhammedanischen Anführer aufsparen und brachte sie zu dem untreuen Häuptling; dort wurde auch ihr jüngstes Kind, von einem Dajakkenmädchen in den Wald geflüchtet, ihr wieder zugestellt. Nach drei tödtlich langen bangen Tagen floh Alles vor dem herandampfenden Schiffe; die Wittwe winkte diesem mit dem Taschentuch und antwortete auf Van Höfens Fragen mit einem Thränenstrom. So wurde sie sammt ihren zwei Kindlein nach Bandjermasing gebracht, wo sie noch eines dritten genaß.

Am Tage vor dieser Rettung erfüllte sich am Kahajan das Schicksal der Geschwister Hofmeister. Er wurde bei einem Besuch, den er dem treulosen Häuptling abstattete, verwundet, schlüpfte noch in sein Haus, stärkte sich mit seinem muthigen Weibe im Gebet, trat dann mit ihr hervor und redete die Bande an, welche das Haus umzingelt hatte. Auf ihr höhnisches Gelächter betete er noch

einmal in Dajak für seine Mörder und empfieng dann den Todesstreich. Als seine Frau sich über ihn warf, wurde ihr der Kopf abgeschlagen; die vier Kleinen ließ man am Leben, um sie dem Muhammedaner zu verkaufen. Doch gelang es später den Missionaren, die jämmerlich verwahrlosten Geschöpfe wieder frei zu machen und nach Bandjermasing zu bringen.

Hier waren nun alle Europäer zusammengedrängt, auch ein Theil der getauften Dajakken fand sich bei den Missionaren ein; es fehlte an Kleidern, an Nahrung, an Obdach. Wer konnte, floh nach Java und noch weiter. Schließlich blieben nur die Geschwister Zimmer und Van Höfen mit etwa 50 Familien christlicher Dajakken bei Barnstein und Dietrich, harrend auf das Ende des Kriegs.

Doch dieses ließ lange auf sich warten (bis 1865). Zwar wurde 26. August ein Ueberfall auf das Fort abgeschlagen, aber die holländischen Streitkräfte waren zu gering und viel zu verzettelt, als daß der Aufstand bald hätte niedergeschlagen werden können. Klammer sah einmal als Dolmetscher einer niederländischen Expedition seine Station wieder und wurde mit solcher Herzlichkeit empfangen, daß die Offiziere merkten, wie lügnerisch alle Berichte seien, welche den Aufstand vom Haß des Volks wider die Missionare herleiten wollten. Aber der Haß gegen die Mission stand doch allzufest — nicht bei den Dajakken, sondern bei den weißen Beamten, die so gern alle ihre eigenen Mängel auf die Schultern der Missionare abluden, als daß bald an Wiederherstellung der Stationen im Innern gedacht werden konnte. So siedelten denn die beiden Sihonger Denninger und Klammer nach Sumatra über, andere giengen nach Europa zurück.*)

3. Neuer Anfang.

Der Einfluß, welchen die europäische Umgebung in Bandjermasing auf die getauften Dajakken ausübte, zeigte sich je mehr und

*) Daß von dieser heißen Prüfung der rheinischen Mission im Missionsmagazin nichts berichtet wurde, scheint wohl manchen Lesern ebenso auffallend wie der gegenwärtigen Redaktion. Solches Schweigen sieht so theilnahmlos aus, daß es geradezu als eine unerklärliche Thatsache bekannt und noch nachträglich den rheinischen Geschwistern herzlich abgebeten werden muß.

mehr so verführerisch, daß die Missionare ihnen behülflich waren, in das Flußland zurückzukehren, und zwar nach Kwala Kapuas, wo die Holländer ein Fort anlegten. Dort sammelten sich die christlichen Dajakken unter einem getauften Schulmeister, der für die verlassene Heerde sorgte, so gut es gehen mochte. Selbst dahin zu ziehen, erlaubte der Resident den Sendboten unter keiner Bedingung; kaum drangen sie mit, ach wie vielen Bittgesuchen! soweit durch, daß ihnen nur zweimal ein kurzer Ausflug nach Kwala Kapuas gestattet wurde. Besonders war es ein Oberst Happe, von den Brüdern erst als kirchlich gesinnter protestantischer Nachfolger eines katholischen Residenten mit freudiger Erwartung bewillkommt, der ihnen nicht nur alle Bekehrungsversuche unter der Bevölkerung abzuschneiden suchte, sondern auch die getauften Dajakken dem von ihm berufenen ungläubigen Kaplan untergeben wollte. Je entschiedener die Missionare solche Zumuthungen von sich wiesen, desto eifriger suchte er sie aus Bandjermasing zu entfernen. Als Zimmers Haus 2. April 1865 niederbrannte, vermuthlich von ruchloser Hand angezündet, erklärte der Resident den Boden für Eigenthum der Regierung und ließ Tags darauf die Stätte für einen holländischen Kirchenbau vermessen. Jetzt hielt Zimmer die Zeit für gekommen, Borneo den Rücken zu kehren. Kaum aber war dieser Entschluß am Pulopetak bekannt geworden, als die Häuptlinge ihn mit Bitten bestürmten, sie doch nicht ganz zu verlassen, und ein Gesuch an den Generalgouverneur in Batavia richteten, ihnen ihren Tuan Pandita (Hr. Lehrer) wieder zu geben. Aehnliche Bitten liefen von Sihong ein; der Resident wurde (Mai 1866) abberufen und sein Nachfolger Hr. Tiedtke redete nicht mehr von vielen Bedingungen, allerhand erst zu beantwortenden Fragen ꝛc., sondern verlangte nur, daß „zur Heidentaufe kein Zwang angewendet" werde! Dem konnte ohne allen Anstand willfahrt werden, da Zimmer keinen Dajakken taufte, den er nicht ein Jahr lang unterrichtet und dann vor der Gemeinde und den Heiden geprüft hätte.

Am 21. Juni 1866 kam Zimmer endlich in dem volkreichen neuen Orte Kwala Kapuas an, das fast eine Stunde lang am Ufer sich ausdehnt. Wohnen mußte er aber nahe bei dem kleinen Fort, von wo er jedesmal eine Stunde zur Kirche und Schule zu rudern hatte. Die Getauften, welche sich seit sieben Jahren in den Sümpfen umgetrieben hatten, fand er schrecklich verwildert;

ihnen widmete er sich nun mit besonderer Hingebung und suchte sie im Glauben neu zu gründen, bis die Zeit gekommen war, da er seine Arbeit jüngeren Brüdern übergeben und 1868 einen längst nöthigen Besuch in Deutschland ausführen konnte. — Die Gemeinde unter der Leitung von Hennemann hat sich im Ganzen musterhaft gehalten und trägt einen guten Namen bei Europäern und Eingebornen. Soviel ist doch gewonnen, daß männiglich weiß, Wucher und Fleischesdienst seien von den Christen aufgegeben; solche gelten daher für ehrliche Leute, die keine Schulden machen und auch etwas vor sich bringen, obgleich sie am Sonntag mit der Arbeit aussetzen. Minder fest mag es mit der Erkenntniß von manchen, namentlich älteren Gliedern der Gemeinde bestellt sein, wenn man von dem lieben, treuen Erstling Nikodemus Tomongong (S. 230) schreibt, seine ganze Familie sei muhammedanisch und bearbeite ihn so stark, auch überzutreten, daß er sich manchmal mit den Fragen über die Gottessohnschaft Christi abquäle und gar auf den Gedanken gerathe, in Christo sei vielleicht ein Engel Mensch geworden. Als Zimmer März 1871 zurückkehrte, fand er die Gemeinde nicht bedeutend gewachsen: sie besteht erst aus etwa 160 Gliedern, hat sich aber konsolidirt und drei tüchtige Aelteste gewählt, welche sich an ihrer Leitung mit Ernst und Geschick betheiligen. Die Schulen zählen etwa 86 Schüler, meist Heidenkinder, obwohl der Schulzwang vom Residenten aufgehoben wurde; mit einem Lehrerseminar für die gesammte Mission soll jetzt hier ein Anfang gemacht werden.

Schon entsteht auch eine Nebenstation Dadahup, 10 Stunden von Kwala Kapuas, wo sich der geschiedeste Mann des Orts als alter Schüler des sel. Becker zu erkennen gab, richtige christliche Erkenntniß an den Tag legte und 1870 getauft werden konnte; seine Taufe zog bald vier andere nach.

Aber noch weiter dehnen die rheinischen Missionare ihre Wirksamkeit aus. Die Holländer hatten auch am Ausfluß des Kahajan, in Pangkoh ein Benteng, d. h. Fort erbaut, wo die Missionare zunächst einen Schullehrer stationirten. Bald aber zeigte sich, wie nöthig die Gegenwart eines Missionars sei, um die Schule emporzubringen. Also zog Hager im Juni 1868 mit einem christlichen Schulmeister dahin, und suchte die Schule zu heben; doch hat auch ein Besuch des Residenten, bei welchem derselbe wohl das Lernen bestens empfahl, aber doch nicht befahl, das Schulzimmer nicht zu

füllen vermocht; nur etliche Schüler werden anhänglich und ordnungsliebend. Das ungebundene Leben des trotzigen, hier besonders dem Handel und Gelderwerb ergebenen Volkes zeigt sich in seiner ungeschminkten Natürlichkeit. Doch erfreute Hagers Herz der Umgang mit einem alten Zauberpriester, der einst viel mit den Missionaren verkehrt, aber im Jahr 1859 sich auch den Mörderbanden angeschlossen hatte. Als der Tod heranrückte, that er von Herzen Buße, suchte Christum und ließ sich taufen. Auf 22 Seelen beläuft sich derzeit die Zahl der Gemeindeglieder.

Eine andere Station, Mandomai, am Kapuas, entstand gleichfalls durch die Erbauung eines Forts, in dessen Umgebung sich einige der Christen von der früheren Tangohan-Gemeinde — blutigen Andenkens — ansiedelten. Hendrich besuchte sie erst alle Monat einmal, da denn wohl 50 Leute zum Gottesdienst kamen; er bestellte ihnen einen Schulmeister und schlug 1870 die Erlaubniß der Regierung heraus, sich unter ihnen niederzulassen. Seit dem September jenes Jahrs wohnt er nun dort, hat seine Gemeinde auf 76 Seelen gebracht und freut sich über seine 32 Schulkinder. Die Heiden fahren noch immer fort, Tag und Nacht ihre lärmenden Feste zu feiern; da nahm es der Missionar dem Beamten nicht übel, daß derselbe wenigstens am Sonntag ihnen Stille gebot.

Völlige Ruhe ist auf diesem Gebiet noch nicht eingetreten; steht vielleicht hier so wenig als in Indien zu erwarten. Ein Muhammedaner z. B. machte erst 1870 noch einen Versuch, gegen Bandjermasing vorzudringen; verlor er dabei 50 seiner Leute, so brachte er doch auch drei Köpfe von gefallenen Holländern davon. Während die Missionare sich noch immer umsonst nach der Erlaubniß sehnen, in das Bergland von Sihong zurückzukehren — wo sie wenigstens einen Lehrer stationirt haben, meint der Resident dem Frieden dort oben noch immer nicht recht trauen zu können und hält sie hin — nun bald ins 13. Jahr! Doch soll er bei der Neujahrsgratulation dem Br. Tromp das Versprechen gegeben haben, im laufenden Jahre die Anlegung von Stationen in jener Landschaft zu gestatten. Jedenfalls harrt dort auf die Sendboten ein der holländischen Regierung treu ergebener Häuptling. Man darf sich das Warten in diesen kleinherzig regierten niederländischen Kolonien einmal nicht verdrießen lassen; am Ende wird es dennoch lauter Freude werden: der Wunsch der Gerechten muß doch wohl gerathen.

Ein Hilferuf für Madagaskar.

Zu einem solchen erhebt der greise Ellis seine Stimme mit den Worten: „Schaaren haben ihre Götzen weggeworfen und warten auf Unterricht. Gott selbst bewegt die Herzen dieser einfältigen, aber unwissenden Menge; Er macht sie willig am Tage Seiner Macht, und eben damit ruft Er der Christenheit zu, ihnen Missionare und Lehrer zu senden, ohne die sie nicht zur rechten Erkenntniß Seines Heils gelangen können. Sie haben Kirchen erbaut; sie kommen Sonntags bereitwillig zusammen; aber an vielen Orten können sie nur sagen: 'O Gott, lehre uns beten, denn wir wissen nicht, wie wir beten sollen.' — Diese Menge bedarf unser. Sie wird uns nicht immer brauchen; aber jetzt, bis Gemeinden gegründet und organisirt sind, bedarf sie unsrer Hilfe. Nie haben Missionare ein schöneres Arbeitsfeld, nie eine reifere Ernte vor sich gehabt. Wird den Madagassen jetzt die rechte Handreichung, so werden sie unter Gottes Segen bald für sich sorgen können; werden sie in dieser Krisis sich selbst überlassen, so können sie in Irrthümer gerathen, von denen es vielleicht Jahre kosten wird, sie zurückzubringen. Nur die feste Gegenwart und der weise Rath englischer Missionare vermag überdieß bei dem Hang vieler Beamten in den innern Bezirken, einen Druck auf die Bevölkerung auszuüben, die Einhaltung eines richtigen Weges zu sichern. Eine größere Anzahl europäischer Missionare ist auch allein im Stande, das weite, sich der Mission jetzt erschließende Gebiet zu besetzen. Unsre Brüder sind vorangedrungen, aber der Horizont rückt mit ihnen vor.

„Als im September 1869 die gegenwärtige Königin die Nationalgötzen verbrennen ließ und erklärte, sie wünsche ihr Königreich auf Gott zu gründen, lebten in heidnischen Dörfern Manche, die theilweise mit dem Christenthum bekannt waren und gründlicher darin unterwiesen zu werden wünschten, aber die große Mehrzahl derer, die nach Lehrern verlangten, waren entfernt nicht Christen, sondern nur beeinflußt durch das Beispiel der Königin und die Befehle der Lokalbehörden. Es kann keine kritischere, keine herzbe-

weglichere Lage geben, als diejenige dieser Leute jetzt ist. Sie haben Gotteshäuser gebaut, und da warten sie nun einen Sonntag um den andern, und hoffen etwas von dem Herrn zu hören, der da reich ist über Alle, die Ihn anrufen, aber der ersehnte Lehrer kommt nicht, und enttäuscht, etliche wohl auch betrübt, kehren sie heim, ohne etwas von Dem gehört zu haben, der vom Himmel herabgekommen ist, das Verlorene zu suchen und selig zu machen. Der gegenwärtige Zustand des madagassischen Volks ist aber auch ein in hohem Grade gefahrvoller. Denn noch ist es möglich, daß es, sich selbst überlassen, ein sinnliches, lasterhaftes Leben, frei von den Zügeln irgend einer, ob falschen oder wahren Religion, lieb gewinnt. Oder die Harrenden können die Opfer von Verführern werden, die, ihre Unwissenheit benützend, sich für Lehrer der neuen Religion ausgeben, von der sie den Leuten sagen, daß sie verschiedene Ausschweifungen des Heidenthums billige. Des Wartens müde, stehen sie endlich auch in Gefahr, den ihnen angebotenen Unterricht der zahlreichen und eifrigen römischen Priester anzunehmen, und so dem Papstthum an Orten Eingang zu verschaffen, an denen es bis jetzt unbekannt war.

„Nach all dem können wir nur fragen: Wen sollen wir senden? Möchte der heil. Geist doch viele hingebende und tüchtige Diener Christi zu der Antwort treiben: 'Hier bin ich; sende mich.'

„Beim Beginn des großen Umschwungs sandte die Londoner Gesellschaft den madagassischen Gemeinden zuerst fünf ordinirte Brüder zur Hilfe, und diejenigen Glieder der Mission, denen zunächst mehr äußere Geschäfte oblagen, halfen freudig mit bei der Bedienung der Seelen und thun das bis auf den heutigen Tag. Vor zwei Jahren konnten die Direktoren 12 weitere Missionare und zwei Schullehrer gewinnen; jetzt sehen sie sich abermals nach 10 neuen Missionaren um. Können sie diesen Plan durchführen, so wird die Gesellschaft 30 Missionare und Schullehrer und drei mit äußerlichen Geschäften betraute Brüder in Madagaskar haben."

Die älteren und bewährteren der eingebornen Christen haben selbst ein tiefes Gefühl von der Wichtigkeit der gegenwärtigen Krisis und suchen nach Kräften mitzuhelfen und mitzurathen. So fand in Antananariwo am 7. Juni 1871 die sechste halbjährliche Versammlung des Bundes statt, zu welchem sich die Gemeinden der Centralprovinz Imerina vereinigt haben. Der Versammlungsort

war die von den Beiträgen englischer Kinder erbaute Märtyrerkirche von Farawohitra. Sie hat genügenden Raum für etwa 1000 Personen; an diesem Tage aber war sie so überfüllt, daß Viele sich damit begnügen mußten, auf den Treppen oder unter den Thüren ein Plätzchen zum Stehen zu finden. Nicht weniger als 200 Gemeinden hatten dazu ihre Vertreter gesandt, unter ihnen auch drei aus dem Betsileolande. Es war das erste Mal, daß eine so fern hergekommene Deputation an der Versammlung Theil nahm, darum wurde sie auch mit besonderer Freude und Herzlichkeit begrüßt. — Eröffnet wurde die Feier mit Gesang, Bibellesen und Gebet, dann hielt J. Parret, ein nicht ordinirtes Glied der Mission, die Eingangsrede, worin auf den Zweck und Segen des Bundes, die gegenwärtige Lage der Kirche und die noch übrige, zu den ernstesten Anstrengungen auffordernde Arbeit hingewiesen wurde. Hierauf verlas der Vorsitzende die bei der vorigen Zusammenkunft verabredete Geschäftsordnung. Es handelte sich um die Besprechung fünf wichtiger, tief ins Leben der Gemeinden eingreifender Punkte, nämlich:

1. Den Charakter der eingebornen Prediger; 2. die Kirchenzucht; 3. das Verhältniß von Kirche und Staat; 4. das Verhalten im Hause Gottes; und 5. die schriftgemäße Auffassung des Ehestandes.

Seit einiger Zeit schon war es nämlich bekannt geworden, daß in manchen Kirchen entschieden unwürdige Leute zum Predigtamt zugelassen wurden. Daß ein Mangel an den rechten Lehrern entstand bei der ungeheuren Zahl neuer Gemeinden, die in den letzten 2—3 Jahren sich bildeten, ist kaum verwunderlich. Gibt es doch entlegene Plätze genug, wo nur Wenige lesen können, und man kaum irgend etwas vom A B C der neuen Lehre weiß! An solchen Orten nun wird jeder Fremdling aus Antananariwo oder auch nur aus der Provinz Imerina, der irgend etwas zu sagen hat, mit Verlangen begrüßt, und die lernbegierigen Zuhörer denken nicht daran, nach irgend einer Bürgschaft für den sittlichen Werth des Mannes zu fragen, der ihnen seine Weisheit bringt. Es war darum eine Kommission mit der Abfassung eines Cirkularschreibens an alle Gemeinden beauftragt worden, das neben dem Ausdruck der Liebe und Theilnahme auch Warnungen und Winke enthalten sollte, welche Art Leute allein sich zu Lehrern des göttlichen Wortes

eignen, und daß es weit gerathener sei, beim Zusammenkommen zu gemeinsamer Erbauung sich mit dem einfachen Lesen der heil. Schrift zu begnügen, als Männern von zweifelhaftem Charakter die Leitung des Gottesdienstes zu überlassen. Auch der Entwurf eines Beglaubigungsschreibens, durch das sich künftig die von Imerina kommenden Lehrer bei andern Gemeinden legitimiren sollten, war dieser Kommission übertragen worden. Beides wurde jetzt vorgelesen und von der ganzen Versammlung gut geheißen.

In Betreff der Kirchenzucht hatte bei der vorhergehenden Zusammenkunft der erste Minister im Namen der Gemeinde von Anati Rowa den Wunsch ausgesprochen, es möchten doch in allen Gemeinden über den Ausschluß unwürdiger Glieder genau dieselben Grundsätze beobachtet und etwa in einem kleinen Kirchengesetzbuch zusammengestellt werden. — Mehr ins Einzelne gehende Regeln hierüber aufzustellen, als die heil. Schrift es thut, fühlten sich aber die Missionare nicht die Freiheit, und so theilte in ihrem Namen Miss. Briggs jetzt nur die Grundzüge eines von ihm verfaßten Büchleins mit, worin er Predigern und Andern die Pflicht ans Herz legt, nach apostolischer Anweisung die Reinheit der Gemeinden zu bewahren zu suchen. Hierüber nun entspann sich eine sehr lebhafte Debatte, und verschiedene Fragen wurden laut über einzelne besonders schwierige Fälle, die in dieser oder jener Gemeinde die Lehrer im Zweifel ließen, wie sie sich ihnen gegenüber verhalten sollten.

Ueber das Verhältniß von Kirche und Staat verlas ein hochgestellter Eingeborner eine kurze Abhandlung. Es war das ein Wort zur Zeit für Viele, die noch nicht recht unterscheiden gelernt haben zwischen Dingen die des Staats und solchen, die der Kirche sind, und ein doppelt gewichtiges Wort von Seiten eines so einflußreichen Mannes. Es gieng daraus klar hervor, daß die Regierung als solche nicht den Wunsch hat, die Kirche zu beherrschen, und daß sie die in den Gemeinden sich ausbildende Selbständigkeit keineswegs mit neidischem Auge betrachtet. — In ihrer eignen Unwissenheit hatten aber manche Gemeindeglieder sich daran gewöhnt, wenn unter ihnen eine Meinungsverschiedenheit, ein Streit oder etwas der Art entstand, zum weltlichen Beamten zu gehen, damit er sie berathe oder die Sache schlichte. Vielleicht geschah das in etlichen Fällen mehr, weil der betreffende Beamte ein Christ war,

als seiner äußern Stellung wegen; aber es war dennoch wohl gethan, einer Gewohnheit entgegenzutreten, die mit der Zeit sehr störende Folgen hätte haben können. Es wurde darauf der Rath ertheilt, jede Gemeinde möge suchen, die in ihrem Schooße aufsteigenden Schwierigkeiten selbst zu schlichten, wenn ihr dieß aber nicht gelinge, ihre Nachbargemeinden um ihren Beistand anzusprechen. Dabei ergieng an alle Gemeinden die Ermahnung, einem solchen Hilferuf doch ja mit herzlicher Theilnahme Folge zu leisten und Alles, was in ihrer Macht stehe, zur Förderung der gemeinsamen Sache zu thun.

Bei der großen Zahl neu hinzugekommener Leute, von denen viele kaum irgend einen Begriff haben vom Wesen des Gebets und sich namentlich in entlegeneren Dörfern während des Gottesdienstes darum auch oft höchst ungeziemend betragen, war es keineswegs überflüssig, auch den äußern Anstand zur Sprache zu bringen, der von denen zu fordern ist, welche sich im Hause Gottes einfinden. Rainimamondschisoa, ein lang erprobter, hochgestellter und die allgemeinste Achtung genießender Christ, verlas hierüber treffliche Bemerkungen, die, wie zu hoffen ist, nicht ohne gute Wirkung bleiben werden. An der sich darüber entspinnenden Besprechung nahmen sowohl die Missionare, als auch die eingebornen Christen lebhaft Theil.

Ueber den christlichen Begriff der Ehe endlich ergriff der Quäker Sewell das Wort. Wie viel es in dieser Hinsicht noch der Belehrung bedarf, wie manche tief eingewurzelte Schäden auf diesen Punkt in einem Volk zu bekämpfen sind, unter dem Vielweiberei die Regel, Ehescheiden kein Verbrechen, sittlicher Ernst kaum bekannt war, ist leicht begreiflich. Nichts hat den Missionaren schon so viel Mühe und Noth gemacht, in keiner andern Beziehung sind schon so schwierige Fragen an sie herangetreten, wie gerade in dieser. Den eingebornen Christen einen Eindruck von der Heiligkeit der Ehe zu geben, ist ihnen darum auch ein besonders wichtiges Anliegen.

Es war Abend geworden, als Sewell mit seinem Vortrag zu Ende war, und man mußte daran denken, sich zu trennen. Die Abgesandten aus dem Betsileolande bekamen warme Grüße mit für die Brüder im Süden, der scheidende Miss. Briggs für die Christen jenseits des Oceans, und dazu den herzlichsten Dank für

alle Theilnahme und Handreichung, wodurch dieselben die Gemeinde Christi in Madagaskar gründen halfen und stärkten. —

Macht uns die Schilderung eines solchen Tages in der Hauptstadt den Eindruck, daß in der Provinz Imerina das Evangelium bereits zu einem die ganze Masse durchdringenden Sauerteig geworden ist, so gibt es freilich aus andern Theilen des Landes auch ganz anders klingende Berichte. Besonders chaotisch sieht es noch aus im Betsileolande, in dessen volkreichen Dörfern und Städten früher kein und seit 1869 nur ein einziger englischer Missionar stationirt war, dessen Bezirk mit Einschluß der Kinder und Sklaven wohl 100,000 Seelen umfaßte. Einige Städte haben eingeborne Lehrer; an vielen Orten versammeln die Leute sich aber auch allsonntäglich in den neu erbauten Kirchen und sitzen da still beisammen, ohne daß Jemand kommt, sie zu unterweisen oder mit ihnen zu beten. Zum Schluß steht dann etwa noch Einer auf, hebt die Hände empor und sagt: „O Gott, wir möchten Dir dienen, aber wir wissen nicht wie! Lehre uns beten, o Gott, oder sende uns Jemand, der es uns lehre.“ Im Laufe des vorigen Jahres sind nun vier weitre englische Arbeiter dort angelangt. Von eigentlicher Wirksamkeit konnten sie bisher natürlich nicht berichten, da ihre Zunge noch gebunden war; aber den tiefen Eindruck bekamen sie auf ihrer Reise durch das Land allenthalben, daß sie sich hier inmitten eines Volkes befanden, das den Schafen gleicht, die keinen Hirten haben.

Da wurden z. B. die Missionare Brockway und Houlder in dem Städtchen Ambositra freudig willkommen geheißen und gleich mit Geschenken bedacht. Es war ein Samstag, an dem sie eintrafen, und so konnten sie gleich Tags darauf dem Gottesdienste beiwohnen. Ein freundlicher und sehr energischer Mann, der ihnen mit einem Häuflein Eingeborner vor das Städtchen hinaus entgegengekommen war, schien zu den Häuptern der Gemeinde zu gehören und machte sehr freien Gebrauch von seiner Autorität. Er war ungemein geschäftig, den Leuten ihre Plätze anzuweisen und sagte ihnen dann mit großem Ernst, wann es Zeit zum Gesang, und wann zum Gebet war. Andre angesehene Männer hatten sich zum gleichen Zweck in verschiedenen Theilen der Kirche aufgestellt und warteten ihres Amts mit großer Geschäftigkeit. Einmal, als gerade das Gebet beginnen sollte, entstand ein Wortwechsel zwischen einem

dieser Männer und etlichen Betsileos, die seiner Anweisung nicht buchstäblich Folge geleistet hatten. Die Stimme des freiwilligen Kirchenvogts wurde dabei so laut, daß von Gebet eine Weile nicht mehr die Rede sein konnte, und schließlich wurden zwei oder drei Missethäter von einigen Howas zur Kirche hinaus geführt. Weit schmerzlicher als dieser kleine Zwischenfall war den Missionaren die gleichgültige, ja fast leichtfertige Weise, womit der Gottesdienst von den Predigern behandelt wurde. Der Pfarrer, ein, wie es ihnen schien, wohlmeinender und aufrichtiger Mann, überließ das Vorlesen des Textes sowohl, als die Erklärung desselben seinem Sohn, einem etwa 14jährigen Jungen, der mit erstaunlicher Zuversicht und Sicherheit über die Worte sprach: „Es soll aber der Ackermann, der den Acker bauet, die Früchte am ersten genießen." Ganz verstanden die der Sprache noch unkundigen Missionare die kaum sechs Minuten lange Rede des jungen Predigers nicht, aber so viel merkten sie doch, daß er wiederholt von den Erzeugnissen des Landes sprach und seinen Zuhörern es nahe legte, beim Einsammeln derselben auch ihrer Lehrer zu gedenken. Nachdem er sich wieder gesetzt hatte, ergriffen auch die Missionare das Wort, um etwas von der Liebe Jesu zu stammeln. Da sie erst seit etlichen Wochen im Lande waren, konnten sie es natürlich nur in sehr gebrochener Weise thun; aber in dieser Versammlung fühlten sie trotzdem den Beruf zu einem solchen Versuch.*)

Es ist das nur Ein Beispiel von einem Zustand, wie er sich in einer Masse von Betsileo-Dörfern findet. Dutzende derselben haben noch nie einen Missionar gesehen; in gar vielen Kirchen ist noch nie die Stimme eines weißen Predigers gehört worden. In manchen Dörfern, die nicht regelmäßig von dem Missionar besucht werden, können außer dem eingebornen Pfarrer nur zwei bis drei Personen lesen. Ist dieser eingeborne Prediger dann nicht ein wirklich geisterfüllter Christ, so ist es in der That nicht zu verwundern,

*) Interessant ist eine beiläufige Bemerkung des Miss. Shaw, der früher auf den Samoa-Inseln diente, und jetzt die Betsileoschulen organisirt. „Ich arbeite hart an der Sprache, und habe schon begonnen Schule zu halten, obwohl ich vor sechs Wochen noch kein Wort von Malagasi verstand. Am leichtesten wird mir der Unterricht im Rechnen, da die Zahlwörter hier fast ganz dieselben sind wie in der Samoasprache."

wenn die Leute, obgleich ihre Götzen verbrannt sind, noch in der alten heidnischen Weise dahin leben.

Allerdings gibt es solche geisterfüllte Männer, aber eben nur in großer Minderheit. Und selbst die besten Howa-Christen, wie z. B. der edle Gouverneur von Fianarantsoa, Rainiseheno, fühlen sich den Betsileos gegenüber beständig versucht, auch in kirchlichen Dingen mit einem gewissen Despotismus aufzutreten. „Von Dörfern bis auf acht Stunden Entfernung von Fianarantsao müssen sich sonntäglich wenigstens einige Vertreter in den Kirchen einfinden. Auch werden die Kinder zur Schule beordert, ein Uebergriff, über den wir uns nicht gerade beklagen, denn wenn irgendwo, läßt sich der Schulzwang wohl am sichersten in diesem Lande rechtfertigen."

Eine unbequeme Folge dieser Regierungsmaßregeln ist aber die, daß es den Heiden, die im Gehorsam gegen die königlichen Verordnungen nun eiligst Christen werden wollen, unbegreiflich erscheint, wenn die Missionare sie nicht alsbald taufen, sondern erst eine zweimonatliche Vorbereitungszeit festsetzen, und für die Getauften dann nochmals eine viermonatliche Probezeit, ehe sie auch zum h. Abendmal zugelassen werden. Manchmal kam es schon vor, daß die zur Vorbereitung bestimmte Zeit verstrich, ohne daß der Taufbewerber sich wieder bei dem Prediger oder Missionar gezeigt hatte, und ohne daß er auch nur die einfachsten Fragen über die Grundwahrheiten des Evangeliums zu beantworten wußte. Durch die feste und dabei doch milde Art des seit 1869 in Fianarantsoa arbeitenden Miss. Richardson ist darin aber schon manches anders geworden, und auch seine Mitarbeiter im Betsileolande gehen nicht von dem Grundsatz ab, ernst und behutsam zu sein in der Aufnahme neuer Gemeindeglieder.

Diese Vorsicht ist indeß nicht bloß unter den unwissenden, aber im Ganzen lernbegierigen und aufgeweckten Betsileos nöthig, sondern ebensowohl unter dem herrschenden Geschlecht der Howa's. Der 1870 als Missionar nach Madagaskar zurückgekehrte Baumeister Sibree wirkt jetzt in Ambohimanga, der alten Hauptstadt Imerinas, die zu betreten noch in dem 1865 mit England abgeschlossenen Vertrag den Fremden untersagt war. Einst der Sitz des Nationalgotts Fantaka, ist sie noch eine Lieblingsresidenz der Königin. Sibree schreibt: „Was ich über den Charakter der eingebornen Gemeinden zu sagen habe, ist sehr gemischter Art. Während es erfreulich ist

zu sehen, wie von den 6000 Einwohnern Ambohimangas sich Sonntags etwa 500 in jeder unsrer drei Kirchen zu versammeln pflegen, und wie in den benachbarten Dörfern sich Gemeinden von 150 bis zu 400 Seelen finden, sind die Beweggründe der meisten von ihnen doch so niedriger und unedler Art, daß ich überzeugt bin, die geringste Veränderung in der Haltung der Regierung in Beziehung auf das Christenthum hätte den augenblicklichen Rücktritt der Mehrzahl unsrer angeblichen Anhänger zur Folge. In der ältesten der drei Stadtgemeinden ist ein Kern zuverlässiger, aufrichtiger Christen; in den beiden andern aber haben wir kaum von einer Handvoll Leute Grund zu glauben, daß es ihnen ein wirklicher Ernst ist mit ihrem Bekenntniß. — Andrerseits ist aber auch viel Ermuthigendes da," fährt er nach diesem Eingang fort. „Der Besuch meiner Bibelklasse für Prediger ist sehr befriedigend, und ich glaube, daß in ihren Ansprachen an die Gemeinden bereits ein Fortschritt sich fühlbar macht. Gleich nach meiner Ankunft theilte ich auch die zehn Dörfer meines Bezirks in zwei Hälften und wählte in jeder derselben einen Platz zur Verkündigung des Wortes aus. Abwechslungsweise hielt ich da regelmäßig wöchentliche Bibelstunden, und die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer in denselben war eine der erfreulichsten Seiten meines hiesigen Werks. An einem dieser Orte stieg die Zahl der Anwesenden auf 80, am andern auf 50 Personen. Nach meiner letzten Bibelstunde sagte mir der Ortsvorsteher: 'Als Sie zuerst kamen, verstanden wir kaum, von was Sie sprachen, aber jetzt verstehen wir fast Alles, was Sie sagen.' Und ich glaube, das nicht nur deßhalb, weil ich jetzt vermuthlich besser Malagasi spreche, als bei meiner Ankunft, sondern mehr noch, weil das, was ich aus dem ersten Buch Mose und den Evangelien mittheilte, ihnen so neue, fremdartige Dinge waren, daß sie ihnen unverständlich blieben, auch wenn sie sie in den Lauten ihrer Muttersprache vernahmen. Sie hatten so lange keinen Gedanken gehabt, der über ihre Reisfelder und ihre Heerden hinausreichte, daß die Schriftwahrheiten ihnen Anfangs unglaublich seltsam schienen.

„Die Dorfgemeinde von Imeritsiafindra ist ein interessantes Beispiel, was der Ernst und Eifer einiger guten Männer vermag. In einem mittelmäßig großen Dorfe steht da eine große, hübsche Backsteinkirche, die beinahe ganz durch ihre Anstrengungen zu Stande kam. Eine Gemeinde von mehr als 800 Seelen ist gesammelt

die aufmerksamste und geordnetste, die ich je sah, obgleich der Mehrzahl nach aus den niedersten Klassen — Sklaven und Arbeitern — bestehend. Der Pfarrer ist einer der Wenigen, welche von den Wahrheiten, die sie verkünden, tief durchdrungen scheinen. Er ist ein ernster, thatkräftiger Mann, der mir schon eine große Hilfe war."

Fröhlicher und hoffnungsvoller als Sibree noch läßt sich im November 1871 Miss. Matthews aus Wonizongo im Nordwesten der Hauptstadt vernehmen: „Das Werk hier übertrifft meine kühnsten Erwartungen. Da die heiße Regenzeit begonnen hat, kann ich jetzt nicht predigend umherziehen, wie ichs in der kühlen, trocknen Jahreszeit that; dagegen habe ich hier in Fihaonana eine Klasse für meine Prediger eröffnet, in welcher ich viermal wöchentlich drei Stunden des Tags Unterricht ertheile. Vor 14 Tagen fieng ich damit an, und es nehmen 40—60 Männer daran Theil. Ich lehre sie Dienstags die Anfangsgründe der Grammatik, Mittwochs Schreiben, Donnerstags Rechnen, Freitags beschäftigen wir uns mit der Bibel und ich gebe ihnen Anleitung zum Predigen. Freitag Abends kehren sie nach Hause zurück, und Dienstag Morgens kommen sie wieder; Einige bleiben die Woche über hier; Andre legen einen Weg von mehreren Stunden zurück, um Morgens zu kommen und Abends wieder nach Hause zu gehen. Sie sind sehr lernbegierig, und so sonderbar und schwer auch Etlichen von ihnen diese Arbeit vorkommt, halten sie doch wacker dabei aus. — Andre Theile des Werks gehen daneben fort; so habe ich z. B. in den letzten fünf Monaten 1300 Lesebücher verkauft" ....

Weit gemischter, ja mitunter wirklich traurig lauten die Berichte andrer Missionare über die sich neu bildenden Howa-Gemeinden; darin stimmen aber alle überein, daß trotz vieler Mißgriffe und Gebrechen, die mit unterlaufen, das Land allenthalben dem Worte Gottes offen steht, und wo immer ein Prediger auftritt, er sicher ist, einen Haufen Zuhörer zu finden. Ebenso rasch verbreitet sich unter seiner Aufsicht und Anleitung die Lust und die Kunst lesen und schreiben zu lernen. Unbestreitbar ist in Madagaskar jetzt in seltenem Maße die Gelegenheit geboten, für das Reich Gottes zu wirken, und etliche Jahre treuer, hingebender Arbeit können von unberechenbarem Segen für dieses Land werden.

Nur in Kürze seien die neuesten Zahlen der Londoner Mission angegeben. Zu den 231,759 Namenchristen, die sich im Jahr 1870

um sie gruppirten, kamen im Lauf der letzten 12 Monate 63,000 weitere. Kirchenglieder warens im Dezember 1870 erst 20,951, ihre Zahl hat sich in einem Jahre fast verdoppelt (sie beläuft sich auf 38,000). Gemeinden rechnet man in Imerina allein ungefähr 500, wozu noch 100 in Wonizongo, 50 in Betsileo kommen mögen. Weiter mögen noch 20 Gemeinden der Anglikaner an der Nord- und Ostküste, und der Norweger in Betafo aufgezählt werden. Eine zweite scandinavische Mission scheint auf der Westküste, unter den Sakalawa's, erstehen zu sollen.

Gewiß dürfen wir aber die von Ellis berührten Gefahren der sich bildenden Gemeinden in keiner Weise unterschätzen. So weit dieselben das Umsichgreifen des Katholizismus betreffen, enthält das letzte Heft der Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens vom Jahr 1871 manche beachtenswerthe Mittheilungen, die ein nachdenklicher Leser wohl auf das richtige Maß zurückzuführen wissen wird.

„Seit der Thronbesteigung Ranawalonas II. im Jahr 1868," lesen wir da, „sind in Madagaskar viele Ereignisse vorgefallen, die man einer wahren Revolution gleichstellen könnte, einer moralischen Revolution nämlich in den Anschauungen, den Gewohnheiten, selbst in den Grundsätzen der Regierung. Ich meine damit eine Menge von Neuerungen, die, von den methodistischen*) Prädikanten ausgeheckt, von der Königin und ihren Rathgebern angenommen, auf nichts Geringeres abzielten, als die ganze Insel protestantisch zu machen. Einen Augenblick hegten wir deßhalb auch die ernstesten Besorgnisse. Doch Dank demjenigen, dem es eigen ist, auch aus dem Bösen Gutes zu ziehen, haben alle diese Neuerungen, weit entfernt, der Verbreitung des wahren Glaubens zu schaden, dessen Entwicklung nur gefördert.

„Eines der größten Hindernisse für die Ausbreitung der Wahrheit war die Verehrung der Götzenbilder. Es gab dergleichen in allen Städten, besonders aber in der Hauptstadt, wo Ranawa-

---

*) Die Jesuiten, welche diesen Bericht schreiben, wissen so gut als wir, daß die englischen Missionare in Madagaskar keine Methodisten sind. Allein sie haben einmal diesen Namen für ihre gehaßten Concurrenten gewählt und in Gang gebracht.

lona I, die selbst ein grenzenloses Vertrauen in sie setzte, dieselben unter ihren königlichen Schutz genommen hatte. — Angesichts des in Geist und Herz unsrer armen Heiden so tief eingewurzelten Aberglaubens stellten wir oft selbst die Frage an uns, ob es uns auch möglich wäre, über denselben Meister zu werden. Doch was geschah? Die englischen Prädikanten, welche nicht minder als wir selbst alle diese Fetische zu beseitigen wünschten, haben die Königin und deren Minister derart bearbeitet, daß sie endlich durch Drängen, Versprechungen und Geld**) eine königliche Verfügung erlangten, welche die Zerstörung aller Götzenbilder und ihrer Tempel befahl und jeden, der ein Götzenbild behalten würde, mit dem Tod bestrafte. Die Ausführung ließ auch nicht auf sich warten. Offiziere, beauftragt, alle Gegenstände des Götzendienstes zu zerstören und zu verbrennen, wurden nach allen Richtungen ausgesendet. Die Sache wurde auch blitzschnell und an einigen Orten mit solcher Rohheit durchgeführt, daß die Madagassen darüber empört wurden und eine Menge von Ortschaften sich alsbald den Katholiken zuwandten, die, wie man wußte, an dieser Revolution unbetheiligt waren.

„Auch ein zweites nicht geringes Hinderniß ist gleichfalls den Streichen der anglikanischen Bekehrungssucht erlegen, das Arbeiten an Sonntagen. Diese Entheiligung des Tages des Herrn ist eben nicht auffallend, weil ja alle Bewohner dieser Insel seit undenklicher Zeit in der tiefsten Unwissenheit des göttlichen Gebotes dahinlebten. Die ersten protestantischen Missionare hatten diese beklagenswerthe Gewohnheit allerdings auszurotten gesucht, allein wenn sie auch unter Radama I einen Augenblick, und dazu nur in der einzigen Stadt Tananariwo, aufgehört hatte, so hatte die alte Ranawalona sie gleich wieder eingeführt, und die Märkte gerade an den Sonntagen waren zahlreicher und besuchter als früher geworden. Auch die Felder und Reispflanzungen wurden am Sonntag wie an den andern Tagen bearbeitet, daher es äußerst schwierig war, das Volk, besonders auf dem Lande, zum Unterricht in der Kirche zu versammeln. Diese Schwierigkeit fühlten die Methodisten so gut als wir selbst; da sie aber dreister waren als wir, und bei der ihnen verkauften Regierung einen ganz andern Einfluß besaßen, wurden sie mit derselben bald fertig, und das immer durch die

**) Beweise!!

gleichen Mittel, ich meine den goldnen Schlüssel, jenes größte Zaubermittel, dem ein Madagasse noch nie widerstanden hat und nie widerstehen wird.*) So haben sie denn eine zweite Verfügung erwirkt, wenn nicht geradezu erpreßt, welche alle Arbeiten an Sonntagen ohne Ausnahme unter den schwersten Strafen verbietet. Und diese Verfügung erstreckt sich nicht bloß auf die Hauptstadt, sondern auf die ganze Insel, so daß jetzt der Tag des Herrn, ich sage es zur Schande der katholischen Völker, nirgends besser gehalten wird, als auf Madagaskar.

„Ich weiß ganz wohl, daß diese strenge Beobachtung des Gesetzes nicht eben von Herzen kommt; aber sie ist immerhin, wie äußerlich und sklavisch sie auch sein mag, ein Gut, und man darf sich der Hoffnung hingeben, daß sie mit Hilfe der Zeit, der Belehrung und der göttlichen Gnade bewußter und dann auch aufrichtiger und verdienstlicher werde. Wir sind daher unsern irrenden Brüdern für diesen wichtigen Erfolg zum Danke verpflichtet; denn er wird es unsern Madagassen möglich machen, daß sie sich an den Sonntagen zum Unterricht in den Wahrheiten unsrer Religion versammeln können. Indessen enthält diese zweite Verfügung auch Bestimmungen, in welchen sich der Geist des Protestantismus so recht deutlich enthüllt. So ist es z. B. am Sonntag verboten, sich die allernothwendigsten Dinge zu verschaffen, sogar Wasser am Brunnen zu holen. Wehe dem, der auf frischer That ertappt würde; er würde ganz sicher ausgepeitscht oder der Krug ihm auf dem Kopf zerschlagen! Daß alle diese Bestimmungen einer übertriebenen und rein nur pharisäischen Strenge die Madagassen sehr unangenehm berührt haben, braucht nicht gesagt zu werden, und so kommen sie jetzt täglich zur katholischen Kirche, bei der sie mehr Nachsicht, Mitleid und Milde zu finden versichert sind.

„Noch zwei andre von den Methodisten ausgegangene Maßregeln haben nicht wenig dazu beigetragen, uns viele Anhänger zu verschaffen. Die erste ist die Verpflichtung zum Gebet, welche von der Königin und ihren Ministern allen Madagassen auferlegt wurde; die zweite ist die Verpflichtung, in allen Städten auf Madagaskar Tempel (d. h. Kirchen) zu bauen. Die Verpflichtung zum Gebet wurde ohne allzu große Schwierigkeit angenommen, obschon bis

*) Beweise!!

dahin in dieser Beziehung Jedermann volle Freiheit besessen hatte; die Erbauung der Tempel dagegen rief überall die größte Erbitterung hervor, weil dieselben auf Kosten des Volks erbaut und unterhalten werden sollten. Der Madagasse ist im Allgemeinen nicht reich, aber deßwegen ist seine Habsucht nicht minder groß; man denke sich daher das Erstaunen und die Bestürzung dieser armen Leute, welche sich plötzlich dazu verurtheilt sahen, entweder Geld zu geben oder durch Frohnen alle erforderlichen Materialien, als Holz, Steine, Backsteine, Ziegel u. s. w. herbeizuschaffen. Da war es, wo sich ihre Gedanken uns zuwendeten und sie zu einander sagten: 'Die Patres bauen ihre Wohnungen, Kirchen und Schulen selbst; sie fordern von Niemanden Geld, weder für ihren eigenen Unterhalt, noch für den Unterricht unsrer Kinder.*) Alle werden zu ihren Unterweisungen und Gebeten zugelassen, Große und Kleine, Arme und Reiche, Freie und Sklaven. Bei den Protestanten haben nur die Vornehmen und diejenigen, welche schöne Kleider tragen, Zutritt;**) bei den Katholiken dagegen steht Allen ohne Unterschied die Thür offen; wir wollen darum zu den Katholiken gehen.'

„So begann die Bewegung, welche uns eine Menge Leute zugeführt hat und noch zuführt. Auf diese Weise hat Gott alle Bemühungen der Irrlehre zu Schanden gemacht und zu seiner eignen Ehre gewendet; denn die Sekte hatte mit all' den Maßregeln, von denen ich soeben gesprochen, offenbar nur den einen Zweck, den sie von Anfang an verfolgt, Madagaskar protestantisch, und den Methodismus zur Landesreligion zu machen.***) Hierauf rechnete man um so sicherer, als man die Königin, den ersten Minister und die

---

*) Sieht der Berichterstatter nicht, daß er seiner früheren Darstellung widerspricht, wenn er hier die protestantischen Bestrebungen, welche naturgemäß auch die Einführung eines Schulgelds so wie die freiwillige Leistung von Beiträgen für kirchliche Zwecke umfassen, mit der jesuitischen Unentgeldlichkeit und Freigebigkeit contrastirt?

**) Eine directe Lüge, an der so viel Wahrheit ist, daß die Protestanten auf Reinlichkeit und Anstand beim Gottesdienst einigen Werth legen.

***) Der Eine Zweck der Londoner Missionare ist, eine Kirche Christi zu gründen, welche der ihnen bekanntesten gleicht. Die Form, in welcher diese sich ihnen darbietet, ist aber die congregationalistische, und wer diese kennt, wird einsehen, daß wenn je etwas wie eine Staatsreligion in Madagaskar erstehen sollte, dies mehr durch die Macht der Umstände als durch die Absicht der dort arbeitenden Missionare zu Stande kommt.

übrigen, für diese Partei gewonnenen und einflußreichen erkauften(!) Männer auf seiner Seite hatte. Es setzte daher eine großartige Enttäuschung ab, als man sah, wie die Landschaft sich regte und die Patres überall zum Unterricht und zur Ausübung ihres heiligen Amts berufen wurden. Was aber die protestantischen Prediger und ihre Anhänger vollends in Wuth brachte, war die Wahrnehmung, daß die „Tempel" (prot. Kirchen) überall, wo der katholische Missionar erschien, verlassen wurden und Alles herbeieilte, um den Pater zu hören.

„Im J. 1863 hatten wir in Tananariwo eine einzige Kirche, und diese war zudem eine einfache Hütte, die kaum 2—300 Personen fassen konnte. Jetzt zählen wir deren schon fünf, in denen sich jeden Sonntag mehrere Tausende von Christen und Katechumenen drängen. Vor ein bis zwei Jahren waren wir auf dem Lande noch ganz unbekannt; jetzt streitet man sich dort um einen Missionar; wir versehen dort schon über 40 Stationen und täglich laufen neue Gesuche ein. Da indessen leider unsre Mittel so bescheiden und unsre Zahl so beschränkt ist, müssen wir für den Augenblick eine Menge von Gesuchen aufschieben und uns auf die nächsten und bevölkertsten Hauptpunkte beschränken.

„Alle unsre Schulen gedeihen, Dank dem Eifer und der Hingebung unsrer trefflichen Schwestern und Schulbrüder, fortwährend. Außer den eigentlichen Schulen haben wir auch unter der Leitung von Brüdern Werkstätten, zu welchen sich die Lehrlinge in großer Anzahl drängen und während sie das Eisen schmieden oder das Holz hobeln, zugleich den Katechismus lernen und zur Frömmigkeit herangebildet werden. Diese neuen Einrichtungen mögen dem Teufel wohl wenig zusagen, und er mag die wichtigen Folgen davon ahnen, denn er läßt kein Mittel unversucht, sie zu hemmen. Abgesehen von jener Art Freimaurereid, durch welchen sich die Familienväter verpflichteten, ihre Kinder vom Besuch der katholischen Schulen abzuhalten, haben die Anglikaner*) noch ein weit wirksameres Verfahren zu deren gänzlicher Vernichtung erfunden; es besteht darin, daß sie mitten in der Hauptstadt eine Anstalt errichteten, in welcher angeblich alle Wissenschaften gelehrt werden sollten, lebende und todte Sprachen, Recht, Medizin, Chemie, Landwirthschaft. Kurz, Ma-

*) Jetzt müssen die „Methodisten" auch „Anglikaner" heißen.

dagaskar sollte nach dem Programm und der Eröffnungsrede, welche der erste Minister selbst hielt, durch diese neue Allerwelts-Anstalt ein Lichtherd werden, wohin die Weißen selbst unter den Ersten eilen sollten, um da ihre Kenntnisse zu vervollkommnen und ihre Erziehung zu vollenden.*) So unwissend nun auch der Madagasse ist, fehlt es ihm glücklicherweise doch nicht an gesundem Verstand, und er merkte bald, daß man ihm mit all diesem Zeug nur Sand in die Augen streuen wollte, um alle Kinder zu fangen, sie dann protestantisch zu erziehen und dadurch die katholischen Schulen zu zerstören. Aber das gerade Gegentheil trat ein. Als viele Eltern nach ein oder zwei Probemonaten einsahen, daß ihre Kinder in dieser so laut gepriesenen Hochschule nur einen gewissen Geist der Unbotmäßigkeit und des Hochmuths lernten, und da sie überdieß noch eine monatliche Steuer entrichten mußten, eilten sie, ihre Kinder wieder zu unsern Brüdern und Schwestern in die Schule zu schicken; „denn da," sagten sie, „lernen sie doch wenigstens etwas und kommen unterwürfiger und gehorsamer zu uns zurück."**)

„Was nicht wenig dazu beiträgt, unsern Schulen einen gewissen Glanz zu verleihen, sind die von Zeit zu Zeit stattfindenden öffentlichen Sitzungen, zu welchen auch die höheren Palastbeamten eingeladen werden. Unsre Schüler treten gern in diesen bescheidenen wissenschaftlichen Wettkämpfen auf und entfalten die Lebhaftigkeit ihres Geistes in meist selbstverfaßten Dialogen, worin sie von den verschiedenen Fächern des erhaltenen Unterrichts handeln, als: Lesen, Schreiben, Religionslehre, biblische Geschichte, Rechnen, Erdbeschreibung, Zeichnen u. s. w. Von dem bezaubernden Eindruck, den alle diese mit Gesang und Musik untermischten und mit unverwüstlichem Schwung und Sicherheit gehaltenen Vorträge auf die zahlreichen Zuhörer und besonders auf die Herzen der Eltern ausüben, kann man sich keine Vorstellung machen. Die Näharbeiten der Mädchen sind es ganz vorzüglich, welche das Interesse der Königin im höchsten Maß auf sich ziehen. Sie läßt sich über dieselben nicht blos Bericht erstatten, sondern verlangt auch, daß ihr dieselben nach Beendigung der Ausstellung in den Palast gebracht werden, um sie

*) Eine bewußte Lüge!

**) Warum nicht hinzufügen „und kostet nichts"? In den protestantischen Schulen werden die Schulmittel, Bücher, Schiefertafeln ꝛc. um den Kostpreis verkauft.

genauer besehen und besser bewundern zu können. Diese öffentlichen Sitzungen machen unsre Schulen bekannt, und keiner auch noch so gegen sie Voreingenommene geht aus denselben fort, ohne die volle Ueberzeugung von der Ueberlegenheit derselben in Bezug auf die wissenschaftlichen Leistungen wie auf die sittliche Bildung gewonnen zu haben.

„Um diesen Aufschwung aufzuhalten, hat der Teufel eine neue Kriegslist ersonnen, indem er geheime Agenten durch die ganze Insel aussendet, welche leise und mit einer gewissen Geheimnißthuerei überall ausstreuen, daß bald alle Patres aus Madagaskar vertrieben würden; daß die Königin vom katholischen Gebet nichts wissen wolle und daß jeder, der nicht mit ihr bete, als Empörer angesehen und demgemäß bestraft werden solle. Zum Glück ist der Vertrag mit Frankreich da, der die Gewissensfreiheit für alle Unterthanen der Königin ausdrücklich gewährleistet. Diese Freiheit hat Ranawalona selbst anerkannt, und nicht bloß dieß, sie hat dieselbe auch vor ihrem ganzen Volke feierlich verkündet; seinerseits hat auch der erste Minister dieselbe zu wiederholten Malen mündlich und schriftlich nicht minder ausdrücklich bestätigt. Es ist daher nichts leichter, als alle diese Lügen und Verleumdungen zu widerlegen. Allein viel schwieriger ist es, unsre armen Madagassen, welchen immer Schwert und Galgen vor Augen schwebt, zu beruhigen; daher denn auch die vielen Reisen, die wir machen müssen, um sie zu trösten und zu ermuthigen.*)

„Wenn Gott aber auch die kleine katholische Mission das Feuer der Läuterung bestehen läßt, bringt Er doch auch von Zeit zu Zeit wieder in Erinnerung, daß sie sein Werk ist. Dieß thut Er dadurch, daß Er ihre hartnäckigen Gegner mit furchtbaren Züchtigungen schlägt. Ich will nur ein Beispiel hievon anführen, das vor Aller Augen vorgefallen, und wovon ganz Tananariwo Zeuge gewesen ist. Unter unsern hartnäckigsten Verfolgern befanden sich auch die drei vorzüglichsten Mitglieder der Regierung, mit Ausnahme des ersten Ministers, welcher gegen uns, wenn auch nicht eben sehr günstig

*) Sehen die Jesuiten nicht ein, daß ihr beständiges Pochen auf Frankreichs Macht ihnen nur schaden kann? Eben ist wieder die Rede davon, daß die Hafenstadt Tamatawe von den Franzosen beschossen werden soll, wegen irgend welcher von den Beamten verfügten Maßregeln, welche französischen Unterthanen unliebsam erscheinen.

gesinnt, doch nie offen feindselig gewesen ist. Es gab keine Art von Hindernissen, welche diese drei Männer der Ausbreitung des Glaubens nicht in den Weg zu legen gesucht hätten, besonders als sie die Bewegung auf dem Lande bemerkten. Unter ihnen muß aber wieder Einem die erste Stelle eingeräumt werden, denn in sein Herz schien der Böse seine ganze Wuth ausgehaucht zu haben. Er war buchstäblich der Saulus, der Wuth und Mord gegen die Jünger des Herrn schnaubte. Tag und Nacht sah man ihn mit zahlreichen Häschern durch die Ortschaften eilen, sei es, um den Bau katholischer Kirchen zu hindern, sei es, um unsre Anhänger abzuhalten, sich in denselben zu versammeln. Die Vorsteher waren hauptsächlich der Gegenstand seiner Verfolgungen, weil er ihren Einfluß auf das Volk kannte. Daher ließ er denn auch kein Mittel unversucht, ihre Thätigkeit zu lähmen; Geld und Versprechungen, wie auch Drohung mit Gefängniß, Entsetzung oder gar Tod wurden angewendet. Was aber diesen neuen Saulus ganz besonders kennzeichnete, war ein hervorstechender Haß gegen die h. Jungfrau; ihr bloßer Name und der Anblick ihrer Abzeichen reichte hin, ihn vor Wuth schäumen zu machen. Als er eines Tages ein Skapulier und einen Rosenkranz am Halse eines seiner katholischen Sklaven erblickte, riß er sie ihm gewaltsam ab und hieng sie unter lautem Gelächter seiner anwesenden Parteigänger seinem Hunde an den Hals. Doch die Strafe folgte der Lästerung auf dem Fuße. Noch in der gleichen Nacht gieng der Hund, ein schöner Neufundländer, der über 80 Piaster gekostet und auf den sein Herr Vieles hielt, plötzlich zu Grunde. Das war indessen erst das Vorspiel der göttlichen Gerechtigkeit. Bald wurde nämlich der Verfolger selbst von einer auffallenden Krankheit ergriffen, die ihm aus Nase, Ohren und Mund Blut auspreßte. Sein ganzer Leib war mit einer Art Geschwüre bedeckt, und nach einigen Monaten endete er unter den schrecklichsten Zuckungen, wobei er ein solches Geschrei ausstieß, daß selbst seine Sklaven zu fliehen genöthigt wurden. So rächte Maria in exemplarischer Weise ihre verletzte Ehre und befreite uns von unsrem grimmigsten Feinde. Dieses furchtbare Ende hat auf alle unsre Christen den tiefsten Eindruck gemacht. Jedermann erkannte hier den Finger Gottes, der immer zum Verzeihen bereit ist, wenn man nur Ihn angreift, der aber mit den seiner heiligen Mutter zugefügten Unbilden selten Nachsicht trägt (!) Seitdem haben die meisten

Vorsteher wieder Muth geschöpft, und das Volk verlangt dringender als je Missionare."

Wir halten uns nicht damit auf, zu untersuchen, ob Gottes oder der Maria Finger zu diesem Strafwunder sich irgend eines menschlichen Werkzeugs bedient haben mag. Daß die Jesuiten ihr Möglichstes thun, sich beim Volke beliebt und gefürchtet zu machen, steht außer allem Zweifel. Welche Anstände aber ihre madagassischen Anhänger zuweilen im Treiben der römischen Kirche finden, mag uns eine der einfachen Aufzeichnungen andeuten, welche die „Bibelfrau" in Antananarivo in ihrem Tagbuch niederschreibt:

„Sept. 1870. Ein Mann, Rabeniraring, betete mit den Katholiken und wurde daraufhin von den Franzosen getauft. Die Bibelfrau erzählte ihm von der Art und Weise, wie die Protestanten beten, nach dem Glauben an Jesum Christum, außer welchem es keinen andern Weg gebe. Auch sagte sie ihm das Wort: Du sollst dir kein Bildniß machen ꝛc., worauf Rabeniraring erwiederte: 'Ja, das ist wahr. Ich werde wechseln; denn ich sehe, der Gebetsformen bei den Katholiken sind doch zu viele, und dann feiern sie den Sonntag nicht als einen heiligen Tag. Ich fürchte, einige derer, welche ihrem Brauche folgen, haben zwei Frauen; dies kann Gott nicht gefallen. Vielleicht gienge ich hier ewig verloren.' Die Bibelfrau antwortete: 'Das rechte Beten hat nicht zwei Arten, auch gibt es nicht mehr als Ein Opfer, und du kannst leben, wenn du deine Sünden Jesu Christo allein bekennst und Ihn ohne Zögern suchst.' Dem stimmte der Mann bei, schloß sich bald darauf an die Protestanten an und hält sich jetzt zu ihren Gottesdiensten."*)

Wie viele Hindernisse aber auch das stetige, gedeihliche Wachsthum dieser Nation aufhalten mögen, der Gesammteindruck auch für den unparteischen Beobachter bleibt doch vorwiegend dieser: Es geht hier vorwärts. Wo das Christenthum im Herzen einer Nation Wurzel schlägt, hat es noch immer einen Fortschritt im materiellen, gesellschaftlichen und politischen Zustand des Volkes hervorgerufen. So verläugnet es auch in Madagaskar diese Wirkungskraft mit

*) Missing Link 1871.

nichten. „So lange der Götzendienst die Religion der Regierung war, zeigte sich doch nur eine langsame Entwicklung des Volkslebens: Vielweiberei war allgemein, das sittliche Leben stand auf ungemein niedriger Stufe. Häuser von Stein oder Backsteinen waren in der Hauptstadt nicht gestattet; alle Wohnungen, meist nur mit Binsen gedeckt, mußten nach Westen schauen ꝛc.; jetzt verlangt die Regierung Ziegel- oder Schindeldächer, und wer es wünscht, darf dem Beispiele der Königin und des ersten Ministers folgen und mit Stein bauen; Holzpfeiler werden überall durch Steinsäulen ersetzt, das Verlangen nach guten Wohnungen regt sich allgemein, und in wenigen Jahren wird sich das Tananariwo von 1862 kaum mehr auffinden lassen."

So sind auch die neuen Gesetze eine wesentliche Verbesserung der früheren, und zwar sind sie zum erstenmal gedruckt und durch das Land hin verbreitet worden. „Der erste Minister studirt die englische Geschichte und englische Gesetze, um die Grundsätze einer wirklich fortschreitenden Regierung ausfindig zu machen. Die Leute tragen sich züchtiger und reinlicher; Kinder der höheren Klassen gehen nicht mehr nackt umher. Die Gottesgerichte sind abgeschafft; Kinder, die an unglücklichen Tagen auf die Welt kommen, dürfen nicht mehr getödtet werden, die Vielweiberei nimmt gewaltig ab. Die Götzen haben aufgehört, und ihre Bewahrer, alles bisherigen Einflusses verlustig, müssen auf gleichen Rang mit ihren Landsleuten herabsteigen. Berauschende Getränke sind durch ganz Imerina verboten; ihr Verkauf an der Seeküste wird auf jede mögliche Weise niedergehalten. Der Vertrag mit England gestattet zwar ihre Einfuhr gegen einen Zoll von 10 Prozent, der in natura ausbezahlt wird, die Königin aber läßt den ihr auf diese Weise zufallenden Rum ins Meer ausgießen. Der Sonntag wird als Ruhetag im ganzen Reiche gefeiert; Märkte werden da nicht gestattet, fremde Schiffe dürfen keinen Cargo einnehmen. Keine Stadt der Welt mit gleicher Bevölkerung kann an diesem Tage ein größeres Bild der Ruhe darbieten als Tananariwo." So gehen denn Religion und Civilisation auch hier Hand in Hand und der sittliche Umschwung, der sich ruhig, doch rasch vollzieht, verspricht den Malagasi eine sehr achtungswerthe Stelle unter den Nationen des Erdkreises.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt: Die Kraft der Wahrheit, dargethan in der Geschichte der Bekehrung des englischen Predigers Thomas Scott. (Schluß.) — 6. Ein ehrlicher Entschluß. — 7. Die Gerechtigkeit, welche kommt aus Glauben in Glauben. — 8. Völliger Durchbruch. — 9. Aus Scotts späterm Leben.

Nr. 2. 1872.

Die Kraft der Wahrheit,

dargethan in der Geschichte der Bekehrung des englischen Predigers Thomas Scott.

(Schluß.)

Der freundliche Leser möge sich aus der letzten Nummer unserer Bibelblätter an die schönen Briefe erinnern, welche der Prediger Newton mit großer Liebe und Geduld an Scott schrieb, um ihn von der evangelischen Wahrheit zu überzeugen. Diese Briefe hatten zwar zunächst die gehoffte Wirkung nicht. Dennoch haben sie als geistvolle Zeugnisse des Glaubens einen so großen und bleibenden Werth, daß wir uns nicht haben versagen können, Einiges daraus mitzutheilen. Leider versagte uns der Raum die Aufnahme eines Auszugs aus dem achten und letzten dieser Briefe; wir theilen ihn nun, bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, nachträglich mit:

Aus dem achten Briefe vom 8. December 1775. Wenn Jemand sagt, er liebe Jesum, so glaube ich ihm gerne, so lange er mir nicht Beweise vom Gegentheil gibt; aber ich habe auch die Gewißheit, daß ihn keiner im Sinne der Schrift lieben kann, welcher nicht die Nothwendigkeit eines Heilands anerkennt; mit andern Worten: der nicht dahin gebracht ist, daß er sich für einen zu Grunde

gerichteten Sünder hält. . . . Wer ihn aber so liebt und so von ihm spricht, wird in einer Welt, wie diese, wenig Dank für seinen Eifer haben. Die Welt, welche Christum gehaßt hat, wird auch ihn hassen. Sie wird ihm die Zähne zeigen, wenn sie auch nicht beißen kann. Wir sind nicht besser als die Apostel, noch haben wir Ursache, eine bessere Behandlung zu erwarten, wenn wir in ihre Fußstapfen treten. Auf der andern Seite gibt es eine recht nüchterne und anständige Weise, von Gott, von seiner Güte, seinem Wohlwollen zu sprechen, die sich die Welt gerne gefallen läßt; ja wir dürfen auch Einiges über Jesum Christum sagen, etwa so viel als hinreicht, einige Mängel unserer guten und edlen Bestrebungen aufzudecken. Wenn wir ihn aber unsere einzige Grundlage nennen, wenn wir die Sündhaftigkeit des menschlichen Herzens darlegen, wenn wir unsern Zuhörern sagen, daß sie todt sind in Fehltritten und Sünden und daß sie in sich selbst keine bessere Hoffnung haben, als die schlechtesten Uebelthäter, — wenn wir den tugendhaften und ehrbaren gerade so wie den ruchlosen Leuten sagen, daß wenn sie nicht wiedergeboren und theilhaftig des lebendigen Glaubens werden, und Alles für Verlust halten gegen die überschwengliche Erkenntniß Christi, sie nicht gerettet werden können, — das kann die Welt nicht ertragen. Man wird uns Schelme oder Thoren oder lieblose Frömmler nennen und zwanzig andere schlechte Namen geben. Wenn Ihnen so etwas noch nicht vorgekommen ist, so wünsche ich, es möge Sie dahin führen, mißtrauisch darüber zu werden, ob Sie schon den rechten Schlüssel zu Christi Lehren gefunden haben.

6. Ein ehrlicher Entschluß

Von Anfang an, da Scott in das Predigtamt eintrat, waren seine Gedanken auf Beförderung an eine bessere Stelle gerichtet, und er dachte, daß ihm dieselbe bei seinen guten Gaben nicht sehr schwer fallen würde. Nun geschah es aber an einem Sonntag, da er im Gebetbuch den zu singenden Psalm aufsuchte, daß beim Herumblättern sein Blick auf das athanasianische Glaubensbekenntniß fiel. Dieses uralte christliche Bekenntniß, das mit besonderer Schärfe die Gottheit Christi und die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes bezeugt, ist in der englischen Kirche noch im Gebrauch. Jeder Geistliche wird darauf verpflichtet und an gewissen Sonntagen wird

es in der Kirche feierlich vor der Gemeinde vorgelesen. Scott, der damals weder an die Gottheit Christi noch an die Dreinigkeit glaubte, konnte gegen dieses Bekenntniß nur Widerwillen empfinden, und wenn er sich schon bei der Uebernahme seines geistlichen Amtes schriftlich darauf verpflichtet hatte, so las er es, wie er doch von Amtswegen sollte, der Gemeinde nicht vor, sondern sprach bei Gelegenheit nur mit Verachtung davon. Nun aber, da sein Blick auf die Worte in der Liturgie fiel: daß dieses Glaubensbekenntniß schlechterdings angenommen und geglaubt werden müsse, weil es durch die deutlichsten Zeugnisse der heil. Schrift bewiesen werden könne, so verursachte ihm das große Bekümmerniß. — Hierin war zu erkennen, daß Gottes Hand an ihm arbeitete. Denn zweimal schon hatte er eben diese Artikel mit schlafendem Gewissen unterschrieben, indem er diesen Akt als alte Gewohnheit und reine Form betrachtete. Nun aber, obgleich immer noch voll von Eigenliebe, war doch sein Herz schon aufrichtig zu dem Herrn gekehrt und es war ihm nicht mehr möglich, um zeitlicher Vortheile willen etwas zu thun, das er für Sünde erkannte. Es war ihm nun deutlich, daß er, wenn er abermals, wie er es bei etwaiger Beförderung im Amt thun müßte, diese Artikel, die er doch nicht glaube, unterschriebe, er ein abscheuliches Verbrechen begehen und den Lohn seiner Missethat empfangen würde. Dieser Gedanke bearbeitete ihn so, daß er den Entschluß faßte und seinen Freunden bekannt machte, nicht mehr zu unterschreiben, und so auf alle Amtsbeförderung zu verzichten. Die Freunde hielten zwar seine Bedenken für ungegründet und tadelten ihn darob. Er selbst aber fand bei diesem redlichen Verhalten Ruhe für sein Gewissen.

Noch ein andrer Segen erwuchs Scott aus diesem Entschluß, daß er nämlich erst jetzt begierig wurde zu erfahren, ob die in den Bekenntnißschriften der englischen Kirche enthaltene Lehre die der heil. Schrift sei. Noch nie hatte er bis dahin die Schrift mit dieser Absicht studirt. Seine eigenen theologischen Meinungen waren ihm so unwidersprechlich erschienen, daß er es nicht für der Mühe werth gehalten hatte, sich darüber einen Zweifel zu machen, und auch jetzt noch, da er an das Studium der Schrift trat, glaubte er so wenig an eine Aenderung seines theologischen Systems, daß er eher noch Gründe für seine Meinungen in der Schrift zu finden hoffte. So war es nicht zu verwundern, daß es lange gieng, bis er von der

Wahrheit überwunden wurde. Indessen so langsame Fortschritte auch Scott auf dem betretenen Wege machte, weil es ihm an kindlich willigem und fügsamem Sinne fehlte und er sich so lange als möglich an seine hergebrachten Vorurtheile anklammerte, auch durch Streitschriften, die er neben der heil. Schrift las, sich in den Grundsätzen, die bereits anfiengen erschüttert zu werden, immer wieder zu befestigen versuchte, so tagte es nun doch allmählig in ihm. Ein gutes Zeichen war es, daß er fortan den Trieb spürte, Gott fleißig um Erleuchtung durch seinen Geist und um Weisheit von Oben anzurufen, und daß er gerne Allem nachgieng, was ihm starke und heilsame Eindrücke von der Heiligkeit des geistlichen Amtes gab. Es war besonders ein Buch des Bischofs Burnet über die Seelsorge, das sein Gewissen weckte und ihm zur Förderung diente. Von den Stellen aus diesem Buche, die auf sein Gemüth tiefen Eindruck machten, führt Scott selber in seiner Bekehrungsgeschichte einige an.

Einmal, da Burnet die Frage anführt, die den das Amt übernehmenden Geistlichen vorgelegt wird: Glaubet ihr, daß ihr innerlich durch den heiligen Geist dazu angetrieben seid, dieses Amt zu übernehmen und Gott zur Beförderung seiner Ehre und der Erbauung seines Volks zu dienen? fügt er hinzu: Gewiß sollte doch die Antwort, die man hierauf gibt, wohl überlegt werden; denn wenn irgend einer sagt, er glaube es, da er doch von diesem Antriebe nichts weiß und keine Rechenschaft davon geben kann, so lügt er dem heil. Geiste und nähert sich gleich das erste Mal zum Altar mit einer Lüge im Munde und zwar nicht gegen Menschen, sondern gegen Gott.

Wiederum an einer andern Stelle: Sollte nicht Gott die zur Rechenschaft fordern, die sich erdreisten, ohne von ihm gesandt zu sein, sich in's Predigtamt einzudrängen, indem sie vorgeben, daß sie glauben, sie seien wirklich von ihm gesandt, da sie doch nie die Wichtigkeit der Sache eingesehen haben? Ja! vielleicht lachen einige sogar darüber, als über eine schwärmerische Frage und erfrechen sich doch, das Amt zu ergreifen! — Sie kommen zu Christo um des Brotes willen; sie hoffen sich vom Altar und vom Evangelium zu nähren, so wenig sie auch am Altare dienen und das Evangelium predigen; deßwegen sind sie gleich bereit, alles, was nur ihrem Zweck dienlich ist, zu sagen, es mag übrigens wahr oder falsch sein.

An einer andern Stelle sagt er von einem gottlosen Geistlichen: Sein ganzes Leben war nichts als Heuchelei in der strengsten Bedeutung des Wortes, die darin besteht, daß man anders erscheint und handelt, als man ist und denkt. — Alles vereinigt sich, um die Größe und Strafbarkeit seiner Sünden zu vermehren; sie sind wider seine Erkenntniß, wider seine Gelübde und wider seine Würde; sie tragen das Gepräge einer muthwilligen Verachtung aller Wahrheiten und Verpflichtungen der Religion an sich; wenn er verloren geht, geht er nicht allein verloren, sondern schleppt einen ganzen Schwarm mit sich hinunter in's Verderben, einen Schwarm theils solcher, die durch seine Nachlässigkeit in ihrer Unwissenheit dahin gefahren, theils auch solcher, die durch sein böses Beispiel in ihren Sünden verhärtet worden sind.

Solche Stellen waren es, die Scotts Gemüth mächtig bearbeiteten, das Werk der Gnade in ihm förderten und ihm zum endlichen völligen Durchbruch halfen.

---

7. Die Gerechtigkeit, welche kommt aus Glauben in Glauben.

Soweit war Scott in jener Zeit, daß er mit Drangabe aller andern Beschäftigungen und Unterhaltungen, an denen er früher so sehr gehangen hatte, sich ganz dem Werk eines evangelischen Predigers widmete und fast kein anderes Buch in die Hand nahm außer solchen, die von Religion handelten. — Er glich jetzt einem Menschen, der nach langen Verirrungen endlich die rechte an's Ziel führende Richtung eingeschlagen hat. Ist er auch noch nicht bei demselben angelangt, so hat er es doch in's Auge gefaßt, ist auf dem Wege dazu und nähert sich ihm mit jedem Schritt. So sehen wir Scott eine falsche Position nach der andern verlassen. Der socinianischen Meinung, daß Christus bloßer Mensch gewesen, huldigte er schon nicht mehr, obwohl er damals die Gottheit Christi noch nicht glaubte, sein allgenugsames Erlösungswerk noch nicht erkannte und vor methodistischer Schwärmerei, wie man damals die rechtgläubige Lehre vom Heil aus lauter Gnaden schalt, sich gar sehr fürchtete. Aber auch diese Nebel und Finsternisse mußten allmälig fliehen.

Denn Scott befand sich nun einmal unter dem Zuchtmeister, dem den Menschen strafenden, ihn von seinem Elend überzeugenden

und zu Christo führenden Gesetze Gottes, und der Gott, der sein gutes Werk in ihm begonnen hatte, konnte es nicht unvollendet lassen.

Er las damals, wie er denn in seinem Hunger nach Wahrheit nach Allem griff, das ihm Licht bringen konnte, eine Abhandlung Hookers über die Rechtfertigung durch den Glauben und bekam dadurch eine solche Einsicht in die Strenge und Geistlichkeit des göttlichen Gesetzes, daß er deutlich erkannte, wie seine besten Tugenden, auf die er bis dahin am meisten Vertrauen gesetzt hatte, nichts als glänzende Sünden seien und ihm sein ganzes Leben als eine zusammenhängende Kette von Uebertretungen vorkam. Jetzt verstand er die Meinung des Apostels, wenn derselbe bezeugt: Durch des Gesetzes Werk wird kein Mensch vor Gott gerecht. Alle Schwierigkeiten, die er bis dahin in dieser Lehre gefunden hatte, waren vollkommen gehoben. Und was mich selbst betraf, sagt er, sah ich nun lebendig ein, daß wenn Gott auch alle meine Sünden übersehen und mich nur nach meinen Tugenden beurtheilen wollte, ich als ein Uebelthäter verurtheilt werden müßte, weil sie, in diesen genauen Wagschaalen abgewogen, mangelhaft erfunden würden. So war ich auf das kräftigste davon überzeugt, daß wenn ich je noch selig werden würde, es durch unverdiente Gnade und Barmherzigkeit geschehen müßte. Alsobald wählte ich zu meinem Texte Gal. 3, 22: Aber die Schrift hat es Alles beschlossen unter die Sünde, auf daß die Verheißung käme durch den Glauben an Jesum Christ, gegeben denen, die da glauben. Ich predigte darüber Hookers Lehre gemäß, drückte mich, so stark ich nur immer konnte, über die Fehler, die sich an unsern besten Handlungen finden, aus, und erklärte, wie sehr wir Gnade und Vergebung bei Allem, was wir thäten, nöthig hätten.

Wenn Hooker zu den Dissidenten oder zu den für Schwärmer gehaltenen Methodisten gehört hätte, so würde Scott seine Lehren kaum der Beachtung werth gehalten haben. Aber weil dieser Schriftsteller für einen musterhaften Prälaten galt, von dem einige strenge Protestanten glaubten, er räume eher der katholischen Kirche zu viel ein, als daß er in's entgegengesetzte Extrem falle, so wurde dadurch das Gewicht seines Ansehens bei Scott vermehrt, und der Erfolg seiner mit Gebet verbundenen Prüfung war, daß er den Grundsätzen Hookers in der Lehre von der Rechtfertigung beitrat

und so die erste wesentliche Veränderung in der Erkenntniß des Evangeliums in ihm vorgieng.

Merkwürdig war es und eine zu seiner eigenen Befestigung im Glauben sehr dienliche Erfahrung, daß um eben diese Zeit seine Predigten eine ihn selbst überraschende Wirkung zu bekommen anfiengen. — Er hatte selbst nicht geglaubt, daß es so kommen werde. Aber kaum hatte er diesen Weg betreten, auf eine erweckliche Weise die Strenge und Heiligkeit des Gesetzes Gottes zu verkündigen, — als Leute in Bekümmerniß um ihre Seele geriethen und sich an ihn wandten. Dieß brachte ihn zuerst in einige Verlegenheit, da doch seine eigene Erkenntniß noch sehr umwölkt und verworren war; indessen rieth er ihnen, so gut er konnte, zum Glauben an Christum, wiewohl er, wie er selbst gesteht, weder die Beschaffenheit des rechtfertigenden Glaubens kannte, noch anzugeben wußte, wie er zu erlangen sei. Mehrere dieser vom Geiste Gottes erfaßten Seelen giengen daher, weil es ihnen an rechter Belehrung fehlte, noch eine Zeitlang kraftlos dahin, andere aber, einfältigere und fähigere Lehrlinge in der Schule Christi, als er selbst, brachten es in Kurzem weiter als er, und wurden unmerklich und unabsichtlich, bald der Eine, bald der Andere seine eigenen Zurechtweiser. Er selbst erzählt diese Amtserfahrung sehr offen. War sie nicht sehr merkwürdig und seltsam?

Als ein abermals einen neuen und großen Schritt in seiner gesegneten Entwicklung bezeichnender Tag kann der Karfreitag 1777 angesehen werden, an dem er über die Worte Jes. 53, 6 predigte: Wir giengen Alle in der Irre, wie Schafe, ein Jeglicher sah auf seinen Weg, aber der Herr warf unser Aller Sünden auf ihn. In dieser Predigt bemühte er sich zu zeigen, was seitdem der einzige Grund seiner Hoffnung blieb, daß Christus wahrhaftig die Sünden Aller, die an ihn glauben würden, nach ihrer ganzen Verdammlichkeit und Fluchwürdigkeit an seinem eigenen Leibe auf dem Holze getragen habe. Er erklärte dies ausdrücklich als seinen Glauben und widerrief öffentlich alle seine vormaligen Erklärungen und Auslegungen davon, als irrige und ärgerliche Verdrehungen der h. Schrift.

Auch die Freundschaft mit Newton, die seit Dezember 1775 unterbrochen war, wurde jetzt wieder erneuert; ein Gespräch, das er mit diesem frommen Manne führte und wodurch sein Herz von

einer schweren Last befreit wurde, weckte die herzliche Liebe und Zuneigung, die dem früheren Verkehr gefehlt hatte.

Und dennoch (ist es nicht sehr merkwürdig, auch diese Geständnisse zu vernehmen?) wollte Scott auch damals seinem Freunde und seiner Lehrweise noch nicht beipflichten, schämte sich sogar, in seiner Gesellschaft entdeckt zu werden und hielt ihn, so sehr er ihn liebte und schätzte, für einen Mann, der viele irrige und schwärmerische Begriffe habe.

So fest hielt er an seinen eingewurzelten Vorurtheilen bis aufs äußerste und so langsam und nur schrittweise vollzog sich seine Entwicklung.

8. Völliger Durchbruch.

Scott spürte zu seinem eigenen Erstaunen, daß der Weg, auf dem ihn der Herr führte, ihn immer sichrer in eine Denk- und Lehrweise führte, die er bis dahin als Methodisterei und Schwärmerei verachtet hatte und vor der er sich auch jetzt noch fürchtete; das machte ihm schwer, und doch konnte er sich der Wahrheit, die ihn immer mehr umschlang und in ihre Gewalt nahm, nicht erwehren: er konnte nicht wider den Stachel löcken.

Eines besonders erschwerte ihm diesen Kampf. Er war immer noch begierig nach dem Lobe der Menschen, konnte wenigstens den Gedanken nicht wohl ertragen, scheel von ihnen angesehen zu werden. Nun aber merkte er, daß wenn er auf diesem Wege fortfahre, er bald als ein Mann werde angesehen werden, dem es an gutem Verstande fehle, der durch zu tiefe Religionsstudien verrückt geworden und auf den Weg der Schwärmerei gerathen sei. Und diese Aussicht that ihm um so weher, da er gerade von aller Schwärmerei am entferntesten war und bis dahin auch oft in den Spott über die Verfechter sogenannter übertriebener Religionsmeinungen miteingestimmt hatte.

Ein Blick in die Schrift und in die Erfahrungen Christi und seiner Apostel, die alle für Narren und Schwärmer gehalten wurden und sich das zur Ehre anrechneten, hätte ihm über seine Bedenklichkeit hinweghelfen sollen; aber es bedurfte der besondern Gnade von oben, bis sich sein Herz an diese Folgen seiner Sinnesänderung, an die er anfänglich so wenig als an die Möglichkeit seiner Be-

kehrung zur Orthodoxie selbst gedacht hatte, gewöhnen lernte. Er war, gesteht er selbst, wie Einer, der angefangen hatte zu bauen, ohne die Kosten zu überschlagen, und wurde nun überaus unruhig, als er die Lieblingsgötzen seines stolzen Herzens, seine Ehre und seinen guten Namen in so augenscheinlicher Gefahr sah.

Besondere Bekümmerniß verursachte es ihm, wie er die Wahrheit, die er allmählig erkennen lernte, predigen sollte. Er hätte oft gerne anders gepredigt aus Menschenfurcht. Aber die Worte 1 Cor. 9, 16: Ich muß es thun; und wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predige, lagen ihm gewöhnlich auf seinem Gewissen, wenn er seine Predigten niederschrieb und die Kanzel bestieg; und wenn er gleich, so oft ein tapferes Bekenntniß der Wahrheit ihm von Seiten der Zuhörer Widersetzlichkeit und Verläumdung zuzog, heimlich bei sich beschloß, ein anderes Mal vorsichtiger zu sein, so fühlte doch, wenn die Zeit des Predigens wieder kam, sein Herz und Gewissen einen solchen Drang, daß er sich nicht unterstand, auch nur ein Titelchen von dem zu verschweigen, was ihm wahr zu sein und Nutzen zu versprechen schien. — Es sind seine eigenen Worte, mit denen wir diese seine schöne Amtserfahrung erzählen. — Daneben aber konnte er wieder gegen die Lehren, die er selbst noch nicht angenommen hatte, verächtliche Reden ausstoßen, und er that das mit Absicht, um sich vor dem Vorwurfe des Methodismus zu schützen und den Anstoß, den seine eigenen Predigten geben mochten, zu mildern. Aus diesem sonderbaren Gemüthszustande, da ihn eigentlich nur noch Menschenfurcht und falsche Scham von dem ganzen und völligen Bekenntniß zurückhielten, riß ihn das Lesen folgender Stelle aus einem Buch, das ihm in die Hände fiel, heraus: „Verabscheuest du den Gedanken, als sei das Evangelium eine leere Erdichtung, als eine Gotteslästerung, so verabscheue eben so sehr dich wegen deines heuchlerischen Betragens gegen Christum, da du ihn in deiner Kammer deinen Herrn und Gott nennest, dann aber, wenn du herauskommst, dich mit der Welt berathschlagest, wie weit sie dir erlauben will, seine ausdrücklichen Gebote zu halten, ohne zu sagen, daß du ein Methodist seiest. Höre lieber auf, dich einiger Treue und einiges Gehorsams gegen Christum zu rühmen, als daß du bei dem Bekenntniß, daß du ihm verpflichtet seiest, ihm mit solcher Verachtung begegnest.“ Lassen wir hier Scott wieder selber erzählen:

„Ich würde leichter zu überzeugen sein, daß kein heiliger Geist sei, als daß er sich nicht, da ich diese Stelle las, an meiner Seele geschäftig erwies. Es gieng mir mit solcher Kraft, Ueberzeugung und Beweisung des Geistes zu Herzen, daß es mich über die Welt erhob und mir den Sieg verschaffte, den der Glaube allein verschaffen kann, und die Freiheit, die nur da ist, wo der Geist des Herrn ist, und sonst nirgends. Ich schämte mich auf einmal meiner schändlichen Undankbarkeit und meiner thörichten Besorgnisse, und war zu gleicher Zeit so voll Trost und Freude, sogar bei der Aussicht, meine Ehre aufzuopfern und verachtet zu werden, daß ich, was diesen Punkt betraf, völlig beruhigt war; und wenn ich einige wenige Zeiten, da sich wieder etwas Kaltsinn und Unglaube bei mir einschlichen, ausnehme, habe ich mir seitdem sehr wenig daraus gemacht, daß man mich für einen Schwärmer oder Methodisten hält."

Jetzt war für Scott der entscheidende Schritt gethan und er hatte gewonnen. — Er wich zwar in einigen Punkten immer noch von der Kirchenlehre ab, so in der Lehre von der Dreieinigkeit und von der Gnadenwahl; aber die ihm noch anhaftenden Reste ungesunder Lehre konnte er nun, da sein Herz so gestellt war, leicht und bald abstreifen. Seine bisherigen Erfahrungen, da er die festesten Vorurtheile eins nach dem andern aufgegeben hatte, hatten ihm ein solches Mißtrauen gegen ihn selbst und seine vorgefaßten Meinungen eingeflößt und umgekehrt einen so großen Respekt vor den ihm noch unverständlichen und ungenießbaren Lehren des Christenthums, daß er sich gerne durch das Wort Gottes zur völligen Erkenntniß führen ließ. — Sein Freund Newton leistete ihm hiebei große Dienste. Es gehört nicht wesentlich zu unserer Darstellung, diese letzte Entwicklung ins Einzelne zu verfolgen. Genug, wenn wir ihn am Ende der Geschichte seiner Bekehrung das Zeugniß ablegen hören: „Was habe ich nun durch diese Veränderung, vor deren Folgen ich mich so sehr fürchtete, auch nur in Rücksicht dieser gegenwärtigen Welt eingebüßt? Es ist zwar wahr, ich habe die Gunst Einiger verloren und entgehe dem Mitleiden, dem Tadel, der Verachtung und dem Widerstande nicht; aber der Herr führt mich in eine neue weit erwünschtere Bekanntschaft ein, in die Bekanntschaft mit Solchen, welche der h. Geist die Edeln auf Erden nennt. Ueberhaupt genieße ich einen gegründeten Frieden des Gewissens durch das Blut der Besprengung und beständige Zuflucht-

nahme zu dem himmlischen Stellvertreter; insgemein genieße ich eine süße Zufriedenheit der Seele und jenen Frieden, der höher ist, denn alle Vernunft, indem ich alle meine Sorgen auf den werfe, der für mich sorget. Ich erfahre immer etwas von jener Freude, die unaussprechlich und herrlich ist. Das ist etwas, das mir die Welt nicht geben könnte, wenn ich ihre Gunst hätte, und etwas, das sie mir nicht nehmen kann, wenn sie mich auch noch so sehr haßte. Von nun an ist es, Gott weiß es, mein Wunsch, zu seiner Ehre zu leben, durch meinen ganzen Wandel und ganzes Betragen die Lehre Gottes meines Heilandes zu zieren und ihn zu lobpreisen, der mich berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte, auf irgend eine oder die andere Weise seinem gläubigen Volke nützlich zu sein, und arme Sünder, die im Schatten des Todes wandeln und sich selbst viele vergebliche Mühe und Unruhe machen, einzuladen, daß sie schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist und wie wohl Allen ist, die auf ihn trauen."

9. Aus Scotts späterm Leben.

Scotts Bekehrung hat sich als ein Werk Gottes bewährt. Das beweist sein ganzes übriges an Arbeiten für den Dienst des Herrn so reiches Leben. Wir theilen daraus nur das Bemerkenswertheste in Kürze mit.

Als im Jahr 1780 Scotts Amtsnachbar Newton seine Gemeinde Olney verließ, um nach London umzuziehen, wünschte er sehr, Scott zum Nachfolger zu haben. Scott selbst war zur Annahme dieser Stelle nicht geneigt, da er nicht glaubte der Gemeinde willkommen zu sein. Als aber der nach Olney ernannte Geistliche schon nach einem Jahre diese Stelle, die er schlecht versah, wieder verlassen mußte, so glaubte Scott, da man ihn um Annahme des Postens bat, nicht nein sagen zu dürfen. Was ihm die Liebe der Kirchgemeinde Olney und Ravenstone besonders verschafft hatte, war die Aufopferung, mit der er bei einer ausgebrochenen Blatternkrankheit sich seiner Gemeinde angenommen hatte. — Ueberall stand er mit Rath und That nach Kräften und über seine Kräfte bei, und das war es, was ihm die öffentliche Meinung gewann, — und ihn nach Olney beförderte. Aber wohl war es ihm hier doch nicht, denn für das Evangelium fand er keinen guten Boden in dieser Gemeinde,

so viel Mühe er sich auch gab. — Religiöse Erkenntniß war wohl da, aber wenig Leben.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß er gerne seinen Wirkungskreis vertauschte und dem Rufe an den Lock-Spital in London, der im Jahre 1785 an ihn ergieng, Folge leistete. Er that dieß aber nicht im Leichtsinn, sondern mit der freimüthigen Erklärung, daß sein Bestreben nicht das sei, durch schöne Reden Effekt zu machen, sondern einfach das lautere Evangelium zu predigen. — Er hatte bald Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß er in eine sehr schwierige Stellung versetzt sei. Aergerlich war es schon, daß sein College andere Lehren vortrug als er, so daß die Gemüther verwirrt wurden. Dazu wollte ihm der Spitalvorsteher Vorschriften geben, wie er predigen müsse, um Leute anzuziehen und so die Kollekten ergiebiger zu machen. Scott ließ sich das natürlich nicht gefallen und erklärte den Herren, daß sie zwar die Macht hätten, den Prediger zu wechseln, wenn sie wollten, aber nicht die Macht, den Prediger in einen andern zu verwandeln. Immerhin war es ihm bei der Gründlichkeit und Gediegenheit seiner Vorträge drückend, die Popularität nicht zu genießen, die gerade für einen solchen Posten erforderlich gewesen wäre.

Während einiger Jahre hatte er neben seinem Amt im Spital eine Frühpredigerstelle in einer kleinen Kirche von Lothbury, einem abgelegenen Quartiere Londons zu versehen. — Für diesen Gottesdienst, der im Sommer und im Winter 6 Uhr Morgens gehalten wurde, ließ er sich jeweilen um 4 Uhr durch den Nachtwächter wecken und begab sich dann zu Fuß nach der vierthalb englische Meilen von seiner Wohnung entfernten Kirche. — Sein Sonntag war ganz mit Gottesdiensten ausgefüllt und besondre Pflege und Sorgfalt wandte er den Familienandachten zu. Ueberhaupt lebte er so ganz seinem Berufe, daß er auch zu seiner Erholung am liebsten die Bibel gebrauchte, aus der er gern eine Stelle herausnahm, um sie zum Gegenstande einer lehrreichen Unterhaltung zu machen. —

Nachdem Scott lange und geduldig auf seinem mißlichen Posten ausgehalten, spürte er je länger je mehr die Nothwendigkeit eines Amtswechsels und bewarb sich um die vakant gewordene kleine Gemeinde Aston, die er auch erhielt und im Jahr 1803 bezog. Hier fühlte er sich sehr an seinem Platz, und der Segen, den Gott auf sein Predigtamt zur Bekehrung mancher Seelen legte, gewährte

ihm eine große Befriedigung. — Sieben Jahre lang, nämlich von 1807—1814 durfte er auch außer seinem Amte einer Sache sich hingeben, für die er das wärmste Herz und große Energie besaß, indem ihm durch die Missionsgesellschaft der anglikanischen Kirche die Leitung der für den Missionsdienst bestimmten jungen Männer übertragen wurde. Er widmete sich diesem Werke, das ganz seiner Begabung entsprach, mit außerordentlichem Eifer und leistete darin Bedeutendes. Wie frisch seine eigene Lernbegierde war, beweist, daß er selbst noch das Studium einer afrikanischen Sprache und des Arabischen betrieb, um Andere in diesen Fächern unterrichten zu können. Im Jahr 1814 nöthigten ihn leider seine Gesundheitsumstände, sich dem Werke der Bildung von Missionszöglingen zu entziehen; für die Mission selbst bewahrte er das regste Interesse. —

Scotts Hauptkraft bestand in seiner litterarischen Thätigkeit, und es wurden von ihm Predigten und Abhandlungen über die wichtigsten Heilslehren herausgegeben, die zum Theil eine weite Verbreitung fanden. — Doch hatte er auch eine vortreffliche Gabe der Erweckung und Anregung durch mündlichen Zuspruch und war sehr treu im Bekenntniß Christi, wenn ihm Gelegenheit dazu geboten wurde. Da er einmal Gesundheitshalber einen Aufenthalt am Meeresufer machte, knüpfte er mit Reisenden und Matrosen die ernstesten Gespräche an und verkündigte ihnen das Evangelium. Seine Ermahnungen wurden zuweilen gutwillig, zuweilen übel aufgenommen. Es begegnete ihm wohl, daß er statt aller Antwort nur Schmähungen hören mußte, aber es ereignete sich auch, daß er einmal von Reisenden und Matrosen mit Thränen beschworen wurde, für sie zu beten.

Wie Scott die Ehre gebühret, als einer der nachdrücklichsten Beförderer des Missionswerks in England genannt zu werden, so hatte er auch großen Antheil an der Beförderung der Bibelsache, indem er einen Hauptanstoß zur Begründung der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft gab. Als über die Seltenheit der Bibeln in wälischer Sprache (sie wird im Fürstenthum Wallis gesprochen) geklagt wurde, so war er es, der eine Kollekte sammelte, um diesem Mangel abzuhelfen. Dieser Schritt wird als Einleitung zur Begründung der seitdem so kolossal gewordenen brittischen Bibelgesellschaft betrachtet.

Um eben diese Zeit (im Jahr 1788) begann er seine bedeu-

tendste Arbeit, das große Werk seines Lebens: seine praktische Auslegung der heiligen Schrift. Er war ein sehr fleißiger Leser und sorgfältiger und gründlicher Kenner der Schrift. Er gewöhnte sich daran, sie Vers für Vers so zu lesen, wie wenn er über jede einzelne Stelle zu predigen gehabt hätte. — Als er, aufgefordert von Freunden, in regelmäßigen Lieferungen seine Anmerkungen zur Bibel anfieng herauszugeben, hatte er keine Vorstellung von den unsäglichen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren. Laut Akkord mit dem Verleger mußte er seine wöchentliche Aufgabe vollenden, mochte er gesund oder krank sein. Dadurch kam er in einen ihn fast erdrückenden Drang der Geschäfte und mußte auch die Arbeit selbst darunter leiden. — Doch war sie nach vier Jahren und fünf Monaten zu Ende gebracht.

Als der Verleger dem Werke des Autors Bildniß beizugeben wünschte, meinte Scott mit Humor: Nein, am besten wäre es, beide, den Autor und den Verleger, auf einem zum Tode erschöpften Pferde auf engem morastigen Wege und in einer Lage abzubilden, darin schwer zu sagen ist, was rathsamer sei, ob noch weiter vorwärts zu stoßen, oder den Rückweg zu versuchen.

Diese erste Ausgabe seines Bibelwerkes ist fast nur als ein Entwurf anzusehen, der nach und nach während dreißig Jahren bis zu Scotts Tode vervollkommt wurde. Als Scott starb, war er mit der fünften Auflage fast zu Ende. Selten hat wohl das Publikum auf ein theologisches Werk bei des Autors Lebzeiten so viel Geld verwendet, als auf diesen Commentar. — Man berechnet, daß 37,250 Exemplare in dieser Zeit in die Hände des Publikums kamen und eine Summe von fünf Millionen Franken für dasselbe bezahlt wurde. Als ein Beweis des Beifalls, mit dem das Werk in Amerika aufgenommen wurde, kann das theologische Doktordiplom angesehen werden, mit dem der Verfasser vom Collegium in Carlisle in Pennsilvanien beehrt wurde.

Ungünstige Bedingungen, die er bei der Herausgabe jenes Bibelwerkes dem Verleger gegenüber eingegangen war, nöthigten ihn, Schulden zu machen und brachten ihn in große Verlegenheit. Der Gedanke, durch Zahlungsunfähigkeit einen Makel auf seine Person und auf sein Amt zu werfen, war für ihn der nagendste Kummer, den er je erlebte. Durch gute Freunde wurde ihm aber auf die edelmüthigste Weise aus dieser Verlegenheit geholfen.

Scott war zweimal verheirathet. Seine erste Frau starb nach sechszehnjährigem Ehestande im Jahr 1790 mit Hinterlassung von vier der Pflege und Aufsicht noch sehr bedürftigen Kindern. — Dieser Umstand veranlaßte ihn, sich bald wieder zu verehlichen. Seine Wahl fiel auf die Tochter eines Offiziers, die großen Segen von seinem Predigtamt empfangen hatte. — Mit dieser Frau lebte er in dreißigjähriger gesegneter Ehe.

Seine körperlichen Gebrechen nahmen im Alter sehr zu. Aber sein Arbeitstrieb blieb groß, und sein von Natur heftiges und barsches Temperament milderte sich sehr und machte immer mehr herzlicher Güte Platz. Sein Leben war und blieb ein heiliger Gebetsumgang mit Gott. Eines seiner heißesten Gebete war, daß ihm die Gnade verliehen werden möge, in seinem Alter nichts zu reden oder thun, was die Kraft dessen, was er gelehrt und geschrieben habe, verringern könne.

Am 4. März 1821 predigte er zum letzten Male. Er verließ die Kanzel mit der Empfindung, daß der Herr ihn bald abberufen werde. Eine fünfwöchentliche schwere Krankheit war der letzte Tiegel, in dem er hienieden geläutert wurde. Seine letzten Lebenstage waren sehr erbaulich für alle Personen, die um ihn waren und Gelegenheit hatten, die letzten kräftigen Zeugnisse dieses Knechtes Gottes zu vernehmen. — Montag den 16. April 1821 im 75sten Jahre seines Lebens entschlief er im Frieden in den Armen eines ihn pflegenden Freundes.

Entschlossenheit des Herzens, Gott zu dienen, war der Grundzug von Scotts Charakter und gab ihm nach allen Seiten hin große Festigkeit. In Sachen der Religion war er immer ganz entschieden. Von der Zeit an, da er die evangelische Wahrheit erkannte, ward er ganz von ihr beherrscht und bekannte sie bei jedem Anlaß, mochten ihm auch daraus Vorwürfe von Seiten der Menschen oder sonstige Unannehmlichkeiten erwachsen.

Er fehlte oft aus Mangel an gehöriger Beachtung der Gefühle und Urtheile Anderer und ließ sich zuweilen zu Härte und Selbstüberschätzung hinreißen; aber diesen Fehlern widerstand er selbst beständig und unterdrückte sie, je mehr er im Leben vorrückte, während ächte Ehrbarkeit allezeit den Grund seines Wesens bildete.

Außerordentlicher Fleiß zeichnete ihn aus. Allezeit war er beschäftigt, nie sah man ihn müßig. Sein Herz war ganz bei der

Arbeit und bei seiner natürlichen Begabung für die Studien waren ihm dieselben eine Lust. Auch die Erholungen, die er sich gönnte, bestanden in Dingen, die für Andere Arbeit sind. Seine Arbeitsliebe richtete sich immer auf nützliche und wichtige Dinge.

Im häuslichen Kreise war er von exemplarischer Makellosigkeit. Uneigennützigkeit und unbeugsame Rechtlichkeit in schwierigen Verhältnissen erhoben ihn in der Achtung aller, die ihn kannten und dienten dem Evangelium, das er predigte, zur Empfehlung. Wie er als Prediger und Schriftsteller war, so war er auch in seinem Hause. Er vernachlässigte seine häuslichen Pflichten um seines öffentlichen Amtes willen nicht. In seinem Wandel war die Religion, die er lehrte, verkörpert und dieses Vorbild diente seinen Kindern zu besserer Belehrung, als tausend Mahnungen und schöne Worte.

Ein Geist der Andacht und des Gebets ruhte sichtlich auf ihm und war eine Zierde seines Charakters. Er war gewohnt, in seinen Hausandachten für die ganze Kirche, für die Diener derselben, für Obrigkeiten und Schulen, für Juden und Heiden zu beten, je nachdem die Umstände ihm diese Fürbitten nahe legten.

Bemerkenswerth war bei ihm ein allmähliges, aber regelmäßiges Fortschreiten in der Gottseligkeit und Ueberwindung seiner natürlichen Fehler und Gebrechen. Sein natürlicher Mensch war rauh, hart, hochfahrend, voll Vertrauen auf eigene Kraft. Aber je länger desto mehr verschwanden diese Mängel und machten großer Güte, Milde und Demuth Platz. Ebenso zeichnete er sich durch musterhafte Geduld in den Leiden aus, die ihm seine lebenslängliche Kränklichkeit und besonders seine letzte schwere Krankheit bereiteten. — So gehört er denn mit Recht zu den Lehrern, deren Ende wir anschauen und deren Wandel wir nachfolgen sollen.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Joel Vulu,
der Tonganer in Fidschi.

Joel Bulu.*)

Ein Lebensbild aus der Südsee.

Es ist keine Selbstbiographie im eigentlichen Sinn, die wir hier geben, wie es nach dem Wortlaut der nachstehenden Mittheilungen und dem Titel des englischen Büchleins scheinen könnte, dem sie entnommen sind. Nie ist dem redlichen Joel Bulu der Einfall gekommen, seine Erlebnisse für den Druck aufzuzeichnen, sondern ein englischer Missionar hat sich's zur Aufgabe gemacht, sie ihm abzufragen, — bald zu Land, bald zur See, auf dem Wege zu oder auf der Heimkehr von der gemeinsamen Arbeit — sie dann möglichst treu mit den Worten des Erzählers niederzuschreiben und hintennach ins Englische zu übersetzen. Fast möchten wir wünschen, er hätte mit der Veröffentlichung gewartet, bis er auch den Heimgang des bejahrten braunen Bruders hätte berichten können; allein schaden wird's dem lieben Alten ja nicht, wenn auch unter seinen deutschen Gegenfüßlern eine und die andre Seele sich erquickt an dem, was der Herr seither an ihm und durch ihn gethan hat. — Ein Sohn jener großen Pfingstzeit, durch welche der Herr in den Jahren 1832—35 die Kirche der Tonga-Inseln gründete, die unter ihrem wackern König Georg nun einen Musterstaat für die ganze Südsee bilden, ist er in das umnachtete Fidschi hinausgezogen, um dort seinen Heiland zu verkünden, und hat nun da über 30 Jahre lang treu ausgehalten unter allen Wechseln und Stürmen eines an den seligsten

*) Joel Bulu. The autobiography of a Native Minister in the South Seas, translated by a Missionary. London. Wesleyan Mission House. 1871.

Erfahrungen wie an den heißesten Glaubensproben gleich reichen Missionslebens. Nach Art der Methodistenprediger öfters von einem Posten auf den andern versetzt, hatte er sein erstes und letztes Arbeitsgebiet in unmittelbarster Nähe Witi-Lewu's, der größten Insel des Archipels, vor deren Ostküste die drei Inselchen Rewa, Wiwa und Mbau die Anknüpfungspunkte für die Mission bildeten. In der Zwischenzeit war meistens Wanua Lewu, die zweite Hauptinsel der Gruppe, mit den Städten Mbua an ihrer West- und Nandi und Waikawa an ihrer Südküste unter vielfacher Kriegsnoth der Schauplatz seiner Wirksamkeit. Nur ein mehrjähriger Aufenthalt auf der weit nach Süden vorgeschobenen Insel Ono unterbrach die mit vielen Thränen begossene Aussaat auf dem blutgetränkten Wanua Lewu. — Um dem Faden der Erzählung mit vollem Verständniß folgen zu können, wird der Leser nun aber gut daran thun, nachzuschlagen, was Miss. Mag. 1871, S. 307 ff. namentlich auch über den politischen Zustand der Fidschi-Inseln berichtet ist, im Anschluß an frühere Mittheilungen (Miss. Mag. 1868) über die Natur und Geschichte des Landes und seiner Bewohner, so wie der dort errungenen Siege des Evangeliums. Wer aber auch nicht nachschlägt, wird aus diesem ereignißvollen Leben selbst in dessen ungeschminktester Darstellung entnehmen können, daß es im fünften Welttheil bereits ganze Männer und ganze Christen gibt.

1. Heimat und Bekehrung.

Ich wurde geboren in Wawau in den heidnischen Tagen und war schon ein großer Bursche, als das Lotu (Evangelium, eigentlich Gebet) in unser Land kam. Als ich das Gerücht davon hörte, war ich voll Aerger, und meine Seele entbrannte von Haß dagegen. „Sollen unsre Götter verlassen werden?“ rief ich in großem Zorn. „Ich wenigstens werde sie nie verlassen.“

Es gab Viele, die gleichen Sinnes waren mit mir, und wir waren Eins in unsrem Haß gegen das Lotu, bis wir eines Tages einen Mann, der davon sprach, sagen hörten, es verheiße den Todten ein andres Land als das Bulotu,*) von dem unsre Väter sprachen,

*) Das Götterreich der heidnischen Tonganer, wohin nach ihrem Glauben die abgeschiedenen Geister im Kahn fahren.

und zwar den Guten eine Heimat im Himmel, während die Bösen an einen Ort des Schreckens geworfen werden, wo ein Feuer brenne, das Niemand löschen könne. Am gleichen Abend gieng ich mit den Burschen unsres Dorfes aus. Es war eine schöne Nacht, und als ich zum Himmel emporblickte, an dem die Sterne glänzten, durchfuhr mich plötzlich der Gedanke: „O, das schöne Land! Wenn die Worte wahr sind, die man uns heute gesagt hat, sind diese Lotu-Leute in der That glücklich"; denn ich sah, wie die Erde trübe und dunkel war, der Himmel aber hell und strahlend, und meine Seele verlangte sehnlich, dieses schöne Land zu erreichen. „Ich will lotuen," sagte ich, „damit ich einst inmitten der Sterne wohnen möge."

Aber ich fürchtete meinen Vater und unsre Verwandten, denn sie waren Alle Heiden und groß war ihr Haß gegen das Lotu, so daß viele Tage vergiengen, bis ich meinen Entschluß ausführte. Aber ich hatte keine Ruhe wegen der großen Sehnsucht meiner Seele, und endlich gieng ich fort in ein andres Dorf, wo Ulukalala, ein christlicher Häuptling wohnte, und sagte mein Anliegen einem seiner Leute, der mich zu ihm führte und sprach: „Hier ist der Sohn Mafitangatas; er ist gekommen, weil er zu lotuen wünscht."

„Es ist gut, daß du kommst", rief der Häuptling; denn groß war seine Freude. „Aber warum willst du lotuen?" — „Ich habe von dem guten Lande gehört, wohin ihr nach dem Tode geht," antwortete ich; „deßhalb wünsche ich zu lotuen, damit ich auch ein Himmelsbewohner werden möge."

Darauf beteten sie über mir, und so kam ich zum Christenthum; von seinen Lehren aber wußte ich nichts. Nur das Eine wußte ich, daß ich inmitten der Sterne zu wohnen wünschte.

Als mein Vater hörte, was geschehen sei, war er sehr zornig. Er rief alle unsre Verwandten zusammen, schickte nach dem heidnischen Priester und sagte ihm, daß und warum ich die alten Götter weggeworfen habe. Darauf wurde der Priester begeistert nach ihrer lügnerischen Weise und schrie kläglich: „Warum hat er mich verlassen? Was habe ich gethan, daß er mich hassen sollte? Habe ich ihn nicht immer bewacht und behütet, seit er ein kleines Kind war? Und jetzt, da er ein großer Bursche ist, kehrt er mir den Rücken."

Meine Freunde waren ganz wüthend über mich, als sie diese

Worte hörten, welche sie für die Worte des Gottes hielten (denn wenn der Priester begeistert war, glaubten wir, daß nicht er es sei, der rede, sondern der Gott). In großem Zorn sprangen sie auf und sagten: „Wir wollen ihn erschlagen! Heute noch soll er sterben!" Und ich war erschrocken, als ich diese Worte hörte und den tödtlichen Grimm in ihren Gesichtern sah; daher sprach ich bei mir selbst: „Es wäre gut für mich, sie anzulügen, damit ich leben möge," und rief: „Erbarmet euch meiner, ich will das Lotu wegwerfen." Bei diesen Worten legte sich ihre Wuth, aber kaum hatte ich sie gesprochen, so erhob sich ein großer Kummer in meiner Brust. „Ich habe das gute Land weggeworfen," sprach meine Seele in mir; und mich in den Wald hinausschleichend, kniete ich nieder und betete zu Gott: „O Herr, ich habe das Lotu weggeworfen, weil ich mich vor dem Zorn meiner Freunde fürchtete, aber ich habe sie angelogen, denn ich wünsche noch immer es zu behalten." Und so pflegte ich Tag für Tag mich im Wald zu verstecken und zu Gott zu beten, obschon ich nicht wußte, um was ich Ihn bitten sollte. Alles, was ich von dem Lotu wußte, war das gute Land inmitten der Sterne.

Als Ulukalala hörte, daß mein Vater mich wieder zu einem Heiden gemacht habe, war er sehr zornig, und unsre Freunde fürchteten sich vor seinem Grimm. Darum machten sie ein großes Fest, zu welchem der Priester gerufen wurde, und wobei sie für mich den heidnischen Göttern Lebewohl sagten und mich dem Lotu übergaben. So gieng ich nun nach Hakoka, Ulukalala's Dorf, wo ich blieb bis ein Krieg entstand zwischen den Lotu-Leuten und den Heiden, worin wir siegreich waren; und als wir sie geschlagen hatten, sagten sie, unser Gott sei stärker als die ihren, worauf sie Alle lotuten und ich zu meinem Vater zurückkehrte.

Diese ganze Zeit über wußte ich nur wenig von Religion. Meine Seele war finster, aber ich versuchte, gut zu sein wegen der großen Sehnsucht, die ich nach dem schönen Land im Himmel hatte; und so unwissend war ich, daß ich glaubte, aus eigener Kraft dahin kommen zu können. Dann kam Miss. Thomas nach Wawau, und unter einem großen Baume auf dem öffentlichen Platze stehend predigte er uns über das Gleichniß vom Unkraut unter dem Waizen. Diese Predigt durchbohrte mein Herz, denn ich hatte gemeint, ich gehöre zu dem Waizen, und jetzt erkannte ich, daß ich zum Unkraut

gehörte. Als ich so zuhörte, weinte und zitterte ich, denn ich dachte: „Ich werde nie das gute Land sehen;“ und mir schien, hinter den Bäumen, welche auf dem Platze wuchsen, warten die Teufel auf mich, um mich in die furchtbare Grube hinabzuziehen, von der ich gehört hatte, wo das Feuer brennt, das Niemand löschen kann. Als die Predigt vorbei war und die Leute aufstanden, um zu gehen, blieb ich an meinem Platze, zitternd vor Angst und weinend vor Furcht, denn alle Kraft hatte meinen Körper verlassen, und ich konnte nicht aufstehen, bis einige meiner Freunde mich aufrichteten und mich wegführten, schwankend wie einen Betrunkenen. Als wir das Haus erreichten, fiel ich am Eingang nieder und weinte bitterlich; und unsre Leute, die sahen, daß mein Gesicht wie das eines Menschen in großen Schmerzen war (denn die Angst meiner Seele stand auf meinem Gesicht geschrieben), glaubten, es habe mich eine schlimme Krankheit befallen. „Was ist dir?“ fragten sie mich; und ich sagte: „Betet für mich; betet für mich, ich bitte euch.“ So knieten sie nieder und beteten für mich; zuerst Einer, dann ein Anderer, bis sie müde waren; und dann setzten sie sich hin und sahen mich an und wußten nicht, warum ich weinte. Aber ich fand keinen Trost in ihren Gebeten, denn sie beteten für meinen Leib, während es doch meine Seele war, die krank war; so stand ich auf und gieng in ein leerstehendes Haus vor dem Dorfe. Da kniete ich nieder und weinte und betete vor dem Herrn, denn jetzt fühlte ich, daß ich ein Sünder sei. Der Zorn Gottes lag schwer auf meiner Seele, und ich haßte mich selbst wegen meiner bösen Wege. „O, was ist die Buße, von welcher der Prediger sprach?“ rief ich. „Herr, lehre sie mich finden, daß ich leben möge;“ denn so finster war meine Seele, daß ich nicht wußte, daß mein Kummer und meine Angst Zeichen der Buße waren. So machte ich lange fort, nicht länger denkend, ich tauge für das gute Land inmitten der Sterne, aber mit vielen Thränen den Herrn im Gebete suchend; und oft verbarg ich mich im Walde und betete zu Gott, daß Er mir diese Buße schenken möge. Und so groß war dabei meine Angst, daß wenn plötzlich ein Vogel an mir vorbeiflog, ich zusammenfuhr und zitterte, weil ich meinte, die Teufel kommen, um mich fortzuschleppen.

Als die Christen meinen Ernst sahen, hatten sie Mitleid mit mir und näherten sich mir und lehrten mich Alles, was sie vom

Weg des Lebens wußten. Auch der Missionar hatte Mitleid mit mir und tröstete mich mit vielen guten Worten, so daß ich anfieng, etwas mehr von diesem Weg zu verstehen; doch verließ meine Sorge mich nicht, und ich konnte keine Ruhe finden für meine Seele. So fuhr ich viele Tage fort, den Herrn mit Thränen suchend, aber Ihn nicht findend; und endlich wurde ich dazu bestimmt, in dem Werk zu helfen. So gieng ich hinaus, Andre zu lehren; ich, der ich selbst der Belehrung bedurfte; aber ich that in Wahrheit, was ich konnte, indem ich alle Leute ermahnte, dem zukünftigen Zorn zu entfliehen, dem ich gleichfalls mit aller Macht zu entrinnen suchte, obgleich ich nicht wußte, wo Sicherheit finden.

Endlich kam ein Tag (1834), an welchem die Missionare uns, die wir in der Arbeit verwendet wurden, versammelten, um ein Liebesmahl zu feiern; und als wir ein Lied gesungen und gebetet hatten, stand Hr. Turner auf, um von dem Werke Gottes in seiner Seele zu erzählen. Mein Herz brannte in mir, als ich auf seine Worte horchte; denn indem er von sich sprach, sagte er Alles, was ich gefühlt hatte, und ich sprach bei mir selbst: „Wir sind wie zwei Kähne, die neben einander hersegeln, keiner schneller oder langsamer als der andere." So war mirs, als er von seiner Reue sprach; aber als er auf seinen Glauben an Christum, die Vergebung seiner Sünden und den Frieden und die Freude zu reden kam, die er im Glauben gefunden, sprach ich: „Mein Mast ist zerbrochen, mein Segel hinweggeweht; er ist mir außer Sicht gekommen, und ich bin allein zurückgeblieben, hilflos auf den Wellen umhertreibend." Während ich aber begierig auf seine Worte horchte, die von der Liebe Jesu gegen ihn sprachen, wurden meine Augen geöffnet. Ich sah den Weg, und auch ich glaubte und lebte. Ich war wie Einer, der um sein Leben zu retten vor einem hinter ihm herkommenden Feinde flieht, und im Finstern an der Wand eines Hauses herumtappt, um die Thüre zu finden, daß er hineingehen und seinem Verfolger entrinnen möge, und die Thüre sich plötzlich vor ihm aufthut und er mit Einem Satz hinein springt. So gieng es mir, als ich Hr. Turners Worte hörte: mein Herz war voll Freude und Liebe, und Thränen strömten über meine Wangen herab. Oft zwar hatte ich zuvor geweint, aber nicht wie meine vorigen Thränen waren die, welche ich jetzt vergoß. Denn sonst weinte ich aus Kummer und Angst, jetzt aber aus lauter Freude

und Wonne und weil mein Herz voll war von Liebe zu Dem, der mich geliebt und sich selbst für mich gegeben hatte. Und Herr Turner, der die Thränenströme aus meinen Augen fließen sah, rief mich zum Sprechen auf. „Steh' auf, Joel," sagte er, „steh' auf, und sage uns, wie dir's ist."

So stand ich auf; aber mir war, als sei meine Seele aus meinem Körper geschieden, und ich erinnere mich nichts mehr, bis ich auf den Matten liegend erwachte, meinen Kopf auf Frau Cargill's Schooß gestützt, während die Missionare mich bei der Hand hielten und weinten, indem sie auf mich herabblickten. „Was ist das? Was fehlt dir, Joel?" riefen sie.

„Ich lebe," sagte ich, „ich lebe! Laßt mich aufstehen, daß ich das Erbarmen Gottes preise." Und während ich sprach, erhob sich ein großes Geschrei und lautes Schluchzen in unsrer Mitte, denn die Herzen Aller waren seltsam bewegt; und Hr. Turner stand auf, indem Thränen über seine Wangen herabrollten, und rief laut: „Laßt uns den Rest unsrer Zeit im Gebet und im Lob Gottes zubringen."

Ach, welch ein Tag war das! Nie kann ich ihn vergessen. Die Gebete, die Lobpreisungen, die Freudenthränen! Da waren Viele, die, wie ich selbst, lange den Herrn gesucht hatten; und wie Viele von uns Ihn an jenem Tage fanden, erinnere ich mich nicht genau, aber es waren unser sehr Viele. Auch brachen wir unsre Versammlung nicht ab, ehe die Nacht über das Land gekommen war, und selbst dann mochten wir uns nicht trennen. Ehe wir auseinander giengen, sagte Hr. Turner zu uns: „Gepriesen sei Gott für die großen Dinge, die Er heute unter uns gethan hat! Aber dieß ist nur der Anfang eines noch größeren Werkes. Wir wollen jetzt nach Hause gehen, und Jeder bete da, daß der himmlische Regen, der unsre Seelen erquickt hat, auf das ganze Land fallen möge, denn es ist verschmachtet."

Und dieses sein Wort gieng in Erfüllung. Denn als ein Lehrer, Namens Jesaja, der mit in unsrer Versammlung war, in einem Dorfe predigte, brach dasselbe Werk auch dort aus. Und so gieng es von Ort zu Ort, bis es in die Stadt des Königs kam, wohin wir Alle giengen, um dabei zu helfen und uns der großen Dinge zu freuen, die unser Gott that. Das war die Zeit, in welcher König Georg seine Sünden bereute und weinend auf dem Boden

der Kapelle lag, bis er es nicht länger aushielt und in sein eigenes Haus floh, wo er nicht aufhörte, den Herrn mit starkem Geschrei und mit Thränen zu suchen, bis er Ihn fand zur Freude seiner Seele. Und dann wurden wir Alle in sein Haus gerufen, daß er uns sage, was Gott an ihm gethan habe. Und noch immer gieng das Werk fort von Haus zu Haus und von Dorf zu Dorf; auch Fremde, die von andern Inseln zu uns herübergesegelt waren, trugen es mit sich fort, wenn sie in ihre Heimat zurückkehrten — ein großes und herrliches Werk, wie ich seit jenen Tagen keines mehr gesehen habe. Ich selbst lebte im Frieden und in großer Freude, denn Alles gieng gut, und ich pflegte zu denken, wenn wir Alle in jenen Tagen gestorben wären, wären wir Alle als eine einzige große und mächtige Schaar geraden Wegs in den Himmel gegangen. Ach, dürfte ich auch hier in Fidschi ein solches Werk sehen! Ich habe dafür gearbeitet, ich habe darum gefleht, ich habe darauf geharrt; wenn ich es kommen sehen und nur Einen Tag davon mit erleben dürfte, wollte ich freudig mit dem alten Simeon sprechen: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Dein Heil gesehen."

2. Ruf nach Fidschi.

Ich hatte um jene Zeit einen innigen Freund, Namens Jakob Fekeila, den Lehrer von Leimatua.*) Mit ihm pflegte ich jeden Freitag zusammenzukommen, um miteinander zu beten und einander auf dem Wege zum Himmel voran zu helfen. Eines Tages, als ich auf dem Wege zu ihm war, begegnete mir auf dem Pfad ein Mann, der mir sagte, es sei ein Wort der Missionare von Fidschi nach Tonga gekommen, daß sie um Lehrer bitten zur Hilfe in dem Werk des Herrn; und während er noch sprach, entbrannte meine Seele in mir, und es erwachte in meinem Herzen ein großes Verlangen, in jenes Land zu gehen und dem Volke, das nichts von Gott wußte, die frohe Botschaft des Heils zu verkünden. Ich sagte kein Wort, denn ich vermochte nicht zu sprechen; aber dem Manne den Rücken kehrend, gieng ich weinend meines Weges weiter

*) Eine der zwei Missionsstationen auf Wawau.

nach Leimatua, so voll war mein Herz. Dort erwartete mich mein Freund in dem kleinen Hause, das er zu einem Hause des Gebets erbaut hatte. „Was ist dir?“ fragte er mich, denn er sah die Thränen in meinen Augen, und ich sagte ihm von meiner Begegnung mit dem Mann auf dem Pfade und von dem großen Verlangen, das in meiner Seele erwacht war.

„Gut,“ sagte er, „vielleicht ist das der Wille Gottes mit dir; laß uns darüber beten.“ Und wir knieten zusammen nieder und beteten für einander und auch für Fidschi und baten den Herrn, es den Missionaren ins Herz zu geben, wenn es Sein Wille sei, daß ich dahin gehe; und nachdem unser Gebet beendet war, kehrte ich in unser Dorf zurück.

In dieser Nacht konnte ich nicht schlafen, sondern lag da, an Fidschi denkend und weinend über die Tausende dort, die in der Finsterniß lebten und den wahren Gott nicht kannten. Endlich konnte ich mich nicht länger bezwingen. Ich stand auf und sagte zu meiner Frau: „Ich kann nicht schlafen. Ich muß nach Neiafu gehen.“ Neiafu ist die (Haupt-) Stadt, in welcher der Missionar wohnte, und dort lebte auch ein christlicher Häuptling, Namens Silas Faone, mit welchem ich oft zum Gebet zusammenkam. So gieng ich zu ihm und sagte ihm Alles, was in meinem Herzen war. „Lege dich jetzt nieder und schlafe,“ sagte er, nachdem er meine Worte gehört hatte. „Am Morgen will ich den Missionar darüber fragen.“

Am frühen Morgen, noch ehe die Sonne recht aufgegangen war, kam ein Mann Namens Jesaja Wowoli in das Haus, worin ich geschlafen hatte. „Bist du hier, Joel?“ rief er. „Gut ist dein Kommen, denn eben wollte ich gehen, dich zu suchen. Miss. Thomas hat mich nach dir geschickt.“

So gieng ich in das Missionshaus und Hr. Thomas sagte zu mir: „Joel, es ist ein Brief von Fidschi gekommen mit der Bitte um Hilfe, und seit ich diesen Brief las, habe ich immer an dich gedacht.“

Dann sagte ich ihm, warum ich nach Neiafu gekommen, und wie Fidschi immer vor meinen Augen sei, und wie der Wunsch, dorthin zu gehen, wie eine glühende Kohle auf meinem Herzen liege. „Gut ist der Wille des Herrn,“ sagte er. „Es ist klar, daß du

gehen mußt. Komm Joel, laß uns niederknieen und Gottes Segen über dich erflehen." Und so war die Sache ausgemacht.

Viel Weinens war unter unsern Freunden am Tag unsrer Abreise. Auch meine Frau und ich weinten, als wir von ihnen schieden; aber obgleich meine Augen naß waren, war in meinem Herzen doch Freude, denn der Herr tröstete mich. Wir segelten in einem Kahn nach Fidschi, erst als der Tag sich neigte die Segel lichtend, so daß das Land noch in Sicht war, als die Dunkelheit über die Wasser kam. Wir fuhren mit gutem Wind die ganze Nacht und auch den folgenden Tag und wieder die folgende Nacht hindurch; aber am zweiten Morgen erhob sich Mothe*) aus den Wassern in unsrem Kurs, und dort landend, brachten wir dem Herrn unsern Dank dar, daß Er uns sicher hieher gebracht hatte. Von da giengen wir weiter nach Lakemba,*) wo Miss. Cargill sich sehr über unser Kommen freute; und ich fieng an die Sprache zu lernen und in dem Werk zu helfen. Nachdem ich kurze Zeit hier gewesen war, kamen (1838) Hr. Hunt und Hr. Calvert aus England und brachten eine Druckerpresse mit. Hr. Hunt gieng nach Rewa und ich wurde dazu bestimmt, Hrn. Calvert bei der Druckerei zu helfen, bis später die Missionare den Entschluß faßten, mich nach Rewa zu senden. (Rewa ist eine kleine Insel, dicht bei Witi Lewu gelegen.)

3. In Rewa.

Es waren in jenen Tagen nur wenige Christen in Rewa, und viel waren der Leiden, die wir zu ertragen hatten. Wir wurden oft geschmäht und bedroht, unsre Güter wurden gestohlen, und die Heiden warfen mit Steinen nach uns, wenn wir zum Gottesdienst zusammenkamen. Aber keines von diesen Dingen erschütterte uns, denn wir glaubten, daß unser Gott stärker sei als der Teufel, und daß Er siegen werde.

Wir wohnten in Nasali (auf Witi Lewu), so daß der Fluß zwischen uns und der Stadt Rewa war; und schrecklich waren die Dinge, die wir von Tag zu Tag sahen, denn Rewa war damals ein großes Königreich, stark und voll Menschen. Alle die freien

*) Die zwei südöstlichsten Inseln der Fidschi-Gruppe.

Plätze inmitten der Stadt, welche jetzt leer und grasbewachsen sind, waren damals mit Häusern bedeckt, und die Herzen der Häuptlinge und des Volks verhärteten und erhoben sich so, daß sie dem lebendigen Gott Trotz boten; darum hat Er sie hinuntergestoßen und verstört, und die Hügel, auf welchen die Häuser der Lebenden standen, sind jetzt voll von den Gebeinen der Todten. Tag für Tag sahen wir die Leiber der Erschlagenen in die Stadt bringen, und ihre Reste an uns vorbeischwimmen, wenn wir auf unsrer Seite des Flusses standen, denn die Notho-Leute*) bekriegten sich damals unter einander, und wenn einer erschlagen wurde, wurde sein Leichnam nach Rewa gebracht und dem König vorgelegt. Diese wurden nicht gefressen, denn Notho gehört zu Rewa, und sie erschlugen einander in ihren eigenen Händeln; aber die Leiber wurden gewöhnlich auf die Sandbank gegenüber von unsrem Hause geworfen, und da zerrten die Kinder sie hin und her, manchmal auf dem Land, manchmal im Wasser, den Todtengesang dazu singend.

Ueberdieß lagen die Tokatoka und die Nakelo-Stämme (auf der nächsten Insel in der Flußmündung) immer im Krieg in jenen Tagen. Sie lauerten auf einander auf den Pfaden, sie versteckten sich in dem langen Schilfrohr am Ufer der Flüsse und feuerten daraus ihre Flinten ab und warfen ihre Speere nach den Frauen, wenn diese mit ihren Wassertöpfen und Fischkörben hinabkamen, und nach den vorbeifahrenden Kähnen, und den spielenden Kindern. Selten konnte man durch ihre Dörfer gehen, ohne die Todestrommel von einem Ufer des Flusses zum andern herübertönen zu hören; und die Leiber dieser Erschlagenen wurden auch nach Rewa gebracht, entweder zu dem König oder zu seinem Bruder Nggaraninggio**) (Haifischhöhle), welche in dem Streit auf verschiedene Seiten standen, obgleich sie selbst keine Schläge darin führten. Auch diese Leiber wurden nicht gefressen. Nachdem sie den Häuptlingen vorgelegt worden waren, sandte man sie zum Begräbniß zurück; aber wir sahen, daß die Tokatoka-Leute immer die Zunge, das Herz u. s. w. herausschnitten, ehe sie einen Leichnam nach Rewa brachten. Leute von Suwa und andern Orten wurden immer gefressen, und da

*) Ein früher mächtiger Stamm.

**) Ein Ungeheuer, das einer seiner Frauen einmal ihre eigne abgehauene Hand zu essen gab, weil sie seine Mahlzeit schlecht gekocht hatte; dabei aber ein gefeierter Krieger.

Rewa freundlich zu Mbau stand, wurden oft ganze Kähne voll als freiwillige Gabe dorthin gebracht. Das waren Zeiten, in welchen wir Dinge sahen, die unsre Herzen krank machten mit tödtlicher Krankheit. Wohl erinnre ich mich, wie eines Tages, da Mbau und Wiwa Teilau, die kleine Insel gegenüber von Wiwa, die jetzt leer steht, geschlagen hatten, ein großer Kriegskahn einlief, schwer beladen mit Todten, die ans Ufer geschleppt und auf der Sandbank gegenüber von unsern Häusern auf einen großen Haufen über einander gelegt wurden. Und als der Bote von Mbau seinen Bericht beendet hatte, sagte der König: „Thut mit ihnen, was ihr wollt," worauf sich ein plötzliches Geheul erhob. Es entstand ein großes Gedränge gegen das Ufer hinab, und die Leiber wurden dahin und dorthin geschleppt, und die Leute stritten sich um sie, viele an demselben Körper zerrend und ihn gliederweise zerschneidend und einander die Stücke aus den Händen reißend. Und das Geheul wurde lauter und lauter, wie die Leute wilder wurden in ihrer Gier; auch Weiber und Kinder mischten sich in den Streit, und ihre gellenden Stimmen tönten laut durch das Getöse. Viele Jahre sind verflossen seit jenem Schreckenstag; aber selbst jetzt noch sehe ich in meinen Träumen zuweilen die kämpfende Menge und höre das furchtbare Geschrei, und wenn ich erwache, danke ich Gott für das Lotu, das in diesem stolzen und wilden Stamm eine so wunderbare Veränderung bewirkt hat.

Wo jetzt das Studierzimmer des Missionars erbaut ist, dort auf dem Thakauyawa genannten Hügel, stand das Haus, in welchem die Hände der Erschlagenen aufgehängt und geräuchert wurden. Ich habe das Dach voller Hände gesehen, die da im Rauch hiengen, die Finger gebogen wie die Klauen gerösteter Vögel; und die Häuptlinge saßen ums Feuer und deuteten mit wilden Geberden lachend auf sie hin und spotteten über ihre todten Besitzer.

Ich war in Rewa, als die Häuptlinge aus Amerika in ihren Kriegsschiffen kamen und Ratu*) Weindowy wegführten, weil er einige ihrer Leute erschlagen hatte, die in den alten Zeiten Seeschnecken gefischt hatten. Der König von Rewa mit der Königin und Andern giengen auch, das Schiff zu sehen, und der ameri-

*) Ratu ist das malayische Datu „Häuptling".

kanische Häuptling behielt sie an Bord und wollte sie nicht gehen lassen, wenn nicht Weindowy ihm übergeben werde. Als diese Nachricht in die Stadt gebracht wurde, entstand ein großer Aufruhr, und die Krieger liefen zusammen und gelobten, uns Alle zu erschlagen, weil sie glaubten, die Missionare haben ihre Hand in dieser Sache. Damals waren wir in großer Angst; aber ein Rewa-Häuptling kam zu uns herüber, und als die Krieger erschienen, gieng er ihnen entgegen und brachte ein Sühnopfer für uns dar, bittend, daß wir nicht erschlagen würden. So entkamen wir, aber wir hatten wirklich geglaubt, unsre Stunde sei gekommen.

Die Häuptlinge verhärteten ihre Herzen und setzten ihr Angesicht gegen das Lotu; aber trotzdem gieng das Werk fort, und Thüren öffneten sich da und dort. So fanden wir einen Eingang auf der Insel Kandawu, wohin zwei Lehrer, Namens Abraham und Isaak, gesandt wurden. Sie lebten in dem Dorf Suesue, und das Evangelium hatte seinen Lauf, als es Abraham, der von Kandawu herübergekommen war, um den Missionaren zu berichten, von Nggaraninggio verboten wurde, dorthin zurückzukehren, und wir hörten, daß ein Kahn ausgerüstet werde, weil der Häuptling befohlen habe, nach Kandawu zu gehen und Isaak zu erschlagen. Als wir diesen Bericht hörten, waren wir in großer Noth, denn wir konnten unsern Gefährten nicht sterben lassen, ohne einen Versuch zu seiner Rettung zu machen; aber was wir thun sollten, wußten wir nicht. Endlich baten wir einen der Häuptlinge um einen Doppelkahn, und ich wurde ausgesandt, um nach Isaak zu sehen und, wenn ich könnte, ihn herüber zu bringen. Ein jämmerliches Segeln war das, denn der Wind war stark, die See gieng hoch, und der Regen strömte den ganzen Tag herab, so daß wir nicht sehen konnten, wohin wir steuerten. Wir waren naß und kalt und elend und überdieß in großer Angst, das Meer werde uns verschlingen; aber der Herr wachte über uns und brachte uns sicher ans Land. Es war spät in der Nacht, als wir Kandawu erreichten, und sehr finster, und der Regen fiel noch immer stark; und wir ankerten in tiefem Wasser, damit wir, wenn es Noth thäte, plötzlich die Segel lichten und fliehen könnten; denn wir wagten nicht, den Kahn in die Bucht zu bringen aus Furcht, wir möchten angegriffen werden. Wenn er ans Land geworfen worden wäre, hätte

man uns Alle erschlagen, während wir versucht hätten, ihn wieder flott zu machen.*)

„Wer will mit mir in das Dorf gehen?“ fragte ich, und zwei unsrer Leute boten sich an. So giengen wir drei zusammen, längs der Bucht hin verstohlen gegen das Dorf schleichend, denn wir wußten nicht, ob Isaak lebendig oder todt sei, da der andre Kahn uns vorausgekommen war. Jetzt rochen wir etwas — es war der Geruch eines Ofens, worin ein menschlicher Körper gebraten wird, und eine große Angst kam über uns. „Alles ist vorbei!“ sagte ich, „wir kommen zu spät;“ und in der Dunkelheit auf dem Sande weiter kriechend, fanden wir den Ofen mit einer Streitart darüber — die Streitart, denke ich, mit der die That vollbracht wurde. „Es ist Isaak, der hier gebraten wird,“ sagten wir und kehrten weinend zu unsrem Kahn zurück. Nachdem wir unsern Gefährten gesagt hatten, was wir gefunden hatten, giengen wir wieder ans Ufer, fest entschlossen, über Isaaks Schicksal gewiß zu werden, obschon wir nicht zweifelten, daß er der Mann im Ofen sei. Durch Dunkelheit und Regen fanden wir tappend unsern Weg ins Dorf, und in Isaaks Haus schleichend, krochen wir durch den Eingang, indem wir kaum zu athmen wagten aus Furcht, seine Mörder könnten da schlafen. Nicht wissend, wie herausfinden, wer in dem Hause sei, sagte ich leise flüsternd: „Laßt uns etwas ins Feuer legen. Wenn sie da sind, können wir fliehen, ehe sie ganz wach werden;“ und wie wir die Blätter und Rohrstückchen zusammenrafften, die am Feuerplatz lagen, flackerte bald eine helle Flamme empor, bei deren Licht wir einen Muskito-Vorhang von innen lüften sahen, und eine erschrockene Stimme rief: „Wer da? Wer ist's?“

„Von Rewa wir. Und wer bist du?“ sagte ich, Hand und Fuß bereit zum Sprung, damit wir zur Thüre eilen und entrinnen möchten. „Methusala,“ antwortete der Mann. „Bist du's, Joel? Wer ist bei dir? Warum seid ihr gekommen?“

„Ich bins. Unsre Leute sind bei mir. Aber wo ist Isaak?“ „Er schläft da hinter mir,“ antwortete Methusala, aufs Ende des Hauses deutend. „Wach' auf, Isaak. Joel Bulu ist da.“

*) Alle Schiffbrüchigen und Strandenden, auch wenn sie Volksgenossen sind, werden dem alten Rechte nach gefressen.

„Bst!“ sagte ich. „Sprich leise. Wer ist denn der Mann in jenem Ofen an der Bucht?“

Groß war unsre Freude, als wir sahen, daß Isaak am Leben und wohl sei; und er sagte uns, daß der, welchen wir in dem Ofen gefunden hatten, ein Kandawu-Mann sei, auf Befehl Ratu Nggaraninggio's erschlagen. Er sagte uns auch, daß die Mörder weiter nichts zu ihm gesagt haben, als daß kein Lotu mehr auf Kandawu sein solle; so brachten wir ihn und die Seinen so schnell als möglich in einen Kahn und nahmen sie mit uns nach Rewa zurück.

Wir hatten in jenen Tagen nicht viel, um uns zu erheitern. Nur wenige wandten sich, dem lebendigen Gott zu dienen, denn ein wilder Stolz verzehrte das Volk, und das Land war voll aller Arten heidnischer Greuel, von denen ich einige schon erzählt habe; es gab aber noch andre, von denen ich nicht einmal zu sprechen wage. Die ärgsten Dinge hatten wir zu sehen, als Krieg ausbrach zwischen Mbau (Hauptstadt von Witi Lewu) und Rewa; denn damals wurden die Leute ganz toll vor Wuth, und des Erschlagens der Männer und des Erwürgens der Wittwen war kein Ende. Das waren wahrhaftig schreckliche Zeiten, denn da war bei Tag und Nacht keine Ruhe und kein Gefühl von Sicherheit. Die Häuptlinge waren unter einander gespalten, und die Hand jedes Mannes war gegen seinen Nachbar, während von außen der Feind sie drängte. Immer schlimmer und schlimmer wurde es, als die Mbau-Leute an Boden gewannen, bis sogar die Missionare abziehen mußten. Kurz darauf gieng ich auch nach Wiwa (bei Mbau), wo Miss. Hunt lebte, und nicht viele Tage nachher wurde Rewa mit Sturm genommen, verbrannt und seine Leute erschlagen in einer furchtbaren Schlächterei.

4. Aus dem Rachen des Haifischs erlöst.

Während ich in Rewa lebte, kämpfte ich einmal mit einem großen Haifisch. Das war wahrlich eine wunderbare Errettung. Eines Nachts träumte mir, ein Haifisch beiße mich in den Arm, und ich erwachte in großer Angst; aber findend, daß es nur ein Traum war, wurde mein Herz froh. Viele Tage nachher fürchtete ich mich, wenn ich badete, ins tiefe Wasser zu gehen, und blieb immer hart

am Ufer, damit mein Traum nicht wahr werde. Eines Tages aber rief mir ein junger Häuptling und sagte: „Komm heraus zum Schwimmen, Joel;“ und ich wollte nicht, denn ich fürchtete den Haifisch. Als er mir aber zum dritten Mal rief, sah ich, daß er darauf aus war, und ich wollte nicht Nein sagen, damit sein Herz mir nicht gram werde. So gieng ich mit ihm. Im Fluß waren viele junge Leute mit ihren kleinen Spielkähnen; und einen von diesen ergreifend, sagte er: „Nimm einen Kahn, Joel, und laß sehen, welcher es gewinnt, der deine oder der meine.“ So nahm ich einen, und sehend, daß der seine mir vorauskam, gab ich dem meinen einen Stoß, damit er schneller gehe, worauf er auch den seinen vorwärts trieb, und so schwammen wir bald unsern Kähnen im tiefen Wasser nach. „Laß uns ans andre Ufer gehen,“ sagte er, und wir schwammen über den Fluß, eine große Menge von Mbau-Leuten hinter uns her. Sie alle kletterten am Ufer hinauf; aber ich blieb im Fluß, denn ich hatte im Sinn zurückzuschwimmen und nach Hause zu gehen.

Als ich dem tiefen Wasser zuwatete, sah ich auf der Oberfläche zwei kleine Wellen auf mich zukommen. „Es ist ein Haifisch,“ dachte ich, „mein Traum ist wahr.“ Ich fürchtete mich umzukehren, denn ich war zu fern vom Ufer. So stand ich still, hoffend, der Haifisch werde mich nicht sehen; und die kleinen Wellen kamen langsam näher. Den Athem anhaltend, stand ich still, und nach und nach verschwanden die Wellen. Ich sagte: „Es war nichts,“ und holte aus, um nach Nasali zu schwimmen. Plötzlich stieß etwas scharf gegen meinen Schenkel an. Es war der Haifisch, der mich biß, aber ich fühlte wenig Schmerz, und glaubend, es sei nur einer der jungen Männer, der untergetaucht sei und mich gepackt habe, streckte ich meine Hand hinunter, um ihn zu fassen, und siehe! es war der Haifisch! Dann war mirs, als sei meine Seele aus meinem Leibe entflohen. Eine große Dunkelheit fiel über meine Augen; ich sah nicht mehr das Ufer und die Leute und die Häuser: Alles war dunkel. Eines nur erinnerte ich mich: des Lotu; und ich sagte: „Heute ist mein Leben zu Ende. Noch einmal will ich zu meinem Gott beten.“ Ich betete, und in Einem Augenblick war die Dunkelheit vorbei, obgleich ich noch immer weder das Ufer, noch irgend ein irdisches Wesen sah; aber als ich emporblickte, schien es mir, als öffne sich der Himmel und als sehe ich den Thron

Gottes und eine große Schaar in weißen Kleidern und strahlend im Lichtglanz. O die Herrlichkeit davon, die wunderbare Herrlichkeit! Es war in Einem Augenblick vorbei, wie ein Blitzstrahl in finstrer Nacht, aber ich sah es, ich sah es! Wie den hellen Mittag sah ichs, und meine Seele in mir wurde froh und stark. Ich wünschte nicht, länger zu leben. „Ich will heute sterben," sagte freudig mein Herz. Ich fürchtete den Haifisch nicht mehr. Er war wie nichts für mich, obgleich mein Fleisch zerrissen wurde und mein Blut floß. Aber jetzt ließ er meinen Schenkel los und kam wieder, mich zu beißen. Dann war mirs, als erwache ich aus einem Traum, und meine Seele erglühte gegen ihn wie gegen einen Feind, der mich tödten wollte. Als er näher kam und sein Maul öffnete, um mich zu beißen, steckte ich meine Hand in seinen Schlund hinab so weit, so weit ich konnte, denn ich dachte ich wolle sein Herz herausreißen und ihn so tödten. Seine Zähne schlossen sich an meinem Arm und zerrissen das Fleisch, aber doch arbeitete meine Hand sich mit aller Kraft hinunter, und endlich konnte er mich nicht länger beißen, sondern sperrte das Maul auf, wie wenns ihm übel würde. Dann zog ich schnell meine Hand heraus, umfaßte seinen Leib mit beiden Armen und hob ihn empor, so hoch ich konnte, meinen Kopf unten haltend, so daß er mich nicht beißen konnte. So taumelte ich mit ihm gegen das Ufer hin, und ich hörte seine Kinnladen über meinem Kopf zusammenschlagen, wie er zu beißen versuchte; aber ich hielt ihn fest, und ich glaube, ich hätte ihn ans Ufer gebracht, wenn nicht, als ich das seichte Wasser erreicht hatte, mein rechter Arm, den er gebissen hatte, kraftlos an meine Seite herabgesunken wäre, worauf er meinen Händen entschlüpfte und fortzuschwimmen begann, obgleich sehr langsam und schwach. So heiß war mein Grimm gegen ihn, daß ich mich umwandte und ihn mit meiner linken Hand am Schwanz wieder packte; aber jetzt war mir, als drehe sich Alles im Kreis herum, das Ufer und die Bäume und die Menschen. Eine tödtliche Uebelkeit beschlich mein Herz, ein Nebel kam über meine Augen; in meinen Ohren war ein Ton, wie das Brausen der Brandung, ich sank um und wußte nichts mehr. So hat der Herr mich aus diesem furchtbaren Kampf errettet.*)

*) Diese Erzählung klingt sehr wunderbar; aber es leben noch viele Augen-

5. In Wanua Lewu.

Als ich einige Zeit in Wiwa gewesen war, sandte Hr. Hunt mich in einem Kahn nach Wanua Lewu*), daß ich durch das Land gehen möge so weit ich könne, und sehen, ob dort irgend ein Platz sei, wo ich festen Fuß fassen könnte. Die weißen Männer lebten in diesem Land damals in Solewu, und dorthin gieng ich zuerst in einem kleinen Kahn, unterwegs kaum dem Schiffbruch entrinnend; denn bei starkem Wind mit hoher See lief unser Kiel gegen eine große Welle an, die sich plötzlich vor uns erhob, und in Einem Augenblick war der Kahn voll Wasser. Aufspringend warf ich alle unsre Kisten über Bord mit Allem, was wir bei uns hatten, und dann hielten wir, in das Meer springend, den Kahn empor, bis er ausgeschöpft werden konnte. So entkamen wir mit unserm Leben, verloren aber freilich fast alles was wir auf der Welt besaßen.

Als ich Solewu erreichte, fand ich, daß in Muanaithangi, einem landeinwärts liegenden Dorfe, ein alter heidnischer Priester war, der in Mbau gewesen war, wo er das Lotu hörte; und in sein Dorf zurückkehrend, rief er seine Leute zusammen und sagte ihnen, daß er entschlossen sei, den alten Göttern den Rücken zu kehren und allein Den anzubeten, von dem er jetzt gehört habe.

So kam ich in sein Dorf, und groß war seine Freude als er hörte, wer ich sei und woher ich komme. „Gut ist dein Kommen," sagte er. „Ich danke Gott, daß Er dich gesandt hat, uns im Dunkeln gehenden Leuten den Weg des Lebens zu zeigen."

Er gab mir ein Haus, um darin zu wohnen und sorgte für alle meine Bedürfnisse; und ich gieng von Dorf zu Dorf, mit den Häuptlingen und dem Volke sprechend, und ihnen von dem Einen wahren Gott und Jesus Christus, dem Heiland sündiger Menschen erzählend. Wenn wir in ein Dorf kamen, pflegten wir nach dem Haus des Häuptlings zu fragen, und in dasselbe eintretend, er-

zeugen der hier berichteten Thatsache, und nach dem Urtheil derer, die Joel am genauesten kennen, ist sein Wort an sich schon Bürgschaft genug für die Wahrheit derselben. Die Narbe der ihm von dem Haifisch beigebrachten Wunde ist noch jetzt schauerlich anzusehen. Sie geht rings um den Arm her fast bis auf den Knochen hinein, der an einer Stelle nur mit Haut bedeckt scheint.

*) Die zweitgrößte Insel der Gruppe.

stattete ich meinen Bericht nach Fidschi-Sitte, worauf sie nach ihrer Weise antworteten; denn ich pflegte von gewöhnlichen Dingen zu sprechen, irgend eine Neuigkeit erzählend, die ihnen wichtig sein konnte; und wenn wir so in eine freundschaftliche Unterredung gekommen waren, fieng ich an von dem Lotu und den guten Dingen zu sprechen, die in dem Worte Gottes geschrieben sind. Viele Leute horchten meinen Worten begierig, erklärend, die Dinge, von welchen ich sprach, seien in der That gute Dinge und besser als die, welche sie von ihren Vätern gehört haben; aber die heidnischen Priester haßten mich und sprachen fortwährend übel von mir. Nachdem ich viele Tage in Muanaithangi geblieben und weit im Lande herumgegangen war, segelte ich nach Wiwa zurück, um den Missionaren zu berichten. Als Hr. Hunt meine Geschichte hörte, entbrannte seine Seele in ihm, und mit Freudenthränen dankte er Gott für Seine Barmherzigkeit gegen mich.

Aber als ich berufen wurde, nach Wanua Lewu zurückzukehren und ganz dort zu wohnen, entsank mir das Herz und ich fürchtete mich zu gehen. Denn obwohl ich freundlich aufgenommen worden war, wußte ich wohl, daß die Priester Böses gegen mich erregen würden, und ich sagte: „Ich gehe in meinen Tod.“ Aber obgleich ich sehr erschrocken war, kam es mir doch nie in den Sinn, mich zu weigern zu gehen, denn ich wußte den Willen Gottes mit mir; so sagte ich den Missionaren Lebewohl und segelte mit schwerem Herzen ab.

Zuerst gieng es gut. Fast jeden Tag kamen diejenigen, welche das Lotu wünschten, zu mir, zuweilen einzeln, zuweilen zu zwei oder drei, und zuweilen in kleinen Haufen, bis das Werk zu groß für mich wurde und ich Hrn. Hunt um Hilfe bitten ließ. Er sandte mir meinen Landsmann Abraham, von dem ich bereits gesprochen habe. Aber als wir nach einiger Zeit um weitere Hilfe baten, weil das Werk noch immer unter unsern Händen wuchs, sandte er uns ein Wort, daß er uns nur seine Gebete geben könne, daß wir keine weiteren Männer haben können und suchen müssen, selbst unser Bestes zu thun. Und wirklich waren in jenen Tagen keine Männer zu haben. So sagte ich: „Wir müssen uns hier Gehilfen suchen;“ und wir versammelten die besten unsrer jungen Männer jeden Abend in meinem Haus, mit ihnen lesend und betend und sie Alles lehrend, was wir wußten, damit sie tauglich werden möchten, Andre

zu lehren. Und diese jungen Männer waren uns wirklich von großem Nutzen; denn Einige von ihnen thaten gute Dienste in dem Werk, sogar den Tod nicht fürchtend, damit sie der Sache Christi dienen möchten.

Aber als der Teufel sah, daß unser Viele wurden und seine Leute seinen Händen entrannen und lebten, machte er sich auf, Unheil über uns zu bringen und das Werk Gottes zu hindern. Die Priester waren seine starken Gehilfen in diesem bösen Werk. Geschah irgend ein Unglück, so wurden sie besessen und schrieen, während sie zuckend und schäumend dalagen, nach ihrer lügnerischen Weise, die Götter zürnen dem Lande wegen uns, so daß die Herzen der Heiden sich gegen uns kehrten und wir anfiengen, Verfolgung zu leiden. Sie gruben unsre Pflanzungen auf, beschmutzten unsre Brodgruben*), erschlugen unsre Hausthiere und plagten uns auf jede Weise, bis endlich unsre Leute es nicht länger ertragen konnten und kämpfen wollten. Aber ich hielt sie zurück, indem ich sagte: „Laßt uns Geduld üben nach dem Wort unsres Herrn; vielleicht gehen die bösen Tage schnell vorbei." Aber sie wurden schlimmer und immer schlimmer.

Ich hatte ein schönes Schwein in jenen Tagen, ein großes und fettes Schwein, das sich nie von meinem Hause verlief, sondern immer an der Thüre blieb, die Ueberreste von unsern Speisen fressend; und eines Tages, als ich von der Wochentagspredigt nach Hause kam, fand ich, daß es fort war, und im Staube war die Spur zu sehen, daß man es auf dem Boden fortgeschleppt hatte. Alle unsre Leute liefen zusammen in mein Haus. „Joel," riefen sie, „wir können diese Dinge nicht länger ertragen. Heute sind es unsre Schweine, morgen werden wir selbst es sein. Laß uns gehen und es mit ihnen ausfechten."

„Bleibt hier," sagte ich. „Wenn wir Alle gehen, wird es zum Kampfe kommen; deßhalb will ich allein gehen und sie bitten, Mitleid mit uns zu haben und ihr herrisches Wesen zu lassen." „Nein, wir wollen mit dir sterben," schrieen sie. „Nicht so," sagte ich. „Bleibt hier, ich bitte euch, und erwartet meine Rückkehr. Der

*) Sorgfältig gegrabene Löcher, in welchen Früchte festgedrückt und durch Gährung in eine Art Brod, mandrai, verwandelt werden.

Herr wird mich lebend zurückbringen. Bleibt darum hier und betet für mich." So ließen sie mich allein gehen.

Nun war das heidnische Dorf getrennt von dem unsern, obschon hart dabei, und als ich hinüber kam, fand ich alle Ortsleute um einen Ofen versammelt, worin Feuer brannte, und daneben lag mein Schwein ganz zubereitet zum Braten.

„Gut ist das Backen!" so grüßte ich sie. „Ei, die Größe des Schweins! Wie? es sieht ganz aus wie ein Schwein von mir."

„Warum kommst du hieher, uns nach Schweinen zu fragen?" schrieen sie. „Bist du zornig? Was willst du?"

„Nein," sagte ich, „ich werde nicht mit euch sprechen, denn ich sehe, daß ihr Böses gegen mich in euren Herzen habt. Ich gehe zu dem Häuptling."

Mit diesen Worten wandte ich mich von ihnen und gieng auf das Haus des großen Häuptlings zu, dessen Name Masiwawa ist.

„Ich bin gekommen, Herr;" sagte ich zu ihm, „daß du mir sagen mögest, worin wir gefehlt haben. Deine Leute haben unsre Ernten verderbt, unsre Thiere erschlagen, — eben jetzt braten sie eines von meinen Schweinen, — und wir hören, daß wenn ihr alle unsre Güter genommen habt, Ihr uns selbst auch fressen wollt. Was ist denn die Wurzel von all dem? Sage mir jetzt, warum du uns zürnst, und wenn wir etwas Unrechtes gethan haben, wollen wir uns nicht weigern, Bußen zu bezahlen oder gestraft zu werden. Es ist wahr, daß wir deinen Göttern den Rücken gekehrt haben, aber dich haben wir nicht verlassen. Nein, Herr, unsre Angesichter sind noch auf dich gerichtet. Du bist der Häuptling dieses Volkes, ob Heiden oder Lotu-Leute, und in unsrer Willigkeit, dir zu dienen, stehen wir den Heiden nicht nach. Sage mir jetzt, hast du uns je eine Arbeit zugetheilt, die wir nicht gethan, ein Haus, das wir nicht gebaut, ein Fest, das wir nicht gehalten hätten? Warum sollte deine Seele uns denn gram sein? Deine Priester sagen, die Götter zürnen; aber wenn sie zürnen, laß sie ihren Zorn darin zeigen, daß sie uns strafen, wenn sie etwas vermögen gegen den Gott, der unser Schutz ist. Wir fürchten sie nicht. Du bist's, den wir fürchten."

Darauf sagte der Häuptling: „Wahr sind deine Worte, Joel. Wirklich wahr sind deine Worte. Es soll nicht mehr geschehen. Sei gutes Muths. Sieh weg über das, was vergangen ist, und ich

will sehen, daß du nicht mehr belästigt werdest." So sprach Masiwawa; und ich glaube wahrlich, daß Alles recht zwischen uns geworden wäre. Aber während wir noch mit einander sprachen, hörten wir plötzlich draußen ein Getümmel und Geschrei, und hinausstürzend sah ich, daß unsre Burschen gekommen waren, um nach mir zu sehen, und da standen sie, zornige Worte schleudernd gegen die Leute um den Ofen her. So lief ich unter sie hinein, rufend: „Warum seid ihr gekommen? Habe ich euch nicht gesagt, auf meine Rückkehr zu warten?" „Wir warteten," sagten sie, „bis wir nicht länger warten konnten. Wir sind hier, um mit dir zu sterben. Du sollst nicht allein sterben." Und schwer konnte ich sie überreden, mit mir umzukehren, denn sie waren sehr aufgebracht.

Die Heiden beschlossen jetzt, uns zu erschlagen, und ihre Boten giengen in alle Nachbardörfer, die Krieger zusammenrufend zum Angriff am folgenden Morgen. Wir hörten Alles, was vorgieng, denn wir waren nicht ohne einen oder zwei Freunde unter ihnen und man sagte uns, sie haben beschlossen, wenn sie uns ein Ende gemacht hätten, auch die weißen Männer in Solewu anzugreifen, damit das Lotu ganz aus dem Lande ausgerottet werde. So sandte ich Boten zu Hr. Whippy,*) welcher der Häuptling unter den Weißen war, ihm von unsrer und seiner Gefahr Kunde zu geben.

Als der Bote zurückkam, war große Freude unter unsern Leuten wegen der freundlich versprochenen Feuerwaffen. Aber ich sagte: „Wir wollen sie nicht nehmen, damit unsre Feinde nicht glauben, wir fordern sie heraus. Laßt Einen von euch nach Solewu gehen und Hr. Whippy sagen, wir danken ihm für seine Sorgfalt für uns, aber wir wollen die Waffen nicht nehmen, damit die Heiden nicht sagen, wir wollen kämpfen, und damit sie nicht auch auf ihn böse werden und ihm Uebles zustoße." Und als Hr. Whippy diese Worte hörte: sagte er: „Es ist gut. Laßt die Flinten hier. Wenn euch Böses befällt, ist's eure eigene Schuld. Aber sage Joel, daß wir euch nicht verlassen. Wir werden hinaufkommen und sehen, wie es euch geht."

*) Ein noch zimmer in Fidschi lebender alter Herr, der sich viel Mühe gab die Mischlinge, die mit großer Achtung an ihm hinaufsehen, zum Fleiß und zur Mäßigkeit zu erziehen, ohne jedoch den gewünschten Erfolg ganz zu erreichen. Er bewies sich durchweg als ein Ehrenmann, der frei und offen gegen jede Art von Ungerechtigkeit auftrat.

Das war während der Nacht. Am frühen Morgen hörten wir von verschiedenen Seiten die Kriegstrompeten blasen, und unsre Leute versammelten sich auf dem freien Platze vor meinem Hause, um die Schlacht zu erwarten. Als ich zu ihnen hinauskam, schrie ich mit lauter Stimme: „Sitzt nieder. Jeder Mann sitze nieder. Sie sollen sehen, daß wir nicht kämpfen wollen. Dann, wenn sie auf uns feuern, laßt uns aufspringen und kämpfen um das Leben, das Gott uns gegeben hat."

So setzten sie sich Alle schweigend nieder, jeder Mann seine Waffen auf den Knieen, und der Schall der Kriegstrompeten klang näher und näher, lauter und immer lauter, bis der Feind am Rande des Waldes sichtbar wurde — eine große Schaar heidnischer Krieger, alle bemalt und bewaffnet zum Kampf. Als sie uns sahen, stießen sie einen gellenden Schrei aus; und als sie mit verworrenem Getöse zu uns kamen, sprach ich zu unsern Leuten, sie ermuthigend: „Sitzt still, der Herr wird für uns streiten." Als aber Abraham sah, daß eine Anzahl der Heiden das Hauptheer verließ und einen Umrang machte, wie um in den Rücken meines Hauses zu gelangen, lief er, um ihnen zuvorzukommen, und einige der jungen Leute liefen mit ihm; allein ich rief sie zurück und hieß sie mit den Andern niedersitzen. „Abraham," sagte ich, „weißt du nicht, daß wir heute sterben, du und ich und die Uebrigen hier? Warum willst du denn deinem Tod entgegeneilen und ihn selbst über dich bringen? Laß den Herrn ihn über dich bringen, und es wird gut sein. Vielleicht will Er sogar noch jetzt unser Leben retten."

Und die Heiden kamen herzu an den Platz, wo wir saßen: diejenigen, welche Flinten hatten, richteten sie auf uns; diejenigen, welche Streitärte hatten, erhoben sie zum Streich; die Lanzenträger hielten ihre Wurfspieße bereit und ließen sie vor unsern Augen schwirren; die Schützen spannten ihre Bogen; aber kein Schuß wurde abgefeuert, kein Hieb wurde geschlagen, kein Wurfspieß geworfen, kein Pfeil flog in unsre Mitte. Was sie zurückhielt, kann ich nicht sagen; das allein weiß ich, daß sie lange Zeit dastanden, uns mit ihren Kriegswaffen bedrohend, während wir schweigend dasaßen, kein Wort sprechend, aber in unsern Herzen zum Herrn schreiend um Hilfe, und Er hörte unser Geschrei. Endlich, als der Feind uns lange so bedroht und wir jeden Augenblick von seiner Hand den Tod erwartet hatten, sah ich einen Häuptling durch das Dorf auf

uns zukommen, einen Walfischzahn in der Hand. Zwischen uns und den Heiden durchgehend, setzte er sich nieder und bot ihnen den Zahn an, bittend, daß wir leben möchten und daß kein Kampf sei. Und als die Häuptlinge diese Worte gehört hatten, schickten sie ihre Leute eine Strecke zurück und setzten sich nieder, um Rath zu halten, worauf wir uns auch zurückzogen. Und jetzt kam Hr. Whippy, die weißen Männer und die Mischlinge führend, alle mit ihren Flinten und Bayonetten. „Hier sind wir, Joel," sagte er, „wir sind gekommen, nach dir zu sehen."

Nach einer Weile kamen zwei alte Häuptlinge von der heidnischen Kriegspartei zu mir, einen Walfischzahn als Friedenszeichen mit sich bringend; und in meinem Hause niedersitzend, küßten sie meine Hände, nach Fidschi- und Tonga-Sitte die Nasen an ihnen reibend, indem Einer die eine und der Andre die andre Hand nahm.

„Joel," sagten sie, „wir erkennen an diesem Tag, daß du ein wahrer Mann bist, und daß dein Gott ein großer Gott ist. Wunderbar sind die Dinge, die wir heute gesehen haben, denn in unsern Herzen war Wuth und unser Sinn stand dahin, euch alle zu erschlagen, aber als wir an den Platz kamen, wo ihr schweigend auf dem Boden saßet, wich alle Kraft aus unsern Händen und wir konnten nichts gegen euch thun. Du bist es, Joel, der uns das Leben gerettet hat. Denn hätten wir nicht unser eigenes Blut vergossen, wenn wir euch erschlagen hätten? Sind nicht alle deine Leute unsre Verwandten? Darum sind wir gesandt, dich um Vergebung zu bitten für unsern Zorn, dir zu danken für deine Langmuth und dir zu sagen, daß wir deine Liebe zu uns nie vergessen werden. Laß diesen Zahn eines Fisches das Grab alles Widerwillens zwischen uns sein. Wisse überdieß, daß wenn irgend ein Mann dir von nun an etwas zu Leide thut, er erschlagen werden soll, wer er auch sein mag, und ein Ofen wird sein Grab sein."

So rettete der Herr uns an jenem Schreckenstag. Ich habe gesagt, ich könne nicht sagen, was die Heiden zurückgehalten habe, aber ich weiß, daß es die starke Macht Gottes war. Nicht ein-, nicht zweimal nur, sondern oft, wenn keine Hilfe war, hat Er mich errettet, wie Er immer alle erretten wird, die ihr Vertrauen auf Ihn setzen, bis für sie die Zeit kommt, zur Freude ihres Herrn einzugehen; und dann, was auch immer sie hinwegnehmen mag, ob Krankheit oder Schiffbruch oder die Streitaxt, ist es Alles gut.

Nach dieser Geschichte hatten wir keine Unruhe mehr, sondern giengen unter dem Volke aus und ein, von Haus zu Haus und von Dorf zu Dorf das Lotu erklärend und predigend, und Niemand wagte uns zu schrecken. Viele warfen das Heidenthum weg und schlossen sich dem Dienste des Einen wahren und lebendigen Gottes an, während sogar unter denen, welche noch an den alten Göttern festhielten, ein so freundlicher Geist gegen uns war, daß wir waren wie Hiob, nachdem der Herr sein Gefängniß gewendet hatte; denn alles, was wir verloren hatten, wurde uns mehr als vierfach wieder erstattet.

Noch etwas andres wandte die Herzen des Volkes mir zu. Als die Nachricht von dem Angriff auf uns nach Wiwa kam, wurden Namosimalua*) und Werani**) sehr zornig und segelten mit vielen Kriegern von Wiwa herüber, um uns zu rächen; und in einem Rath, den sie mit den Häuptlingen hielten, welche in diesen Gegenden regierten, wurde beschlossen, Masiwawa solle getödtet und sein Dorf mit Feuer verbrannt werden. Aber Werani überredete sie, zu warten bis ich zurückkomme (denn ich war damals von Hause weg), und er sandte mir einen schnellfüßigen jungen Mann nach, mich zurückzubringen. Sobald ich von dem Boten hörte, was vorgieng, eilte ich mit aller Macht zurück, denn ich war in großer Angst, ich könnte zu spät kommen, um den Angriff auf Masiwawa's Dorf zu verhindern, der, wenn er gemacht worden wäre, alles Gute, das gethan worden war, wieder aufgehoben und die Herzen des Volks abermals gegen uns gekehrt hätte. Als Werani von meiner Rückkehr hörte, kam er sogleich zu mir und fragte mich, was ich von der Sache denke.

„Ratu Werani," sagte ich, „wenn du mich liebst, wenn du Gott liebst, dem wir beide dienen, laß diese Sache nicht weiter gehen." Und damit erzählte ich ihm, was geschehen war, und daß uns nichts Böses widerfahren, und wie alle Heiden jetzt so freundlich seien und das Werk Gottes sehr gedeihe. „Und jetzt, wenn ihr diese Leute bekrieget," fuhr ich fort, „werdet ihr sie aufs Neue zu unsern

*) Der König von Wiwa.

**) Einst ein gefürchteter Kriegsheld, damals aber bereits ein gründlich bekehrter Christ.

Feinden machen und überdieß das Lotu in schlechten Ruf bringen. Deßhalb bitte ich euch, kämpfet nicht."

„Gut," sagte er, „gut sind deine Worte. Ich will Namosimalua überreden. Fürchte nichts, Joel, es soll kein Krieg sein."

Und er that nach seinem Versprechen, indem er die Wiwa-Leute im Frieden wieder in ihr Land zurückführte, worüber die Nandi-Häuptlinge sehr zornig wurden; aber ich fragte wenig nach ihrem Aerger, weil ich wußte, daß wir gethan hatten, was vor Gott recht war, und weil die Heiden nun zehnmal freundlicher waren als zuvor. „Jetzt wissen wir in Wahrheit, daß Joel unser Freund ist," und mehr von ihnen, als je zuvor, kamen zu uns herüber, den alten Göttern den Rücken kehrend, — bis das Werk zu solcher Größe anwuchs, daß Missionare herüber geschickt wurden, Hr. Watsford und Hr. Ford, die ihre Häuser in Nandi bauten (1847), wohin auch ich mit ihnen zog.

In ihrer Zeit betraf uns der furchtbare Orkan und die große Fluth, die an der ganzen Küste kaum ein Haus stehen ließen. Abraham, der Lehrer, der bei mir war, als die Heiden uns erschlagen wollten, kam in diesem Sturm um, er und beinahe alle, die mit ihm im Kahn waren. Vergeblich stützten wir das Missionshaus, denn es konnte der Wuth des Sturmes nicht widerstehen, sondern fiel auf die Seite, uns kaum Zeit lassend zum Entrinnen. Wir flohen von Haus zu Haus, da eines nach dem andern fiel, bis endlich von den Bergen die Fluth herabkam wie eine große, schreckliche Welle, alles wegschwemmend und zerstörend, was der Sturm noch gelassen hatte. Ich trug Fr. Watsfords kleines Kind, das sehr krank war, indem ich es fest an meine Brust drückte und rückwärts gegen den Wind gieng, um es vor dem Regen zu schützen, der mit solch' furchtbarer Gewalt gejagt wurde, daß er wie kleine Steine schlug und schmerzte. Als die Fluth herabkam, sah ich einen großen Bündel Bambus vorbeitreiben, und ins Wasser springend, schwamm ich zu ihm hin und brachte ihn ans Ufer. Mit diesen Bambus machten wir ein Floß, auf welchem wir die Missionare mit ihren Frauen und Kindern über die Fluth in ein kleines Haus am Abhang des Berges brachten, wohin das Wasser nicht drang, obwohl es bis zur Schwelle hinaufstieg, ehe es anfieng zu sinken. Wir waren alle ganz durchnäßt und kalt, und nicht im Stande, die Frauen vor Kälte zittern zu sehen und die Kinder schreien zu

hören, schwamm ich zum Missionshaus zurück, ob ich vielleicht trockene Kleider für sie finde. Aber es war voll Wasser und ich konnte nichts Trockenes finden, bis ich endlich auf dem höchsten Brett des eingefallenen Hauses einen großen Ballen Fidschi-Tuch sah, das der Regen nicht durchnäßt hatte, denn es war durch das Dach geschützt. Dieses Tuch nahm ich mit, und die Missionare und ihre Frauen und Kinder hüllten sich in dasselbe, ihre nassen Kleider ausziehend. (Es war der 16. Jan. 1848.) Nachdem die Fluth vorbei war, kehrten wir in das Haus zurück, und ein Anblick zum Erbarmen war es, denn es war voll schwarzen Schlammes, welchen das Wasser zurückgelassen hatte, und beinahe alles war ganz verderbt. Zudem starb nach wenigen Tagen das arme Kindlein zu unserm großen Kummer, denn wir liebten es sehr.

6. In Ono.*)

Endlich wurde ich von Nandi nach Ono versetzt. Das Lotu war dort schon lange her fest begründet, aber es war Verwirrung entstanden wegen der Lehrer, die stolz geworden waren und als Häuptlinge unter dem Volk leben wollten und sich anmaßten, sich in die Angelegenheiten des Landes zu mischen, wodurch viel böses Blut entstanden und das Werk sehr gehindert worden war. Darum, da es für gut geachtet wurde, daß eine Zeitlang ein Missionar dort leben sollte, bis die verkehrten Dinge zurecht gebracht seien, wurde zuerst Hr. Watsford und später Hr. Hazlewood nach Ono bestimmt. Als aber das aufwachsende Uebel gehemmt und ausgerottet war, beschlossen die Missionare, daß Hr. Hazlewood nach Nandi gehen sollte. „Denn," sagten sie, „Ono ist nur eine kleine Insel, während auf dem großen Lande Zehntausende sind, die nichts von Gott wissen."

So bestimmten sie mich (1848), die Sorge für Ono zu übernehmen. Und als ich davon hörte, entsank mir das Herz, denn ich

*) Eine einsam tief im Süden der Fidschi-Gruppe liegende Insel, welche den ersten Sieg des Evangeliums feierte. Schon im Jahr 1835 fand die erste Anregung statt, jetzt ist die ganze Bevölkerung eine christliche und sie hat mehr Evangelisten hervorgebracht als irgend eine andere Station.

dachte an das Uebel, das unter dem vorigen Lehrer entstanden war, und ich fürchtete, die Häuptlinge werden auch gegen mich mißtrauisch sein, um so mehr, da jener ein Landsmann von mir war. Deßhalb gieng ich nach Ono, gerade wie ich früher nach Nandi gegangen war, in großer Furcht und mit schwerem Herzen. Aber meine Angst war vergeblich und meine Schwermuth wurde in Freude verkehrt, denn der Herr half mir, die Leute liebten mich und das Werk Gottes wuchs und gedieh ungemein. So habe ich in der That es immer gefunden. Oft bin ich in großer Angst an meine Arbeit gegangen, Böses erwartend und wünschend, mein Weg möchte an irgend einen andern Platz führen, als dahin, wohin ich gieng; aber anstatt Sorge habe ich Frieden gefunden, Lachen anstatt der Thränen, Errettung aus jeder Gefahr und großen Erfolg im Werk des Herrn; während andrerseits, wenn ich zuweilen Gutes erwartete, vielleicht etwas aufgeblasen und auf meine eigene Kraft vertrauend, alles mir zuwider gieng, so daß ich beschämt und betrübt wurde.

Es war während meines Aufenthalts auf dieser Insel, daß ich würdig geachtet wurde, als ein Hilfsmissionar feierlich für das Werk des Herrn ausgesondert*) zu werden, worüber meine Freude groß war; obgleich ich nicht wagte, die Ehre davon für mich zu nehmen, sondern sie ganz Gott gab, der, wie ich wohl wußte, so Großes an mir gethan hatte.

Die ganze Zeit über, die ich in Ono war, sah ich keine Abnahme in der Liebe der Leute zu mir, und wir lebten glücklich zusammen, beides, im Weltlichen und im Geistlichen. Oft kamen sie Einer nach dem Andern in mein Haus und stellten auf den Gang ein Huhn oder einen Fisch oder einen Korb, oder was sie sonst hatten, so daß mein Haus immer voll Speise war, über unsre Nothdurft hinaus. Vergeblich sagte ich ihnen, nicht so viel zu bringen. Je mehr ich sprach, desto mehr liebten sie mich und desto mehr brachten sie, so daß wir nicht alles essen konnten, was gegeben wurde; sogar unsre Schweine hatten mehr, als sie fressen konnten.

Wunderbar waren die Dinge, die ich auf dieser kleinen Insel sah und hörte, als das Volk Gottes jubelte und Dank darbrachte, und Sünder unter unsern Predigten weinten und um Gnade schrieen,

*) ordinirt.

so daß ich oft von der Kanzel herabkommen und mit ihnen beten mußte und oft mein Herz in mir glühte und brannte bei den Worten, die ich von sterbenden Lippen hörte; und ich weiß, daß viele Gräber in Ono sind, aus welchen die, so darin schlafen, mit Freuden hervorgehen werden zur Auferstehung der Gerechten. — Für Geschichten aus den alten Tagen gibt es keinen Platz wie Ono. Und dieß ist die Weise, wie das Lotu zuerst nach Ono kam: — Ein Ono-Kanoe segelte nach Lakemba mit Tauwerk und Masten für den König; und als es zurückkam, brachte die Mannschaft ein wunderbares Gerücht mit von einem neuen Gottesdienst, den gewisse weiße Männer in Lakemba eingeführt hatten — nämlich das Lotu. Sie wußten wenig davon; aber da waren Viele, die, als sie die Erzählung von dem Einen wahren Gott gehört hatten, ihre Herzen seltsam bewegt fühlten, und dem heidnischen Priester ein Geschenk bringend, ihn nach diesem Gott fragten und ihn baten, ihnen zu sagen, wie sie Ihm dienen sollten.

„Ich weiß alles von Ihm," sagte er. „Wenn ihr Ihm dienen wollt, kann ich euch den Weg zeigen. Kniet nieder und beugt eure Gesichter auf den Boden herab. So. Jetzt haltet den Athem an. Laßt Niemand athmen, bis ichs sage." Und die armen Leute hielten ihren Athem an, bis sie fast erstickten. Dreimal ließ der Priester sie dieß thun, und dann sagte er: 'Seid stille. Ich will euch jetzt eurem Gott übergeben. O Herr Jehovah! Dieses Dein Volk wünscht Dir zu dienen! Ich meinestheils kehre Dir noch eine Weile den Rücken. Wegblickend von Dir, diene ich einem andern Gott. Aber nimm Du Kenntniß von diesem Deinem Volk. Schütze es und thue ihm Gutes.'"

So kam das Lotu zuerst nach Ono, und dieser Priester war der erste Lehrer, den die Leute hatten. Aber ich glaube, sie bekamen nicht viel Gutes durch seine Lehre, weil er sie wenig Anderes lehrte, als daß sie ihm viele Geschenke bringen müssen: „Denn," sagte er, „dieser euer Gott ist dem Reichthum sehr geneigt."*)

Was das Weinen unter unsern Predigten betrifft, so ist dieß die Art der Ono-Leute. Sie sind ein warmherziges Volk, leicht zum

*) Das geschah im Jahr 1835; schon im folgenden Jahre wurde ein wackerer Tonga-Christ nach Ono verschlagen und nahm bald die Stelle des Priesters ein, indem das ganze Volk ihn zu hören begehrte.

Guten wie zum Bösen erregt; deßhalb haben einige gesagt, sie seien der beste Stamm der Fidschier, während andere erklärten, sie seien der schlechteste, je nach dem was sie sahen in den Tagen, da sie unter ihnen lebten. Ich lebte in den guten Tagen unter ihnen und pflegte zu denken, Ono sei ein kleiner Himmel. Nie werde ich die Wärme der Liebe vergessen, welche die Leute mir zeigten; und was auch in spätern Tagen Böses erwachsen sein mag, so weiß ich, daß Hunderte von ihnen jetzt das neue Lied Mosis und des Lammes singen, und ich erwarte, daß sie mich abholen werden, wenn mein Name gerufen wird, und mich in das gute Land führen, von dem ich ihnen zu erzählen pflegte; denn ich sprach nicht thörlich, wenn ich sagte, mein Herz in mir habe geglüht und gebrannt bei ihren sterbenden Worten, und wenn ich von ihnen allen erzählen könnte, würde der Bericht davon nie fertig. Deßhalb will ich nur von einem oder zwei Todtenbetten erzählen, damit bekannt wird, wie einige dieser Leute sterben.

Daniel Kepa, als er im Sterben lag, sagte zu mir: „Jeden Tag habe ich die Versicherung der Vergebung meiner Sünden. Ich weiß, daß wenn mein Leben hienieden heute enden sollte, ich zum ewigen Leben im Himmel eingehen werde.“ Darauf sagte ich: „Laß uns beten.“ Während ich noch betete, brach er in Thränen aus, und als das Gebet zu Ende war, weinte er noch immer. So fragte ich ihn, warum er weine. „Ich weine aus Liebe zu meinem Herrn,“ sagte er. „Er liebt auch mich, und Seine Liebe ist größer als die meine. So hell wie der Mittag ist es mir, daß meine Seele erlöst ist, darum fürchte ich mich nicht zu sterben; denn ich weiß, daß wenn meine Seele aus meinem Leibe geschieden ist, ich durch Jesus Christus, meinen Herrn, auf ewig bei meinem Gott leben werde.“

Mit vielen andern guten und köstlichen Worten sprach er von der Liebe Gottes gegen ihn. Aber seine Krankheit wurde immer schlimmer, und als ich am folgenden Tage zu ihm kam, waren die Zeichen des Todes auf seinem Gesicht.

„Wie stehts, Daniel?“ fragte ich, und er antwortete: „Ich bin bereit, heute zu gehen. Nahe ist jetzt mein Abschied aus dieser Welt in die obere. Welcher Tag ist heute?“ Und ich sagte ihm, daß es der heilige Tag sei, worauf er antwortete: „Diesen Sabbat werde ich im Himmel feiern.“ So fragte ich ihn, wie er dieß wisse,

und er antwortete: „Es ist der Wille des Herrn, daß ich heute zu Ihm gehe."

„Ist Er dir denn erschienen?" fragte ich.

„Ja," sagte er, „ich sehe Ihn jetzt, obwohl du Ihn nicht siehst. Laß deiner Worte wenig sein. Mein Herr ist hier und Er ruft mich fort. Schau her! Sieh den Herrn!" Seine Augen waren fest und seine Augenlieder bewegten sich nicht, und sein Angesicht verlor den Ausdruck der Krankheit, als er aufwärtsblickend seine Hände ausstreckte und starb. So gieng dieser Mann Gottes in den Himmel, und nützlich für uns war sein Sterben; nützlicher als alle seine Worte als Prediger und Klaßführer war die Art seines Todes für uns, die wir am Leben blieben: denn daraus sahen wir, wie ein gutes Ding die wahre Religion ist. Dieß ist der Bericht von Daniel Kepa, dem treuen Knechte Gottes.

Da war in Ono auch ein Mann Namens Ruben, den ich besuchte, als er am Sterben lag, und als ich ihn jetzt fragte, wie es um seine Seele stehe, anwortete er: „Meine Seele hat Ruhe, denn ich kenne die Liebe Gottes; aber meine Krankheit liegt in der That schwer auf mir. Mein Vertrauen steht indeß auf den Herrn, meinen Heiland."

Darauf sagte ich: „Laß uns beten." Und während wir beteten, fand er keine Ruhe wegen seiner großen Pein, sondern schrie laut: „Herr Jesu, erbarme Dich meiner." Als unser Gebet beendet war, blieben wir bei ihm sitzen, über seine Seele mit ihm sprechend. Es war in der That klar, daß er bereit war zum Sterben; so gieng ich wieder in mein eigenes Haus.

Als der Tag anbrach über dem Lande, besuchte ich ihn wieder; und als er mich sah, sagte er: „Ich bin sehr krank. Ich weiß, daß die Zeit meines Abschieds vorhanden ist, da ich in das Land gehen muß, für das ich mich bereit gemacht habe." Und als wir ihn fragten, ob er gewiß sei, in den Himmel einzugehen, antwortete er: „Ja. Lange schon war ich gewiß, daß meine Seele lebt durch den Glauben an Jesus;" und sein Gesicht anschauend, wie er so sprach, sah ich, daß es war wie das Gesicht eines Menschen, der einen großen Schatz gefunden hat.

Dann empfahl er seine Kinder meiner Fürsorge. „Joel," sagte er, „wenn du mich liebst, erbarme dich meiner Kinder. Lehre sie den Glauben, damit sie Jesum, ihren Heiland kennen lernen."

„Ich will für sie sorgen," sagte ich. „Bekümmre dich nicht um sie, sondern beschäftige dich mit deiner eignen Seele." Dann sagte er: „Die Liebe Gottes ist in Wahrheit mit mir. Groß ist mein Leiden; aber dieses mein Leiden ist nicht werth alles des Guten, das unser Gott mir bald zur Rechten Seines Thrones geben wird."

Während wir so zusammen sprachen, sagte er: „Jetzt ist die Zeit meines Abschieds nahe." Und sehend, daß er nur noch kurze Zeit zu leben hatte, hielten wir es für besser, ihn in das große Haus zu bringen, weil er von dem Blut der Häuptlinge war und viele Leute kamen ihn zu besuchen, so daß das Haus, worin er lag, überfüllt war. Auch war es nicht lange, nachdem wir ihn weggetragen hatten, daß er starb (wie wir glaubten), während seine Freunde sich versammelten, daß sie ihn küssen und die Todtenfeier für ihn halten möchten. Groß war die Klage wegen ihres Kummers, daß ihr Freund todt sei — ein dem Lande so nützlicher Mann.

Aber nach einer Weile sahen wir, daß er sanft athmete. Dann öffnete er die Augen und seine Hand aufhebend winkte er uns, stille zu sein, indem er sagte: „Weinet nicht. Weinet nicht."

Darauf wurde eine große Stille in unsrer Mitte, und wir fürchteten uns, weil wir glaubten, er sei todt gewesen. Aber der Sterbende sprach nochmals und fragte: „Warum weinet ihr?"

„Wir weinen über deinen Tod," antwortete einer seiner Freunde.

„Weinet nicht über mich," sagte er, „weinet über euch selbst. Ich lebe. Der Herr und Seine Engel eilen, mich mitzunehmen. Aber noch einmal will ich ein wenig zu euch sprechen. Seid ernst im Glauben. Wenn ihr mich liebt, haltet fest am Lotu. So lange ich gesund war, glaubte ich, was uns in dem heiligen Buche gesagt ist, und daraus kam mir die Vergebung aller meiner Sünden. Ich las in der Bibel vom Himmel und glaubte es, und nun, an diesem Tag werde ich mit meinen Augen die Dinge sehen, die ich geglaubt habe, obgleich ich sie nicht sah — die Dinge, von denen Paulus spricht, dessen Worte ich so oft gelesen habe. Jetzt bin ich daran, sie alle zu besitzen."

„Ruben," rief ich, denn mein Herz brannte in mir, „sage mir nochmals um meiner selbst und um dieser Andern willen, ob du jetzt das Lotu wahr findest. Sage uns, ob du jetzt unsrem Heiland vertraust und ob Er dich tröstet."

Darauf lächelte er, und sein Gesicht strahlte. „Siehst du den Pfosten dort, Joel?“ fragte er. „Ja, ich sehe ihn,“ antwortete ich. „Siehst du ihn deutlich?“ — „Ich sehe ihn ganz deutlich,“ antwortete ich erstaunt, daß er mich solche Dinge frage, und fürchtend, er rede irre. Aber er sah mir ernst ins Gesicht und sagte: „Joel, so deutlich du diesen Pfosten siehst, so deutlich sehe ich den Herrn. Siehst du ihn nicht? Sieh! das Haus ist voll von Engeln. Mein Heiland eilt mit mir hinweg. Lebt wohl. Groß ist meine Liebe zu euch.“ Und seine Hand auf seine Brust legend, erhob er sie sanft zwei oder drei Mal, und so entschlief er.

Wir alle, sein Vater, seine Frau und seine Freunde, hörten und sahen diese Dinge. Unsre Herzen waren mit Freude erfüllt. Es war uns nicht wie ein Todestag, sondern wie ein Festtag, da wir die Liebe Gottes zu dem Verstorbenen sahen. Unser Glaube an Gott wurde zu einem brennenden Feuer und wir sagten: „Es gibt nichts in der Welt, wie wahrer Glaube.“

7. Zum zweiten Mal in Wanua-Lewu.

Sehr verschieden von den Genüssen und Ermuthigungen, womit der Herr mich in Ono segnete, waren die Mühsale und Entmuthigungen, die mir begegneten, als ich wieder nach Nandi berufen wurde. Traurig in der That war der Zustand, den ich da traf; denn es war Krieg ausgebrochen und die Heiden wütheten furchtbar, fest entschlossen, das Lotu aus dem ganzen Lande zu vertreiben. Wir konnten die Stadt nicht verlassen ohne Gefahr, denn die Feinde lauerten in den Wäldern rings umher, wo sie zwei unsrer Leute erschlugen, die hinausgegangen waren, um Gras zum Dach unsrer Kapelle zu schneiden. Sie überfielen mit einer großen Schlacht eines unsrer Außendörfer, von wo die dem Tode Entronnenen zu uns flohen mit dem schrecklichen Bericht; und um alles zu krönen starb unser Missionar,*) so daß wir wie Schafe ohne Hirten waren. Wie unsre Leute schwächer und muthloser wurden, so wurde der Feind immer kecker und kecker, bis er endlich mit großer Macht anrückte und anfieng Pallisaden um unsre Stadt her zu bauen und

*) Miss. J. Crawford, der gleich beim Beginn seiner Wirksamkeit von der Ruhr weggerafft wurde, eine Seuche, die gar manches Grab in Fidschi füllte.

sie so zu umzingeln, daß niemand entkommen könne. Wir erwarteten nichts Anderes, als gänzlichen Untergang. Aber nochmals errettete uns der Herr; denn es erhob sich ein großer Sturm mit heftigem Regen, der viele Tage lang dauerte und vor dem wir in der Stadt wohl geschützt waren; aber die Feinde, die keinen Schutz hatten, blieben bis sie halb todt waren vor Kälte und Nässe, und dann flohen sie, jeder in sein Dorf, worauf wir die Pallisaden zerstörten, welche sie erbaut hatten.

Aber obwohl wir vor dem Untergang bewahrt worden waren, blieben wir doch immer in großer Bedrängniß, denn sobald wieder schönes Wetter kam, lag der Feind in den Wäldern auf der Lauer, wie zuvor, diejenigen erschlagend, welche hinausgiengen, um Speise zu holen, so daß wir uns nicht weit über unsre Pallisaden hinauswagen durften und bittrer Hunger sich bei uns fühlbar machte; weßhalb ich beschloß, meine Frau und meine Kinder nach Mbua*) zu bringen, damit sie lebend bleiben möchten. „Wenn wir unterwegs dem Feind begegnen," sagte ich, „und er uns erschlägt, können wir doch nur sterben, und wenn ihr hier bleibt, werdet ihr Hungers sterben."

So brachen wir auf und giengen nach Mbua, einen Umweg machend aus Angst vor dem Feinde, und wieder schaffte der Herr eine große Errettung für uns, denn als wir über einen freien Platz ohne Baum und jede Art von Schirm giengen, kam ein großer Haufen heidnischer Krieger vorbei. Wir waren ganz in ihrem Gesichtskreis und sie in dem unsern, aber sie sahen uns nicht, obwohl wir sie so deutlich sahen, daß wir jeden Mann von ihnen hätten zählen können, und ich glaube, der Herr hat ihre Augen gehalten, wie Er die Augen des syrischen Heeres mit Blindheit schlug, das vor Alters ausgesandt war, den Propheten zu erschlagen.

Meine Frau und meine Kinder in Mbua lassend, kehrte ich nach Nandi zurück und blieb bei den Leuten, sie tröstend so gut ich konnte, und sie ermahnend, ihr Vertrauen auf Gott zu setzen; aber unser Glaube war sehr schwach, denn unter Hunger und Angst waren wir wirklich in einer schlimmen Lage. Nach einiger Zeit gieng ich wieder nach Mbua, um meine Familie zu besuchen mit der Absicht, drei Tage da zu bleiben. Aber während ich dort

*) Ein westlich von Nandi an der See gelegener Ort.

war, kam mir ein junger Mann nachgelaufen, um mir zu sagen, der König von Lewuka*) sei mit einer großen Kriegerschaar von Owalau herüber gekommen, um den Heiden zu helfen, und wünsche mich zu sehen. Ich sprach darüber mit Hrn. Wilson, dem Missionar in Mbua, und er sagte mir, ich solle nicht gehen. „Denn," sprach er, „warum solltest du gehen, wenn du nichts Gutes schaffen kannst? Die Stadt ist sicher schon eingenommen."

Und so war es. Denn auf das Versprechen des Königs, ihr Leben zu schonen, öffneten ihm ihre Einwohner die Thore, worauf alle heidnischen Krieger hereinstürzten und die Stadt verbrannten. Sie wollten auch die Einwohner erschlagen, allein der König wollte das nicht haben. „Laßt kein Schlachten sein," sagte er, und sie fürchteten sich, gegen sein Wort zu thun. Aber er erlaubte ihnen, die Einwohner der Stadt gefangen wegzuführen. So endete dieser Krieg (1858) und damit auch mein Aufenthalt in Nandi.

Ich blieb nun bei Miss. Wilson in Mbua, ihm in dem Werke helfend, und einmal, als ich mit ihm im Missionsschiff auf die Rückseite des Landes gieng, wurden wir beinahe erschlagen in einer Stadt Namens Mouta, er und ich. Es gieng so. Wir wollten einen mächtigen Häuptling Namens Ramere besuchen; aber als wir vor seiner Stadt landeten, fand sich's, daß er zu einem großen Handelsfest in dieses Mouta gegangen war. Wir fuhren in dem kleinen Schiffsboot weit ins Land hinein, die Krümmungen des Flusses hinauf, und als wir die Stadt erreichten, fanden wir sie gefüllt mit Heiden, die zum Markt von den Bergen herabgekommen waren. Als wir den Pfad entlang giengen, kam schwankend ein großer Mann auf uns zu, packte Hrn. Wilson an der Nase und zog ihn unbarmherzig hin und her, ihn dadurch in großen Schmerz des Leibes und der Seele versetzend, und als, dieses Quälers los geworden, wir auf den öffentlichen Platz kamen, wo die Häuptlinge saßen, hatten diese keine Lust, uns anzuhören, denn sie waren mit ihren Käufen beschäftigt. Inzwischen drängte sich das Volk um uns, einander stoßend und puffend, uns klemmend (namentlich Hrn. Wilson)

*) Lewuka, Hauptstadt der Insel Owalau, wo jetzt die Hauptniederlassung der Weißen ist. Der hier erwähnte König starb kürzlich an einer durch Trunksucht herbeigeführten Krankheit. Leider greift durch den von den Weißen eingeführten Branntwein unter den neben allen ihren heidnischen Lastern sonst mäßigen Fidschiern in neuerer Zeit die Trunksucht furchtbar um sich.

und unsre Arme und Füße betastend, so daß wir keine Ruhe hatten. Darum verließen wir sie so schnell wir konnten, und aus dem Gedränge fortschleichend sahen wir uns nach einem Platze um, wo wir uns verstecken könnten bis zum Morgen, denn die Nacht nahte. Endlich fanden wir eine kleine Hütte in einiger Entfernung von der Stadt und da legten wir uns in eine Ecke auf das Gras nieder, mit dem sie bestreut war, hoffend, sie werden uns nicht finden. Aber als es dunkel war, hörten wir von allen Seiten her Rufe und hinausblickend, sahen wir eine große Schaar Männer mit Fackeln in ihren Händen auf uns zukommen, einander zurufend und schreiend. So befahlen wir unsere Seelen Gott und rüsteten uns auf den Tod.

„Hier sind sie," rief ein großer Bursche, als er unter dem Eingang stand, in einer Hand eine Fackel und in der andern die über die Schultern gelegte Streitart haltend, und seine Fackel erhebend, zündete er das Strohdach an. Aber einige von denen, die hinter ihm hergelaufen kamen, löschten es in einem Augenblick wieder aus — warum, weiß ich nicht, wenn ihnen nicht etwa daran lag, das Haus nicht zu verlieren.

Darauf sprang er herein und schwang seine Art über unsern Häuptern, während die Andern uns mit ihren Kriegswaffen drohten. Ob sie wirklich die Absicht hatten, uns zu erschlagen, kann ich nicht sagen, vielleicht wollten sie uns bloß erschrecken; aber tief in die Nacht hinein machten sie so fort, sich um uns drängend und uns mit Worten und Waffen bedrohend. Eine Partei gieng nur aus dem Hause, um einer andern Platz zu machen, die es ebenso trieb mit furchtbarem Lärm, während wir, den Rücken gegen die Wand gekehrt, in einer Ecke der Hütte saßen, ihnen ins Gesicht schauend und still zu unsrem Gott betend. Endlich ließen sie uns in Ruhe und wir brachten den Rest der Nacht zu so gut wir konnten, ungewiß, ob sie zurückkommen werden oder nicht, um ein Ende mit uns zu machen. Trotz all dem nahm Hr. Wilson mich am Morgen mit sich in die Stadt und erbat sich die Erlaubniß zu predigen, die ihm zu unsrem Erstaunen gewährt wurde; und inmitten einer großen Schaar von Heiden dastehend, sprach er von dem Einen wahren Gott und von Jesus Christus, unsrem Heiland, worauf wir in unser Boot giengen, nicht wenig verwundert, daß wir die Stadt lebend verlassen durften.

Meine nächste Bestimmung war das Königreich Thakaundrowi,*) wohin Aaron Fatofili mit mir gesandt wurde. Wir wohnten in Wairiki, wo wir reiche Frucht unsrer Arbeit sahen, denn Viele wandten sich vom Heidenthum ab. Die Frauen und Kinder waren besonders eifrig in den Schulen und lernten mit großer Schnelligkeit lesen, während nicht wenige junge Leute sich uns als unsre Söhne im Evangelium übergaben, und diese unterrichteten wir sorgfältig und zogen sie zu Gehilfen am Werk heran. Trotz alles Bösen, das uns später widerfuhr, war diese unsre Arbeit auch nicht ganz umsonst; denn einige dieser jungen Leute sind bis heute unsre Mitarbeiter.

Ratu Ngolea,**) obgleich ein Heide, war sehr freundlich gegen uns und half uns auf vielerlei Art, so daß wir ermuthigt wurden in unsrem Werk und fröhlich weiter machten von Tag zu Tag, immer bessere Dinge hoffend. Darauf wurden zwei Missionare für die Station bestimmt, Hr. Waterhouse und Hr. Carey, und nachdem sie einige Zeit in Wairiki gelebt hatten mit großen Beschwerden und in schwacher Gesundheit (denn es ist ein Platz mit viel Regen und glühender Hitze) wurde es für gut befunden, die Station nach Waikawa (Fawn Harbour) zu verlegen, und dorthin gieng ich, das Lehrerseminar leitend. Ich gieng, aber meine Frau kam nicht mit mir, denn sie starb in Wairiki, und dort begrub ich sie.

Einige Zeit hernach sandte der Häuptling Ritowa dem König Ngolea Walfischzähne — Kriegs-Walfischzähne — bittend, er möchte hinabkommen und ihm in seinem Kampf mit Mathuata helfen. Fünfmal kam der Bote und fünfmal kehrte er abschlägig beschieden zurück; endlich aber willigte Ngolea ein und zwei seiner Leute wurden nach mir gesandt, daß ich mit der Kriegerschaar gehen möchte. Die Sache wurde unter uns besprochen und es wurde für klug befunden, daß wir Alle uns von solchen Dingen ferne halten und bei unsrer rechten und eignen Arbeit, nämlich der Verkündigung des Evangeliums bleiben sollten. So wurde beschlossen, daß ich nicht gehen sollte. Die Lotu-Leute weigerten sich auch, an diesem Krieg theilzunehmen. „Warum sollen wir diejenigen erschlagen, die uns

*) Am östlichen Ende Wanua Lewus.

**) Der jetzige König von Thakaundrowi.

nichts zu Leide gethan haben?" sagten sie. „Laßt den Häuptling gehen, wenn er Lust dazu hat. Wir aber wollen zu Hause bleiben und unsrer Felder warten." „Es ist gut," sagte Ngolea. „Bleibt und seht nach euren Gärten. Ich aber will gehen und diese Leute angreifen, und wenn ich mit ihnen fertig bin, will ich einen Zug gegen euch machen."

Diese Worte senkten sich unsren Leuten ins Herz und die von Lauthala sandten zu dem Tonga-Häuptling Waininggolo, ihn um Hilfe bittend. Nun ist gesagt worden, ich sei es gewesen, der diesen Häuptling herabgebracht habe, um mit Ngolea zu streiten aber es war in der That nicht so, denn meine Hand war nicht darin, noch wußte ich von der Botschaft, welche die Lauthala-Leute sandten.

Die Krieger zogen aus in vielen Kähnen und es war nicht lange, so hörten wir von Morden und Brennen, da ein Dorf um das andre genommen wurde und keines ihnen widerstehen konnte. Nun sprachen die Missionare, die gerade zu ihrer jährlichen Zusammenkunft in Lewuka versammelt waren, mit dem britischen Konsul, ihn bittend, er möchte seinen Einfluß gebrauchen, um dem Kriege Einhalt zu thun, der schon so furchtbaren Jammer gebracht hatte, und er sandte einen Boten zu Ngolea mit der Einladung, daß ich ihn begleite.

„Laß uns zuerst zum König gehen," sagte ich. „Es wäre gut, ihm von unsrem Auftrag zu sagen und ihn um einen seiner Boten zu bitten, daß er den Weg mit uns gehe." So giengen wir zum König und legten ihm unsre Bitte dar.

„Schlaft heute Nacht," sagte er, „und morgen früh wollen wir einen Rath halten." Aber als die Berathung vorbei war, fanden wir, daß wir keine Hilfe bekamen. „Geht ihr Beiden," sagte der König, „geht zu Ngolea und sagt ihm des Konsuls Worte. Wir aber wollen hier eurer Rückkehr warten."

So giengen wir unsres Wegs. Und als unser Kahn der Stelle nahe kam, wo das Heer stand, sahen wir eine große Rauchwolke von einem brennenden Dorf aufsteigen, das der Häuptling an eben diesem Tag genommen hatte. Ans Ufer gehend fanden wir, daß er in die Berge hinaufgestiegen war, um noch ein andres Dorf anzugreifen, und als wir am andern Morgen auch dort hinaufgiengen, begegneten wir einer großen Anzahl Gefangener, die

ans Ufer herabgebracht wurden, denn sie hatten sich ohne Kampf ergeben. Als wir Ngolea fanden, sah er so heiter aus und zeigte einen so freundlichen Sinn gegen uns, daß meine Seele sehr froh wurde, und mit ihm niedersitzend, stattete ich meinen Bericht ab.

„Wir beide sind gekommen," sagte ich, „das Wort des englischen Konsuls mit uns bringend. Dieß ist sein Bote, den du vor dir siehst; ich aber bin gekommen, um ihm zu helfen, das Wort zu tragen, — denn es war der Sinn der Aeltesten und des Konsuls, daß wir Gefährten auf dem Wege sein sollten. Höre darum, ich bitte dich, das Wort, das wir bringen, das Wort des englischen Häuptlings. Kämpfe nicht länger. Es ist genug. Viele sind todt, darum laß des Schlachtens ein Ende sein."

„Gut ist euer Kommen," sagte Ngolea, „und gut sind die Worte, die ihr bringet. Sieh, Joel, hier ist ein Walfischzahn, der mir gebracht wurde, daß der Krieg fortgehe; aber ich sage, er ist vorbei. Es soll nicht länger gekämpft werden."

So gieng ich nach Waikawa zurück, dankbar und mit leichtem Herzen; aber groß war der Unglaube unsrer Lotu-Leute, als ich ihnen meine Geschichte erzählte. „Er hintergeht dich, Joel," schrieen sie. „Sein Sinn steht dahin, uns alle zu erschlagen, weil wir nicht mit ihm in den Krieg ziehen wollten."

Vergeblich suchte ich sie zu überzeugen, und als die heimkehrenden Krieger viele boshafte Handlungen an den Lotu-Leuten begiengen, ihre Gärten verderbten, ihre Häuser beraubten und ihre Rache sogar an den Gräbern der Todten ausübten, indem sie sie aufgruben und die Gebeine der darin Schlafenden umherstreuten, sagten sie: „Haben wir dirs nicht gesagt, Joel? Er hintergieng dich, es ist keine Wahrheit in ihm." Zudem waren — wie es zu solchen Zeiten in Fidschi immer ist — viele müßige Geschwätze im Umlauf, die sie gewiß machten, daß sie in Gefahr seien. So hieß es, vier unsrer Häuptlinge sollen erschlagen werden zur Rache dafür, daß sie nicht in den Krieg gezogen seien; aber ich glaube nicht, daß das Ratu Ngolea's Sinn war. Es war nur ein Märlein, ausgestreut von schlechten Menschen, die Böses unter uns anrichten wollten.

Endlich kam Ratu Manasse, der einer von den Vieren war, zu mir und sagte mir, sie seien übereingekommen, Pallisaden anzulegen, denn sie seien gewiß, daß Ngolea Böses gegen sie in seinem Herzen habe.

„Sagst du mir dieß, weil du meinen Sinn darüber hören willst?“ fragte ich; „oder erzählst du mir nur, was ihr schon fest beschlossen habt?“

„Nein,“ sagte er, „wir möchten deinen Sinn wissen.“

„Gut,“ sagte ich, „wenn dem so ist, will ich dir meine Gedanken sagen. Laß es sein, Ratu Manasse; wenn du mich liebst, laß es sein. Wenn das gethan wird, wird Ngolea sagen, wir fordern ihn heraus. Zudem sind es eitle Märlein, die wir hören; darum laß die Pallisaden sein.“

„Es ist gut,“ sagte er, „es sollen keine gemacht werden.“

Aber nicht lange darauf kam er zu mir mit einem andern Gerücht, das er gehört hatte. „Jetzt müssen wir unsre Dörfer befestigen, Joel,“ sagte er. „Wir müssen unsre Pallisaden machen, damit wir am Leben bleiben mit unsern Frauen und Kindern.“

Wieder stritt ich mit ihm und wieder siegte ich; als er aber zum drittenmal kam und ich zum drittenmal in ihn drang, es zu unterlassen, sah er mich finster und argwöhnisch an und sagte: „Es ist leicht für dich zu sagen: ‘Mache keine Pallisaden’. Du weißt wohl, daß Ngolea dich nicht erschlagen wird. Unsre Köpfe sind es, auf welche die Streitart fallen wird,“ und dabei hielt er seinen Kopf mit seinen geballten Fäusten. „Wenn wir Alle erschlagen werden, wirst du am Leben bleiben — du und die Deinen. Darum bist du kühn genug, immer zu sagen: ‘Laß es sein, laß es sein; baue keine Barrikaden.’“

Mein Herz war wund, als ich ihn so sprechen hörte, noch konnte ich weiter in ihn dringen. „Ich habe dir gesagt, was recht ist,“ rief ich; „aber du bist argwöhnisch gegen mich, darum kann ich nichts mehr sagen. Geh jetzt und thu, wie es dir gefällt; damit, wenn eure Krieger erschlagen, eure Frauen und Töchter fortgeschleppt und eure Kinder vor euren Augen getödtet werden, damit, wenn ihr all das Unglück über euch gebracht habt, indem ihr diesen eitlen Geschwätzen glaubtet, du nicht sagen könnest: ‘Joel hat diese Dinge über uns gebracht.’“

So errichteten sie ihre Pallisaden. Und jetzt kam ein Kahn mit zwei von Wainingolo's Leuten, die er gesandt hatte, sein Wort den Häuptlingen zu bringen, und das ihrige für ihn zurückzunehmen. Diese Männer kamen in mein Haus, denn sie waren meine Landsleute, und fiengen an, mit mir vom Krieg zu sprechen, aber ich

wollte sie nicht hören. „Warum kommt ihr hieher?“ fragte ich sie. „Bin ich ein Krieger, daß ihr zu mir kommt? Schon jetzt habt ihr Böses über mich gebracht, denn Ngolea wird denken, ich sei Eins mit euch in dieser Sache. Geht deßhalb Beide und kommt nicht mehr in mein Haus.“ So segelten sie zurück in das Land, woraus sie kamen.

Darauf kam Wainingolo selbst, und auch er betrat mein Haus; aber außer den gewöhnlichen Begrüßungen sprach ich kein Wort mit ihm, noch er mit mir, denn sein Kommen schmerzte mich. Und am andern Tag gieng ich früh Morgens in ein entferntes Dorf, wo ich blieb, predigend und taufend bis dort keine Arbeit mehr war, und als ich zurückkam, war er fort, worüber ich sehr froh war. Indeß hörte ich doch von seinem Thun, und zwar so: — Er und Ratu Kuila*) giengen in ein Haus, das sie leer glaubten, und hielten dort Rath mit einander; aber es traf sich, daß in eben diesem Haus einer meiner Landsleute krank lag, ohne daß sie ihn sahen, daher hörte er ihre Worte und berichtete sie mir — nämlich daß Ratu Kuila um Hilfe bat zum Kampf gegen Ngolea. Wainingolo erwiederte: „Alles, was du mir sagst, will ich thun; Krieg oder Friede, je nachdem du es sagst.“ — Als ich diese Worte hörte, wußte ich, daß Böses nahe sei; denn dieser Ratu Kuila war ein großer Unheilstifter, der sich zu uns gesellte, nicht weil er das Lotu liebte, sondern weil er Ngolea, der ihm im Wege stand, zu erschlagen wünschte. Auch stand es nicht lange an, bis der Krieg begann, der mit Wainingolo's Tod vor den Palliſaden von Wairiki und der großen Niederlage seines Heeres endete, während auch Ngolea verwundet wurde durch eine Kugel, die ihm den Arm zerbrach. Ehe die Schlacht begann, schickte er zwei Leute nach mir. „Rufet Joel,“ sagte er, „ich will lotuen.“ Aber diese Männer giengen, anstatt zu mir zu kommen, zu Ratu Kuila, der sehr zornig wurde, als er ihren Bericht hörte, und sie mit schlimmen Worten fortschickte.

„Geht zurück zu Ngolea,“ schrie er. „Sagt ihm, er solle seinen eignen Lehrer nehmen, wenn er lotuen will. Ist nicht Wesley bei ihm?**) Warum sollte er mir meinen Lehrer nehmen?“

Darüber wurde Ngolea zornig, und als Wainingolo erschlagen

*) Ein einflußreicher, gefährlicher und ränkesüchtiger Thakaundrowi-Häuptling.

**) Wesley Rakuſa, jetzt eingeborner Miſſionar auf Rotuma.

war, wurde er Katholik und zwang seine Leute, ihm zu folgen, und that viele Dinge, um diejenigen, die an der Wahrheit festhielten, zu plagen und zu ermüden. Auch verschonte er mich selbst nicht in seinem Zorn; denn während meiner Abwesenheit von Hause schleppte er meine Tochter fort und zwang sie, mit ihm zu leben.

9. In Mbau.

Nach diesen Dingen wurde ich von Wairiki nach Mbau*) versetzt, wo ich seither gelebt habe, so gut ich konnte dem großen Werke dienend; und hier ist der Herr sehr gnädig gegen mich gewesen, indem Er mir die Herzen der Häuptlinge und des Volkes schenkte, so daß ich in Frieden und Ruhe unter ihnen gelebt habe, auch nicht Wenige sich von ihren bösen Wegen zum Dienste des lebendigen Gottes wenden sehen und Andre begraben durfte, die ihren Lauf mit Freuden beschlossen. Groß und viel sind auch die Errettungen, die Er mich während meines Aufenthalts an diesem Platz erfahren ließ — Errettungen aus Gefahren zu Wasser und zu Land, wofür ich Seinen heiligen Namen preise. Die größte und wunderbarste von allen aber war vielleicht meine und meiner Gefährten Bewahrung in dem großen Sturm, der im Monat März tobte (1869).

In jenem Monat sagte unser Missionar zu mir: „Wie wäre es, Joel, wenn du auf die Inseln giengest, und dort Missionsversammlungen hieltest?“ So baten wir den Wuniwalu**) um einen Kahn, da der unsre zu klein war zu einer Tiefwasserfahrt im März, der vor allen andern der Monat der Stürme ist. Nachdem wir einige Tage vom Winde festgebannt in Owalau gewartet hatten, lichteten wir die Segel an einem Samstag Nachmittag im Gedanken, während der Nacht eine oder die andre Insel zu erreichen; aber nachdem wir eine Strecke gefahren waren, ahnte mir Böses, als ich die drohende Gestalt des Himmels sah, denn er hatte sich mit schweren schwarzen Wolken bedeckt. Auch war der Wind nicht stät, sondern schwankte stoßweise mit heftigen Regenschauern von einer Seite zur andern, darum sagte ich: „Wie wäre es, wenn wir um-

*) Die Hauptstadt von Viti Lewu.

*) König Thakombau von Mbau, dem Namen nach Beherrscher von ganz Fidschi.

kehrten oder hier in Wakaya*) einliefen?" Aber Niemand stand zu mir, und wir segelten weiter.

Als wir an Wakaya vorüber waren, sprach ich nochmals, aber keiner von unsrem Schiffsvolk achtete auf meine Worte und wir hielten unsern Kurs ein, bis ein heftiger Windstoß mit strömendem Regen hereinbrach; dann war es Allen leid, daß sie meinem Rath nicht gefolgt hatten. Mit großer Mühe drehten wir den Kahn und suchten umzukehren, aber es war zu spät, denn der Wind wurde zum tobenden Sturm; der Kahn hob und senkte sich mit solcher Gewalt, daß seine Fugen in Gefahr waren zu reißen, und um unsre Noth zu vermehren, wurde die Spitze der Segelstange von ihrem Platze im Bug weggehoben und fiel ins Meer. Hinspringend zogen wir aus aller Macht bis wir sie wieder aufgerichtet hatten, obgleich es das Aeußerste war, was wir thun konnten, denn viele von unsrer Mannschaft hatten sich in dem Kielraum versteckt, sich dem Tode weihend. Und noch immer wurde der Sturm heftiger; die Regentropfen schmerzten und brannten, wohin sie fielen, so daß uns war, als brennen unsre Leiber von Feuer, und alle Lebenshoffnung von uns wich.

„Nur Eines ist uns noch übrig," rief ich. „Laßt das Segel hinab, wir können es nicht länger führen." Und als das Segel herabgelassen und sicher angebunden war, sagte ich: „Kommt, wir wollen uns Gott befehlen. Er kann uns am Leben erhalten, und sollen wir sterben, wie können wir dann besser sterben, als betend?"

So knieten wir nieder, und Stephan betete: „Herr, Du hast den Himmel und die Erde erschaffen, und Alles, was darinnen ist. Auch wir sind das Werk Deiner Hände. Alle Dinge gehorchen Dir, denn Du hast sie gemacht. Du herrschest über den Wind und die Wellen, wie über das Leben der Menschen. Du allein ordnest unser Leben und unsern Tod, denn Du bist unser Schöpfer. Darum beugen wir uns jetzt im Gebet vor Dir. Höre unser Schreien, um Jesu Christi, unsres Heilandes willen. Gib uns, wir bitten Dich, Deinen heil. Geist, daß er in unsern Herzen wohne und unsre Gedanken von allem Irdischen abziehe, damit wir uns zum ewigen Leben bereit machen mögen." **)

*) Die nächste Insel, östlich von Owalau.

**) Ueber sein eigenes Gebet schweigt Joel. Stephan aber, von dem Missionar darum gebeten, schrieb aus seiner Erinnerung auf: „Nachdem ich ge-

Als wir „Amen" gesagt hatten, ergriff uns ein Schauer von Ehrfurcht; denn mit dem Ende unsres Gebetes endete der Sturm, nicht allmählich schwächer werdend und aufhörend, sondern plötzlich, in Einem Augenblick. Und es ward eine große Stille. Wir schauten umher nach dem Wind, aber er war nicht mehr da, und staunend einander ins Gesicht sehend, saßen wir eine Weile schweigend da, bis endlich Erone, der Mbau-Mann rief: „Vekaveka*); jetzt kenne ich den Vortheil wahrer Religion!"

„Der Herr hat uns errettet," sagte ich. „Laßt uns Ihm für Seine wunderbare Freundlichkeit danken." Und unser Dank kam aus Herzen, die zu voll waren für viele Worte.

Dann ließen wir den Anker ins Meer hinab; „denn," sagte ich, „wenn der Wind sich wieder erheben sollte, wird das helfen, das Boot über dem Wasser zu erhalten." Aber es kam kein Wind mehr. Die ganze Nacht hindurch und bis zum Morgen lag unser Kahn so ruhig da, als ob er im Fluß gelegen wäre, denn die Wellen, welche so wüthend getobt hatten, legten sich mit dem Ende des Sturms; und zwei große Haifische blieben die ganze Nacht hindurch bei uns, einer vornen und der andre hinten am Kahn. Mit Tagesanbruch weckte ich die Schläfer im Kielraum. „Kommt herauf, wenn ihr nicht todt seid vor Angst!" rief ich. „Legt die Ruder an und laßt uns gegen das Land steuern. Was würde aus uns, wenn wir Alle wären, wie ihr?" Langsam, und große Scham und Verwirrung auf dem Gesicht, krochen sie aufs Verdeck herauf, und nachdem wir eine Weile gefahren waren, erhob sich ein Wind, gegen den wir die Segel aufzogen, und der uns Nairai**) zutrieb. Der Wind wurde stärker und stärker, uns schnell vorwärtstreibend,

endet hatte, betete Joel: 'Herr, ohne zu zweifeln, daß Du ein Gebet erhörender Gott bist und dem Schreien derer, die Dir dienen, immer Dein Ohr leihst, beugen wir uns jetzt im Gebet vor Dir. Ist es Dein Wille, daß dieß der Tag unsrer Ruhe von der Arbeit sein soll, so ist es gut; aber wenn Du uns noch eine Weile gebrauchen willst, dann laß den Sturm und die Wellen sich legen. Wir sind schwach, aber bei Dir ist Kraft. Höre unser Gebet, denn wir beten im Namen Jesu. Erbarme Dich unser um Seinetwillen. — Komm zu uns, Herr, inmitten der Wasser, wie Du vor Alters zu Deinen Jüngern kamst. Der Sturm tobte, aber Du sagtest: 'Schweige!' und siehe, es ward eine große Stille; denn Du bist der Allmächtige, und alle Dinge gehorchen Dir.'"

*) Fidschianischer Ausruf der Verwunderung.

**) Eine Insel im Südosten von Wakaya.

und als wir in die Durchfahrt durch das Riff einliefen, blies eine frische Brise; und so hoch gieng die See im Hafen, daß nachdem wir den Anker ausgeworfen hatten, unser Tau mehr als Einmal losgieng. Nicht im Stande, den Kahn ans Land zu bringen, weil es Ebbe war, blieben wir bei ihm im Wasser stehen, ihn mit aller Macht haltend, damit er von den Wellen nicht auf die Breitseite gelegt und so zertrümmert werde. Und als die Fluth kam, zogen wir ihn weiter und weiter am Ufer hinauf, bis wir ihn außerhalb des Bereichs der See im Trocknen hatten. Um diese Zeit blies ein heftiger Orkan, in dem viele Bäume und die meisten Häuser fielen; aber unser Leben war in Sicherheit, und während des ganzen Sturmes sangen unsre Herzen dem Herrn Loblieder für Seine wunderbare Güte. —

Ich bin jetzt ein alter Mann und mein Körper ist schwach, aber meine Seele ist so stark wie je und freut sich in dem Werk des Herrn. Wenn ich hinausblicke in das gute Land, das mir jetzt so nahe ist, brennt mein Herz, und meine Augen füllen sich mit Freudenthränen beim Gedanken an die Herrlichkeit, die ich nun bald schauen werde; denn der Herr ist mir immer nahe bei Tag und Nacht, und nachdem ich alle diese Jahre hindurch mein Vertrauen auf Ihn gesetzt habe, will ich nicht jetzt anfangen, an Ihm zu zweifeln. Nein! „ich weiß, an wen ich glaube, und bin gewiß, daß Er mir kann meine Beilage bewahren bis an jenen Tag.“ Ebenso, wenn ich um mich herblicke und sehe, wie große Dinge unser Herr an vielen Seelen gethan hat und noch thut, freut sich meine Seele mit unaussprechlicher Freude. — Wenn ich aber an die irdischen Angelegenheiten dieses Volkes denke, an das böse Blut unter den Häuptlingen, an die Spaltungen und den Haß unter den verschiedenen Stämmen, und wie ein kleiner Funke so leicht zur Kriegsflamme angeblasen wird; wenn ich an die Unmöglichkeit denke, alle diese Schäden zu heilen und das Volk des Landes Eines Sinnes zu machen, dann trauert mein Herz und ich möchte weinen über die Erschlagenen der Tochter meines Volks. Denn ich habe gesehen, daß der guten Tage des Friedens immer nur wenige, und daß sie kurz waren; und jetzt kommt zu dem Bösen, das wir vor Alters hatten, noch, daß viele Häuptlinge und viele aus dem Volk arge Trinker werden — jedes Jahr mehr und mehr. Die Knaben

und Mädchen schon trinken des weißen Mannes y anggona*), darum ist meine Seele sehr betrübt, und ich möchte, ich könnte meine Augen wegwenden, wie vor Zeiten Hagar, damit ich nicht das Verderben dieses Volkes sehe, das ich liebe, wie meine eignen Söhne und Töchter.

Als Joel so sprach, zitterte seine Stimme, und seine schwächer und schwächer werdenden Worte endeten mit Schluchzen. Der Missionar, selbst tief bewegt, erwiederte: „Nein, Joel. Hagar sah nur den sterbenden Knaben; sie sah nicht den Engel, der zu ihrer Rettung gesandt war, um ihr Kind am Leben zu erhalten und es zum Vater eines großen Volkes zu machen. So sehen auch wir nur das Uebel um uns her, aber der Engel des Herrn ist vor unsern Augen verborgen." — Der liebe Alte blickte den Missionar einen Augenblick fest an, dann athmete er tief auf und brach in Thränen aus. „Dank, Dank für dieses Wort!" rief er, die Hand auf die Brust legend. „Es ist hier eingedrungen. Ich fühle es in meinem Herzen, und es tröstet mich."

Missions-Zeitung.

Ein japanischer Prinz Rodama, ein Jüngling von 20 Jahren, studirt in Washington die Rechte unter der Leitung des Richters Fisher. Bei seiner Ankunft war er durchaus ungläubig und läugnete namentlich die Unsterblichkeit der Seele. Einmal im Streit mit Frau Fisher, löschte er das Gas aus, indem er ausrief: So verlöscht der Mensch, wenn er stirbt. Aber die fromme Dame ließ sich nicht entmuthigen; sie fuhr fort zu zeugen, und schon eine Woche später sagt ihr Prinz Rodama: „Es ist alles anders geworden, das Christenthum ist Wahrheit und ich habe Jesum im Herzen." Er wurde getauft und schrieb für die japanische Gesandtschaft einen Aufsatz über das Christenthum. Er wußte von den gefangenen Christen in Japan und erwartete, wenn er dorthin zurückkehre, ihr Loos zu theilen.

Aber im Mai erhielt die japanische Gesandtschaft eine Depesche aus Jedo, welche ankündigte, die 300jährigen Gesetze gegen das Christenthum seien durch den Reichs-

*) Berauschendes Getränk.

rath und den Kaiser abgeschafft. Das Volk nahm die Nachricht achtungsvoll auf. Eine Anzahl buddhistischer Priester wollte die Zurücknahme des Befehls erzwingen und versuchte sich einen Weg in den Palast zu bahnen, wurde aber von der Leibwache niedergehauen.

Schon vorher hatte der Minister einen Ausspruch gethan, welcher ankündigte, Bekehrungen zum Protestantismus sollen künftighin erlaubt sein; nur dürfe kein Japaner Katholik werden, weil die Anhänger dieser Religion sich immer auf eine ausländische Stütze verlassen und damit die Unabhängigkeit des Landes bedrohen. — Am 10. Merz aber, einem Sonntag, trat in Jedo die erste protestantische Gemeinde zusammen, um sich zu einer Kirche zu konstituiren. Es waren nur fünfzehn bekehrte Japaner, welche diesen Schritt wagten; aber sie thaten es in solcher Weise, daß die Behörden Kenntniß davon hatten. Ein hoher Beamter hatte es schon ausgesprochen, die Regierung habe sich dahin entschieden, über die Fortschritte des Christenthums künftig wegzusehen.

Seither ist nun der obenerwähnte Erlaß des Kaisers erfolgt, dessen Wortlaut wir allerdings noch nicht kennen. Auch über die Verschwörung, welche angeblich des Kaisers Leben bedrohte, ist noch kein klarer Bericht ausgegeben. Doch sieht jeder Missionsfreund, daß denn doch Großes erreicht ist, seit im J. 1854 die amerikanische Flotille an die Thüre des japanischen Reichs anklopfte.

(Newyork Indepdt.)

Ein katholischer Priester berichtet über die Bewegung in Damaskus folgendes. Vor 4—5 Jahren wurden etliche Muselmanen, die in der südlichen Vorstadt wohnen, in den Orden der Schadili Dervische (Mönche) aufgenommen, dem ein gewisser Abd el karim Matar vorsteht. Diese Secte wurde von Abd el Husain Schadili, der 1258 in Mekka starb, gegründet und ist hauptsächlich darum bekannt, weil durch dieselbe der abessinische Kaffee in Arabien eingeführt wurde; ihre Lehren neigen zur Mystik und stillen Betrachtung hin. Auch sind sie so tolerant, daß z. B. in der Christenschlächterei des J. 1860 der Einfluß des obengenannten Abd el karim Matar bewirkte, daß in seinem Stadtviertel kein Christenleben verloren gieng. Er kam mit seinen Anhängern, 60—70 Leuten, in einem Privathaus zum Gebet zusammen, und da wurde oft Tag und Nacht an Einem fort um Erleuchtung von oben gefleht. Sie fiengen endlich an, ihrer bisherigen Religion zu mißtrauen, aber zwei Jahre vergiengen, ehe sie sich ihre Zweifel mitzutheilen wagten. Endlich erfuhren sie durch ein Gesicht, das etwa 40 von ihnen zugleich sahen, als sie nach langer Andacht eingeschlafen waren, es sei eigentlich Christus der Gegenstand alles ihres Suchens. Jetzt wünschten sie nach einem geistlichen Führer und sahen in einem nächsten Gesicht einen Greis mit weißem Bart, gekleidet in ein grobes braunes Gewand, eine angezündete Kerze in der Hand. Zwei Monate lang suchten sie einen solchen Mann in der Stadt und

ihrer Umgebung. Zuletzt fanden sie ihn in dem Vorstand des spanischen Franziskanerklosters, Emanuel Forner. Sie theilten ihm ihr Anliegen mit. Er hatte einige Bedenken, denn wie leicht konnte irgend eine politische Intrigue sich hinter diesem Vorbringen verstecken. Aber er begann sie zu unterrichten, und gab (im Frühjahr 1870) einem Jeden ein Krucifix als das Zeichen ihres neuen Glaubens; drei Monate später starb er, vielleicht weil ihm von irgend einer Seite mitgespielt worden.

Jetzt waren es aber schon 250 Bekehrte, die sich zum Christenthum bekannten. Die Sache wurde ruchbar, und die Ulemas verurtheilten die Ueberläufer zum Tode. In ihrem Rathe saß Abdullah el Halabi, von dem im J. 1860 das Fetwa ausgegangen war, die Christen insgesammt niederzumetzeln. In einer geheimen Versammlung wurde beschlossen, vorerst vierzehn der abgefallenen zu verhaften. das geschah, als sie einmal Nachts von ihrer Andacht heimkehrten. Man brachte sie nach etlichen Tagen vor ein geheimes Gericht, in welchem der Generalgouverneur Syriens, Raschid Pascha, den Vorsitz führte. Doch nach dreimonatlicher Gefangenschaft wirkte der russische Konsul ihre Freilassung aus. Immerhin entrannen nur zwei der Eingekerkerten; ein Dutzend brachte man heimlich in die Dardanellenschlösser und verbannte sie von da nach Murzuk in Nordafrika. Ihre Weiber und Kinder wären in den Straßen von Damaskus verhungert, wenn nicht das Kloster und ihre Mitbekehrten sich derselben angenommen hätten.

Der katholische Berichterstatter weiß noch von allerhand wunderbaren Geschichten und Gesichten zu erzählen, z. B. von einem gläubigen Soldaten Ahmed, der mit Ketten beladen war, dann aber einer Erscheinung Christi gewürdigt wurde und das Wort hörte: Zerreiße diese Ketten! „Er zerriß sie, wie wenn sie von Wachs wären;" viermal wieder gebunden, habe er viermal mit gleichem Erfolg sich der Bande entledigt. Der Erzähler gibt an, im J. 1869 seien es 500 Männer gewesen, die zum Uebertritt sich gemeldet haben, im J. 1870 bereits 4100 und im J. 1871 volle 4900, von denen 700 heimlich die Taufe empfangen haben. Er gibt zu, auch der Protestantismus habe seine Triumphe gehabt, schweigt aber von allen Einzelheiten über dieselben. Daß auch die Protestanten schweigen, halten wir für wohlgethan. Der englische Konsul Burton bezeugt blos, daß zahlreiche Bekehrungen und in deren Verlauf Verfolgungen stattgefunden haben.

Karenen

Die Mission unter den Karenen.

Wir haben vor acht Jahren in einer Reihe längerer Artikel das herrliche Missionswerk unter den Karenen geschildert, das mit Recht zu den lieblichsten Erscheinungen in der Geschichte des Reiches Gottes gezählt wird. Hatte der Herr doch dieses in Europa unbekannte, von seinen barmanischen Drängern vielgeplagte Bergvolk in wunderbarer Weise vorbereitet auf die Stimme Seiner Boten durch die alte Tradition der Väter, daß einmal weiße Lehrer kommen werden, welche die ihm selbst abhanden gekommene geschriebene Offenbarung Gottes besitzen! Und war doch gleich der erste Bekehrte aus der Mitte der Karenen ein Mann von apostolischem Geist und Eifer, der beredter, unermüdlicher, wirksamer, als irgend ein Fremdling es vermocht hätte, seinem Volke den Friedefürsten und Sünderheiland pries, dessen Liebe die Herzen so mächtig rührte, daß zu Ihm floh, vor Ihm sich beugte, wer vorher nur quälende Furcht oder wilden Trotz gekannt hatte! Der unbändige Gebirgsbewohner, der dem barmanischen Despoten gegenüber mit Waffengewalt seine Freiheit behauptete; der gram- oder racherfüllte Zurückgebliebene, dessen Familie von einem noch wilderen Stamme in die Sklaverei weggeschleppt worden war; der Abergläubische, dem die stete Furcht vor den Nats (Geistern) Tag und Nacht keine Ruhe ließ; der Heimatlose, den der grausame Barmane aus den väterlichen Wohnsitzen verdrängt hatte; der wilde Häuptling, der kein andres Geschäft kannte, als Krieg; — sie Alle sammt dem unmündigen Kinde, dem meisterlosen Jüngling, dem aussatzgeplagten Greise horchten, glaubten und umfaßten ihren Herrn mit der ganzen Wärme kindlich-einfältiger Naturen.

Manches, was lebendig war, ist seither wieder erstorben; viele

der Erkalteten sind jedoch auch wieder erwärmt, viele der Verirrten zurückgeführt worden. Gar manche der im Waldesdickicht zerstreuten Dörfer bekommen nur selten Besuche von weißen Lehrern; entstehen dann auch in den Reihen der eingebornen Katechisten und Evangelisten Lücken, so ist es kein Wunder, wenn eine und die andre Gemeinde wieder zurücksinkt; viele derselben aber haben das Kleinod, das sie so begierig erfaßten und weiter trugen, auch treu bewahrt. Sehen wir darum an der Hand der neuesten Berichte uns einmal wieder unter dem wackern Karenenvolk um.

1. Altes und Neues aus den Stationen in Britisch-Barma.

Barma, einst das stolzeste und mächtigste der hinterindischen Königreiche, ist durch seine beiden Kriege mit England in den Jahren 1826 und 1852 nicht vergeblich gedemüthigt und seiner schönen Küstenprovinzen beraubt worden; denn dort konnte nun ungehindert das Evangelium verkündet werden, während der unabhängige Theil des Reichs noch längere Zeit eine jedem fremden Einfluß verschlossene Burg des Buddhismus blieb. — Der erste und nördlichste der von England annektirten Küstenstriche ist die Provinz Arakan, ein etwa 200 Stunden langer, im Norden 36 Stunden breiter und gegen Süden immer schmäler werdender Streifen an der Ostseite der Bai von Bengalen. Eine hohe, im Süden an dem Vorgebirge Negrais anhebende und in nördlicher Richtung hinstreichende Bergkette, die in den wilden und unerforschten Landstrich von Tschittagong ausläuft, trennt Arakan von Pegu und dem heutigen Königreich Barma. Von der Küste aus gesehen ungemein wild und malerisch, ist Arakan im Innern heiß und feucht und daher ungesund; der gesundeste Ort des Landes ist das hochgelegene Sandoway unweit der Grenze Pegu's. Pegu, der fruchtbarste und reichste Theil des einstigen Barmanenreichs, schließt nicht nur das Delta des gewaltigen Irawadystromes mit den Handelsstädten Rangun und Bassein in sich, sondern auch einen Distrikt im Innern mit den Städten Prome und Taungu. Im Südosten schließt sich an Pegu das 200 Stunden lange und 36 Stunden breite Küstenland Tenasserim an, das aus den Provinzen Martaban, Amherst, Tawoy und Mergui besteht. In Martaban, der nördlichsten derselben, liegt Maulmein, zur Zeit der britischen

Besitzergreifung (1826) noch eine waldige Einöde mit wenigen Fischerhütten, worin 1827 die Missionare Judson und Boardman mit den ersten Karenen zusammentrafen, jetzt aber eine schöne Seestadt unweit der Mündung des Salwen. Etwas südlicher, an der eigentlichen Ausmündung des Stroms, wurde 1826 von den Engländern Amherst gegründet, jetzt der militärische Hauptort mit herrlicher Vegetation und unvergleichlich schöner Lage. Eine bedeutende Strecke weiter südwärts liegt das schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaute Tawoy. Das abermals um ein Gutes südlichere Tenasserim an dem gleichnamigen Strome, das vor 300 Jahren eine bedeutende Stadt war, ist nur noch Ruine, wie denn überhaupt vor der britischen Besitznahme das ganze Land mit seinen mächtigen Waldungen und undurchdringlichen Dschangels nur Eine weite Wildniß war. Auch jetzt noch ist nur der 15te Theil desselben unter Kultur. — Den Ruinen von Tenasserim gegenüber liegt auf einer Insel in der Mündung des Stromes Mergui mit seinem sichern, großen Hafen und seiner aus Engländern, Chinesen, Barmanen, Siamesen und Malayen gemischten Bevölkerung von 8000 Seelen.

Das also, mit Ausnahme Arakans, sind die Landstriche, in welchen unter dem stolzen, übermüthigen Geschlecht der Barmanen zerstreut die einst hart bedrückten Karenen nun unter britischem Scepter aufathmen und sich des süßen Evangeliums freuen, das ihnen hauptsächlich von amerikanischen Baptisten gebracht wurde. In Tenasserim allein beläuft die Zahl der Karenen sich auf 75,000 Seelen; weit zahlreicher aber noch sind sie im Norden Pegu's im Taungu-Distrikt, wo ihre eigentliche Heimat liegt.

Kehren wir nun freilich auf den einzelnen Missionsstationen ein und hören da die wirklichen Gemeindeglieder aufzählen, so erscheinen diese allerdings als ein verschwindend kleiner Theil des ganzen Volks. Wir dürfen dabei aber nicht vergessen, daß die Baptisten große Sorge tragen, doch ja keine Gemeinden aufkommen zu lassen, die den Namen haben, daß sie leben, und dabei todt sind. Bei der strengen Kirchenzucht, die sie üben, und der Vorsicht, die sie bei der Zulassung zur Taufe gebrauchen, die ja auch innerhalb einer schon bestehenden Gemeinde nur wirklich darnach verlangenden Seelen des nachwachsenden Geschlechts ertheilt wird, darf die Zahl der unter christlichem Einfluß stehenden Personen immer vier bis fünfmal so hoch gedacht werden, als sie nach baptistischen Berichten lautet.

Tawoy und Maulmein.

Wir beginnen unsre Wanderung im Süden. Unter dem 14. Grad nördlicher Breite liegen da zwischen hohen Palmen, dunkelgrünen Jackbäumen, gelbblühenden Cassias und zwanzigerlei andern Blüthenbäumen die Hütten Tawoys versteckt. Gegen Süden zu windet ein Strom sich zwischen beschatteten Ufern hin, und ostwärts dehnen sich wellenförmige Reisfelder aus, bis weiterhin sich Berg über Berg erhebt und eine 4000′ hohe Gebirgskette den Horizont begrenzt. Es ist dies ein Platz, der bei älteren Missionsfreunden gar liebe Erinnerungen weckt, denn hier langte 1828 der apostolische Boardman an, um in kurzer Saatzeit köstliche Ewigkeitsfrüchte reifen zu sehen. Von hier aus ließ Ko-Tha-Byu, der unvergeßliche Erstling der Karenen, weit und breit in den Dschangels und Gebirgsschluchten umher seine Evangelistenstimme erschallen. Jetzt ist das wunderbare Wehen des Geistes, das damals die Herzen bewegte, verrauscht; abgesehen aber von den bereits in die himmlischen Scheunen eingesammelten Garben, stellt sich uns die Frucht des in jener Zeit begonnenen Werkes in der Gestalt von 21 Filialgemeinden dar, die sich um ihre Mutterstation Tawoy herreihen und von ebenso vielen eingebornen Predigern bedient werden. Die Gesammtzahl der Gemeindeglieder beträgt 778 Seelen, die der Schulkinder 171. Beinahe 100 Stunden entfernt von den nächsten Missionsgeschwistern, steht auf diesem abgelegenen Platze Miss. Norris mit seiner Familie, so ziemlich der einzig englisch redende Mann in der Stadt. Tritt er seine Wanderungen in die Berge an, um die darin zerstreuten Karenendörfer zu besuchen, so muß er Frau und Kinder ohne jeden menschlichen Schutz zurücklassen. Auf einer Reise, die er vor einigen Jahren mit seiner Familie und etlichen Nationalgehilfen nach Mergui hinab unternahm, um auch den in der dortigen Gegend zersprengten Gemeinden nachzugehen, litt er Schiffbruch und konnte nur mit fast übermenschlicher Anstrengung und unter Verlust alles Gepäcks sich selbst und seine Mitreisenden in ein kleines Boot retten, worin sie unter Gottes Schutz glücklich das Ufer erreichten. Manchmal will in seiner Abgeschiedenheit der Muth ihm etwas sinken, der Herr aber weiß ihn wieder aufzurichten, indem Er ihn da und dort Früchte seiner Arbeit sehen läßt. Sehnlich wünscht er sich jedoch einen Mitarbeiter, der sein Netz unter den Barmanen auswürfe,

damit er ausschließlich den von jenen durch die Sprache geschiedenen Karenen nachgehen könnte.

Eine solche Theilung der Arbeit bestand früher in Tawoy und besteht heute noch in dem beinahe 100 Stunden nördlicheren Maulmein, so wie auf allen noch aufzuzählenden Stationen. In Maulmein, der Wiege der ganzen Karenenmission, begann 1830 die Missionspresse ihre mit so wunderbarem Segen gekrönte Arbeit. In den Jahren 1826—52, zwischen dem ersten und zweiten englisch-barmanischen Krieg als Sitz der britischen Behörden schnell zu einem vielbesuchten Handelsplatz erblüht, hat Maulmein in äußerer Beziehung jetzt wieder viel von seiner damaligen Bedeutung verloren; still und verborgen geht daneben aber doch die Arbeit des Geistes Gottes an gar manchen Seelen fort. Die Zahl der um Maulmein her erstandenen Karenengemeinden beläuft sich auf 16; Gemeindeglieder zählt die Mutterstation sammt ihren Filialen 832; Schulkinder 297. In ihre Bedienung theilen sich mit dem amerikanischen Missionar 7 ordinirte und 9 nicht ordinirte eingeborne Prediger.

Eine Schilderung dieser Christen von der Hand eines britischen Beamten mag uns über dieselben einen Gesammtblick geben, wie wir ihn den detaillirten Berichten der Missionare kaum zu entnehmen vermöchten. Kapitän J. P. Briggs hat in einem Werke, das er über „die sonnigen Tage am Salwen" schrieb, mit großer Begeisterung auf das wenig bekannte, doch in mehr als einer Beziehung höchst anziehende Tawoy aufmerksam gemacht. Diese Provinz erschien ihm als die für Europäer weitaus angenehmste im ganzen britischen Indien, die Bevölkerung als die glücklichste, die er in heidnischen Ländern getroffen.

„Sie haben kaum eine Sorge; Dürftigkeit existirt hier nirgends, und zweitägige Arbeit schafft Brod für drei Tage. Die Ehen sind um viel geordneter als bei Muhammedanern und Hindus, weil die Frau gleiche Rechte mit dem Manne genießt. Sie ist so frei wie er, hat die Kasse in der Hand, besucht den Markt und sieht nach jedem Kauf und Handel; sie kann auf Scheidung klagen, wenn er sie schlecht behandelt, und wird dann von ihm entschädigt; verläßt er sie aber, so spricht das Gesetz ihr sein Eigenthum zu. Die Folge ist, daß Mann und Weib einander freundlich und vorsichtig begegnen, und Ehezwiste seltener vorkommen als wo dem stärkern Geschlecht Vorrechte zugesichert sind." Den Engländer belustigte noch besonders

die hier gründlich ausgebildete Kunst des Borens, das Wettrudern auf dem Flusse, die Neujahrsfeier, da alle Geschlechter und Altersklassen mit vollen Wasserkrügen umhergehen und einander mit toller Lust begießen, als gelte es, die Sünden eines Jahrs abzuwaschen. Der Beobachter ist also ein heiterer Lebemann, der auch heidnischem Treiben die angenehmste Seite abzugewinnen weiß. Um so wichtiger ist uns sein Zeugniß von den Christen, die unter seiner Verwaltung standen.

„Als ein Beamter von 8—9jähriger Erfahrung auf dieser Küste, kann ich für den großen sittlichen Aufschwung unter den christlichen Karenen einstehen; ich darf behaupten, daß 10 Christendörfer der Polizei weniger zu thun geben als Ein karenisches Heidendorf. Ja unsere Register zeigen, daß in dem Einen Heidenflecken Toungbyuk mehr Verbrechen vorfallen als in dem ganzen Christenbezirk dieser Provinz. Wie schade denn, daß es noch große Distrikte gibt, in denen das Evangelium bis jetzt (1859) keinen Anklang findet.

„Minder Glück haben die Missionare unter den Barmanen und Talings gehabt; der Bekehrten sind da weniger und auch unter diesen die wahren Christen seltener; ja die meisten von diesen waren römische Katholiken. — Und doch wurde mehr Zeit und Arbeit auf diese Klassen verwendet als auf die Karenen. Aber hier zeigt sich deutlich der Unterschied zwischen erobernden und unterdrückten Stämmen. Die Armen nehmen das Christenthum lieber an als Völker, die siegesstolz auf ihre Geschichte, völlig befriedigt auf ihr Religionssystem schauen. Die Karenen hatten bisher keine Religion, die ihnen ausgeredet werden mußte, keinen nennenswerthen Führer, dem sie zu folgen, keinen Helfer, dem sie Befreiung zu verdanken hätten. Auch die britischen Beamten wandten ihnen wenig Theilnahme zu, weil das Völklein die Städte mied und mit seinen scheuen Manieren und finsteren Blicken gegen das lustige Selbstgefühl sehr abstach, mit welchem der Barmane auftrat. Da kommt endlich der in ihrer Tradition verheißene Lehrer von Westen und hilft ihnen auf; und unter dem Segen der Vorsehung wirkt seine stille, unbeschriene Arbeit wahre Wunder, von denen nur leider die Welt kaum etwas erfährt. Br. Jonathan hat sich zuerst in diese Aufgabe geworfen und hierin, wie in andern Dingen, uns den Weg gezeigt, wie

mans machen soll; und sicherlich ist es unsere Pflicht, ihm nachzugehen, beizuspringen und ihn bestmöglich zu ermuthigen.

„Als ich von einer längeren Erholungsreise zurückkehrte, fand ich die christlichen Karenen in der Provinz etwas unzufrieden und gedrückt; mein Stellvertreter hatte einen barmanischen Amtmann über einen Distrikt gesetzt, dessen Bevölkerung meist aus Christen bestand. Meine Pflicht erforderte, daß ich den Distrikt bereise und die Stimmung der Leute erforsche; so gieng ich über das Gebirge durch den Urwald, den noch keine Art berührt hat, je und je nach Wild oder Kaisertauben schießend. Es wurde Abend, als mein Karenenführer uns an eine Windung des Tenasserim-Flusses führte, wo wir in der Ferne singen hörten. Wunderbar berührte mich dieser Klang in der Wildniß, ich erkannte eine der altmodischen Melodieen, welche an Schulzeiten erinnern; der Sonntag fiel mir ein und ich schaute fragend nach dem Führer. 'Sie sind im Abendgottesdienst', sagte er — und so giengen wir auf die Bambuhäuser los, die jedes in seinem Gärtchen versteckt, einen Schuppen umgaben, in welchem Alt und Jung, Mann und Weib, auch viele Kinder, versteht sich unbekleidet, gar still und feierlich beisammen saßen, während ein Aeltester mit großem Ernst predigte. Der Missionar, der sie seit einem Jahr nicht hatte besuchen können, wohnt 12 Stunden entfernt, doch hatten sie ununterbrochen auch in diesem Weiler ihre Gottesdienste fortgesetzt. Wer kann zweifeln, daß dieß wahre Christen waren? Ich versetzte den barmanischen Amtmann auf eine andere Stelle und ernannte an seiner Statt einen Karenenchristen zur großen Befriedigung des Volks und, wie sich nachher erwies, zum wesentlichen Nutzen der Regierung."

Schwaigyin und Taungu.

Zuerst den reißenden Salwen und dann den schönen Sitangstrom hinaufschiffend, gelangen wir von Maulmein aus in das liebliche, wasserumflossene, aber eben darum ungesunde Schwaigyin. Hier begann 1853 Miss. Harris seine Arbeit, nachdem das Jahr zuvor der zweite englisch-barmanische Krieg durch die Einverleibung des Königreichs Pegu und der Taungu-Provinz in das indo-britische Reich der Mission ein neues Gebiet erschlossen hatte. Zwei Gattinnen sanken hier Harris schnell nach einander ins Grab, und die dritte weilt eben jetzt zur Wiederherstellung

ihrer Gesundheit in der amerikanischen Heimat; er selbst aber behauptet noch immer seinen Posten. Vor seiner Ankunft war der Name Christi hier noch ungekannt; jetzt reiht sich ein Kranz von 16 Filialgemeinden um die Mutterstation, die mit ihnen im Ganzen 843 Glieder mit 103 Schulkindern zählt; und vier ordinirte und sechs unordinirte eingeborne Mitarbeiter stehen ihm in der Verkündigung des Worts zur Seite. Bahnbrechend half einer derselben, der wackre Dumu, gleich Anfangs mit, ja er gab gewissermaßen den Anstoß zu der ganzen Mission in jenen nördlicheren Gegenden. Das Heimweh nach einer geliebten Tochter hatte ihn 1849 zu einer Reise getrieben, auf welcher er einen weit köstlicheren Fund thun sollte, als das vermißte Kind, das er von einer unbestimmten Sehnsucht getrieben am unbekannten Wohnsitz ihres Gatten weit drunten im Süden aufsuchen wollte. Er hatte sich zu diesem Zweck einer dahin reisenden Gesellschaft Barmanen angeschlossen, die an der britischen Grenze für eine Räuberhorde gehalten und eine Zeitlang ins Gefängniß gesteckt wurde. Während dieser Haft gewann Dumu einen seiner Mitgefangenen so lieb, daß er sich entschloß, ohne irgend einen besondern Grund demselben in seine Heimat nach Tawoy hinab zu folgen. Von einem ihm selbst nicht klaren Zug getrieben, reiste er so von Freunden und Verwandten weg noch 100 Stunden weiter in die Fremde hinaus. In Tawoy herrschten bei seiner Ankunft gerade die Pocken. Auch Dumu wurde davon befallen und fand während seiner Krankheit Aufnahme in einem barmanischen Kloster. Als er da zwischen Tod und Leben schwebte, durchzogen sein Gemüth seltsame Gedanken, die er nicht wieder los werden konnte. Es stiegen Fragen in ihm auf über das Wesen seiner Seele und ihr Loos, falls er sterben sollte, und er mühte sich vergeblich, eine Antwort darauf zu finden. Die Missionare, die ihm darüber hätten können Auskunft geben, mied er. Er verließ die Stadt und zog in den Dschangels unter den heidnischen Karenen umher, bei denen das ungestillte Sehnen und Dürsten seiner Seele nur immer brennender wurde. Da fiel ihm die Tradition der Väter ein, daß die Karenen einst göttliche Bücher gehabt und sie wieder verloren haben. So kam er auf den Gedanken, ein Buch könnte vielleicht seine Zweifel lösen. Nun hörte er von einem Karenen, der sich hoher Weisheit rühme und eine Methode erfunden habe, die karenische Sprache zu schreiben. Er machte sich auf den Weg, ihn

aufzusuchen, und fand ihn an der siamesischen Grenze; doch war es nur ein löchrichter Brunnen ohne Wasser. Die lange Reise schien vergeblich zu sein, und Dumu war ungewisser und verwirrter als je.

Jetzt aber hatte Gottes Stunde geschlagen. Auf dem Rückweg nach Tawoy traf er mit zwei Zöglingen des damals dort bestehenden, jetzt aber nach Rangun verlegten Prediger-Seminars zusammen. Diese beiden Männer hatten ein Buch, das durch Zeichen sprach, und als sie ihm daraus vorlasen und er ihren Worten lauschte, hatte er gefunden, was seine Seele brauchte. Er ruhte nicht, bis er von seinen Begleitern die Zauberkunst des Buchstabirens gelernt hatte.

Nun begab er sich in ein christliches Dorf und hieng sich an dessen eingebornen Prediger. Mit unermüdlichem Eifer suchte er im Lesen weiter zu kommen, und wie ein dürstendes Land sog seine lechzende Seele die geoffenbarte Wahrheit ein. Sobald er den eignen Durst gelöscht hatte, wurde er selbst auch zu einem Wasserbrünnlein für Andre. — Endlich kam der Missionar in jenes Dorf, und unter den Ersten, die ihn begrüßten, war Dumu. Er hatte noch nie einen Weißen gesehen, dennoch aber nahte er sich ihm nicht mit der Unterwürfigkeit eines Sklaven, sondern mit dem Adel einer von dem Sohne Gottes frei gemachten Seele. Er wurde getauft und suchte nun immer eifriger, auch Andre für den Herrn zu gewinnen.

Jetzt gedachte er auch wieder der Heimatberge und Dörfer und der Freunde, die er dort gelassen. Er gedachte der dichten Finsterniß, die seit vielen Generationen nun schon über ihnen lag, und wünschte sehnlich, daß auch über ihnen das Licht aufgehen möchte, in dessen Schein seine eigne Seele fröhlich war. Es zog ihn zurück, um seinen Landsleuten von Jesus zu erzählen, aber daneben fühlte er seine Unerfahrenheit und das Bedürfniß nach einem tüchtigen Mitarbeiter. Er richtete sein Auge auf Sa Quala, in dessen elterlichem Hause einst Ko Tha Byu zuerst die Gnade Gottes in Christo Jesu verkündete, und der, als diese süße Botschaft an sein Ohr drang, alsbald erkannt hatte: „Ja das ists, worauf wir harrten."

Im Jahr 1830 hatte Sa Quala die Taufe empfangen und seither als treuer Evangelist an der Bekehrung seiner Landsleute gearbeitet. Bisher hatte sich seine Thätigkeit auf die Provinzen Tawoy und Mergui beschränkt, und die dortigen Gemeinden wollten nichts davon hören, daß er Dumu's Missionsruf folge. Der

Missionar sogar war nicht dafür, daß man anfange, ein neues Ackerfeld in Angriff zu nehmen, so lange auf dem seither bearbeiteten noch so viel zu thun sei. — Dumu war inzwischen in das Predigerseminar in Tawoy eingetreten, aber durch nichts ließ er sich das Ziel verrücken, in seine Heimat zurückzukehren, um dort das Evangelium zu verkünden, und auch andre Diener des Worts dahin mitzunehmen. Endlich konnte Sa Quala seinen Bitten und Vorstellungen nicht länger widerstehen. Vergeblich suchten die Gemeinden in Tawoy und Mergui noch immer sich seinem Gehen zu widersetzen. Die Missionare beriefen zur Berathung darüber noch eine Versammlung ein, deren Endresultat sie in die Worte zusammenzufassen hatten: „Was konnten wir thun? Seit mehr als einem Jahre war es der Wunsch dieses Mannes, in einer fernen Gegend, wohin noch kein Bote des Evangeliums drang, das Panier Christi aufzupflanzen. Wir überlegten die Sache sorgfältig; wir sprachen, wir weinten, wir beteten darüber, und schließlich mußten selbst alle die Männer, welche die Bittschrift um sein Bleiben unterzeichnet hatten, mit Thränen ihre Zustimmung zu seinem Gehen geben."

Mit zwei weiteren Begleitern langten Dumu und Sa Quala glücklich im Sitangthale an; der Erstere, um in Schwaigyin, der letztere um in Taungu seine Wirksamkeit zu beginnen.

Taungu, einst die Hauptstadt eines gleichnamigen, im Jahr 1612 von den Beherrschern von Awa eroberten Königreichs, liegt 18 Stunden stromaufwärts von Schwaigyin. Ein 20 Fuß hoher Erdwall, breit genug, um eine Spazierfahrt im Wagen darauf zu machen, umgibt die Altstadt mit ihren palmenbeschatteten Straßen, Tempeln und Pagoden. Die Neustadt liegt größtentheils außerhalb des Walles und zieht sich über eine Stunde lang am Flußufer hin. Hier stehen die Bangalas der englischen Residenten, die seit 1853 sich allmählich da einfanden. Die eingeborne Bevölkerung beläuft sich auf 50,000 Seelen, worunter 20,000 Barmanen und Talings. Die übrigen sind Karenen, einst die Besitzer dieser Ebenen, seit der barmanischen Eroberung aber in die Gebirge zurückgedrängt, deren Höhenzüge sich nach Osten zu in geringer Entfernung vom Fluß majestätisch hinter einander aufthürmen. Dort beginnen die Wohnsitze der freien Rothkarenen; nordwärts liegt Barma. Etwa 50,000 Karenen von sechs verschiedenen Stämmen sind über den nun den britischen Besitzungen einverleibten Theil dieser Berg-

reviere zerstreut. Alle diese Stämme lagen bis zur Ankunft der Engländer und der fast zu gleicher Zeit mit ihnen einziehenden Herolde des Evangeliums in beständiger Fehde unter einander, neigten sich dann aber mit mächtigem Herzenszug alsbald dem ihnen verkündeten Friedefürsten zu.

Kaum werden sich je auf einem und demselben Missionsgebiet in so kurzer Zeit so freudige und so tief schmerzliche Erfahrungen gedrängt haben, wie in Taungu. — Sa Quala kam und zeugte mit apostolischem Eifer, und einem Lauffeuer gleich drang seine Friedens- und Freudenbotschaft durch Wald und Berg von einem Stamm zum andern. Der ihn einführende Missionar war Dr. Mason, ein Mann, der zwanzig Jahre zuvor an der Seite des edlen Boardman seine Missionslaufbahn begonnen hatte. Schon hatte dieser ein Häuflein von 22 Bekehrten gesammelt, und bis an die siamesische Grenze hinüber war schon der Ruf von dem weißen Lehrer gedrungen, als 1831 Mason in Tawoy anlangte; Boardman selbst aber stand bereits an den Pforten der Ewigkeit. Den Sterbenden auf seiner letzten Reise ins Waldesdickicht zu begleiten, an seiner Seite dort 34 Karenen zu taufen, und ihn dann mit den Worten des alten Simeon fröhlich entschlafen zu sehen, das war Masons Einweihung in seinen Beruf, und im gleichen Geiste wirkte er nachher unermüdlich fort, bis er 1857 mit seiner eifrigen, hochbegabten Gattin in Sa Qualas Arbeit mit eintrat. Doppelt fröhlich gieng jetzt das Werk fort. Mason und seine Gattin durften Erfolge ihrer Arbeit, Siege des Evangeliums sehen, wie sie nur wenigen Boten Christi zu schauen vergönnt sind. Aber der Weihrauch, der in England und Amerika der armen Frau Mason für das gestreut wurde, was doch nur Gottes Geschenk und Gnade war, trübte dieser den einfältigen Glaubensblick dermaßen, daß sie in eine Reihe abenteuerlicher Irrlehren verfiel, die in diesen Blättern einmal ausführlich besprochen wurden (Miss. Mag. 1866. S. 37.) Der Schaden, den sie dadurch anrichtete, war um so größer, als „Mama Mason" einen fast unbegrenzten Einfluß auf ihre geistlichen Kinder übte. In den peinlichen Erklärungen zwischen ihr und den übrigen Missionaren, sowie der heimischen Committee, welche die unvermeidliche Folge davon waren, trat ihr Gatte mehrere Jahre hindurch mehr auf ihre Seite, als daß er mit angestanden wäre in ihrer Zurechtweisung. Durch die vorher so blühende Mission gieng

jetzt ein tiefer Riß. Frau Masons Zerwürfniß mit den andern Missionsgeschwistern und deren Ansichten wurde so offenkundig, daß nicht nur die Herzen vieler eingebornen Christen, die nach der einen oder andern Seite hin Partei ergriffen, einander gleichfalls entfremdet wurden, sondern selbst heidnische Dörfer erklärten, sie kommen nur deßhalb zu keiner Entscheidung fürs Christenthum, weil ja die Christen unter einander selbst uneins seien. Neuestens kommt nun die überraschende Kunde, daß Frau Mason sich aus den Irrgängen ihrer eignen Phantasiegebilde in den festen Organismus der anglikanischen Kirche flüchten und dieser auch die ihr ergebenen Karenengemeinden zuführen zu wollen scheint. Ohne Zweifel steht der Aufruf, wodurch der hochkirchliche Bischof Milman von Kalkutta kürzlich in der Indian Church Gazette die Gründung einer Mission der Ausbreitungsgesellschaft unter den Karenen empfohlen hat, im Zusammenhang mit dieser unerwarteten Wendung in Frau Masons Sympathieen und Bestrebungen. Das Eine bleibt dabei aber immerhin zu beklagen, daß die eingebornen Christen, die in den Hader mit ihrer Muttergesellschaft hineingezogen wurden, durch die Verwirklichung dieses Plans vor den Augen der Heiden gewissermaßen die bleibenden Repräsentanten der leidigen Zersplitterung der evangelischen Christenheit würden.

Wohlthuend ist es dagegen zu hören, daß der 73jährige Dr. Mason jetzt wieder in brüderlichen Verkehr mit seinen früheren Genossen getreten ist, und aufs Neue in ihren Verband aufgenommen, sich nach Kräften bemüht, auch die entzweiten Karenenherzen einander wieder nahe zu bringen. War es doch wehmüthig genug, daß ein so alter bewährter Streiter auch nur vorübergehend mithelfen konnte bei solcher Schädigung des unter Gottes sichtbarem Segen großentheils von ihm selbst begründeten Werks!

Die Stämme, mit denen die Mission es hier vorzugsweise zu thun hat, sind die Pakus, die Bghais und die Sgaus, aber auch Zweige der Pwos und Schans werden von ihr erreicht. Sie alle wurden mehr oder weniger von der schweren Störung des Werks durch Frau Masons Treiben berührt, aber den neuesten Nachrichten zufolge scheint es doch der treuen Arbeit der amerikanischen und eingebornen Brüder zu gelingen, die verwirrten Gemüther wieder zum lautern, kindlichen Glauben zurückzuführen. Verschiedene Dörfer, welche die christlichen Gottesdienste ganz aufgegeben hatten, sind

bereits umgekehrt und machen jetzt wieder schnelle Fortschritte im Guten; andre Gemeinden stehen stille und besinnen sich, ob sie diesem Beispiel nicht folgen sollten. Daneben besteht auch ein gesegnetes Zusammenwirken der fest gebliebenen Christen, die sich stammweise zu selbständigen Kirchengenossenschaften vereinigt haben. — Der Bezirk von Taungu umfaßt 76 Gemeinden mit 71 eingebornen Predigern, 3500 Gemeindegliedern und 695 Schulkindern. Getauft wurden im Laufe des vorletzten Jahrs 278 Personen.

Rangun, Bassein und Henthada.

Kehren wir aus dem schönen Sitangthale von den vergleichungsweise neuen Stationen nun an die Küste zurück. Auf weitem, flachem Wiesengrunde liegt da an der östlichen Mündung des Irawadi Rangun, die berühmte Hafenstadt Barma's, seit 20 Jahren der Sitz des englischen Oberkommissärs. Hier begann Judson, der Apostel der Barmanen, mit seiner trefflichen Gattin unter sechsjährigem Harren auf die Erstlingsfrucht seine in der Folge so reich gesegnete Arbeit. Doch wurde diese Stadt, in welcher in 40 Jahren der Noth so viel vorgearbeitet worden war, der Mission erst durch den zweiten englisch-barmanischen Krieg recht erschlossen. Jetzt befindet sich da unter Dr. Binneys Leitung das Predigerseminar, aus dem schon so manche wackre Arbeiter hervorgegangen sind, und in welchem eben jetzt eine Schaar von mehr als 80 hoffnungsvollen Jünglingen sich auf den Dienst am Wort vorbereitet. — Neuerdings gehen neben den amerikanischen Baptisten hier auch die Anglikaner sehr thätig vor und haben nicht nur in der Stadt selbst, sondern auch in der Umgegend durch ihre Schulen und Predigten Eingang gefunden. Auch Katholiken haben sich eingestellt; für ein günstiges Missionsfeld gilt übrigens die eigentliche Stadt bei keiner Religionspartei, weil europäische Laster dort mächtig eingedrungen sind und die Barmanen sehr gleichgültig machen gegen Fragen des Glaubens.

Wie der Rangun der östliche, so ist der Bassein der westliche Mündungsarm des Irawady. An ihm liegt, etwa 25 Stunden von seinem Ausfluß entfernt, die Handelsstadt Bassein, jetzt der blühende Mittelpunkt der Mission unter den westlichen Karenenstämmen. Sie zerfällt in den durch die verschiedene Sprache getrennten Dienst an den Sgaus und an den Pwos. Das Werk geht nach den neuesten Berichten im Segen fort, obgleich Miss. Van

Meter, der geistliche Vater der Pwos, 1870 auf einer Erholungsreise in die Heimat starb, und der unter den Sgaus wirkende Miss. Carpenter sammt seiner Gattin und deren amerikanischer Mitarbeiterin wiederholt durch Krankheit niedergeworfen war. Mehr noch, als an andern Orten, haben dort die Sgaus frühe gelernt, menschliche Stützen zu missen, denn bis zum Jahr 1852 war Bassein als barmanischer Grund und Boden den Missionaren verschlossen. Nur von dem acht Tagereisen entfernten Sandoway aus konnte seit 1840 einer der amerikanischen Brüder den durch eingeborne Prediger angeregten Seelen von Zeit zu Zeit die Hand bieten. Ohne jede specielle Leitung eines weißen Missionars, bildeten die ersten Gemeinden sich unter eingebornen Predigern, welch letztere dann und wann die Reise nach Sandoway unternahmen, um sich neue Unterweisungen aus der h. Schrift zu holen und damit dann die in ihrer Pflege stehenden Seelen zu bedienen. Auch nachdem 1852 die Missionare ihren Sitz von Sandoway nach Bassein verlegt hatten, schien es vom Herrn wie darauf abgesehen, die dortigen Christen nicht die fortlaufende Pflege genießen zu lassen, die auf manchen andern Missionsgebieten die jungen Gemeinden so lange am Erstarken zu wirklicher Selbständigkeit hinderte. So trefflich auch die beiden Männer waren (Abbot und Beecher), die nun in Bassein das Werk unter den Sgaus in die Hand nahmen, standen diese doch bald wieder verwaist da. Abbot mußte schon nach einem halben Jahr wegen gebrochener Gesundheit seinen Posten definitiv verlassen; Beecher hielt etwas länger aus, mußte dann aber gleichfalls Erholung suchen und kehrte erst nach mehrjähriger Abwesenheit auf sein Arbeitsfeld zurück. Von 1857 an standen die eingebornen Christen dann bis zu seinem Heimgang im J. 1866 unter seiner Pflege. Die außerordentliche Popularität, welche Abbot schon von Sandoway aus genoß, erlangte Beecher indeß nie, obwohl seine Arbeit gewiß von nicht minder dauerndem Erfolg ist, als diejenige des von den Karenen als Vater geliebten und als Helden verehrten Abbot. Der Sgau-Gemeinden sind es in diesem Distrikt jetzt 59 mit 6196 Kirchengliedern, 2057 Schulkindern, und 20 ordinirten neben 58 unordinirten eingebornen Predigern.

Unter den Pwos suchte die wackre Frau Van Meter die durch den Tod ihres Gatten entstandene Lücke bis zum Eintreffen seines Nachfolgers nach Kräften auszufüllen. Derselbe war noch

nicht angelangt, als auch sie im August 1871 zur Ruhe ihres Herrn eingieng. Die Pwo-Gemeinden standen jetzt also doppelt verwaist da. Und doch nicht ganz verwaist, weil der Geist Gottes manche unter ihnen lehrte, wie solche Verluste aufzunehmen sind. Frau Van Meter wurde noch die Freude zu Theil, bei der letzten Versammlung der Association der Pwo-Gemeinden, der sie beiwohnte, im Hinblick auf ihren Gatten davon ein herzerquickliches Zeugniß zu vernehmen. Einer der nicht anwesenden Prediger hatte nämlich, da er sich nicht persönlich einfinden konnte, des vollendeten Lehrers in einem Briefe gedacht, der unter allgemeiner Theilnahme vorgelesen wurde. Er lautete:

„Theure Brüder aus allen christlichen Dörfern der Pwo-Karenen von Bassein! Ich schreibe dieß, um einige Worte der Erinnerung an unsern amerikanischen Lehrer zu sagen. Es ist dieß. Ich meinestheils und wir Alle, die wir aus Gott geboren sind, sind so zu sagen das Werk unsres geliebten Lehrers Van Meter in Christo. Und er hat um unsretwillen Mühsale ertragen, indem er aus seinem eignen Lande kam und alle die reichen Segnungen desselben verließ und beinahe 20 Jahre lang unter uns lebte. Und allenthalben und in jedem Dorf lehrte und ermahnte uns dieser unser geliebter Lehrer in allen Stücken nach dem Worte Gottes, und in seinem Eifer arbeitete er oft, bis er erschöpft war.

„Bei unsrer letzten Versammlung war er sehr krank in sein Land zurückgekehrt. Wir Alle begleiteten ihn auf seinem Wege mit unsern Gebeten und hofften, er werde wieder zu uns kommen, um uns durch seinen Unterricht in Gottes Wort zu leiten. Allein, liebe Brüder, was wir gehofft und ersehnt hatten, geschah nicht. Aber dennoch ist es gegangen, wie Gott, unser himmlischer Vater es beschlossen und gefügt hat. An unsrem geliebten Lehrer sind nun die Worte des Apostels Paulus erfüllt: 'Wir wissen aber, so unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben von Gott erbauet, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel.' Darum ist, während wir dießmal beisammen sind, keine weitere Veranlassung mehr für uns, auf seine Rückkehr in unsre Mitte zu hoffen; denn der, welchen wir liebten, hat seine Hütte abgelegt und ist in das Reich Gottes droben eingegangen. Also, meine Brüder, wie wir seither uns sehnten, ihn in diesem Leben wiederzusehen, sollten wir jetzt uns sehnen, ihn in seiner obern

Heimat zu schauen. Und wie wir mit ihm in Eintracht zusammen lebten und arbeiteten, so laßt uns nun um so mehr unter einander thun.

„Daß unsre Herzen uns jetzt entsinken und wir in unsren Anstrengungen nachlassen sollten, würde sich nicht ziemen. Anstatt dessen ziemt es sich, daß wir sogar mehr thun als bisher. Geliebte! wenn wir jetzt nicht mehr thun als seither, müßte er uns zurufen, wie Paulus seinen Galatern: 'Meine lieben Kinder, welche ich abermal mit Aengsten gebäre, bis daß Christus in euch eine Gestalt gewinne. Ich wollte, daß ich jetzt bei euch wäre, und meine Stimme wandeln könnte, denn ich bin irre an euch.' Wie die Schrift sagt, ziemt es sich nicht, daß wir in unserem Muth nachlassen und matt werden, aber es ziemt sich, daß wir des Lehrers gedenken, der uns das Wort Gottes gesagt hat, als er hier unter uns war, und daß wir alle seine Lehren und Ermahnungen tief in unsre Herzen fassen und darin festhalten, bis wir sterben.

„Wenn wir so kämpfen, werden wir ihn droben im Reiche Gottes wiedersehen, wie wir es für hienieden gehofft hatten. Darum seid fest in dem Herrn, und möge die Gnade Gottes auf allen Kindern unsres Lehrers Van Meter ruhen, die er in diesem Bassein-Lande in Christo gezeugt hat!" —

Hier im Strombelta ist übrigens die christliche Thätigkeit eine mehrfach getheilte. Im J. 1851 nämlich war eine Deputation der Baptistischen Missions-Gesellschaft nach Barma gesandt worden, um alle durch die britische Eroberung Pegus nöthig gewordenen neuen Maßregeln mit den Missionaren zu berathen. Man hatte eine unglückliche Wahl getroffen; die beiden Herren führten nämlich mit großer Hartnäckigkeit ihre Ansicht durch, daß vom Schulwesen jeglicher englische Unterricht ausgeschlossen bleibe, womit nicht blos die Söhne reicher Barmanen in einer großen Handelsstadt vom Einfluß der Mission abgeschnitten, sondern auch die begabtesten christlichen Jünglinge und Predigtamtscandidaten für ihr weiteres Studium auf die noch sehr in den Windeln liegende karenische und barmanische Literatur beschränkt wurden. Eine Anzahl baptistischer Missionare sah sich bewogen, um dieser neuen Verordnungen willen auszutreten und zur Gründung einer free Mission Society den Anstoß zu geben. So hat Miss. Vinton († 1858) mit seiner Gattin (die 1864 starb, von vielen Gemeinden als Mutter betrauert), ein Werk gegründet, das sich bedeutend ausbreitete und wahrscheinlich noch von seinen

Söhnen und seinem Schwiegersohn Luther fortgeführt wird. Doch wurde durch diese Trennung das brüderliche Zusammenwirken der Missionare selbst nicht wesentlich gestört; die austretenden wandten sich hauptsächlich dem Sgau-Stamme zu, während die zurückgebliebenen die Pflege der Pwo Karenen fortführten.

Bedenklicher scheint die Arbeit der Anglikanischen Mission für die Baptistischen Gemeinden zu werden. Seit dieselbe im J. 1864 in Rangun eintrat, hat sie hier und in Thayet Myo englische Schulen gegründet, welche einen gedeihlichen Fortgang haben. Neuestens hat aber Miss. Trew eine Anzahl barmanischer Nationalgehilfen von der Baptistischen Gemeinde an sich gezogen (1871) und dehnt seine Operationen auch auf die umherliegenden Dörfer aus. Er sammelt hauptsächlich Barmanen in die Kirche, kommt aber auch in Berührung mit Karenen-Christen. Vom Besuch in einem Dorfe erzählt er: „Hier fand ich einen greisen Baptisten, 106 Jahre alt und noch merkwürdig gesund und kräftig. Nachdem er alle seine zweiten Zähne verloren, wächst ihm jetzt ein schönes und festes drittes Gebiß. Er nahm meinen Finger und steckte ihn in seinen Mund, um mich davon zu überzeugen. Zum Andenken an seinen Besuch schenkte er mir seinen Karenen-Rock." — Im letzten Jahre war übrigens große Aufregung in Rangun durch ein Geschenk des Königs von Barma an die dortige Pagoda. Der Monarch hat nämlich einen ungeheuren Goldschild aufs Dach des Tempels gestiftet, und alle Welt opferte dem neuen Schild, mit kostbaren Vasen, Glocken und Lichtern, mit Drangabe des langen Haupthaars, eine alte Frau sogar durch Abschneiden eines Fingers, den sie vor dem Schilddach als Kerze verbrannte. —

Eine einzige Station noch, und unsre Rundreise ist zu Ende. Unterhalb der Stelle, an welcher der Irawady sich in den Rangun und Bassein theilt, liegt am Hauptstrom Henthada, die Hauptstadt des volkreichen und fruchtbaren Distrikts zwischen diesen verschiedenen Flüssen. Miss. Thomas ließ sich 1854 hier nieder und gründete bald die erste Karenengemeinde in Henthadabusch, acht Stunden südlich von der Stadt. Jetzt zählt dieser Bezirk 46 Gemeinden mit 49 eingebornen Predigern und 1558 Gemeindegliedern. Getauft wurden im vorletzten Jahr 57 Personen; die blühende Normalschule umfaßte 89 Zöglinge.

2. Das Gemeindeleben und die Bedürfnisse der Mission.

Wenn es die Aufgabe jeder Mission ist, sich möglichst bald entbehrlich zu machen, so hat unstreitig die unter den Karenen sich diesem Ziel schneller genähert, als manche andre. Wohl mochte darum das Herz der Missionare sich von Freude und Dank heben, als vor Jahren schon in einem der lebendigeren Bezirke von einem eingebornen Diener des Worts bei einer Konferenz Sätze aufgestellt wurden, wie diese:

1. Die amerikanischen Christen haben uns lange genug als Kinder getragen. Es ist Zeit, daß wir anfangen, eigene Schritte zu thun.

2. Wenn wir uns nicht selbst helfen lernen, müssen wir gleich Kindern umkommen, falls die Hilfe der amerikanischen Christen uns einmal fehlen sollte. Wenn wir uns immer auf die Füße Andrer verlassen, was sollen wir thun, wo diese lahm werden? Wenn wir uns immer auf die Augen Andrer verlassen, um unser Boot zu lenken, was sollen wir thun, wann sie erblinden?

3. Dieses Werk ist ebenso gut unsre Sache, wie die der weißen Brüder. Wir haben eine Arbeit zu übernehmen, und wenn wir uns dieser entziehen, nachdem Gott uns so reich gesegnet hat, haben wir in unsern Gemeinden nur Abfall und Erlahmung zu erwarten.

In feuriger Rede legte der eingeborne Prediger, der diese Thesen vorgebracht hatte, der Versammlung sodann ans Herz, wie viel mehr die Karenen selbst für das Reich Gottes thun könnten, als sie seither gethan haben, und die Missionare warfen die Bemerkung dazwischen, wie den amerikanischen Christen durch das Herbeiströmen von Tausenden heidnischer Chinesen in der eignen Heimat so viel neue Arbeit erwachse. Nach mehrstündiger Berathung wurde hierauf ein aus 13 Personen bestehendes Comité gewählt, dessen Aufgabe es sein sollte, Beiträge einzusammeln und sich der herabgekommenen Gemeinden anzunehmen. Um den Gemeinden mit gutem Beispiel voranzugehen, verzichteten die Lehrer gleich fast einstimmig auf die Unterstützung, die sie bis dahin zu Anfang des Jahrs von der Mission erhielten, und das gewählte Comité unterzeichnete bei seiner ersten Sitzung eine Beisteuer von 60 fl. zu den genannten Zwecken.

Seither nun haben die Anstrengungen, zu welchen die Gemeinden

sich für ihre Kirchen und Schulen ermannt haben, große, erfreuliche Fortschritte gemacht. Am entwickeltsten ist diese Opferwilligkeit schon unter den Sgaus im Distrikt von Bassein. Da sie vorzugsweise durch den Dienst eingeborner Evangelisten gesammelt wurden, war es von Anfang an in vielen Fällen wie selbstverständlich, daß sie für die geistlichen Gaben, die ihnen gereicht wurden, ihren Lehrern leibliche Handreichung thaten, und so haben sie's allmählich dahin gebracht, daß im J. 1869 ihre Beiträge sich auf nicht weniger als 19,364 Rupies (23,237 fl.) beliefen. Mit Ausnahme einer kleinen, ihnen bisher von der Regierung bewilligten Unterstützung für Unterrichtszwecke, bestritten sie die Auslagen für alle ihre geistlichen und geistigen Bedürfnisse ohne fremde Hilfe. Daraus darf aber keineswegs geschlossen werden, daß sie besonders wohlhabende Leute seien. „Sie sind ein armes Völklein," sagt vielmehr Miss. Carpenter. „Unerfahren im Handel und in andern Beschäftigungen, verdienen neunzehn Zwanzigstel von ihnen ihren Lebensunterhalt durch Reisbau. Ohne Ochsen und Büffel können sie auch hierin nichts ausrichten, und doch haben sie in den letzten 5—6 Jahren durch eine verheerende Seuche mehr als zwei Drittel ihres Viehstands verloren. Ihr Reis wird schlechter bezahlt als in andern Bezirken. Sie sind schwerer besteuert, als die ackerbautreibende Bevölkerung irgend eines andern Theils von Indien oder selbst der Türkei. Für Asiaten sind sie aber an harte Arbeit gewöhnt, und da Kleider und Häuser der dürftigsten Art für ihre Bedürfnisse ausreichen, sind sie im Stande, sich gehörig mit Reis zu versorgen, und daneben noch für den Unterhalt ihrer Pfarrer und Schulen die Hände offen zu haben. Ich kann nicht genau sagen, wie es früher gehalten wurde; das aber weiß ich, daß in den letzten zwei Jahren keiner der 58 Prediger dieser Kirchengenossenschaft auch nur einen Heller aus Amerika oder irgend einer andern auswärtigen Quelle bezogen hat. Die meisten von ihnen erhielten ein ausreichendes Einkommen von ihren betreffenden Gemeinden; etwa acht bis zehn der bedürftigsten Prediger haben aus dem Kirchenfonds einen Jahreszuschuß von 20—30 Rupies erhalten, und 15—20 vielleicht haben den Unterhalt ihrer Familien durch die Arbeit ihrer Hände ergänzt, was unter Baptisten-Predigern ja nichts Neues ist. Wirklichen Mangel, das bin ich versichert, hat keiner gelitten. Sie alle aber sind bessere und tüchtigere Leute geworden, und das Reich Christi hat in diesem Theile Barmas ohne allen

Vergleich größere Fortschritte gemacht, als dieß unter andern Verhältnissen der Fall gewesen wäre.

„Bei der letzten Jahresversammlung unsres Gemeindebundes berührte einer der Prediger seine Erfahrungen in dieser Beziehung. 'Als auf unsrer Jahresversammlung von 1860 angekündigt wurde, es seien keine Hilfsquellen aus Amerika mehr für uns flüssig, wollte mir das Herz entsinken', sagte er. 'Br. Kai und Br. Kway jedoch sagten, das thue nichts, Gott werde schon sorgen. Dennoch war mir recht bange, und ich kam sehr niedergeschlagen nach Hause. Bald darauf besuchte mich eines der Gemeindeglieder, sah sich in meiner Wohnung um, und bemerkte, daß der Salzkrug beinahe leer war. Am andern Tag kam jener Mann wieder und füllte den Krug. Nicht lange darauf fand eine der Schwestern heraus, daß meine Matten alt und zerrissen waren. Sie sagte, der Lehrer sollte doch neue Matten haben, und die Matten kamen. So gieng es fort. Da war nirgends ein Mangel. Reis, Fische, Kleider, Alles, was wir wirklich bedurften, erhielten wir so reichlich als zuvor. Und wie stand es um das Predigen? Vorher hiengen wir nicht von den Gemeinden ab; wir waren von dem Missionar ausgesandt und bezahlt; wir fühlten unsre Wichtigkeit und ließen das merken. Nachher aber konnten wir nicht anders, als unsre Leute lieben und die Arbeit um ihrer Seelen willen thun!"

Ihre Kapellen bauen diese Bassein-Gemeinden schon lange her ohne die mindeste Unterstützung aus der Missionskasse. Sie sind einfach, aber immerhin besser, als irgend eines der Wohnhäuser im Dorfe. Die Kosten für einzelne unter ihnen haben sich auf 1000 bis 2000 Rupies belaufen, und einige wenige sind mit starken und sauber gearbeiteten Bänken aus der Bassein-Schulwerkstatt versehen. Im Allgemeinen sind die Kapellen nur etwas zu groß gebaut, theils um die Versammlungen des Kirchenbundes fassen zu können, die so oft als möglich zu beherbergen der Ehrgeiz jeder Karenengemeinde ist, theils um es zu ermöglichen, daß bei den gewöhnlichen Gottesdiensten jeder sich längs der Wände hin niederkauern und den Rücken bequem anlehnen kann, den ganzen innern Raum vor dem Prediger für die Kleinen freilassend, die in der lebendigen Umzäumung vor jeder etwaigen Gefahr geborgen werden.

Daß seine Sgaus über der Sorge für das Nächstliegende diejenige für die Ausbreitung des Evangeliums bis jetzt noch etwas

hintangesetzt haben, rügt Carpenter als einen wesentlichen Mangel. 600—1000 Rupies jährlicher Beiträge für die Mission innerhalb ihrer eignen Grenzen will ihm nicht genug sein. „Mehr als die Hälfte der Zöglinge des Predigerseminars in Rangun ist aus Bassein", argumentirt er. „Wenn der Geist Gottes die Herzen dieser jungen Leute entflammte, welche Siege könnten sie nicht für Christus erfechten in den Gebirgen im freien Karenenland, in Pegu und im fernen Siam! Wenn der gleiche Geist die Herzen unsrer 6000 Namenchristen mit Liebe und Eifer für die Mission erfüllte, so könnte jeder dieser jungen Männer zu den Heiden gesandt und so lange unterstützt werden, bis er thätige, ihre Lehrer selbst erhaltende Gemeinden gegründet hätte. Wären nur zwei diesem Unternehmen gewachsene weiße Missionare bereit, sie ins Karenenland und nach Siam hinüber zu führen, ich wollte wetten, daß diese Gemeinden die Mittel zum Unterhalt von zehn Hilfsmissionaren aus der Zahl ihrer eignen Söhne zusammenbrächten!"

Daß eine karenische Missionsthätigkeit wirklich besteht, werden wir bald sehen; für jetzt verweilen wir noch einen Augenblick bei dem innern Ausbau der Gemeinden.

Die Pwos in Bassein haben darin mit den Sgaus nicht gleichen Schritt gehalten. Nicht einmal für ihre einfachen Dorfschulen strengten sie sich, so lange Van Meter lebte, zu den nöthigen Opfern an. Nach seinem Heimgang wurde es dann seiner Gattin schwer, die erforderlichen Beiträge zu der Normalschule zu erhalten, in welcher die Schullehrer und die Candidaten für das Predigtamt ihre Vorbildung empfangen, und doch lag ihr diese Anstalt ganz besonders am Herzen. Auf der bereits erwähnten Versammlung des Pwo-Bundes lenkte sie deßhalb die Aufmerksamkeit der Pfarrer und sonstigen Deputirten ernstlich auf diesen Punkt hin. Daß Jahr um Jahr verstrichen war, ohne daß die erwartete und von Frau Van Meter erbetene Regierungsunterstützung für die Normalschule bewilligt wurde, hatte die Leute ganz kleinmüthig und verzagt gemacht. Die „Mama" aber ermahnte sie feurig, vorerst nur einmal Alles zu thun, was Gott von ihnen fordern könne, dann sei es Ihm ein Kleines, auch das Herz der Regierung zu lenken. Es entspann sich eine lange Besprechung darüber, wobei auch einer der anwesenden Sgaus das Wort ergriff. „Meine Brüder," hob er an, „ich habe mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme Alles

gehört, was Ihr da gesagt habt. Doch wenn wir zur Zeit der Aussaat dächten, wir wollen den Einen Korb voll Reis, den wir haben, nicht ins Wasser und in den Schlamm werfen, sondern ihn behalten, so bliebe er uns freilich, aber vermehren würde er sich nicht. Wenn wir dagegen im Vertrauen auf Gott ihn aussäen, so bringt er 20 oder 40fältige Frucht. Gerade so ist es mit den Kosten für die Erziehung unsrer Kinder. Laßt uns nicht daran kargen; sie trägt mehr Frucht als unsre Reisfelder. Ich weiß, meine Brüder, daß viele von Euch sehr arm sind. Ich weiß genau, wie es Euch ums Herz ist, wenn die Mama und Andre in Euch dringen, Ihr solltet mehr für die Schulen thun. Als wir Sgaus zuerst an unsre englische Schule dachten, meinten Viele von uns, das thue sich nicht. Ich selbst war lange einer von denen, welche dachten, man könne doch den Ziegen nicht die Milch nehmen, aber wir probirten's, und Ihr seht, was Gott für uns gethan hat." — Die Besprechung endete mit dem Beschluß der Pwos, den Versuch gleichfalls zu machen, und nachträglich erhielt Frau Van Meter auch eine Regierungsbewilligung von 1000 Rupies zunächst wenigstens für Ein Jahr.

Dem Vorbild der Sgau-Gemeinden im Bassein-Distrikt am nächsten sind unter den jüngeren Stationen in der Verwaltung ihrer eignen Angelegenheiten die Christen von Schwaigyin gekommen. Ganz aus freien Stücken haben dieselben kürzlich den Wunsch ausgesprochen, künftig weder für ihre Prediger, noch für ihre Schulen mehr Unterstützungen aus der amerikanischen Missionskasse zu erhalten. Daneben haben sie angefangen einen eignen Missionsfonds zu gründen, der sich 1870 bereits auf 1000 Rupies belief.

In Henthada bewegten in demselben Jahr viele der eingebornen Prediger ernstlich den Gedanken, den Zehnten von ihrem Einkommen für Zwecke des Reiches Gottes zu bestimmen, und ihre Gemeinde-Aeltesten schlossen sich ihnen an. Die Beiträge der Gemeinden, abgesehen von dem, was sie für ihre kirchlichen Bedürfnisse aufbrachten, beliefen sich auf 800 Rupies, und es bildete sich ein eigener Missionsverein zur Evangelisirung der Heiden des Bezirks.

Ein Hilfsverein sämmtlicher Baptistengemeinden Barma's für die amerikanische Muttergesellschaft besteht nun seit sieben Jahren. Als er am 31. Oktober 1868 sein drittes Jahresfest feierte, wohnten demselben im Ganzen 759 Personen bei, worunter 32 eingeborne

ordinirte Prediger, 61 Laiengehilfen und 155 Abgeordnete eingeborner Missionsgemeinden. Von diesen sind weitaus die meisten karenisch, wenige barmanisch, und nur fünf Gemeinden bestehen aus Schans. Vier volle Tage dauerten die nach strenger Geschäftsordnung stattfindenden Berathungen, unterbrochen von Predigten und erbaulichen Zusammenkünften in verschiedenen Sprachen, wobei die eingebornen Prediger sich nicht minder betheiligten, als ihre amerikanischen Brüder. Es wehte durchweg der Geist der Eintracht und Liebe, und alle Anwesenden fühlten, welch weites Arbeitsfeld ihnen in Barma selbst und im angrenzenden Siam noch in Angriff zu nehmen bleibe. Diese vielgetheilte und doch gemeinsame Arbeit, die auch den gemeinsamen Gegenstand der Fürbitte bildete, wurde als das beste Mittel empfunden, die eingebornen Gemeinden unter sich zu innigerer Liebe zu verbinden und im Glauben zu stärken. Aber auch weiterhin sollte dieses Band der Liebe geknüpft werden, indem man die in Madras, Asam, Siam und China arbeitenden Brüder der gleichen Missionsgesellschaft bat, mit dem barmanischen Hilfsverein in Korrespondenz zu treten.

Als dieser am 9. November 1870 in Taungu sein fünftes Jahresfest hielt, zu dem sich auch die 12 amerikanischen Missionare und ihre 11 amerikanischen Hilfsarbeiter einfanden, stimmte nach lebhafter Besprechung die ganze Versammlung drei Beschlüssen bei, die Zeugniß geben, daß man über der äußeren, die gerade in Taungu so nöthige innere Mission keineswegs vergaß. Sie lauteten:

„1. Allen Predigern, Laien und christlichen Frauen soll es aufs Neue ernstlich ans Herz gelegt werden, wöchentlich wenigstens Einmal einen Anlauf zu nehmen, ihren heidnischen Nachbarn das Evangelium zu verkünden.

„2. Die eingebornen Prediger und Gemeinden sollen ermahnt werden, nur solche zur Taufe zuzulassen, die wirkliche Beweise von einer Herzensänderung geben, und ausgeschlossene Glieder nur nach klaren Zeugnissen einer bußfertigen Rückkehr zu Gott wieder in die Gemeinde aufzunehmen.

„3. Da aus vielen eingelaufenen Berichten ein großer Mangel an Erkenntniß von Seiten der Kirchenglieder zu ersehen ist, und die Gemeinden dadurch den schädlichen Einflüssen des Aberglaubens und falschen Begriffen von Bekehrung und Kirchenzucht ausgesetzt sind, wird allen mit der Gesellschaft in Verbindung stehenden Pre-

digern empfohlen, nach Vermögen jede Gemeinde und jedes Haus ihres Bezirks zu besuchen und den Leuten klare und gründliche Belehrung zu ertheilen, so wie auch die schriftmäßigen Hilfsmittel der Kirchenzucht zu gebrauchen. Als ein weiteres Mittel, die erwähnten Uebelstände zu bekämpfen, ist die möglichst ausgedehnte Verbreitung der heiligen Schrift und der aus der Missionspresse hervorgehenden Traktate und Zeitschriften anzustreben."

Ihrem Bericht über die Leistungen des barmanischen Hilfsvereins aber fügten die amerikanischen Sendboten zugleich einen dringenden Hilferuf um mehr Arbeiter aus der Heimat bei. „Jede nachdenkliche Person," heißt es darin, „welche mit den geographischen Beziehungen und den geistlichen Bedürfnissen unsrer unmittelbaren Nachbarschaft bekannt ist, sieht ein, daß unsre jetzigen Anstrengungen den schreienden Bedürfnissen von Ort und Zeit entfernt nicht entsprechen. Wenn sämmtliche Missionare ihre ganze Kraft der Unterweisung der bereits gebildeten Gemeinden und der Heranbildung der eingebornen Geistlichkeit widmen könnten, würden sie noch immer finden, daß sie nur wenig zu thun vermöchten, verglichen mit der vor ihnen liegenden Aufgabe. Und wenn sämmtliche Missionare sich ausschließlich der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden widmen könnten, so würde jeder von ihnen in seiner unmittelbaren Umgebung Arbeit genug für ein ganzes Leben finden, während die Millionen jenseits derselben ohne Gott und ohne Hoffnung dahinstürben. — In Bassein liegt die Oberleitung der Mission unter den Sgau-Karenen mit ihren 59 weit zerstreuten Gemeinden, deren Elementarschulen und der Normalschule in der Hand eines einzigen Mannes. Ist es zu verwundern, daß unter einer solcher Verantwortlichkeit seine Gesundheit zusammenbricht, wenn er neben seinen Obliegenheiten für Kirchen und Schulen auch noch den Handwerker, Arzt und Richter zu machen hat? Wie kann er, Herz und Hände bereits so voll, auch noch in die Gebirge Arakans, oder das Thal des Stromes bis zu seinem Ausfluß hinauf und bis zu seiner Mündung hinab das Evangelium verkünden? Auf derselben Station sind die 60,000 Pwo-Karenen jetzt ohne Missionar. Sie haben sich als ein interessantes und sehr empfängliches Volk gezeigt und sind dem Christenthum zugeneigt, aber kein Europäer in Barma kann in ihrer Sprache predigen. Dasselbe gilt von den Pwos in der Gegend von Rangun, Maulmein und Tawoy. — Mit wenigen

Ausnahmen steht überall nur Ein Mann, wo zur Erweiterung des Werkes mindestens zwei nöthig wären. Die alten Stationen Mergui, Sitang, Kyouk Phyu und Arakan stehen verödet. Mehrere Gemeinden sind erloschen; andre haben noch den Namen daß sie leben, sind aber todt; in noch andern glimmt nur ein schwacher Docht fort, während nur etliche wenige helle und scheinende Lichter sind, stark genug für das ihnen von Gott anvertraute Werk. Miss. Norris hat mit der doppelten Arbeit unter Barmanen und Karenen in Tawoy neben der Aufsicht über die Gemeinden in Mergui die Hände zu voll, um sich auch noch nach Siam hinüberzuwagen, das doch ein vielversprechendes Arbeitsfeld gäbe, sobald nur ein Europäer da wäre, den Weg zu bahnen. — Schwaigyin und Taungu sind in Betracht der Größe ihres Arbeitsgebietes im karenischen Zweig des Werks nur sehr schwach besetzt, während im ganzen Sitangthal hinauf bis zum Schanland für die Barmanen kein einziger Missionar da ist. Auch der breite Landstrich zwischen dem Sitang und Irawady von der Stadt Pegu nordwärts bis zur Grenze des heutigen Barma's hinauf, ist, obgleich wimmelnd von Karenen, noch immer vernachlässigt, die kleinen Strecken ausgenommen, welche der Rangun- und Henthada-Mission zugetheilt sind. — Ebenso sind die zahlreichen Khyenen im Nordwesten von Prome unter dem Druck der näher liegenden Arbeit von unsern Missionaren noch nicht erreicht worden. — Das Schanland ist auf verschiedenen Wegen erfolgreich bereist, und die verschiedenen Dialekte sind sorgfältig verglichen worden. Traktate, Katechismen, ABC- und Rechenbücher und Theile der heil. Schrift sind gedruckt worden oder befinden sich jetzt unter der Presse, aber wir haben nur einen einzigen der Schansprache mächtigen Missionar, und die Gesundheit dieses Einen ist schwankend. Seit mehreren Jahren schon bitten nun die Roth-Karenen um Missionare; aber vergeblich richten sie ihre Blicke auf uns, weil wir zu Hause schon mehr zu thun haben, als wir vollbringen können. — Wir können die Wichtigkeit der genügenden Besetzung der alten Stationen nicht stark genug betonen, damit, statt in ihrem Wachsthum stille zu stehen, diese Gemeinden an Erkenntniß und Gottseligkeit zunehmen und bald den Grad von Reife erlangen, der es den Missionaren zum Bewußtsein bringen wird, daß ihre spezielle Aufgabe hier nun gelöst sei."

Das hier mit so großer Dringlichkeit ausgesprochene Bedürfniß

nach mehr europäischen (oder vielmehr amerikanischen) Arbeitern könnte einigermaßen im Widerspruch erscheinen mit der erwachenden Selbständigkeit der Karenen-Gemeinden, die wir oben besonders von Miss. Carpenter in Bassein rühmen hörten; allein gerade er zeigt uns auch die neuen Bedürfnisse, die mit dieser Erstarkung des christlichen Bewußtseins verknüpft sind. Als ein abermaliger Beweis, wie das Christenthum die unfehlbare Grundlage der Civilisation ist, beginnt nämlich unter den Karenen sich ein ungemeiner Wissensdurst zu regen. „Das Unterrichtswesen ist unsern Bassein-Karenen ein Gegenstand von ganz besonderer Wichtigkeit," schreibt Carpenter. „Denke aber Niemand, es bestehe bei ihnen irgend ein Gegensatz zwischen Bildung und dem Evangelium. Die Bibel ist in ihren Augen die Fundgrube aller Weisheit, und ihrer und auch ihrer Kinder einzige Hoffnung. Sie wird daher in jeder ihrer 61 Dorfschulen, so wie in der städtischen Normalschule als tägliches Lesebuch gebraucht. Die von Miss. Abbott, Frau Wade und Frau Whitaker verfaßten Katechismen sind die ersten Lesebücher aller Kinder und werden von Hunderten auswendig gelernt. Die auffallende Vermehrung und die damit gleichen Schritt haltende Verbesserung unsrer Dorfschulen in den letzten vier Jahren verdanken wir unter Gottes Segen der Einführung neuer Lehrfächer und einer neuen Unterrichtsmethode durch einige unsrer jungen Leute aus dem Predigerseminar. Unter Anderem ist so auch der vierstimmige Gesang eingeführt worden, und gleich hat er sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Hunderte von Singbüchlein sind schon bestellt und verkauft worden. Allerorten hört man die Kinder und die Jugend zwei-, drei- und vierstimmige Lieder singen, allerdings noch nicht ganz richtig, doch ist es hübsch zu hören und hat den heidnischen Sängern und Schulen bereits die Hälfte ihrer Anziehungskraft benommen. Die einzige Unterstützung, welche unsre Dorfschulen je genossen, war ein Regierungsbeitrag von jährlich 2,400 Rupies, der ihnen aber dieses Jahr entzogen wurde. Den größern Theil der Auslagen dafür haben die Gemeinden von jeher selbst getragen, und künftig werden sie dieselben ganz übernehmen; denn Schulen wollen sie einmal haben, und dazu die bestmöglichen Lehrer."

Auf diesem Gebiet tritt nun nach der Ueberzeugung sämmtlicher amerikanischen Sendboten eine neue Anforderung an die Mission heran. Früher beschränkten sich die Baptisten in ihrer Thätig-

keit fürs Schulwesen auf Elementarschulen für Kinder und Seminare für eingeborne Prediger. Jetzt aber macht sich das Bedürfniß geltend, die zwischen diesen Anfangs- und Endpunkten liegenden Lücken auszufüllen. Es werden Lehrerseminare und höhere Unterrichtsanstalten für die wissensdurstige Jugend nöthig; auch die Nothwendigkeit weiblicher Erziehungsanstalten macht sich fühlbar. In Bassein und Henthada ist diesem Bedürfniß bereits einigermaßen durch die Gründung von Normalschulen Rechnung getragen worden; doch ist dies nur erst ein schwacher Anfang. Darum haben im Lauf des Jahrs 1870 alle damals in Barma anwesenden Karenen-Missionare sich zu folgender Erklärung vereinigt:

„Wir, die unterzeichneten Karenen-Missionare, haben das Gefühl, daß die Treue gegen unsern Herrn es uns nicht gestattet, länger mit dem Versuch zu zögern, eine Anstalt ins Leben zu rufen, worin die Kinder unsrer eingebornen Christen eine gründliche Bildung erlangen können, ohne genöthigt zu sein, die römisch-katholischen Schulen zu besuchen. Seit Jahren schon hat es uns geschmerzt zu sehen, wie sehr das Werk unsrer Hände unter dem Mangel an einer solchen Anstalt litt.

„Wir sehen den Katholizismus und Ritualismus um uns her eindringen, und die Karenenchristen sind auf dem Standpunkt angelangt, auf dem sie etwas von dem Werth einer gründlichen Bildung zu verstehen beginnen. Viele ihrer Kinder sind voll Begierde darnach und werden diese Begierde irgendwie stillen. Sie sehen blühende Schulen um uns her, und obgleich diese Schulen unter dem Einfluß des 'siebenköpfigen Thieres mit zehn Hörnern' stehen, erkennen die Karenen das Uebel nicht, das hinter einer schönen Außenseite lauert. Wir aber sind die Wächter auf Zions Mauern; wir sehen das Schwert kommen und dürfen nicht sagen: Friede, Friede. Es ist unsere innige Ueberzeugung, daß wenn wir amerikanischen Baptisten uns nicht schnell aufmachen, für einen Platz zu sorgen, wo die Kinder unsrer 20,000 Christen eine gründliche Bildung erlangen können, die Gelegenheit dazu bald vorbei sein wird, und wir in die peinliche Lage versetzt sein werden, die Mission großentheils unsern Händen entschlüpfen und in die bloßer Formalisten übergehen zu sehen. Mißverstehet uns nicht. Wir vergeben damit der Ueberzeugung nichts, daß das Erste bei allen Evangelisationsbestrebungen die Verkündigung des Wortes ist und

nichts in irgendwelcher Weise diese wichtigste Arbeit beeinträchtigen darf. Aber daneben fühlen wir auch tief die Bedeutung des Erziehungswesens. Als praktische Männer können wir die Wichtigkeit desselben für die Entwicklung des christlichen Lebens nicht übersehen. Die Erfahrung lehrt, daß wenn dem Prediger nicht der Lehrer nachfolgt, die Arbeit des Ersteren vergleichungsweise fruchtlos ist.

„Was wir bedürfen ist also:

„1. Daß in Barma wenigstens Eine Anstalt gegründet werden sollte, die, so klein auch ihr Anfang und so niedrig der Standpunkt sein möchte, von dem sie ausgienge, doch von Jahr zu Jahr sich erweiterte, bis den Karenen darin Gelegenheit zu einer vielseitigen Bildung geboten wäre.

„2. Daß diese Anstalt mit den nöthigen Gebäuden, Lehrern und Lehrmitteln ausgestattet würde, und solchen Schülern derselben, welche den Wunsch und die Befähigung dazu haben, gestattet wäre, ihre Studien in englischer Sprache zu machen."

Die heimische Kommittee stimmte diesem Vorschlag alsbald bei und traf vorbereitende Maßregeln zu seiner Ausführung, sprach aber daneben die Erwartung aus, daß diejenigen, welchen die neue Anstalt zu gut kommen soll, auch zu den entsprechenden Schulgeldern bereit seien.

3. Missionsreisen außerhalb der britischen Grenzen.

Es wäre naheliegend, bei dem nun unter den Karenen erwachenden Bildungstrieb gleich auch der wissensstolzen Barmanen zu gedenken, in deren Mitte sie leben, und deren Freude an Gelehrsamkeit gewiß nicht ohne Einfluß auf sie geblieben ist. Fassen wir indeß zuerst noch die neuen Wege ins Auge, die sich dem Liebeseifer der Missionare außerhalb der britischen Grenzen unter Karenen und andern einfachen naturwüchsigen Bergvölkern erschließen. Bahnbrechend sind da hauptsächlich die amerikanischen Brüder Rose, Cushing, Norris und Bunker vorgedrungen. Im Winter 1867/8 gelangten die beiden Ersteren auf unabhängig barmanischem Gebiet bis an die chinesische und siamesische Grenze hinüber zu den Wohnsitzen der wilden, dem König von Barma tributpflichtigen Schans. In Mandaleh, der Residenz des jetzigen Beherrschers von Barma, mit einer königlichen Vollmacht versehen, setzten sie ihre Reise zuerst auf schön gebahnten Wegen durch fruchtbare Land-

schaften, dann auf schmalen, gefährlichen Gebirgspfaden an gähnenden Abgründen vorbei fort. Wiederholt begegneten sie hier schon chinesischen Karawanen, deren ganze Erscheinung noch weit seltsamer und fremdartiger war, als sie sichs gedacht hatten. Bei einer derselben befanden sich auch zwei junge Chinesen, die in ihrer Heimat durch einen katholischen Priester bekehrt worden waren. Als sie Cusching erblickten, faßten sie ihn fest ins Auge, dann bekreuzten sie ihre Stirnen und riefen aus: „Christian", knieten vor ihm nieder, küßten ihm die Hand und zeigten ihm einen Brief an den katholischen Bischof. Rose war etwas zurückgeblieben und sah das nicht; als er sie aber erblickte, sagte ihm etwas in ihrem Wesen gleich, das müssen Christen sein, und er umarmte sie freudigen Herzens als Brüder. Wie wohl that doch diese Begegnung im fernen Heidenland! Sie wiederholte sich nachher auf dem Rückweg ebenso freundlich in Mandaleh, wo Rose die beiden jungen Leute bei dem katholischen Priester traf (Miss. Mag. 1869, S. 388 f.). Was über die Schans zu erkunden war, sah weniger günstig aus, als der Anblick ihrer wohlgebauten Gestalten, ihrer belebten Märkte und fruchtbarer Felder. Nichts scheint, wenigstens im Gebirge, unter ihnen von Alters her gewöhnlicher zu sein, als daß ein Dorf das andre, ein Bezirk den andern überfällt und ausplündert, zuweilen aus bloßer Raublust, zuweilen aus Habgier und Rachdurst zugleich.

Die Missionare sahen einen der beiden jetzt regierenden Fürsten, einen abstoßenden jungen Mann von 23 Jahren mit zwei Frauen und etlichen Brüdern. Die ganze Familie machte einen sehr unangenehmen Eindruck. Der kürzlich verstorbene Vater steht im Rufe, viel mehr von einem Räuber, als von einem Regenten gehabt zu haben. Der ganze Hof war dem Genuß des Opiums ergeben. Um den Bambu-Palast des Fürsten her standen bei Tag und Nacht 50 Bewaffnete — nur halb bekleidet und allem Anschein nach auch nur halb genährt. Trotz all dem aber fanden die Missionare dennoch willige Ohren. Die königliche Vollmacht, die sie in Mandaleh erhalten hatten, that dazu freilich auch das ihre. Sie waren darin als „amerikanische Lehrer" bezeichnet, die mit königlicher Genehmigung reisen und predigen. Das war wohl geeignet, Neugierde zu erwecken. Und noch größer wurde das Erstaunen, als die Missionare die Friedensbotschaft ihres Königs ausrichteten. Es war bekannt, welch eifriger Beförderer des Buddhismus der barmanische

Regent war. „Wie kann er denn da andern Lehrern erlauben, eine neue Lehre zu verkünden?“ fragten die Leute, und manche kamen zu dem Schluß: „Wenn er wüßte, was ihr lehret, würde er es euch gewiß nicht erlauben zu predigen.“ Nun, ob wissend oder unwissend, er hat es thun müssen nach dem Willen dessen, der die Herzen der Könige lenkt wie Wasserbäche. Wir werden von den höchst merkwürdigen Vorgängen am barmanischen Hof nachher noch Näheres hören.

Erfreulichere Wahrnehmungen machten die Reisenden unter den schwarzen Karenen, von denen sie auch ein Dorf berührten. Dieselben wohnen in den niedern Theilen des Gebirgs und sind ein ruhiges, geordnetes Völklein. Da sie keine Bücher in ihrer eignen Sprache besitzen, die von der der übrigen Karenen so verschieden ist, daß sie einander gegenseitig nicht verstehen, benützen sie oft Schan-Bücher.

Auch an dem Stamme der Yans, mit dem sie bekannt wurden, hatten die Missionare Freude. Sie fanden unter demselben Leute, die das Barmanische so fließend wie ihre Mutterzunge sprachen, was bei den Schans sehr selten ist. Ihr 16—18jähriger Fürst schien gutmüthig und freundlich, aber seine gläsernen Augen verriethen den Gebrauch von Opium. Er hatte drei Frauen, aber keine Kinder. Auffallend groß war die Zahl der Wittwen und vaterlosen Familien in seinem kleinen Ländlein. Viele der Männer, hieß es, seien auf englisches Gebiet ausgewandert; andre haben bei dem König von Barma Kriegsdienste genommen und wollen nicht wiederkehren. Der junge Fürst und sein Hof interessirten sich sehr für seine Gäste und wollten, nachdem einige bekehrte Schans, die mit den Missionaren gekommen waren, sehr gut gepredigt hatten, auch noch die weißen Lehrer selbst hören. Es waren unter ihnen sehr verständige und gewandte Leute, die schnell die Wahrheit eines überzeugenden Beweises fühlten. Gleich am folgenden Tag kamen die Missionare aber in ein von den Leuten des jungen Fürsten zerstörtes Dorf.

Am Schluß ihrer Predigtreise durch das Schanland durften die Missionare noch ein recht liebliches Beispiel erfahren von dem Segen, der auf einem einzigen Wort oder Buch ruhen kann. Mitten unter eifrigen Buddhisten trafen sie einen Alten, der vor 30 Jahren

in Awa einmal einen Katechismus erhalten hatte. Sobald er ihn heimgebracht hatte, war er ihm verbrannt worden, aber was er darin gelesen, hatte sich so tief in sein Herz gegraben, daß er seither nur noch an den Einen großen Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde glaubte, dem alle Menschen dienen sollen. Von Seinem Sohne Jesus Christus wußte er wenig, fast nichts — seit 30 Jahren hatte er auch keinen Christen mehr gesprochen, kein christliches Blatt mehr zu Gesicht bekommen! Es war ein lieblicher Sonntag, den Rose mit ihm und einigen wahrheitssuchenden Alten zubrachte, ehe sie aus dem zerrissenen, gebirgigen Schan-Lande wieder in das ebene, fruchtbare Barma eintraten.

Das Jahr darauf erreichte Rose auf einer seiner Predigtreisen die unweit der chinesischen Grenze gelegene Stadt Bhamo, die bisher außerhalb alles europäischen Verkehrs stand. Barmanen, Schans und chinesische Kaufleute wohnen in derselben durch einander. Der Empfang von Seiten des barmanischen Gouverneurs war sehr kühl, und die Chinesen schienen beim Anblick der Missionare auch nichts weniger als erfreut von dem Gedanken, es könnten einmal englische Kaufleute den Weg hieher finden und ihnen Konkurrenz machen. Das Volk aber, sowohl Barmanen als Schans, begegnete den Fremden mit der größten Hochachtung und lauschte verlangend ihren Worten. Während ihres fünftägigen Aufenthalts schaarten sich in verschiedenen Theilen der Stadt täglich aufmerksame Hörer um sie, und wiederholt kamen Abends noch Leute in den mittleren Jahren und von höherem Alter zu ihnen in ihr Boot, um sich von dem Wege zum Glück und von dem Mittel sagen zu lassen, der Sünde los zu werden. Auch das Verlangen nach Büchern war so groß, daß die Missionare kaum Vorrath genug bei sich hatten, ihm ganz zu entsprechen. Einmal folgte ihnen ein neugieriger Haufe aus der Stadt in ihr Boot. Alles, was Rose hatte und that — seine weiße Haut, sein helles Haar, seine Kleider und Schuhe, seine Uhr, sein Besteck — war Gegenstand bewundernden Staunens. Ein Weiblein aber, das seit zwei Tagen schon seine aufmerksame Zuhörerin war, hob an: „Ja, ja, all' das ist höchst wunderbar; das wunderbarste von Allem aber ist mir die Lehre, die er verkündet, daß der Sohn des wahren, ewigen Gottes die Strafe und den Tod erlitten habe für die Menschen, für alle Menschen, für uns, und daß, wenn wir an Jesus Christus glauben, wir ohne die

Hölle zu schmecken in das Land himmlischer Seligkeit kommen und nie mehr sterben sollen. Wunderbar! Wunderbar!"

Zu wunderbar, zu groß zum Glauben war diese Lehre in der That den meisten Bhamo-Leuten. Die Einwendung, die Rose wieder und wieder zu hören bekam, war: „Deine Lehre verspricht zu viel. Sie verspricht völlige Befreiung von der Sünde und ihrer Strafe in der zukünftigen Welt mit vollkommener Heiligkeit und Seligkeit. Das ist zu viel; es ist unmöglich, namentlich für große Sünder, wie die meisten Menschen es sind." Ein einnehmender Schan-Jüngling, der acht Tagereisen nördlich von Bhamo zu Hause war und sich Anfangs sehr scheu benahm, weil er Rose für einen Spion hielt, konnte, nachdem er einmal etwas von dessen Predigt gehört, gar nicht genug bekommen. Er wollte durchaus ihn mit sich nehmen, damit auch die Seinen diese frohe Kunde hören. Der Missionar mußte ihn abschlägig bescheiden, gab ihm aber ein neues Testament zum Abschied. Der Jüngling nahm es und sagte: „Ich glaube, was du mir gesagt hast, daß dein Gott der rechte Gott und daß dieses Buch wahrhaftig Sein Buch ist, und ich will allen den Meinen sagen, daß sie es anbeten." Vergeblich suchte Rose ihm zu erklären, Gott habe uns die heil. Schrift nicht gegeben, damit wir sie anbeten, sondern daß wir daraus Ihn und seinen Willen kennen lernen. „Wir können aber Gott nicht sehen, nicht hören, nicht fühlen; das nächste, wodurch wir uns Ihm nahen können, ist also, Sein Buch anzubeten," war des Jünglings letztes Wort.

Wie Rose und Cushing den Irawady zum Ausgangspunkt ihrer Missionsreisen ins Innere machten, so Norris den Salwen, den Grenzfluß zwischen Barma und Siam. Mehr noch als die Schans, mit denen auch er auf siamesischem Gebiet zusammentraf, erregten seine Theilnahme die Karenen, die dort weit zahlreicher wohnen, als man es vor seiner Untersuchungsreise gewußt hatte. Ihnen schlagen natürlich auch in besonderem Maße die Herzen ihrer glücklicheren Brüder auf englischem Gebiet entgegen, die dort nicht nur Frieden für ihre Seelen, sondern auch äußerlich ein ruhigeres Leben gefunden haben, als sie es einst unter barmanischer Herrschaft hatten, und als ihre zerstreuten, bedrückten Stammgenossen im despotischen Siam es jetzt führen. Wie allenthalben, so drängt auch hier die Zeit, zu wirken so lange es Tag ist. Geschäftiger als je

suchen buddhistische Priester die Gebirgsstämme für ihren Glauben zu gewinnen. Französische Priester und Nonnen und italienische Jesuiten kommen in immer größerer Zahl und reichen bereits vom Herzen Barma's aus ihren Brüdern jenseits der chinesischen Grenze die Hand. Die Vortheile englischer Bildung werden so allgemein anerkannt, daß, wer nur immer will, eine Schule eröffnen kann. Sollte darin für evangelische Christen nicht ein doppelter Sporn liegen, nicht zurückzubleiben?

Ins freie Land der Rothkarenen endlich drang Miss. Bunker zu Anfang des Jahrs 1869 auf unbekannten Pfaden vor. Er konnte keine Führer finden, so groß war unter den Bewohnern der Gegend die Furcht vor den umherschweifenden Räubern. Als er mit seinen vom Süden mitgebrachten Begleitern nach zweitägigem Marsch durch das bewaldete Bergrevier wieder in das Thal des schönen Salwen hervortrat, stand er bewundernd da vor dem stolz dahinziehenden Fluß und all den majestätischen Höhen, die sich hinter und übereinander aufthürmten. Und doch, wie wenig Glück auf diesem herrlichen Stück Erde! Da lag nicht weit entfernt ein scheinbar gut erhaltenes Dorf, aber es war keine menschliche Seele darin zu sehen. Dichte Schlingpflanzen umrankten die Wohnungen; Niemand pflückte die Frucht des Tamarindenbaums. Ungesammelt hieng wilder Honig in Menge an vielen großen Bäumen; Bauholz im Werth von Tausenden von Gulden lag gefällt am Ufer der Bäche und Flüsse, um den Strom hinab geflößt zu werden; aber die Hände fehlten, es vollends ins Wasser zu bringen. Sichtbar war in Folge feindlicher Ueberfälle Alles so öde.

Bunker hatte zu dem östlicher wohnenden Häuptling Boten vorausgeschickt, um dessen Einwilligung zu seinem Besuch zu erbitten; sie kamen aber mit einer abschlägigen Antwort zurück. Nun wandte er sich ungefragt nach Westen. Drei Tage lang gieng es jetzt durch vom Krieg verwüstete Gegenden. Die Natur war allenthalben reich und schön, aber niedergebrannte Dörfer und zerstörte Felder zeigten, wie der Mensch hier gehaust hatte. An einer Stelle lagen so viele Körbe, Glasperlen und Salz zerstreut am Weg, daß man sah, es mußte erst kurz eine herumziehende Räuberhorde hier eine Karawane geplündert haben. Unerwartet freundlich aber war der Empfang, der ihm dann von dem Häuptling wurde. Derselbe war schon ein wenig mit der Religion Jesu bekannt und hätte gern alle seine

Unterthanen in derselben unterrichten sehen. Bis jetzt hatten sie aus Mangel an beßrer Erkenntniß den Geistern gedient.

(Schluß folgt.)

Die Mission in Aegypten.

Es ist eine amerikanische Gesellschaft, die der unirten Presbyterianer, welche dem Lande der Pharaonen gegenwärtig den größten Dienst erzeigt. Ein Geistlicher, der Oberägypten bereiste und bei den dortigen koptischen Christen ein freundliches Entgegenkommen fand, machte die Gesellschaft auf dieses Arbeitsfeld aufmerksam, und im Jahr 1854 wurde es von vier Missionaren besetzt, unter denen Dr. Hogg und Dr. Lansing die am meisten genannten sind.

Es wäre sicherlich von hohem Interesse, eine zusammenhängende Schilderung der Thätigkeit zu erhalten, welche diese Männer entwickelt haben. In Ermanglung einer solchen versuche ich einen kurzen Ueberblick über den Verlauf und die Erfolge ihrer Arbeit aus den mageren Berichten zusammenzustellen, welche mir zugänglich geworden sind.

Einladend waren sicherlich die Mittheilungen nicht, welche die vieljährigen Arbeiter der kirchlichen Mission, die Deutschen Kruse und Lieder, von der Zugänglichkeit der Kopten machen konnten. Freilich war man diesen Missionaren auf ihren Reisen am Nil hinauf und durch Unterägypten überall freundlich begegnet; die Bibeln, welche sie vertheilten, wurden gelesen; die koptischen Jünglinge, die ihren Unterricht genossen, setzten sich über manche Vorurtheile der väterlichen Religion hinweg und lernten zwischen Bibellehre und kirchlicher Tradition einigermaßen unterscheiden. Aber ob es zu wirklichen Bekehrungen kam, blieb fraglich; die Jünglinge redeten zwei Zungen, mit Engländern englisch, mit Kopten koptisch, wohl ohne ihrer Zweizüngigkeit selbst recht bewußt zu werden. Die beiden Missionare setzten ihnen am Ende auch kaum mehr mit starken Anforderungen zu. Sie selbst schienen es fast mehr für ihre Aufgabe zu halten, die Kopten im Ganzen auf ein höheres Niveau der Er-

kenntniß und christlichen Praxis zu erheben, als ein protestantisches Gemeinlein aus ihnen zu sammeln.

Die Erfahrung hat gezeigt, wie erklärlich und entschuldbar eine solche Art des Missionirens unter den alten Kirchen des Morgenlandes ist; und es gibt noch Missionsleiter von tiefer Einsicht, welche wenigstens in der einen oder andern dieser Kirchen, z. B. bei der orthodoxen Kirche Griechenlands, keine andere Weise der Missionsthätigkeit für ersprießlich halten. Für die andern Kirchen haben aber im Fortgang jeder solchen Arbeit die Patriarchen und Bischöfe die Frage in der Weise gelöst, daß man entweder von jedem Versuch einer tiefergehenden Erleuchtung und Belebung abstehen oder sich zu dem Ablösen der lebendigen Glieder von dem modernden Körper, dem sie bisher angehörten, verstehen mußte. Zu dieser Art des Vorgehens sahen sich jedenfalls die amerikanischen Sendboten in Aegypten bald genug genöthigt; zum Glück besaßen sie auch die dazu erforderliche Freudigkeit und Beharrlichkeit.

Um die Zeit, da Miss. Lieder gebrochen von Alter und Krankheit Cairo zu verlassen beschloß, kamen die amerikanischen Brüder an. Ihnen wurden nun die Schulgebäude und Schulmittel abgetreten; auch schlossen sich ihnen manche der bisherigen Zöglinge und Gehilfen an. Zuerst eröffneten also die neuen Sendboten eine große Schule in Cairo, die besonders von koptischen und jüdischen Kindern besucht wurde; dann predigten sie regelmäßig in Arabisch und benützten die kühlere Hälfte des Jahres, um auf dem Nilboot nach Oberägypten zu fahren und wo möglich alle koptischen Dörfer mit der h. Schrift und andern Büchern zu versehen. Die Kopten sind die Schreiber des Landes und gelten allgemein für Gelehrte; der Muhammedaner redet sie gewöhnlich als Muallem (Lehrer) an. Und sie haben wirklich eine große Begierde nach Büchern, so daß sie, wenn auch großentheils sparsam, ja zum Geiz geneigt, doch gern sich in den Besitz von wohlfeilen Schriftwerken setzen; die Bibel besonders schätzen sie hoch.

Da landet nun der Missionar mit seinem Boot; im Hauptdorf ist er schon bekannt und findet vielleicht keinen neuen Kunden für die mitgebrachten Schätze. Aber er fragt jetzt, welche Dörfer im Innern auch koptische Familien enthalten, und miethet ein Pferd oder ein Kameel. Beladen mit Büchern reitet er ins Land hinein. Vielleicht sieht ihn ein Weib aus der Ferne kommen, schreit auf

und läuft, ihre Kinder zu verstecken; denn sie fürchtet, da rücke ein türkischer Effendi an, um ihre Söhne für die Armee oder für öffentliche Arbeiten oder für irgend welche Regierungsschule in Beschlag zu nehmen. Wenn sie aber den Ruf hört: Gottes Wort! Wer will Gottes Wort kaufen? steht sie still und bewundert den schönen ihr entgegen gehaltenen Einband. Die Kinder des Dorfs umringen den Reiter und führen ihn zum Moslim Scheich, oder, wo sie eine solche haben, in die koptische Kirche. Alles kommt und will die Bücher sehen; die Knaben reißen sich darum, eine Leseprobe abzulegen; die wenigen Bedürfnisse des Reisenden werden mit aller Freundlichkeit befriedigt; Käufer drängen sich herbei und handeln ein wenig. Nach Sonnenuntergang aber kommt eine Versammlung zu Stande, größer als man von dem ärmlichen Dorf oder Weiler erwartet hätte.

„Sie hören das Wort mit Lust," erzählt Dr. Hogg. „Zwar halten sie sich, bei all ihrem Schmutz und manchfacher Versunkenheit für ältere und bessere Christen als die schlimmen Sektirer aus Amerika, welche irgendwie Leute an sich zu ziehen suchen. Aber ihre Ehrfurcht vor der h. Schrift verleugnen sie nie. Die Geistlichkeit nennt uns Wölfe in Schafskleidern, reißende Wölfe, welche der Herde nicht verschonen, pharisäische Eiferer, die Land und Wasser umziehen, um Einen Proselyten zu gewinnen und dann ein Kind der Hölle aus ihm machen, zwiefältig mehr denn wir selbst sind ꝛc Wenn man sich aber alle diese Komplimente gefallen läßt und auf die Bibel zu sprechen kommt, schauen sie doch verwundert auf. Wer kümmert sich auch sonst um sie? Wer bringt ihnen etwas ins Dorf? Warum wird denn kein Weiler, kein noch so ärmliches Nest von diesen Weißen unbesucht gelassen? Wie oft ists schon geschehen, daß kein Reitthier aufzutreiben war; dann haben diese Herrn ihre Bücher vom Nilboot 2—3 Stunden weit ins Land hineingetragen, um vielleicht nur wenige derselben los zu werden. Und warum begnügen sie sich mit so geringer Bezahlung? Denn diese kann ja kaum die Kosten des Einbands decken. Der Kopte ist nämlich ein guter Rechner, und dann liebt er schön gebundene Bücher; ein Goldschnitt stiehlt ihm das Herz. Am Ende sind diese Amerikaner doch die eigentlichen 'Leute des Buchs', ist ein Wort, das man auch von ihren bittersten Gegnern hören kann."

Am Anfang war alles lauter Freundschaft, von Seiten der koptischen Würdenträger sowohl als seitens des Vicekönigs. Dazu

trug das maßvolle Benehmen der Missionare viel bei, indem sie von Anbeginn alles Disputiren über Religion vermieden, und auch in ihren Schriften weder irgend einen Irrthum der koptischen Kirche direkt angriffen, noch auch die unter den Kirchenfürsten herrschende Sittenlosigkeit bloslegten. Einmal (1861) kam es in Siut zu einem Auflauf: eine Koptin war gezwungen worden, muhammedanisch zu werden, und wollte nun reuig zur Kirche zurücktreten; da wurde der Missionsarzt Faris, ein Syrier, der ihr zu Hilfe kam, fast zu Tod geprügelt. Nicht nur aber erlangte der amerikanische Konsul die exemplarische Bestrafung des Rädelsführers; derselbe mußte dem Arzt 12,000 fl. Entschädigung zahlen, während 13 der angesehensten Muselmanen zu mehrwöchigem Gefängniß verurtheilt wurden. Der Vicekönig fand sich auch bewogen, der Mission sehr bequem gelegene Gebäulichkeiten in Cairo (wohl 100,000 fl. im Werth) zu übermachen (1862), und zwar that er das, um seine Unparteilichkeit zu zeigen, nachdem er kurz zuvor französischen Priestern eine ähnliche Gunst erwiesen hatte. Daß die Missionare 1856 auch in Alexandrien eine Station errichteten, war ganz nach seinem Sinn; er pries sie hoch als uneigennützige Erzieher seines Volks. Er hatte allen Grund dazu; denn die Mehrzahl der Schreiber und Unterbeamten im Telegraphen- und Eisenbahndienst, wie in sämmtlichen übrigen Regierungsbureaux hat alle Bildung, die sie besitzen, den amerikanischen Missionsschulen zu verdanken.

Fast zehn Jahre lang arbeiteten die vier Missionare in dieser Weise, ohne mehr als etwa 40 Kirchenglieder (in Cairo) um sich zu schaaren. Dann aber gewann ihre Arbeit eine größere Ausdehnung und zugleich ward ihre Zahl verdoppelt. Mansura in Unterägypten (1865), Fajum (1865) in Mittelägypten, Siut (1865) und Ghus in Oberägypten (1866) wurden fast um dieselbe Zeit Stationen der Missionare, und ihre Fortschritte erregten zugleich die Aufmerksamkeit der geistlichen und weltlichen Behörden. Man wußte, daß Tausende von Kopten im Herzen ihrer Religion entfremdet und dem Bibelglauben zugefallen waren. Der Vicekönig fand, diese Amerikaner unterminiren seine Allgewalt über bisher so gefügige, schweigsame Unterthanen; so ließ er eines schönen Tags im Herbst 1865 70 Knaben der Siut-Schule insgesammt fortführen, damit sie drei Monate lang an der Eisenbahn arbeiten und ihren Khedive nicht vergessen. Das geschah, obgleich der Großvater

Said Pascha den Missionaren ausdrücklich versprochen hatte, ihre Schulen sollen nie von einer der üblichen Aushebungen heimgesucht werden. Weiter half dann der Vicekönig dem Patriarchen auf den verschiedenen Stationen Oppositionsschulen zu eröffnen, und ließ außerdem den Scheichs (Aeltesten) der verschiedenen Dörfer Oberägyptens einen Ferman vorlesen, welcher besagte: „die Kopten sind der Regierung so getreue Unterthanen wie ihre muselmanischen Brüder; weil aber viele der erstgenannten jetzt ihre Religion verändern, veranlaßt durch drückende Erpressungen der Scheichs, so wird diesen hiemit empfohlen, die Kopten auf dem Fuße völliger Gleichheit mit den Moslems zu behandeln. Das ist der oberherrliche Wille Seiner Hoheit des Vicekönigs." Damit sollte nur angedeutet werden, daß die Kopten, wenn sie nicht für Aufrührer gegen die Obrigkeit gehalten werden wollen, sich alles Religionswechsels zu enthalten haben.

Besonders ärgerlich aber war dem koptischen Patriarchen, was sich 1866 in Ghus ereignete. In dieser nur eine halbe Tagereise von den Ruinen Thebens entfernten Stadt hatten vier gelegentliche Besuche der Missionare und das Lesen der von ihnen verkauften Schriften eine solche Bewegung hervorgebracht, daß sie zugleich mit der Anlegung einer Station schon eine Gemeinde von 26 Abendmahlsgenossen gründen konnten. Dazu half außer den Bibeln ein koptischer Mönch Mikhail, der sein neues Paar Schuhe darangerückt hatte, um Gottes Wort zu erhandeln, und sich eine Zeitlang beschied, barfuß umherzuwandeln. Er war aber bereits an Beinen gestiefelt, fertig zu treiben das Evangelium des Friedens; und keine Verfolgung des Patriarchen machte ihn an seinem Berufe irre. Der Khedive ließ damals den Uebergetretenen sagen: „sie seien seine Unterthanen, so gut wie die Muhammedaner, allein an Leuten, welche ihre Religion wechseln, habe er einmal kein Gefallen." Der Bann des Patriarchen und die Willkür einer gewissenlosen Regierung können aber den Bekehrten das Leben bitterer erschweren, als sich unser eines zu denken vermag.

Der Patriarch seinerseits steigerte die Verfolgung (bes. 1867), bis das Einschreiten des englischen Konsuls Reade ihr Einhalt that. Man zählte damals 150 Abendmahlsgenossen in fünf Gemeinden. Eine Druckerei in Cairo verschaffte die Bücher für Kirchen und Schulen, die an vielen Orten errichtet wurden; zugleich bildeten sich

die Missionare die nöthigen Lehrer (18) und Lehrerinnen (15 in 1869) und hatten bald 8 zuverläßige Hilfsprediger.

Nun zeigte sich auch, daß ihr schriftgemäßes Verfahren seinen Eindruck auf die koptische Geistlichkeit nicht verfehlte. Viele Priester, und nicht zum wenigsten solche, welche im Auftrag des Patriarchen sich an den Verfolgungen betheiligt hatten, wurden nachdenklich, schämten sich des Bilderdienstes, ja gaben ihn, so weit es ihnen möglich war, ganz auf; manche entfernten geradezu die Gemälde aus den Kirchen, und suchten in die todte Form des Gottesdienstes irgendwie Leben zu bringen. Eine beträchtliche Anzahl derselben vernachläßigte die Beichte und die Fasten, und gieng darauf aus, sich gute Bücher zu verschaffen und ihnen gemäß zu lehren.

Im Jahr 1869 hatten die Missionare 200 Kommunikanten in ihren Gemeinden, und 600 Kinder in 14 Schulen. Nur ungern geben sie diese Knaben und Jünglinge an den Regierungsdienst ab, der begreiflicher Weise eine große Versuchung für die koptische Jugend ist. Denn da sich in demselben die Sonntagsarbeit von selbst versteht, können die Angestellten nicht daran denken, die Kirche zu besuchen oder überhaupt sich der engeren protestantischen Gemeinschaft anzuschließen. Dankenswerth bleibt immerhin der Umstand, daß der ganze Einfluß dieser jungen Männer zur Bekämpfung des herrschenden Aberglaubens mithilft. Am meisten Freude aber erlebten die Missionare an ihrem theologischen Seminar, das 22 Zöglinge zählte.

Und nun begann eine neue Bewegung in Nakhalieh, einem Dorfe 7 Stunden oberhalb Siut, wo sich Alles zur Kirche drängte, so sehr, daß der koptische Bischof bald einsah, diesem Drange lasse sich kein Einhalt mehr thun. Wirklich hielt derselbe an, bis die neuen Christen binnen drei Jahren die größte protestantische Gemeinde in Aegypten bildeten. Beim letzten Abendmahl wurden 22 neue Glieder zumal aufgenommen. Hier ist nun auch kürzlich nach gründlicher Prüfung der erste eingeborne Pastor Tadrus Jusef ordinirt worden, ein Mann, welchem Dr. Hogg mit vollem Zutrauen die Pflege der gesammelten Herde übertragen konnte, als er dieses Frühjahr Aegypten verließ. Tadrus hielt eine Predigt über Tit. 2, 11—14, welche an Gehalt denen der ältesten Missionare gleich kam. — Aehnlich gieng es in Sinoris, einem Dorfe bei Fajum: Da waren bis 1870 etliche 20 Communikanten zusammengebracht worden, im Jahr 1871 mehrte sich ihre Zahl um 19.

Dr. Hogg blickt mit großem Dank auf die Resultate seiner Arbeit in Siut zurück. Seit sechs Jahren hat er dort gearbeitet, und doch nur 50 Monate etwa sich auf diese Stadt und ihr Gebiet beschränkt; es ist ihm aber gelungen, drei Gemeinden und darunter thätige Förderer des Werks zu sammeln. Es thut einem Europäer wohl, von den sonst so apathischen kriechenden Kopten auch einen gewagten Jugendstreich zu vernehmen. Acht seiner Jünglinge nämlich ließen sich vom ersten Drang ihrer Bekehrung hinreißen, dem Beispiel Gideons nachzueifern und einige Bilder in dem alten Kirchlein, die ihnen besonders ärgerlich waren, bei nächtlicher Weile zu zerstören. Die Sache machte aber großen Lärm; Griechen, Kopten und Katholiken verbanden sich, über Kirchenraub zu schreien, und brachten es dahin, daß die acht Jünglinge, welche ihre That nur gar nicht läugneten, nach Esneh transportirt wurden und dort in Ketten einhergehen und das Straßenkehren besorgen mußten. Anfangs hieß es sogar, die drei Hauptschuldigen seien verurtheilt, im Nil ertränkt zu werden, während das Gesetz nur die Bestimmung enthielt, solche Beschädigungen an Gebäuden müssen reparirt oder, wenn die Schuldigen dazu nicht im Stande sind, mit 50—150 Schlägen gebüßt werden. Doch dauerte der Triumph der Bilderfreunde nicht allzulange. Durch die Verwendung des amerikanischen Konsuls bei den Oberbehörden erreichte der Missionar, daß die Jünglinge frei gegeben und nur dazu verurtheilt wurden, den angerichteten Schaden zu ersetzen. Ihre Rückkehr nach Siut (1870) hatte eine wirkliche Sensation zur Folge, und mehrte bedeutend die Menge der Zuhörer im protestantischen Gottesdienst.

Hogg berechnet die Zahl der Bücher, die er in und um Siut her verkauft hat, auf 6859 Bände, meist Theile der Bibel, und jedes Jahr fügt hiezu 1500 und mehr Bücher auf dieser einzigen Station. Bereits im Jahr 1864 aber war der jährliche Bücherverkauf aller Stationen auf etwa 10,000 Bände angewachsen, für welche über 600 fl. eingenommen wurden; und seither ist dieser Handel beständig im Steigen, weil die damals eingeführte neue arabische Bibelübersetzung mit wirklichem Enthusiasmus aufgenommen wurde. Seit jener Zeit besteht auch ein christliches Monatsblatt, das ungemeinen Anklang fand.

Damals (1864) war es, daß der getaufte indische Maharadscha Dalip Sing eine halbdeutsche Unterlehrerin in der Cairo Mäd-

chenschule, Fräulein Bamba Müller, heirathete, und daß das fromme Paar seine Hochzeitreise dazu benützte, in Begleitung eines bewährten Christen das Delta des Nils zu bereisen und bei der Bibelverbreitung zu helfen. Die junge Gattin des Prinzen hat auf jener Rundreise eine unglückliche koptische Frau in Damiette, welche zum Islam übergetreten war, zu Christo zurückgeführt. Der Prinz selber aber war so glücklich über seine unverhoffte Eroberung in der Mädchenschule, daß er nicht nur der Mission ein großes Geschenk machte, sondern sich auch verpflichtete, ihr jedes Jahr 6000 fl. zu schenken, wie er auch seither keine Gelegenheit versäumt hat, für ihre Interessen thätig zu sein.

Doch die hauptsächlichste Frucht der Mission ist die Weckung eines freien Sinns und des Gefühls von eigener Verantwortlichkeit in ihren Bekehrten. Jünglinge, welche durch sie gebildet sind, haben zuerst in Cairo sich zu einem Verein verbunden und einen Saal gemiethet, in welchem sie zum Bibellesen und zu gemeinsamer Betrachtung an den Abenden der Woche zusammenkommen. — Andere Bekehrte in Siut gründeten einen Evangelistenverein, der zweimal in der Woche die wichtigsten Fragen bespricht und Anordnungen für einen regelmäßigen Besuch der umliegenden Dörfer an jedem Sonntag trifft. Die Erfahrungen, welche diese freiwilligen Evangelisten auf ihrer Predigttour machen, werden dann am Dienstag ausgetauscht. Sie hören bei ihren Besuchen in den 17 Dörfern um Siut manchmal merkwürdige Neuigkeiten, z. B. daß ihr Missionar Dr. Hogg ein Zauberer sei, der über Brod und Datteln seinen Segen spreche, sie dann an die Leute vertheile und so Protestanten aus ihnen mache. Hat mans nicht gesehen, wie sogar ein Hund, der ein Stück Brod von dem Missionar bekam, sich augenblicklich im Seminar einstellte und dasselbe nicht mehr verlassen wollte? — An zwei Orten, in Siut und Fajum, haben die kleinen Gemeinden durch ihr unabläßiges Bitten bei den Behörden, noch mehr aber bei Gott, es erreicht, daß der Wochenmarkt vom Sonntag weg auf den Dienstag verlegt wurde.

Als Dr. Hogg seinem lieben Siut im Frühjahr 1872 den Rücken kehrte, um einen Besuch in Schottland zu machen, das ihn bisher freigebig mit Bibeln in 16 Sprachen versehen hatte, ließ er dort drei organisirte Gemeinden mit 180 Abendmahlsgenossen zurück und wußte, daß auch in seiner Abwesenheit an der Wiedererweckung

Aegyptens tüchtig weiter gearbeitet werde. Es ist also Hoffnung vorhanden, daß auch dem Land der Pharaonen die verheißene Gnadenzeit aufgehen wird, da der Herr Zebaoth sie segnen und sprechen wird: Gesegnet bist du, Aegypten, mein Volk.

Eine Erinnerung aus dem indischen Militäraufstand.

Die Ermordung des Generalgouverneurs von Indien auf den Andamanen und die nicht lange zuvor in Kalkutta stattgefundene Ermordung des Lord Oberrichters Norman beschäftigen die Gemüther der in Indien lebenden Engländer natürlich noch sehr. Will man auch dem an Lord Mayo begangenen Mord jede politische Triebfeder absprechen und ihn einzig auf die Zuchtlosigkeit zurückführen, in der man wilde Fanatiker an ihrem Verbannungsort dahin leben ließ, so ist das in Beziehung auf die Ermordung des Oberrichters Norman nicht möglich, und tiefer Blickende betrachten mit Recht beide Freveltaten als im engsten Zusammenhang stehend mit den Ruhestörungen, die in der letzten Zeit da und dort vorgekommen sind und auf einen unter den Muhammedanern herrschenden Zustand der Unzufriedenheit, wo nicht auf noch Ernsteres schließen lassen. Erfreulich ist es aber dabei, daß unter den unheimlichen Erscheinungen unsrer Tage es noch Niemand eingefallen ist, die Mißstimmung der Muhammedaner der Mission zur Last legen zu wollen, wie man dieß bei dem furchtbaren Militäraufstand des Jahrs 1857 eine Zeitlang mit so viel Erfolg versuchte. Wie grundlos jene Anschuldigungen waren, ist allerdings längst zur Genüge bewiesen; erst kürzlich aber hat ein indisches Blatt, der Friend of India, volles Licht über eine Thatsache gebracht, die man damals auf die verschiedenartigste Weise zu erklären versuchte: warum nämlich die Madraspräsidentschaft und die Centralprovinzen von der furchtbaren Empörung verschont blieben. Jener Artikel schreibt nach authentischen Quellen die Bewahrung dieser Gebiete vor den im Norden verübten Greueln nächst Gott der Liebe eines Muhammedaners zu einem evangelischen Missionar zu. Wir haben im Leben des edlen Stephan Hislop

(Miss. Mag. 1870, S. 10) das für Nagpur und Kampti rettende Warnungswort bereits erwähnt, aber ohne noch die ganze Bedeutung desselben zu kennen.

Im Juni 1857 war im mittleren Indien keine irgendwie genügende Militärmacht, um die Ruhe aufrecht zu erhalten. Der ganzen Küste entlang, von Kalkutta bis nach Madras hinab, befand sich kein europäischer Soldat, außer den wenigen Invaliden in Vizagapatam. Der Geist der Meuterei steckte in der Luft, und Nagpur war ausersehen als der beste Platz, die Fahne der Empörung zu erheben. Für den Fall des Gelingens waren schon Couriere bereit, um südwärts nach Haiderabad und nordwärts nach Mirzapur den muhammedanischen Fanatikern die Kunde von der Ermordung der Europäer zu bringen. Ein auch nur vorübergehender Erfolg wäre für einen großen Theil von Dekkan das Signal zu Ausbrüchen gewesen, deren ansteckendem Schwindel auch die Madras-Sipahis nimmermehr zu widerstehen vermocht hätten.

Unmittelbar vor dem Ausbruch der Meuterei in Bengalen war das 26. Regiment der Madras-Infanterie von Russelkonda nach Nagpur beordert worden. Das in der Madras-Armee eingeführte Familiensystem vermehrte durch den schwerfälligen Troß von Weibern und Kindern, den es mit sich bringt, die Mühen des Marsches durch die fieberschwangern Schluchten der östlichen Ghats. Die Soldaten kamen bei ihrem Kommandanten um Erleichterung und gelegentliche Rast ein, er aber verweigerte diese anfänglich und gewährte sie endlich nur gezwungen in unfreundlicher Weise, so daß die ganze Mannschaft, die Empörung im Herzen, ihr neues Quartier bezog. Die eingebornen Offiziere sympathisirten fast ohne Ausnahme mit den Gemeinen. Um dem Regiment Gelegenheit zu geben, sich wieder zu ermannen, ließ Hauptmann Johnston durch einen der treugesinnten Subahdars, Namens Amir Singh, die Aufforderung an seine Leute gelangen, sich freiwillig zum Dienst gegen die Meuterer in den Nordwestprovinzen zu melden. Doch ihre einstimmige Antwort war: „Nein; nach der Behandlung, die wir auf dem Marsch von Russelkonda erfahren haben, wollen wir zuwarten und sehen, wie die Sache ausschlägt.“ Unter dem Eindruck, das 26. Regiment sei demoralisirt, und darum in solcher Zeit gefährlich, stellte Johnston dem Befehlshaber der in Nagpur stationirten Truppen vor, wie wichtig es sei, das Fort und das Arsenal in bessern Stand zu

setzen. Man hatte bis dahin so gar nicht an diese Möglichkeit gedacht, daß ganz kurz zuvor der Vorschlag gemacht worden war, das alte Fort einzureißen und das Material davon zur Erbauung eines Gerichtshofs zu verwenden. Seine Ausrüstung bestand in achtzehn Kanonen und der nöthigen Munition zu 500 Schüssen für jede. Zwischen ihm und dem Arsenal, gleichsam wie um beide zu beherrschen, befanden sich die Kasernen der Sipahis. Hart daneben stand auch das Regierungsgebäude und das Schatzhaus, in welch letzterem gerade vierzehn Lack Rupies vorräthig waren. Wie in Delhi, lag in den Verhältnissen fast eine Herausforderung zur Meuterei. Hauptmann Johnston drang indeß mit seinen Vorschlägen durch und wurde selbst mit dem Kommando des zur Vertheidigung des Forts bestimmten Detachements betraut, so wie mit dem täglichen Bericht über den Erfolg der Maßregeln, die er zur Verbesserung der Befestigungen ergriff.

Eine Zufluchtstätte für die Europäer war nöthig im Blick auf die eingebornen Truppen in der Umgebung Nagpurs. In Takli, zwei Stunden von der Stadt, lag ein bengalisches Regiment der irregulären, d. h. leichten Reiterei, welche aus fanatischen Muhammedanern bestehend, auch sonst überall zu den Vordersten unter den Meuterern und Mördern gehörte. In der Nähe des Forts waren 800 Mann Infanterie einquartirt, der Mehrzahl nach Leute aus dem Nordwesten, mit einer Kompagnie Hindu-Artilleristen von hoher Kaste. Vier Stunden weiter, in Kampti, lag ein von Unzufriedenheit gährendes Regiment Madras-Infanterie, so wie ein anderes, das vorzugsweise aus Maisur genommen, noch manche Erinnerung an Tippu Sahib bewahrte. Ein weitres Regiment Madras-Infanterie, aus den nördlicheren Theilen der Präsidentschaft stammend, bot mehr Aussicht auf Treue; dazu kam endlich noch ein Regiment muselmanischer Reiterei von Arcot. Die nächsten Militärstationen waren von mißvergnügten Sipahis und feindseligen Moslems besetzt. Die einzige europäische Militärmacht im Bereich von Nagpur war ein Zug berittener Artillerie und zwei Kompagnien Fuß-Artillerie.

Am 10. Juni hatte Hauptmann Johnston in den Kommandanten gedrungen, nach dem Fort und Arsenal zu sehen. Am 12., es war der Freitag, hatte er das Detachement in Sitabaldi zu befehligen. In jener Nacht schlich unter dem Mantel der Dunkelheit

ein alter Muhammedaner, Feiz Baksch, mit seinem Sohne, einem frühern Zögling der Missionsschule, aus der Stadt, um Miss. Hislop zu benachrichtigen, daß der Plan bestehe, am 16. alle europäischen Männer zu ermorden und ihre Frauen den Anführern der Meuterer zuzutheilen. Als alter Freund des Missionars rieth er ihm unverzügliche Flucht nach Bombay. Hislop setzte sogleich den Kommissär Ellis von dieser Mittheilung in Kenntniß. In derselben Nacht hatte sich eine bewaffnete Bande von Meuterern an dem Wege aufgestellt, den Hauptmann Johnston gewöhnlich nach dem Fort einschlug, wurde seiner aber nicht gewahr. Am gleichen Tag wurde auch der Kutscher des Oberbeamten Plowden weggelockt, so daß dieser seine Frau und Kinder selbst nach Kampti führen mußte, als er die Nachricht von dem beabsichtigten Aufstand dorthin brachte. In dem Kriegsrath, den der General dort zusammenrief, fielen fünf Stimmen für die Räumung des Forts, die der Oberbeamte empfahl, und nur durch den energischen Protest eines alten Artillerie-Offiziers wurde die Ausführung dieses wahnsinnigen Vorschlags verhindert. Schnell wurde jetzt eine starke Kolonne nach Sitabaldi abgeordnet, die Sonntags (14.) mit Tagesanbruch dort eintraf. Inzwischen hatten die Meuterer den Beschluß gefaßt, die Europäer lieber schon Samstag Nachts in ihren Betten zu ermorden, als auf die Wenigen zu warten, die sich Sonntags in der Kirche versammeln würden. Plowden hatte eben der leichten Kavallerie für ihr Anerbieten gedankt, als Freiwillige gegen ihre Brüder im Norden zu dienen, als diese sich anschickte, auf die fünf Luftballone zu warten, deren Aufsteigen ihnen, der Stadt, und den Truppen in Kampti das Signal zum Losschlagen geben sollte. Die Vereinigung sollte in einem Garten bei Hislops Haus stattfinden. Von dort aus sollten dann die Banden sich zerstreuen, die Einen, um die Schlafenden zu ermorden, die Andern, um das von Hauptmann Johnston vertheidigte Fort, eine dritte Abtheilung, um das Arsenal und das Schatzhaus zu erstürmen. Samstag Nachts um 10 Uhr hatten sich bereits 400 Muhammedaner der Stadt am Ort der Zusammenkunft eingefunden. Die leichte Kavallerie in Takli hatte ihre Pferde gesattelt und erwartete nur die Rückkehr ihres Boten an die leichte Infanterie. Dieser aber fiel einem schwarzen Unteroffizier in die Hände, der ihn verhaftete und die englischen Offiziere alarmirte. Alles fuhr aus dem Schlaf auf. Hislops Familie entkam gerade

noch in das Fort, ehe die im benachbarten Garten versammelten Muhammedaner das Haus umstellten. Hislop selbst war, da er den Ausbruch des Aufstandes erst zwei Tage später erwartete, mit charakteristischer Unerschrockenheit und Pflichttreue an jenem Samstag Abend auf dem Weg nach Kampti, um Sonntags dort zu predigen. — Sobald indeß die Reiter merkten, daß der Anschlag verrathen sei, sattelten sie ihre Pferde ab und stellten sich schlafend. So wurde Nagpur gerettet, und mit ihm die ganze Präsidentschaft Madras. Die nach Sitabaldi abgesandte Kolonne stellte das Vertrauen wieder her, und die Behörden schritten von dem Augenblick an, da sie die Gefahr erkannten, energisch ein. Von vier festgenommenen eingebornen Offizieren der leichten Kavallerie wurden drei vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Strang verurtheilt. Der vierte und zwei der schlimmsten Rädelsführer aus der Stadt theilten etliche Monate später dasselbe Loos. —

Mit allem Recht hat Lord Palmerston seiner Zeit anerkannt, daß jeder neue Uebertritt zum Christenthum eine weitere Kräftigung der englischen Herrschaft in Indien bedeute; so hat man denn in den englischen Kolonien nachgerade aufgehört sich vor Heidentaufen zu fürchten, als müsse ein Aufruhr daraus entspringen. Mit der Zeit aber mehren sich die Beweise für die wohlthätige Wirkung, welche in wahrhaft christlichem Geiste betriebene Missionen auch auf denjenigen Theil der Bevölkerung haben, welcher sich vorerst der Bekehrung entzieht. Heiden und Muhammedaner können durch die Mission sehr gereizt werden, wer wollte das leugnen? sie können aber auch durch sie belehrt und angezogen, von manchem Vorurtheil befreit, über manche Engherzigkeit erhoben und zu einer edleren Menschlichkeit erzogen werden.

Missions-Zeitung.

William Ellis
ist am 9. Juni 1872 zu seiner Ruhe eingegangen, im Alter von 77 Jahren. Geboren im Jahr 1795, trat er frühe in die Dienste der Londoner Missionsgesellschaft, fuhr 1816 in die Südsee, nach Tahiti und war noch zugegen bei der Bildung einer ersten christlichen Gemeinde von Polynesiern. Eingeladen von

den Deputirten der Gesellschaft, welche auf ihrer Reise um die Welt Tahiti und Hawaii besuchten, begleitete er sie nach den Sandwichsinseln und taufte dort die erste Jüngerin, die Königin-Mutter Keopuolani (1823). Schon nach wenigen Jahren aber (1825) zwang ihn der Gesundheitszustand seiner Gattin zur Rückkehr nach England, wo er sein fünfbändiges, noch immer geschätztes Werk „Polynesische Forschungen" schrieb. Längere Zeit war er dann Sekretär der Missionsgesellschaft, und gab eine Geschichte ihrer Wirksamkeit heraus. Nach dem Tode seiner ersten Gattin heirathete er 1837 die bekannte Schriftstellerin Sarah Stickney. Bekannt ist seine spätere Wirksamkeit in Madagaskar, wohin er wiederholt reiste, sobald sich eine Thüre für die Rückkehr von Europäern auf die Insel zu öffnen schien, um den verfolgten Christen mit Rath und That beizustehen. Fast das meiste was wir von der ostafrikanischen Insel und ihrer Geschichte wissen, danken wir den Werken, welche er nach seiner Rückkehr verfaßte. Sein Ansehen bei den Christen in England wie in Madagaskar wuchs dermaßen, daß der Erzbischof von Canterbury ihm den Antrag machte, als von der Einrichtung eines anglikanischen Bisthums für jene Insel die Rede wurde, ihn selbst, den Dissenter, zum Bischof zu weihen, falls er sich entschließen könnte, die Stelle anzunehmen. Der greise Mann erwog den Vorschlag, wies ihn aber schließlich ab. Frisch bis ins Alter und reich an Werken des Glaubens und der Liebe, durfte er sich noch des herrlichen Umschwungs freuen, welcher Madagaskar in die Reihe der christlichen Völker versetzte. Er hat wie kaum ein anderer die ganze Geschichte der Mission seit dem Anfang unseres Jahrhunderts mit durchlebt, und läßt eine fühlbare Lücke in dem Rath einer der größten Missionsgesellschaften der Welt. Schon eine Woche nach seinem Abscheiden, am 16. Juni, folgte ihm seine Gattin in die rechte Heimat nach. Das edle Paar bereut jetzt keine der vielen Trennungen, denen es sich um der Reichssache willen unterzogen hat.

In Japan

ist zwar kein kaiserliches Edikt erschienen, welches die Gesetze gegen das Christenthum außer Kraft setzte, aber die öffentlichen Anschläge, welche dasselbe bei Todesstrafe verboten, sind plötzlich in Jedo und andern Gegenden des Reichs, wo man sie erst vor zwei Jahren noch erneuert hatte, verschwunden. Die Furcht vor der Opposition der altjapanischen Partei scheint diese stille Beseitigung der unduldsamen Gesetze empfohlen zu haben. Es hieß nämlich, eine Verschwörung unter den jetzt abgedankten Zweischwertmännern, dem früheren Gefolge der Daimijos habe beabsichtigt, am 11. Apr. alle Fremden in Jokohama ꝛc. zumal auszurotten; und die Regierung habe mehr als 300 Theilnehmer an diesem Complot verhaftet.

Missionar Ballagh (von der Reform. Holländ. Kirche Nordamerikas) war es, der am 10. März die erste evangelische Kirche in

Jokohama gründete. Er hat viele Jünglinge zu unterrichten, und brachte unter ihnen einen Gebetverein zu Stande, der schönen Fortgang hat. Einer seiner Schüler, der jetzt Lehrer geworden ist, liest täglich die Bibel mit seinen 120 Zöglingen; und noch andere ließen sich gern zu Evangelisten ausbilden.

Dr. Brown hörte von hohen Beamten, daß alle Verfolgung des Christenthums aufhören werde. Auf eine öffentliche Kundgebung dieses Umschwungs dürfe man aber nicht warten, die Behörden werden ihre Augen schließen und die Leute des Volks mögen, wenn sie es wünschen, ans Christenthum glauben, ohne Untersuchung zu befürchten.

Dr. Brown hat jetzt das Evangelium Johannis übersetzt, das zugleich mit dem von Dr. Hepburn ausgearbeiteten Markus gedruckt werden soll.

Diese Mittheilungen sind nicht ganz das, was die Zeitungen uns zu hoffen berechtigten; aber gewiß fordern sie zu herzlichem Dank gegen Gott und weiterer Fürbitte für jenes interessante Inselreich auf.

Bücheranzeige.

Nacht und Morgen auf Sumatra. Schilderungen und Erzählungen aus dem Heidenthum und der Mission unter den Battas, von Dr. G. Warneck. Barmen, Missionshaus 1872. (8 Sgr.)

Eine sehr ansprechende Schilderung der verhältnißmäßig jungen, aber rasch aufblühenden Batta-Mission. Im J. 1861 begonnen, zählt sie schon auf 10 Stationen 1250 getaufte Christen.

Allan Gardiner, oder: im kalten Süden. Evang. Bücherverein zu Berlin. 1872. (1½ Sgr.)

Dieses 6. Heft der „Missionsgeschichte in Heften" erzählt in der beredten Weise des geschickten Wortmalers den trüben Anfang der Feuerlandsmission, theilt aber leider von dem Fortgang derselben in den letzten 10 Jahren nichts mit.

Samuel Hebich. Ein Beitrag zur Geschichte der indischen Mission. Von zwei Mitarbeitern des Verewigten. Basel, Missionscomptoir 1872. (36 kr.)

Diese Schrift ist eine umgearbeitete, abgekürzte und doch vervollständigte Ausgabe der 1868—70 im Missionsmagazin erschienenen Lebensgeschichte des bekannten treuen Zeugen.

Ein barmanisches Flußschiff

Die Mission unter den Karenen.

(Schluß.)

4. Die Arbeit der Amerikaner unter den Barmanen.

Zu Anfang unsres Jahrhunderts war Barma das größte der hinterindischen Reiche. Noch 1822 reichte es von dem britischen Rangpur bis zum Kambodja 180 geographische Meilen von West nach Ost, und bis zur Insel Junk-Ceylon hinab 270 Meilen von Nord nach Süd. Es besaß einen Küstenstrich von mehr als 280 Meilen Länge; ganz Asam, Kaschar, Munnipur, Arakan und Tenasserim gehörten dazu. Heute aber ist es nur noch ein Binnenland, dessen Einwohnerzahl, die tributpflichtigen Schanstaaten im Osten mit einbegriffen, höchstens auf drei Millionen Seelen geschätzt wird. Unter der manchfach gemischten Bevölkerung des einstigen Reichs fühlten die Mranmas oder echten Barmanen sich nicht nur in stolzem Selbstbewußtsein als das herrschende Geschlecht, sondern rühmten gleich den Inkas in Peru sich sogar himmlischer Abkunft, und ganz haben diesen übermüthigen Sinn auch die nun unter englischem Scepter stehenden Barmanen nicht verloren.

Die Grundsätze, denen der Buddhismus sie huldigen lehrt, hat man schon in folgende Sätze zusammenzufassen gesucht: 1. Nimm deine Zuflucht einzig und allein zu Buddha. 2. Sei fest in dem Entschluß, nach dem höchsten Grad der Vollkommenheit zu trachten, um die rechte Gemüthslage für den Tod zu erlangen. 3. Gehorche und verehre Buddha. 4. Bring angenehme Opfer dar. 5. Preise und erhöhe Buddha durch Musik, Gesang und unausgesetztes Lob. 6. Bekenne deine Sünden in Aufrichtigkeit und Demuth und mit dem festen Entschluß, sie zu bereuen. 7. Wünsche Jedermann Gutes. 8. Ermuthige die Diener des Glaubens in ihrem Beruf.

Diesen allgemeinen Vorschriften fügte dann im 14. Jahrhundert ein Reformator folgende Bestimmungen über die besondern Pflichten der verschiedenen Klassen von Menschen bei:

1. „Menschen von der niedersten Denkweise müssen glauben, daß es einen Gott und ein zukünftiges Leben gibt, in welchem sie Lohn oder Strafe für ihre Handlungen und ihr Benehmen in diesem Leben empfangen.

2. „Menschen von mittelmäßiger Denkweise müssen damit noch die Erkenntniß verbinden, daß alles Irdische vergänglich, daß Unvollkommenheit ein Uebel und eine Erniedrigung, und darum Erlösung vom Dasein Erlösung vom Uebel und somit gleichbedeutend mit Glückseligkeit ist.

3. „Menschen von der höchsten Denkweise müssen überdieß noch glauben, daß nichts besteht, nichts ewig fortdauern, noch gänzlich aufhören kann, außer nach den Gesetzen einer zeitweisen Verbindung und Scheidung; so werden sie zur wahren Erkenntniß Gottes gelangen."

Daß unter diesen auf ihre hohe Weisheit eingebildeten Leuten die thörichte Predigt des Evangeliums nicht so schnell Eingang fand wie unter den einfältigen Bergvölkern, ist selbstverständlich. Je näher aber die Missionare diese Herren des Landes kennen lernen, desto deutlicher sehen sie, wie viel Boden auch unter ihnen der Geisterdienst jener verachteten Stämme hat, wie sie denn trotz all ihres Dünkels der Mehrzahl nach überhaupt auf einer sehr niedern Stufe der Gesittung stehen. Schöne Anlagen lassen sich ihnen zwar nicht absprechen. Sie sind lebendiger und rühriger als die Hindus und andere Stämme der vorderindischen Halbinsel, und obgleich daneben große Freunde der Ruhe, doch selten müßig, wenn es einen Impuls zum Handeln gibt. In einem solchen Fall vereinigen sie mit großer Kraft auch Muth und Ausdauer. Die Gunst des Klimas aber setzt sogar die Aermeren in den Stand, sich durch blos gelegentliche Arbeit die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, und den Reicheren, die darauf nicht angewiesen sind, fehlt vollends irgend ein bestimmtes Ziel der Thätigkeit.

In ihrer überaus einfachen Lebensweise liegt dazu jedenfalls keine Anregung. Ihre Wohnungen erinnern sehr an die der Polynesier; auch die besten Häuser haben nur ein einziges Stockwerk und beinahe immer ein Strohdach, letzteres jedoch zuweilen sehr kunstreich

gearbeitet. Die aus Holz und Schilfrohr zusammengefügten Wände sind gewöhnlich mit Matten bedeckt; Fenster und Thüren bestehen gleichfalls aus Matten. Kunstsinn verräth nur die Bauart der Pagoden, deren eigenthümliches Gepräge sich durch eine bloße Schilderung kaum veranschaulichen läßt. — Auch die Kleidung der Barmanen ist sehr einfach. Diejenige der Männer besteht in einem langen Stück gestreiften Baumwolle- oder Seidezeugs, das um die Mitte des Leibes gewunden, auf die Füße hinabfällt. Die höheren Klassen tragen daneben noch eine Jacke von weißem Mousselin, oder auch von feinem Tuch oder Sammt; ein Turban von Mousselin fehlt auch bei den ärmeren nicht. Die Frauen tragen einen Unterrock von Baumwolle- oder Seidestoff, und zum Ausgehen auch eine Jacke, wie die der Männer, über die noch ein Mantel geworfen wird. Beide Geschlechter tragen in den Ohren cylinderförmige Stückchen Gold, Silber, Horn, Holz, Marmor oder Papier. — Die Mahlzeiten sind gering. Die Barmanen haben deren täglich nur zwei, nämlich um 9 Uhr Morgens, und dann wieder Abends vor Sonnenuntergang. Ihr gewöhnliches Getränke ist Wasser; als Nahrungsmittel verschmähen sie sogar nicht verschiedene Arten von Reptilien und Insekten. So ist denn Faulheit eigentlich das einzige Geschäft des Reichen, und zur Faulheit wird auch die Ruhezeit des Armen. Lassen Sinnlichkeit und tolle Lüste sich doch ohne jede Anstrengung und fast ohne allen Aufwand befriedigen. In dem nutzlosen Wechsellauf von sinnlichem Behagen, einheimischen Vergnügungen und rohen Büffeleien verstreicht vielfach die edle Lebenszeit. Kriecherei, die unvermeidliche Folge des früheren Despotismus, ist mit ihrem ganzen Gefolge von Lastern auch in Britisch-Barma noch nicht ganz erstorben und überwuchert im unabhängigen Barma nur zu sehr den dem menschlichen Herzen eingepflanzten Sinn für Recht. Eine der ersten Vorschriften des Buddhismus verbietet das Lügen; in keinem Land der Welt aber mißachtet man die Wahrheit mehr als in Barma. Ein Mensch, der die Wahrheit spricht, wird dort als ein Narr betrachtet, absolut unfähig, sich durchs Leben zu schlagen. Doch begegnet man auch Personen, deren Zuvorkommenheit, Wohlwollen und Dankbarkeit einen wohlthuenden Gegensatz bildet zu den herrschenden Lastern; ja es sind von der ländlichen Bevölkerung Schiffbrüchige schon mit einem Edelmuth und einer Gastfreundschaft behandelt worden, die sie nicht allenthalben in christlichen Ländern getroffen hätten.

Und unter solchen einzelnen auserwählten Seelen hat vom Anfang der Verkündigung des Evangeliums an auch das Wort des Lebens gezündet und ein Feuer der Liebe angefacht, das schnell den ganzen Menschen durchglühte und alle seine natürlichen Gaben heiligte und weckte. Wir können nicht umhin, hier besonders Eines Mannes zu gedenken, der, nachdem er selbst die erste Anregung zum Suchen nach Wahrheit von den verachteten Karenen empfangen hatte, dann bis zu seinem seligen Heimgang unermüdlich beflissen war, sie auch seinerseits wieder mit dem Wort des Lebens zu bedienen und durch die Wärme, womit er sie wieder und wieder den Missionaren empfahl, viel dazu beitrug, daß diese ihre Kraft nun hauptsächlich ihnen zuwandten.

Der Bruder des barmanischen Gouverneurs von Schwaigyin, und selbst barmanischer Steuereinnehmer unter den Karenen jenes Bezirks, wurde Myat Kyau durch sie im Gegensatz zu den atheistischen Anschauungen des Buddhismus zuerst mit ihren ihm völlig neuen Ueberlieferungen von einem ewigen, unwandelbaren Gott und Weltschöpfer bekannt. Dadurch erwachte in ihm ein Sehnen nach Wahrheit, das ihn nicht mehr ruhen ließ, bis er die köstliche Perle endlich gefunden hatte.

Aber es gieng durch langes, scheinbar hoffnungsloses Suchen hindurch. Als gebildeter und nachdenklicher Mann beschäftigte er sich zuerst eingehend mit dem ganzen Religionssystem des Buddhismus. Sein Endeindruck war, daß diese Lehre nicht aus Gott sei.

An seiner bisherigen Religion irre geworden, traf er mit einem brahmanischen Asketiker zusammen, dessen Weltentsagung er für Heiligkeit hielt. Er wurde etliche Jahre hindurch sein Schüler, endete aber seine Lehrzeit mit der Entdeckung, daß all das nur Trug und Täuschung sei. Dem Suchen nach Wahrheit entsagte er darum nicht. Zunächst zogen ihn jetzt die Muhammedaner an. Er trat in ihre Moschee ein und merkte da, daß sie mit den Karenen übereinstimmen im Glauben an einen ewigen Gott, den Schöpfer aller Dinge. Aber wie zu diesem Gott nahen, wie seine Gunst erlangen? Er hoffte dies im Koran zu finden, doch dieser erschloß ihm keine Thüre zu Ihm, und nochmals wandte er sich ab, überzeugt, daß auch die Muhammedaner das Geheimniß des Lebens nicht besitzen. Jetzt gerieth er zu den Katholiken; bei ihnen hörte er erstmals von Jesus, dem Sünderheiland. Als er hier aber gelehrt wurde,

zu der Jungfrau Maria zu beten und sich um die Fürsprache der Heiligen zu bemühen, empörte sich sein innerstes Wesen dagegen, und es stand ihm fest: „Wenn ich Geschöpfe anbeten soll, so will ich noch lieber zu Gaudama beten, der doch ein Mann ist, als zu dieser Frau.“ So schied er auch von den Katholiken. Ihm war, als verlösche ihm damit der letzte Hoffnungsschimmer, und wirklich folgte für ihn eine lange Zeit der Seelennoth und Dunkelheit. In diesem Zustand kam er einmal mit seiner Familie nach Maulmein, wo eben Missionar Judson auf Besuch war. Seine Wohnung war nicht sehr entfernt von dem Zayat, in welchem Judson zu predigen pflegte, und bald fand er den Weg dorthin und horchte verlangend. Eines Tages las Judson mit lauter Stimme die Worte Jesu: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke,“ und lud dann alle Mühseligen und Beladenen herzlich ein, sich an diesem Lebensquell zu laben. Myat Kyau kam, trank und erfuhr, daß das Bedürfniß seiner Seele nun endlich gestillt war.

Aber auch das sollte er jetzt erfahren, daß wer diesen Schatz eigen nennen will, allem Andern absagen muß. Seine Familie widersetzte sich ihm, sein Bruder verfolgte ihn; er bekam es zu kosten, daß ein Jünger Jesu sich darauf zu rüsten hat, die eigenen Hausgenossen zu Feinden zu haben. Es war ein harter Kampf, sich von Weib und Kindern zu scheiden, noch weniger aber hätte ers vermocht, um ihretwillen von Jesus zu lassen. Er trennte sich also von ihnen, hörte aber nicht auf, für sie zu beten und sich nach ihnen zu sehnen. Und der Herr hörte sein Schreien. Seine Frau und zwei Söhne verstanden sich nicht nur dazu, wieder mit ihm zusammenzuleben, sondern wurden selbst auch Christen. — Jahre hindurch war es nun sein süßes Geschäft, Barmanen und Karenen den theuren Jesunamen zu verkünden, bis er erblindet, es zuletzt nur noch von der Veranda seines Hauses aus thun konnte, und im Jahr 1853 als ein Zeuge Christi entschlief, der noch fortredete, obwohl er gestorben war. —

Zwei andere solche barmanische Jünger giengen 1869 kurz nach einander zur Ruhe ihres Herrn ein, nachdem sie etliche Jahre hindurch Säulen der kleinen Gemeinde in Bassein gewesen waren, und wenn auch nicht schaarenweise, wie unter den Bergvölkern, neigen sich auch unter den Barmanen doch fort und fort Seelen dem ihnen verkündeten Friedefürsten zu: hier eine Frau, die, nachdem sie lange die Mißhandlung des noch heidnischen Gatten getragen,

endlich auch ihn nach sich zieht zu den Füßen des Gekreuzigten, dessen Bildniß ihr Herz gewonnen; dort ein Mann, dem nach langer Geduldsarbeit auch sein widerstrebendes Weib geschenkt wird; oder ein Kind, dem in der Schule der erste Strahl der Liebe Jesu ins Herz hinein geleuchtet hat, und das dann auch die Wohnung der bekehrten Eltern zu einer Friedensstätte verklärt sehen darf. Die Stationen, auf welchen und von welchen aus unter den Barmanen gearbeitet wird, sind dieselben, von welchen auch die Arbeit unter den Karenen ausgeht, und überdieß das uralte Prome am linken Ufer des Irawadi, 80 bis 90 Stunden von seiner Mündung entfernt — eine 40,000 Einwohner zählende Stadt am Fuße belaubter Hügel mit einer reich vergoldeten Pagode. — Barmanengemeinden zählt die amerikanisch-baptistische Mission jetzt im ganzen 19, mit etwas über 1000 Gliedern, 862 Schulkindern und 45 eingebornen Predigern, worunter 9 ordinirte. Der Mehrzahl nach haben diese barmanischen Nationalgehilfen ihrer weniger gründlichen christlichen Durchbildung wegen sich bis jetzt nicht in dem Maße bewährt, wie die karenischen, darum soll nun auch ein Seminar für sie gegründet werden, wie es für jene schon längst in so großem Segen besteht. —

Auch über die britischen Grenzen hinaus, ins eigentliche Königreich Barma hinein haben aber die Missionare ihre Netze schon auszuwerfen versucht. Wie ist doch da so Manches anders geworden, seit im Jahr 1820 Judson dem damaligen Kaiser in seiner Residenzstadt Awa knieend eine in Gold gebundene Bibel überreichte, während alle Anwesenden ihr Haupt auf den Boden legten! Damals warf der Kaiser einen Blick in den das Geschenk begleitenden Traktat und ließ ihn verächtlich fallen. „Seine Majestät braucht diese Bücher nicht," rief darauf der Minister, und hieß die Missionare gehen. Und heute unterrichtet ein englischer Missionar die königlichen Prinzen im Palast ihres Vaters mit dessen voller Zustimmung täglich in der heiligen Schrift.

Vergeblich sind also auch für Barma selbst die Demüthigungen nicht gewesen, die es zur Strafe seines Uebermuths empfieng. Früher gehörten seine Beherrscher wohl zu den vollendetsten Despoten unter der Sonne. Auch jetzt noch heißt zwar der König Herr des Lebens und Eigenthums seiner Unterthanen; auch jetzt noch ist jeder derselben sein Sklave und muß jeden Augenblick zum Frohndienst bereit sein; auch jetzt noch straft er nach Willkühr und Belieben; für die gott-

gleiche Majestät wie früher wird er aber doch nicht mehr gehalten. Noch immer läßt sich viel Trübes sagen von Barma. Da kein Beamter einen festen Gehalt erhält, herrscht schamlose Erpressung, und das Recht wird öffentlich verkauft. Die Polizei ist grundschlecht, daher auch im Lande nichts häufiger als Räuberei. Das weibliche Geschlecht befindet sich zwar nicht unter dem Druck, wie bei andern orientalischen Völkern; dafür aber legen die Barmanen sehr wenig Werth auf Keuschheit. — Anderes dagegen erscheint mehr nur wunderlich. Sklaverei z. B. ist zwar allgemein, die Lage der Sklaven aber wenig verschieden von der der Freien. Ihr Werth wird gleich bemessen mit dem eines Sohnes, eines Neffen oder — eines Ochsen! Und diese sonderbare Taxirung lautet: Ein neugebornes Knäblein 4 Ticals oder 6 fl., ein neugebornes Mädchen 4 fl. 30 kr.; ein etwas größerer Knabe 15 fl., ein etwas größeres Mädchen 9 fl. 30 kr.; ein junger Mann 44 fl., eine junge Frau 49 fl.! Reiche Personen werden jedoch ihrem Vermögen und Einfluß entsprechend angeschlagen. — Geprägtes Geld haben die Barmanen nicht, darum müssen bei jeder Zahlung die Metallstücke erst geprüft und gewogen werden. Dafür ist ½ Procent zu entrichten, 1 Procent geht gewöhnlich bei dem Geschäft selbst verloren; wird also diese Operation 40 mal wiederholt, so ist von der ursprünglichen Summe nichts mehr übrig.

Doch lassen wir diese barmanischen Eigenthümlichkeiten, um die Missionare den Irawadistrom hinauf zu begleiten, der den Landesbewohnern fast so heilig ist, wie den alten Egyptern ihr Nil. Jetzt gilt es nicht mehr, die langsame, mühsame Bootfahrt zu unternehmen, die einst Judson machte, sondern ein Regierungsdampfer führt von Rangun aus allmonatlich nach Mandaleh hinauf.*) Auf einem solchen traten im November 1867 auch Rose und Cusching ihre schon oben erwähnte Reise in die Schanstaaten an. Unter ihren Mitpassagieren befand sich der ehrwürdige 80jährige Veteran Hough, der 51 Jahre zuvor mit seiner Gattin in Rangun angelangt war, um dort Judson unter die Arme zu greifen. Welche Wunder Gottes hatte er doch schauen dürfen, geeignet die Seele jung und frisch zu erhalten! Außer ihm waren auch Frau Bennett,

*) Die unsichern Flußschiffe, die noch oft auf kürzeren Missionsreisen benützt werden, stellt unsere einer Photographie entnommene Abbildung dar. Da sie keinen Kiel haben, wird die Fahrt in stürmischem Wetter leicht gefährlich.

eine treue Arbeiterin, die nun schon 40 Jahre im Lande weilte und sich durch ihre aufopfernde Hingebung allgemeine Liebe erworben hatte, und etliche jüngere Missionsgeschwister an Bord. Die übrigen Passagiere waren Eingeborne, alle schon berührt vom Einfluß abendländischer Bildung und größtentheils sehr wohlhabende Leute. Einer von ihnen namentlich hatte sich durch Handel mit dem kostbaren Tekholz ein ungeheures Vermögen gesammelt. Hunderttausende schon hatte er für Feste und Gastmähler von eigentlich fürstlicher Pracht ausgegeben, jetzt aber war er damit beschäftigt, seine Schätze bei der einzigen Bank anzulegen, welche die Buddhisten als sicher betrachten. „Die Bank der Verdienste" nennen sie sie und verstehen darunter die Erbauung heidnischer Klöster und andre religiöse Stiftungen.

Ach, wie harte Worte mußten die Missionare mitunter von diesen Leuten hören! Alles, was die weißen Schiffe ihrem Lande bringen, sei besser, als was sie selbst haben, konnten sie sagen, nur nicht ihre Religion. Unter Religion verstanden sie eben den ganzen sittlichen Zustand der ihnen bekannten weißen Namenchristen: gleichbedeutend mit christlicher Religion war ihnen auch Arack und Opium, Trunkenheit und Unzucht. — Indessen waren bei Vielen diese Aeußerungen nur die leeren Ausflüchte eines Herzens, das nicht Ernst machen will mit der Annahme der Wahrheit. Gar manche unter ihnen hatten in Maulmein schon das Evangelium verkündigen gehört, hatten christliche Traktate gelesen und mußten bekennen: das Gesetz Christi sei gut, und niemand könne ihm folgen und doch dabei ein schlechter Mensch sein. Aber weit bequemer, als ihr ganzes Leben unter das Gesetz Jesu zu stellen, fanden sie's, eine Stromfahrt zu machen, und während sie sich da vergnügten, sich zugleich Verdienste zu erwerben, indem sie jede Pagode, jeden Tempel, jedes Götzenbild, jeden Priester auf ihrem Weg mit ihren Gaben bedachten. Eine noch buntere Gesellschaft als auf dem Dampfer selbst war auf dem Boot, das er im Schlepptau hatte, beisammen. Da sah man kleinere barmanische Kaufleute, Chinesen, Muhammedaner und Hindus, Leute genug, mit denen sich ein Gespräch über göttliche Dinge anknüpfen ließ.

In Henthada und Prome gab es eine kurze, aber liebliche Begegnung mit den dort weilenden Missionsgeschwistern, noch weiter stromaufwärts in Thayet mit etwa 30 frommen Soldaten, die sich zur Baptistengemeinde hielten. Immer kühler wurde nun die Luft,

und immer schönere, wildere Berge erhoben sich zu beiden Seiten des Stroms. Die Eingebornen am Ufer schienen sehr arm zu sein und ganz ausgesogen von allen den Spenden für Klöster und Götzentempel, durch die sie sich Schätze für die Ewigkeit zu erwerben hofften. Beim Uebergang vom englischen auf das barmanische Gebiet kam ein barmanischer Zolleinnehmer an Bord und forderte mit aller Höflichkeit die zu entrichtenden Gebühren. Die Trägheit der Eingebornen war hier noch auffallender, als wo sie unter englischem Scepter stehen; selbst um guten Lohn konnte der Kapitän nur schwer die nöthigen Hände bekommen, um Holz zu laden. Wohl hundert fast nackter, hagerer Männer standen einmal müßig am Ufer und hätten da in vier Stunden verdienen können, was sonst in vier Tagen, aber sie mochten nicht. Je weiter stromaufwärts, desto ärmer schienen die Leute zu werden. Kein Wunder! denn wollen sie ihre Waaren zu Markte bringen, so wird ihnen gar oft gesagt, der König oder eine seiner Frauen bedürfe sie, und die zahlen immer nur, was ihnen beliebt; jedenfalls weniger als den Marktpreis. Vorbei an der altberühmten Stadt Pagan, deren großartige Tempeltrümmer eine Fläche von etwa fünf Quadratstunden bedecken, gieng es nun zu den jetzt verlassenen Residenzstädten Awa, Sageng und Amarapura. Von Awa war nichts zu sehen, als zerfallende Pagoden und verlassene Klöster; die Berge um das herrlich gelegene Sageng her gewährten eine entzückende Aussicht auf den Strom und seine Ufer; Amarapura bot recht das traurige Bild der Zerstörung, der Willkühr und des thörichten Ehrgeizes dar. In unbegreiflicher Launenhaftigkeit hatte der Gewaltherrscher hier Paläste und andere Bauten einreißen lassen, um mit demselben Material in weniger schöner Lage einige Stunden weiter stromaufwärts seine jetzige Residenz Mandaleh aufführen zu lassen.

Nach 20tägiger Fahrt war diese endlich erreicht. Mandaleh ist eine bedeutende Handelsstadt mit etwa 100,000 Einwohnern. Sie ist in Quadraten angelegt, aus deren Mitte sich der über den Thronsitz des Königs gestellte Spiralthurm mit sieben Windungen in goldnen Verzierungen erhebt. Klöster und Pagoden schmücken die Umgegend; fruchtbare, kornreiche Felder umgeben die Stadt von allen Seiten. Die Missionare blieben da vierzehn Tage und fanden freundliche Aufnahme. Ueberall hörte man ihnen bereitwillig zu, wenn sie Gespräche über göttliche Dinge anknüpften, und wer lesen konnte

nahm auch gerne einen Traktat an. Wiederholt kamen sie in den Palast, wo sie einmal auch den König sahen. Alles machte ihnen den Eindruck, eine Mission in Mandaleh selbst würde auf keine großen Hindernisse mehr stoßen und Schulen wären sogar willkommen. Für jetzt aber konnten sie selbst nicht länger verweilen, da sie die Residenzstadt nur auf der Durchreise zu den Schans berührt hatten, und als zwei Jahre darauf der Baptist Stevens mit seinem Sohn eine Reise dorthin unternahm, war die geöffnete Thüre bereits von den Sendboten einer andern Gesellschaft benützt worden.

5. Die Arbeit der Anglikaner unter den Barmanen.

Während die Baptisten ihre Hauptkraft auf die Predigt warfen, begann neben ihnen die anglikanische Kirche sich in Britisch-Barma hauptsächlich des Jugendunterrichts anzunehmen, und auch zu diesem Zweig des Werks blieb der göttliche Segen nicht aus. Wie viel auf diesem Gebiet gethan werden könnte, läßt sich aus den interessanten Mittheilungen des Kalkutta-Korrespondenten der Times abnehmen, der in einem Rückblick auf die vierjährige Wirksamkeit General Fytches als britischen Oberkommissärs sagt:

„Kein Dorf in Barma ist ohne Schule, und nicht leicht findet sich ein Barmane, der nicht lesen, schreiben und rechnen könnte. Die Klöster widmen sich ausschließlich der Erziehung; die Priester sind die Schullehrer des Volks. Natürlich lehren sie auch Religion, vor allem Andern aber die drei Species, und mich dünkt, sie bieten ein in seiner Art einziges Schauspiel dar, obgleich es in gewisser Hinsicht in China sein Seitenstück hat. Ich kam vor einigen Tagen mit einem Kenner Barmas auf dieses Thema zu sprechen, und er sagte, der dortige Volksunterricht sei wirklich erstaunlich. Wohin du immer in Barma gehen magst, findest du den Priester-Schulmeister auf den Boden gekauert und die ganze Dorfjugend um ihn her — ein Mann, an welchem die Landleute, von denen er für seinen täglichen Unterhalt abhängig ist, mit Ehrfurcht hinaufsehen. Manche der Klöster sind reich, und Sir Arthur Phayre (der frühere Oberkommissär) kam auf den Gedanken, sie in Einklang mit den Regierungsschulen zur Basis eines neuen Unterrichtssystems zu machen. Er erbot sich, so weit die Mittel, über die er zu verfügen hatte,

dies gestatteten, in die Klosterschulen Leute zu senden, um in denselben Geographie, Astronomie und andere Fächer zu lehren, und fast ohne Ausnahme wurde dies dankbar angenommen. Die große Schwierigkeit dabei lag nur in dem Umstand, daß kein barmanischer Priester unter irgend einem Vorwand Geld annehmen darf. General Fytche scheint den Gedanken Sir Arthur Phayres nicht durchgeführt zu haben. Er verläßt sich mehr auf Bewilligung von Büchern, die nach den Fortschritten der Schüler eingerichtet werden kann, und auf den Wetteifer, der seiner Ansicht nach unausbleiblich zwischen den Regierungs- und zwischen den Klosterschulen entstehen muß."

In einem solchen Lande durfte auch eine tüchtig geleitete Missionsschule auf einen schönen Zufluß von Zöglingen hoffen, und die Erfahrungen der Sendboten der hochkirchlichen Ausbreitungsgesellschaft haben dieß bereits bestätigt. Miss. Fairclougs Schule in Maulmein wurde 1870 von 185 jungen Leuten besucht, über deren Fortschritte und ganzes Benehmen der Bischof von Kalkutta, der sie auf einer Inspektionsreise examinirte, sich sehr befriedigt aussprach. Die Schule wurde täglich mit Gebet und Bibellesen in barmanischer Sprache eröffnet und geschlossen, und mehrere der älteren Zöglinge folgten mit großem Interesse dem gleichfalls in barmanischer Sprache ertheilten Religionsunterricht. Zu einem wirklichen Durchbruch aber kam es zu Miss. Fairclougs großem Schmerz bei keinem; vielmehr erzählt derselbe mit tiefer Wehmuth den Tod zweier einstiger Schüler und nachherigen Lehrer, welche die Wahrheit erkannt hatten und dennoch nicht den Muth fanden, sie ihren Angehörigen gegenüber zu bekennen. — Der Kosten wegen ist diese Schule gegenwärtig geschlossen, jedoch nicht ohne Aussicht auf spätere Wiedereröffnung.

In voller Blüthe dagegen steht das große St. Johns-Collegium in Rangun, dessen Zöglinge dort, am Sitz der Regierung, auch gleich Gelegenheit haben, im Staatsdienst verwendet zu werden. Auch direkte Missionsarbeit durch persönliche Verkündigung des Worts und Aussendung von Katechisten treibt dort der eifrige Missionar Trew (S. 323) und findet damit viel Anklang unter Barmanen und Karenen.

In höherem Maß noch wird dieß Miss. Chard in Thayet Myo, dem etwa 10,000 Einwohner zählenden Grenzstädtchen gegen das nicht britische Barma hin zu Theil, wo fern von den entsitt-

lichenden Wirkungen des Weltverkehrs an einem großen Hafenplatz der barmanische Charakter weit mehr Geradheit, Männlichkeit und Empfänglichkeit für göttliche Dinge zeigt. Nicht nur in der Stadt findet er die männliche und weibliche Jugend sehr zugänglich für die Wahrheit, auch in den großen umliegenden Dörfern weckt der Missionar das Verlangen nach höherem Schulunterricht und feuert die vornehmsten Eingebornen zu eigener Mitwirkung bei Gründung von Schulen an.

Rangun jedoch ist's, von wo aus das Werk der Ausbreitungsgesellschaft durch Gottes wunderbare Fügung einen Sprößling in das Herz des unabhängigen Barma's, ja in die Residenz seines Beherrschers hinübertrieb.

Ein in Ungnade gefallener Sohn des Königs war 1863 in Rangun mit Miss. Marks bekannt geworden, hatte von diesem einige Traktate erhalten und lud ihn, nachdem er wieder zu seinem Vater hatte zurückkehren dürfen, dringend zu einem Besuch in Mandaleh ein. Im Oktober 1868 langte Marks dort an und wurde vom König ungemein gnädig empfangen. Er kam in Begleitung einer Anzahl seiner alten Schüler von Maulmein und Rangun, um durch ihr Beispiel auch in Mandaleh die Lust zum Lernen zu wecken. Und wirklich wurde gleich bei der zweiten Audienz der Minister für die öffentlichen Bauten gerufen, um den Plan zu einer Schule und Lehrerwohnung zu entwerfen. Wohl konnte in jener feierlichen Stunde Marks sich fragen, ob nicht jetzt vielleicht der Augenblick gekommen sei, in dem er die Erhörung des heißen Flehens der ersten Sendboten in ihrer höchsten Noth sehen dürfe: „O Herr, öffne dem König von Barma die Augen!"

Alles, was von dieser neugegründeten Station seither verlautet, ist sehr ermuthigender Art. Der König hat bis jetzt Miss. Marks sein Wohlwollen bewahrt, und das Beispiel des Regenten zieht das seiner Minister nach sich. Die Hauptarbeit konzentrirte sich seither auf die Schule, für welche der König die Kosten übernahm und die Gebäulichkeiten herstellte, während Marks an Miss. Powell einen Mitarbeiter erhielt. In einem besondern Lokal stellten sich Anfangs regelmäßig auch vier königliche Prinzen mit ihrem zahlreichen Gefolge zum Unterricht ein. Es war ein malerischer Anblick, diese Gesellschaft Morgens anrücken zu sehen: einige auf

reich gesattelten Ponies, etliche in schön gearbeiteten kleinen Ochsenwagen, andre auf Elephanten und noch andre auf Menschenschultern.

Dabei traten aber durch die Launen des Königs alle möglichen Wechsel in seinem Verhältniß zum Missionar ein. Schon im Jahr 1871 kam es einmal zu folgender Unterredung:

König. Hpungyi, ich habe nach dir gesandt, weil du mir einen Eid schwören mußt.

Missionar. Majestät, ich wäre dankbar zu hören, welcher Art der abzulegende Eidschwur ist.

K. Ich wünsche, daß du schwörest, du werdest, falls Sladen hieher zurückkehren sollte, nie mehr mit ihm sprechen, oder irgend mit ihm verkehren (Hr. Sladen ist der britische Resident).

M. Majestät, ein solcher Eid gienge über mein Vermögen, Major Sladen ist seit vielen Jahren mein Freund.

K. (zornig) So mußt du schwören, daß du kommen und mir alles mittheilen willst, was er sagt.

M. Auch dieses vermag ich nicht, Majestät; es wäre ein unverzeihlicher Vertrauensbruch auf meiner Seite.

K. Wenn du nicht thun willst, was ich verlange, so brenne ich dir deine Kjoungs (heiligen Gebäude) nieder.

M. Die Kjoungs sind in Eurer Majestät Händen; also kann Eure Majestät mit ihnen handeln wie es Ihnen gut scheint.

Entrüstet über alle Maßen zog sich der König zurück; der Missionar kehrte nachdenklich aus dem Palast nach Hause.

Am nächsten Tag kamen Sr. Majestät Söhne nach Gewohnheit zur Schule; es wurde ihnen aber höflich zu verstehen gegeben, sie sollten für heute lieber heimgehen, weil der König gedroht habe, die Kjoungs niederzubrennen, was doch für die Prinzen üble Folgen haben könnte, falls sie sich in den verurtheilten Gebäuden befänden.

Natürlich stehen die Kjoungs noch, und der König fährt fort den Missionar zu hegen und zu schützen, welche Ziele er auch dabei im Auge haben mag.

Indessen blieben allmählich die jungen Prinzen aus, weil es bei Hofe unthunlich erschien, sie jeden Tag sich so weit vom Palast entfernen zu lassen. Auf den Wunsch des Königs sandte Marks nun einen der eingebornen Lehrer in den Palast, um sie dort zu unterrichten. Das gieng aber nicht: den jungen Prinzen war's mit dem Lernen kein Ernst, und der Lehrer verlor nur seine Zeit

mit ihnen. So erbot sich denn Marks, ihnen täglich selbst zwei bis drei Stunden zu widmen, was ungemein gnädig aufgenommen wurde. Der König überschüttet den Missionar mit Beweisen seiner Gewogenheit und trägt alle Sorge, daß die Prinzen seinen Unterricht doch gewiß recht benützen. Auch im Palast bildet die heil. Schrift einen Theil des täglichen Unterrichts, und die jungen Prinzen haben sich nun mit neuem Eifer ans Lernen gemacht. Daneben gibt es vielfach Gelegenheit zu Unterredungen mit dem König und mit andern Gliedern seines Hauses, wobei es Mark gestattet ist, auch über ihre Seelen unumwunden mit ihnen zu sprechen.

Die allgemeine Schule erleidet durch diese Privatstunden im Palast keine Beeinträchtigung und geht nach wie vor auf königliche Kosten fort; selbst den Unterhalt der 27 Schüler, die Marks aus Britisch-Barma mitbrachte, bestreitet der König ganz. Mit ihnen beläuft sich die Zahl der Schüler, welche die Anstalt seit ihrer Eröffnung besuchten, auf 140. Darunter sind 24 vom König gesandte junge Leute und 25 Christen, von welch letztern 8 der anglikanischen, 10 der armenischen, 6 der römisch-katholischen Kirche und Einer der baptistischen Gemeinschaft angehören. Im Allgemeinen ist Marks mit den Fortschritten seiner Schüler zufrieden; nur die Mehrzahl der ihm vom König zugesandten Zöglinge macht hievon eine Ausnahme. Es sind das verheirathete Männer von 25 Jahren und darüber, die es schwer finden, neben der Sorge für ihre Familien mit Nutzen die Schule zu besuchen. Der König ist jedoch sehr darauf aus, daß sie englisch lernen sollen, und hat jetzt einen Offizier aufgestellt, der eigens über ihr regelmäßiges Erscheinen zu wachen hat.

Neben der Arbeit in der Schule, den täglichen englischen Morgen- und Abendgottesdiensten und den sonntäglichen Predigten in der Kapelle, woran Engländer, Mischlinge und Barmanen theilnehmen, suchen die Missionare auch durch die Anknüpfung religiöser Gespräche und die Austheilung von Traktaten den Seelen nahe zu kommen. Und auch dazu bekennt sich der Herr. Besonders fleißig pflegten eine Zeitlang die buddhistischen Priester im Missionshaus einzusprechen; auf Einmal aber blieben sie ganz weg. Marks forschte nach, worin das seinen Grund habe, und nun kam heraus, daß der Mahadan oder Superintendent der Hpungyis zwei Männer aufgestellt hatte, um alle Priester zurückzuweisen, welche die Woh-

nung der Missionare besuchen wollten. Marks schrieb ihm und beschwerte sich über seine Handlungsweise, indem er ihm vorstellte, da der König dieses Haus habe bauen lassen, wäre es ja eine Beleidigung Sr. Majestät, den Priestern den Eintritt in dasselbe zu verwehren, und es liege gewiß für die Geistlichkeit nichts Unziemliches darin, ein Haus zu betreten, in welchem die Söhne des Königs und seiner Minister aus- und eingehen. Darauf kam gleich die Antwort: jener Befehl sei nur gegeben worden, um den Missionaren Belästigung zu ersparen; sei er ihnen aber unangenehm, so werde er alsbald zurückgezogen werden. Und alsbald kamen auch wirklich die Hpungyis wieder. Wie anders auch dieß, als es vor Jahren war! Damals war ein Baptistenmissionar Dr. Kinkaid in Awa, und der Vater des jetzigen Königs fragte ihn, ob nicht immer sehr viele Priester zu ihm kommen? Er bejahte es. „Nun denn," entgegnete der König, „um dem ein Ende zu machen, will ich einmal Einige Ihrem Hause gegenüber aufhängen lassen, wenn sie aus Ihrem Gehöfte treten." Und dieser Wink genügte, die gelbgekleidete Brüderschaft von dem Missionar ferne zu halten.

Es ist hier vielleicht der Ort, einige Bemerkungen über die barmanische Priesterschaft einzuschalten. Ihr Titel Hpungyis bedeutet: „großes Vorbild" oder „großer Ruhm"; veraltet ist dagegen jetzt ihre frühere Bezeichnung Rahan „heiliger Mann". Da in Barma kein Kastenwesen existirt, ist das Priesteramt nicht erblich. Ein Priester kann sogar wieder in den weltlichen Stand zurücktreten, nur ist ihm in diesem Fall die nochmalige Rückkehr zum geistlichen Amt nicht mehr gestattet. Die Klöster sind zugleich Unterrichtsanstalten, in welchen sich eine höhere als die gewöhnliche Schulbildung erwerben läßt, und die jungen Leute, die durch kein Gelübde gebunden daraus hervorgehen, haben nachher volle Freiheit, sich dem Civil- oder Militärdienst zu widmen. Politischen Einfluß haben die Priester kaum; nur auf religiösem und literarischem Gebiet holt man ihren Rath ein. Sie leben von der Mildthätigkeit derer, welche sie in geistlichen Dingen bedienen, und stellen sich dabei im Allgemeinen nicht schlecht. Ihre Kleidung ist gelb und besteht aus zwei Tüchern, die so um den Leib gewickelt werden, daß sie denselben von der Schulter bis zur Ferse hinab vollständig einhüllen. Ihr Haupthaar ist abrasirt, und um die Glatze vor der Sonne zu schützen, tragen sie einen Schirm oder Palmblatt in

der Hand. — Es gibt scharf begrenzte Abstufungen innerhalb der Priesterschaft. Der höchste Würdenträger heißt der Tha-thena-byng. Er hat die Gerichtsbarkeit über alle andern Priester und ernennt die Vorsteher der Klöster, nimmt zugleich eine angesehene Stellung bei Hof ein und wird zu den Großen des Landes gezählt. Nach ihm kommen die Hpungyis im engeren Sinn, aus deren Zahl je Einer an der Spitze eines Klosters steht. Eine Stufe niederer als die Hpungyis stehen die Upe-zin's oder Leute, die ihr Noviziat und ein regelrechtes Examen bestanden und für Lebenszeit den Priester- oder Mönchsstand erwählt haben. Sie sowohl, wie die Hpungyis gelten für so selbständig in Sachen der Religion, daß sie das Gesetz nach eigener Ueberzeugung auslegen können, ohne genöthigt zu sein, sich an das zu halten, was sie in Büchern gelesen haben. Nach ihnen kommen die Ko-yen-ga-leh, die sich aus verschiedenen Gründen zeitweise von der Welt zurückgezogen haben und das gelbe Priestergewand tragen ohne die Absicht, ein Examen zu bestehen und Upe-zins zu werden. Aus Höflichkeit heißt man jedoch Alle, welche das gelbe Gewand tragen, Hpungyis. Das Sittengesetz der Priester ist streng in der Theorie, aber lar in der Praxis. Auch hierin offenbart sich unzweideutig der Zustand des Verfalls, den Alles in Barma verräth.

Dank der Fürsorge der barmanischen Bibel- und Traktatgesellschaft, besitzt durch Marks Vermittlung jetzt jedes der größeren Buddhistenklöster in Mandaleh eine Bibel in barmanischer Sprache. Nach den Traktaten aber ist das Verlangen so groß, daß im Missionshaus schon ein förmliches Gedränge darum entstand. Einmal war der Vorrath am Ausgehen, und noch immer strömten neue Liebhaber herbei. Ein kleines Büchlein mit dem Titel: „Versöhnung von Recht und Gnade", das eine allegorische Darstellung des Heilswegs enthält, war so vielfach begehrt worden, daß Marks nur noch ein einziges Exemplar davon hatte. So hieß er denn die Draußenstehenden — es mochten ihrer gegen 300 sein, sich in den Schatten setzen, las ihnen das Schriftchen vor und sprach nachher ein paar Worte darüber. Tags darauf gab er auch dieses letzte Exemplar weg, und mußte nun Hunderte leer fortschicken. „Ich möchte diese Traktatvertheilung nicht überschätzen," sagt er; „doch kann ich nur Gott danken und neuen Muth fassen, wenn ich bedenke, daß es mir gestattet ist, hier in Mandaleh unbehindert Tau-

sende christlicher Traktate und Bücher zu vertheilen, und daß ich Tausende finde, die froh und verlangend sind, sie zu erhalten. Möge Der, welcher Allen, die ihr Brod übers Wasser fahren lassen, Seinen Segen verheißen hat, dieses Wort als das Seine anerkennen und ihm Gedeihen schenken!"

Doppelte Menschenjagd in Melanesien.

Wir haben das erschütternde Ende des treuen Patteson und seiner beiden Begleiter im Märzheft dieses Jahrgangs (S. 96 ff.) erzählt. Sehen wir uns nun nach dem jetzigen Stand der Dinge in Melanesien um, so finden wir in merkwürdigem Contrast, wie zu gleicher Zeit alle möglichen Kräfte und Mittel europäischer Civilisation in Anwendung gebracht werden, die lange vergessenen Melanesier in ihren Bereich zu ziehen. Dieselben arbeiten aber so wenig im Einklang, daß das Streben der einen Partei nicht gelingen kann, ohne das der andern zu vereiteln; kurz gesagt, die Missionare jagen den Seelen der armen Insulaner nach, um sie zu befreien, während gewissenlose Seefahrer Allem aufbieten, möglichst vieler Leiber habhaft zu werden, da solche von den Pflanzern in Fidschi, Queensland, Neucaledonien ꝛc. mit 12 Pfund Sterling das Stück bezahlt werden. Wird der Nothschrei der Missionare nicht bald erhört, so dürfte unter den Wirkungen dieses schmählichen Menschenraubs die Zukunft Melanesiens in wenigen Jahren aufhören, ein noch zu lösendes Problem zu sein, weil keine melanesischen Stämme mehr existiren würden.

Wenden wir uns zuerst zu dem empfindlich verminderten Häuflein der Missionsarbeiter in Melanesien. Neben den presbyterianischen Arbeitern auf den südlichen Hebriden und den Londonern auf der Loyalitätsgruppe, sind es nur fünf Missionare der anglikanischen Kirche, welche das weite Feld der nördlicher gelegenen Inselgruppen bebauen. Pattesons nächster Freund, vielleicht auch sein Nachfolger im Bischofsamte, Codrington, ist der jetzige Senior dieser Mission, der mit Brooke, Bice und dem jungen Jackson das ge-

doppelte Werk auf Norfolk und den verschiedenen melanesischen Inselgruppen fortführt. Auf den Banksinseln leitet der erste ordinirte Melanesier Sarawia die Station Mota.

Als im April 1871 das „südliche Kreuz" seine alljährliche Rundreise antrat, befanden sich auf der Norfolkinsel 81 getaufte melanesische Christen, worunter 24 Kommunikanten. Nicht mit inbegriffen in diese Zahl sind Georg Sarawia und seine fünf Gefährten auf der Insel Mota. Im Laufe des Jahrs nahm das Missionsschiff über 20 dieser jungen Christen auf ihre Heimatinseln zurück, wo sie blieben; beim Jahresschluß war dann die Zahl der bekehrten Melanesier auf Norfolk auf 63 gesunken; aber auf den Inseln zerstreut lebten ihrer nun über 300.

In den ersten Monaten des Jahres 1871 taufte Bischof Patteson, ehe er seine letzte Reise antrat, noch 3 Salomons- und 12 Banks-Insulaner, und traute drei Paare, worunter den mit ihm zum Märtyrertod berufenen Stephan Taroaniara. Bald nach der Rückkehr des Schiffes, noch unter dem frischen Eindruck der von ihm überbrachten Trauerkunde, traten ganz aus eignem Antrieb wieder 13 Zöglinge, 9 Knaben und 4 Mädchen, mit der Bitte um die Taufe hervor. Daß 4 dieser jungen Taufbewerber den nördlichen Salomonsinseln angehörten, wurde als ein besonders erfreuliches und ermuthigendes Zeichen von dem Fortschritt des Evangeliums auch jenseits der Banksinsel betrachtet. Einer von diesen 4 war der Erstling der Insel Sawo; drei andre stammten aus Florida. Sie hatten zwei Jahre hindurch auf Norfolk in Miss. Brookes Pflege gestanden, waren über die Wintermonate nach Hause gegangen und hatten das dortige Heidenthum nun im Licht ihrer neuen Erkenntniß gesehen. Auf der Rückreise nach Norfolk waren sie dann Zeugen des friedevollen Todes von Stephan Taroaniara gewesen, der einen so tiefen Eindruck auf sie machte, daß sie kurz darauf erklärten: an ihm haben sie gesehen, daß, was man sie bisher gelehrt habe, Wahrheit sei, und sie wünschen nun auch Christen zu werden.

Die Anstalt auf der Norfolkinsel ist jetzt besuchter als je. Sie zählt gegenwärtig nicht weniger als 153 melanesische Zöglinge aus beinahe allen Eilanden zwischen der Drei-Hügelinsel und der Gruppe der Neuhebriden und Ysabel in den Salomonsinseln, einer Strecke, die sich über neun geographische Breitegrade hinzieht. In der Bedienung der Anstalt stehen die älteren Zöglinge dem in so schmerz-

licher Weise verminderten Lehrerkreis treulich zur Seite. Nicht weniger als 20 von ihnen ertheilen in mehr oder minder wichtigen Fächern Unterricht. Es wurde ihnen vorgestellt, daß in der schweren Prüfung, die sie und ihre Lehrer gleichermaßen betroffen habe, nicht nur sehr viel von der Unterstützung abhänge, die sie ihren Lehrern gewähren, sondern daß der ganze Fortbestand der Mission gewissermaßen in ihre Hände gelegt sei, und sie verstanden diesen Aufruf und entsprachen ihm mit Wärme. Manche dieser jungen schwarzen Lehrer sind nicht nur sehr fleißige, sondern auch sehr tüchtige Leute. Codrington selbst war einmal ganz überrascht, Sarawias Bruder, Edward, einer Klasse von 20 Knaben eine Stunde über die physische Geographie Palästinas geben zu hören, die er eine Woche zuvor von Codrington gehört hatte, und zu sehen, daß er dabei die ganze Zeit über die gespannte Aufmerksamkeit seiner Schüler zu fesseln wußte.

So schmerzlich auch in Patteson die leitende Seele der ganzen Anstalt, die unbezweifelte Autorität des geliebten Hausvaters, der lebende Geist des kleinen Gemeinwesens, das Vorbild, auf das Alle hingewiesen werden konnten, vermißt wird, ist es unter Gottes Segen dennoch gelungen, mit Hilfe dieser eingebornen Kräfte allen Obliegenheiten, die eine so große Anstalt mit sich bringt, ebenso regelmäßig, wenn auch nicht so wirksam nachzukommen, wie zuvor. Bei so vielen Kindern und jungen Leuten, die größtentheils mitten aus einem wildheidnischen Leben herausgerissen wurden, kann es ja ohne mancherlei Schwierigkeiten nicht abgehen; Dank dem guten Geiste, der das Haus im allgemeinen durchdringt, und der Mitwirkung der älteren Zöglinge, können aber die weißen Lehrer sich nur wundern, daß dieser Schwierigkeiten im Ganzen wenige sind.

Die Landwirthschaft geht unter Miss. Palmers Leitung ihren Gang fort, obgleich die Fruchtbarkeit des Bodens den gehegten Erwartungen nicht ganz entspricht. Ein wesentlicher Gewinn dabei ist außer den erzielten Bodenerzeugnissen die Anleitung zur Thätigkeit, welche den Zöglingen dabei wird. Die rein von Melanesiern bediente Presse macht mehr oder weniger streng an dem Druck von Uebersetzungen und Schulbüchern fort — gleichfalls eine in mehr als nur Einer Beziehung nützliche Arbeit. Eine neuliche Verstärkung der Norfolker Gemeinde kommt auch der Mission zu gut, nämlich die Anstellung eines englischen Arztes, Dr. Watling, der gesandt

wurde, dem greisen Patriarchen und bisherigen Heilkünstler der Insel, dem Prediger Nobbs, unter die Arme zu greifen.

Wenden wir von diesem Centrum der melanesischen Missionsthätigkeit unsern Blick hinaus auf die von ihrem Wellenschlag berührten Kreise, so zeigt sich da neben finstern Schattten manch hoffnungsbringender Lichtstrahl. Bis zu der letzten, so traurig endenden Fahrt giengen die alljährlichen Winterreisen des Missionsschiffes ungemein erfreulich von Statten. Die Arbeit der zeitweise auf einzelnen Inseln zurückgelassenen Missionare war erfolgreich; die des Bischofs selbst auf Mota in hohem Grade gesegnet.

Ein vielversprechender Anfang konnte auf eben jener letzten Fahrt auf der Lepersinsel (Coba) in der Gruppe der Neuhebriden gemacht werden. Miss. Bice brachte dort zehn Tage unter den Eingebornen zu — wohl der erste Europäer, der je eine Nacht hindurch sich ihnen anvertraute. Er bekam von dort ein Dutzend hoffnungsvoller Knaben mit, die zusammen mit etlichen Zöglingen aus benachbarten Inseln dann seiner speziellen Pflege übergeben wurden. Für dieses Jahr nahm er einen längeren, vermuthlich nun schon ausgeführten Besuch auf der Lepersinsel in Aussicht. — Eine ebenso große Zahl Knaben, wie von hier, kam auf der vorigen Fahrt von der Ambrym-Insel (gleichfalls einer der Neuhebriden) mit. So, wie die Dinge bis jetzt stehen, läßt sich zwar kaum hoffen, mehr als nur Einzelne von diesen letzteren dauernd zu behalten, denn gerade diejenigen, von welchen man die meiste Hoffnung hegte, blieben bei dem vorjährigen Besuch mit dem, ungebundenen Wilden eignen Wankelmuth in ihrer Heimat zurück; selbst das ist jedoch schon von Werth, wenn nur der Verkehr mit einer Insel fortgepflegt und das Vertrauen aufrechterhalten werden kann.

Miss. Brooke, der wie in den vorhergehenden Jahren, so auch diesmal wieder einige Monate auf Florida in der nördlichen Gruppe der Salomonsinseln verweilte, und mehrere seiner Schüler von Norfolk dorthin zurückbrachte, bekam es sehr zu fühlen, wie die von den Menschenmäubern verübten Greuel auch schon geknüpfte Bande wieder lockern können. Doppelt erfreulich war es da, daß trotz der fast unter seinen Augen begangenen Freveltaten nicht nur seine alten Schüler wieder sämmtlich mit ihm kamen, sondern auch noch eine schöne Anzahl frischgewonnener. — Eine neue Station wurde in dieser Gruppe auf der Insel Sawo gegründet und der Pflege eines

alten Schülers von Patteson, dem Loyalitäts-Insulaner Wadrokal übergeben. Es siedelten sich dort auch vier Christen von der Insel Ysabel an, deren Südende beständig von aus dem Norden kommenden Feinden beunruhigt wird, so daß die Angehörigen jener vier Christen fast Alle aufgerieben waren, und ihr eigenes Leben in der alten Heimat in steter Gefahr geschwebt hätte. Da ihre Sprache auf Sawo verstanden wird, ist zu hoffen, daß sie von dem genossenen Unterricht dort etwas verwerthen können.

Wie Brooke im Norden, so ließ sich Atkin 1871 im Süden der Gruppe nieder, wo er auch in den vorhergehenden Jahren sein besonderes Arbeitsgebiet gehabt hatte. Von seiner Hauptstation San Cristoval aus bewegte er sich mit seinem neuen Boote noch freier hin und her als vordem und unternahm in demselben manch gefährliche Fahrt auf diese und jene Nachbarinsel. Sein unzertrennlicher Begleiter dabei war immer der wackre Stephan Taroaniara. Die letzte gemeinsame Arbeit dieser beiden Friedensboten, die so kurz darauf mit einander ihr Leben ließen, wurde vom Bischof in die kurzen, aber vielsagenden Worte zusammengefaßt: „Atkin hat in solchem Grade das Vertrauen der Jugend gewonnen, daß alle jungen Leute mit ihm gehen möchten, wenn die Alten es erlaubten.“ Nur solche, welche wissen, wie schwer es früher hielt, gerade von diesen Inseln taugliche Schüler zu bekommen, können ganz verstehen, welch ungeheurer Fortschritt damit ausgesprochen ist. Doppelt schmerzlich empfinden es aber eben deßhalb die noch übrigen Missionare, daß sie in Atkin und Patteson die einzigen der dortigen Sprachen kundigen Männer, und in Stephan den einzigen gereiften Christen von Rang und Einfluß verloren haben, der sie in seiner Heimat hätte einigermaßen ersetzen können. Es ist nun zwar in Miss. Jackson (aus Neuseeland) ein neuer Lehrer für diese Gruppe von Zöglingen aus den Salomons-Inseln eingetreten, der an dem ältesten Schüler einen zuverläßigen, tüchtigen Gehilfen hat; wer wird aber sobald im Stande sein, auf den Inseln selbst Atkin zu ersetzen?

Zwischen den Salomons-Inseln und den Neuhebriden, jenen beiden Endpunkten des weiten Missionsgebiets, mitten inne warf auf seiner letzten Reise Bischof Patteson selbst sein Netz aus, und wahrlich ein reicher Fischzug wars, der ihm da zum Abschied beschеert wurde! Während seines dreimonatlichen Aufenthalts auf Mota in der Banksgruppe schrieb er selbst am 22. August 1871 einem Freund

nach Sydney: „Sie werden sich freuen zu hören, daß durch Gottes Gnade Motas Stunde gekommen ist, das Evangelium anzunehmen. Viel war ohne Zweifel durch Georg Sarawias festen, treuen Wandel, durch die von ihm seit zwei Jahren regelmäßig gehaltene Schule und durch das Beispiel unsrer Zöglinge gewirkt worden, die auf ihre Heimatinsel zurückkehrten und im Blick auf deren Wohl sich da niederließen. Jetzt aber wirkt der Geist Gottes so in den Herzen und Gemüthern dieser Leute, daß es ihnen selbst und uns eine Aufforderung zu anbetendem Danke ist. Wir haben uns bemüht, sehr vorsichtig zu sein und wollten nicht einmal Kinder taufen, außer wenn sie kränklich oder dem Tod nahe waren. Nun versprechen aber alle Eltern, ihre Kinder in die Schule zu schicken und sie christlich erziehen zu lassen; viele verlangen auch selbst nach der Taufe, indem sie sagen, sie sehen und fühlen den Segen dieser neuen Lehre, sie haben ihren alten Gewohnheiten abgesagt und spüren neue Gedanken, neue Hoffnungen und Wünsche. Unsre Katechumenenklassen waren groß, und ich glaube, ich darf sagen, daß sie die Grundwahrheiten des Christenthums erfaßt und ein richtiges Verständniß von dem Glauben und den Pflichten eines Christen erlangt haben. In jedem einzelnen Fall suchten wir uns genau zu versichern, daß hier eine wahre Herzensüberzeugung, ein fester Glaube an die Lehre und Verheißungen des Evangeliums und ein aufrichtiges Verlangen nach einer Besserung des Lebens vorliege. Es war keine besondere Erregung, kein Ueberfließen der Gefühle bemerklich, dafür aber theilte sich eine ruhig fortschreitende Bewegung immer weiteren Kreisen mit. Männer verließen Abends die Schule, um die Nacht hindurch zu Hause nachzudenken und sich zu besprechen. Ihre Berichte von ihren schüchternen Versuchen zu beten, und von allem, was sie sagten und thaten, sind voll Einfalt und Aufrichtigkeit. So verbreitete sich von Einem zum Andern der von dem Geiste Gottes in dem Herzen eines Jeden gewirkte Wunsch, ein offenes Bekenntniß seines Glaubens abzulegen. Viele sagten: 'Ich sehe es und zweifle nicht. Ich sehe, daß Jesus, den der Vater sandte, um unser Heiland und Erlöser zu werden, die Taufe verordnet hat zur Vergebung der Sünden und zur Aufnahme in die Gemeinde der Gläubigen. Aber es ist etwas so Großes, so Gewichtiges, daß mir bange wird, wenn ich denke, ich könnte mein Versprechen brechen und zu meinen alten Wegen zurückkehren.' — So gieng es sieben Wochen hindurch fort. Wir

haben 295 Personen getauft: 17 Knaben aus Georg Sarawias Schule; 41 erwachsene und meistens verheiratete Männer und Frauen; die übrigen größere und kleinere Kinder. Ich weiß, Sie werden jetzt mehr als je für diese junge Gemeinde und für Georg Sarawia beten."

Das hat sie nach Pattesons so kurz darauf erfolgtem Heimgang nun freilich doppelt nöthig. „Der bedeutende persönliche Einfluß des Bischofs, dem überdieß noch Miss. Bice zur Seite stand, brachte gewiß Viele zur Entscheidung, die sonst noch jahrelang halbherzig gezaudert hätten," schreibt Codrington, „aber in den Augen Aller, die davon Zeugen waren, war das Werk sichtbar von Gott. Unter allen Umständen wäre dies eine kritische Zeit für die junge Gemeinde; in unsrer gegenwärtigen Lage aber gedenken wir ihrer nicht ohne Besorgniß. Glücklicherweise konnten wir durch ein Kriegsschiff einen Brief nach Mota senden, und wir werden unser Bestes thun, um im kommenden Winter so viel als möglich dort zu sein. Ein Lehrer von Mota wohnte eine Zeitlang nicht umsonst auf der Nachbarinsel Santa Maria. Zwei Christen sind mit ihren Frauen auf eine hart dabei liegende Insel zurückgekehrt und wollen dort eine Schule beginnen, obgleich sie kaum die nöthige Befähigung haben, mit Erfolg zu unterrichten, und ihre Insel durch den Sklavenhandel aufs Aeußerste herabgekommen ist. Ganze Inseln sind so entvölkert, daß die zurückgebliebenen Männer kaum die nöthigen Nahrungsmittel für die Schwachen beschaffen können, und die Einwohnerschaft geradezu dahindarbt und hinsiecht oder wieder in Kannibalismus versinkt. Geschieht nichts zur Rettung der Ueberreste, so ist in wenigen Jahren die Mission zu Ende, einfach darum, weil es keine Melanesier mehr gibt."

Wie verderblich der Menschenraub auf den Neuhebriden wirkt, mag uns der presbyterianische Miss. Dr. Geddie schildern, der im Sommer 1871 von dem nun christianisirten Aneityum aus eine dreimonatliche Reise durch die südlichere Inselgruppe unternahm.

Er kam z. B. auf die Insel Nguna*), wo die Missionsgeschwister Milne sich gerade von einem Fieber erholten, die Eingebornen aber, wenn schon gleichgültig gegen ihre Botschaft, ihnen freundlich begegneten. Dort hielten sich auch drei Evangelisten von

*) Egun in Dr. Grundemann's Missionsatlas.

Rarotonga auf, von denen zwei die nahe Insel Pele als ein wünschenswerthes Feld ins Auge gefaßt hatten. Als aber Geddie sie dort landete, wehrten sich die Eingebornen gegen ihre Niederlassung. „Erst zwei Tage sinds," sagten sie, „daß ein Schiff aus Queensland uns besuchte; der Kapitän desselben hat gerade dieses Stück der Insel von uns gekauft. Wir selbst wären froh am Evangelium, aber der Kapitän warnte uns, doch ja keine Missionare aufzunehmen, weil dieselben überall, wohin sie gehen, vom Land Besitz ergreifen und die Leute arm machen." Diese Insulaner zeigten sich höflich und wohlgesinnt, aber gegen den ihnen beigebrachten Argwohn ließ sich nicht ankämpfen. Die Niederlassung mußte unterbleiben.

Geddie kehrte nach Nguna zurück und suchte nun bei dem Missionar der Insel Aufklärung über eine Geschichte zu erhalten, welche in den australischen Zeitungen viel Staub aufgeworfen hatte. Ein Seefahrer W. Irving, Maat auf dem Schiff Jason, hatte beschworen, Milne habe die Eingebornen von Nguna dazu vermocht, auf ihn zu feuern. Dieser Irving kam nach vier Monaten selbst auf die Insel zurück und war der erste, der dem Missionar in seiner Abgelegenheit die Mittheilung machte, wie aufgebracht ganz Australien gegen ihn, den Friedensboten, um dieser Uebelthat willen sei. Das Wahre an der Sache ist, daß Irving einige Leute auf der Insel zusammenstahl, auch das Weib eines Häuptlings fortschleppen ließ; wie er seine Beute im Boot untergebracht hatte und nach seinem Schiff ruderte, wurden ihm zwei Schüsse nachgesandt, der eine von dem entrüsteten Gatten der Geraubten. Der Missionar, so schrieen viele Blätter in Queensland, muß zur Rechenschaft gezogen werden für diese Gewaltthat gegen einen englischen Seemann! und die Regierung sah sich nach einem Kriegsschiff um, die Sache weiter zu verfolgen.

Ehe noch das Kriegsschiff kam, ereignete sich ein weiteres Unglück. Milne war auf einer Missionsreise, als ein Dampfer Fanny etliche Insulaner von Fidschi zurück nach Nguna brachte und andere an Bord nehmen wollte. Der Häuptling, dem die Gattin geraubt worden war, fragte umsonst nach ihr; auch ein anderes verheirathetes Weib war nicht zurückgebracht worden. Also verschworen sich die Leute, Rache zu nehmen, stiegen an Bord, tödteten die fünf Matrosen, welche sie dort trafen, konnten aber dem Kapitän und dem

bereits verwundeten Maat, welche aus ihrer Kajüte herausschossen, nicht beikommen. Doch hieben sie die Ankerkette ab, daher das Schiff strandete. In der Nacht schlichen sich Kapitän und Maat ans Land und suchten das Missionshaus auf. Den Missionar fanden sie dort nicht, wohl aber die drei Lehrer von Rarotonga, welche die Flüchtlinge willfährig beherbergten, aber in Keller und Busch zu verbergen genöthigt waren. Nach sechs Tagen wurde der Maat wahnsinnig und zeigte sich den Heiden, die ihn auf der Stelle erschossen. Am siebenten Tage aber ankerte ein Schiff, auf welches die drei Lehrer, unter eigener Todesgefahr, den Kapitän führten und in Sicherheit brachten.

Wenige Tage nachdem dieses Fahrzeug sich entfernt hatte, erschienen drei Raubschiffe zumal im Hafen: die Daphne, die Marion und der Lismore. Es war eine Expedition, ausdrücklich zu dem Zwecke unternommen, das Blutbad auf der Fanny zu rächen. Eines Sonntag Morgens landeten die Weißen; statt aber nach dem Distrikt zu gehen, dessen Häuptling die Mordthat ausgeführt hatte, zogen sie der Missionsstation zu. Hier hielten gerade die drei Rarotonga Lehrer einen Gottesienst mit den Taufkandidaten; die Versammlung wurde überfallen und zerstreut, die Lehrer legte man in Eisen; einen jungen Mann, der sich für sie ereiferte, erschoß man kurzweg. Dann rief man nach Feuer, das Missionshaus zu verbrennen; zum Glücke fand sich keines; am Ende begnügten sich die Räuber, einen neuen Backofen und Heerd zu zerstören. Lange lagen nun die Lehrer gefesselt in den Raubschiffen; man bedrohte sie mit Messern und geladenen Flinten, und schwor, ihr Tod sei gewiß, wenn sie nicht bekennen, daß die Mannschaft der Fanny auf Befehl des Missionars ermordet worden sei! Doch blieb alles vergeblich; Milne kehrte zurück und es gelang ihm, die Befreiung der Lehrer auszuwirken. Diese fühlten tief den ihnen angethanen Schimpf; vielleicht aber war es ein Glück, daß sie von den Weißen so hart mißhandelt wurden, sonst hätten sie leicht, wegen der Rettung jenes Kapitäns, durch die Eingebornen zur Flucht von der Insel genöthigt werden können.

Das ist die Geschichte eines einzigen Eilands, und zwar noch eine unvollendete, wie wir bald sehen werden, denn die Strafe für das Gemetzel auf der Fanny war für Nguna noch nicht abgeschlossen. Aber auf andern Inseln geschieht Aehnliches und Aergeres. — In

Tongoa mußte Miss. Geddie zusehen, wie der Kapitän des Flirt 20 Einwohnern versprach, gegen ein in Schweinen zu erlegendes Fahrgeld sie nach dem nahen Api zu führen und in drei Tagen heimzubringen. Die Ladung war aber viel zu lockend für den Kapitän; sobald er sie eingenommen hatte, führte er die Leute in die Sklaverei. — Auf Santo, wo Miss. Goodwill beliebt und im Segen thätig ist, wurden doch in seiner Abwesenheit viele Leute fortgeführt. Die meisten hatten sich kaufen lassen, für eine Art und ein Messer die schwächeren, für eine Art und zwei Messer die stärkeren, natürlich geködert durch die schönsten Versprechungen. Aber die andere Bucht durfte der Missionar gar nicht mehr besuchen; die Matrosen hatten dort sechs junge Weiber an Bord gelockt und waren mit ihnen davongesegelt, nach Fidschi. Ihre Männer aber wüthen und haben dem ersten Weißen, den sie zu Gesicht bekommen, den Tod geschworen. — Auf Mallicollo sind zwei Schiffe gestrandet, von ihnen scheint kein Mann entronnen zu sein. Und auf Coba (Lepers-Insel S. 374) wurden zwei Bootmannschaften mit Giftpfeilen überschüttet, zur Rache für die Gewaltthaten der Menschenräuber.

Das wars, was Geddie auf Einer Rundfahrt erfuhr, und jammernd überblickt er die ganze Gruppe der lieblichen Inseln und klagt, wie der Fluch des Seelenraubs ihr ganzes Aussehen ändere und alle für sie gefaßten Hoffnungen vereitle.

Wird sich endlich die Regierung regen?

Nun ja, sie regt sich. Das Kriegsschiff Rosario wurde ausgesandt, zuerst auf der Norfolk-Insel, und dann bei den andern Missionseilanden anzusprechen und über den Mord britischer Unterthanen, wie auch über die „angeblichen" Gewaltthaten der Menschenräuber sichere Erkundigungen einzuziehen.

Commander Markham fuhr also zunächst nach Norfolk, wo er von der Ermordung des Bischofs benachrichtigt wurde, dann nach Nguna (Nov. 1871). Hier zeigte ihm Milne den Ort, wo der am Gemetzel der Fanny betheiligte Häuptling wohnte. Mit 20 Mann zog Markham dahin, nachdem er angekündigt, er komme zu sprechen, nicht um zu fechten. Allein da er mit Flintenschüssen empfangen wurde, zerstörte er das Dorf und dessen Canoes, ebenso einen andern mitschuldigen Flecken. Blut wurde dabei keines vergossen, und bei einem späteren Besuch (31. Dez.) konnte Milne

ihm berichten, die Strafe, welche der Rosario ausgeführt, habe gute Wirkung gethan.

Markham besuchte sofort die Insel Tanna, wo eine der von Nguna weggestohlenen Frauen auf den neu angelegten Pflanzungen weilen sollte. Am 5. Jan. 1872 fand er sie in einer Hütte; sie hatte etwas Englisch gelernt, war hocherfreut, nach Nguna zu ihrem Gatten zurückkehren zu dürfen, und klagte wie grausam ihr Räuber, Daniel Mackenzie, sie behandelt habe, um ihren Willen zu brechen; sie sei oft an den Mast gebunden und gepeitscht worden. Markham versicherte sich hier, daß „auf jeden Weißen, welcher auf dieser Insel ermordet worden sei, wohl 20 getödtete Eingeborne kommen". Er besuchte daselbst auch die Station Kiwamera, wo die Einwohner wohl etwas erschraken, aber sehr höflich waren. Sein Bericht gibt das merkwürdige Zeugniß: „In der That habe ich an jedem Ort, der unter den Einfluß der Missionare gekommen war, die Eingebornen stets ruhig, freundlich gesinnt und zu friedlichem Handel geneigt gefunden."

Am 9. Jan. landete er wiederum auf Nguna und führte dem Häuptling Marewatta die geraubte Gattin zu. „Derselbe war überaus glücklich, seine Frau wieder zu sehen und würde, wenn ichs erlaubt hätte, meine Boote mit Schweinen, Bananen und andern Geschenken gefüllt haben. Herr Milne schien sehr verwundert über mein schnelles Gelingen. Als wir giengen, brachen die Eingebornen in jubelnde Freudenrufe aus." Sie hatten also die Gerechtigkeit der früher ertheilten Züchtigung anerkannt, was gewiß von billig erzürnten Wilden viel sagen will. Milne fürchtet sich nicht im mindesten, auf der Insel nach allen diesen Wechselfällen getrost fortzuarbeiten.

Wir können dem Kriegsschiff nicht auf allen seinen Fahrten nachfolgen; es begnügte sich mit mäßigen Züchtigungen, wo ihm Gewalt entgegentrat, brannte z. B. Dörfer nieder oder zerstörte die Kanoes. Auf Espiritu Santo gestand der Häuptling den Mord von fünf Matrosen ein, konnte aber deren Grab nicht aufweisen, weil man sie wahrscheinlich gefressen hatte. Markham legte ihm zur Strafe die Ablieferung von 25 Schweinen auf. Der Häuptling war sehr froh über solche Milde; da aber die Schweine nicht gebracht wurden, mußte das Dorf dafür in Feuer aufgehen. Dennoch kamen andere Häuptlinge, Markham zu begrüßen; ihnen allen trug er auf,

Weiße, welche Menschenraub versuchen, gefangen zu nehmen und den nächsten Missionar, oder das erste Schiff, das anlegen würde, davon in Kenntniß zu setzen. Ist freilich leichter befohlen als ausgeführt!

Im Ganzen hat also dieser Besuch auf vielen Inseln gut gewirkt. Bedauerlich bleibt fast nur der auf Nukapu, in der St. Cruz-Gruppe traurigen Andenkens. Hier war Bischof Patteson vor zwei Monaten erschlagen worden, und wer wünschte nicht, daß der Tod eines Missionars nur in christlicher Weise gerächt würde. Aber Markham hatte den Auftrag, jedes Eiland der Gruppe zu besuchen und nach dem Mord von Weißen zu fragen. Er konnte und durfte Nukapu nicht übergehen.

Zweimal versuchte er, mit den trotzigen Eingebornen Verhandlungen zu eröffnen; jedesmal wurde auf die Boote geschossen; ob mit der vollen Kenntniß, daß man es hier mit einem Schiff der Königin zu thun habe, bleibt zweifelhaft. Der Commander aber durfte seine Flagge nicht beschimpfen lassen, so beschloß er denn, die Nukapuer zu züchtigen. — „Ich dampfte gegen das Dorf heran und gab ihm zwei meiner Breitseiten auf 2400 Schritte Entfernung. Sobald die Fluth stieg und den Booten über das Riff zu rudern gestattete, näherte ich mich in denselben dem Dorfe. Nochmals versuchte ich zu unterhandeln; ich rief den zwei Häuptlingen Taula und Mota (Miss.Mag. März S. 107), welche den Bischof an seinem Todestage ans Ufer gerudert hatten. Allein sie überschütteten uns mit ihren Pfeilen, die glücklicherweise nur ins Boot fuhren. Nun befahl ich mit den Büchsen zu schießen, damit wir unbehelligt landen könnten. Da sich dies aber als unausführbar erwies, weil sie hinter halbrunden Verschanzungen niederhockten, landeten wir ohne zu schießen, und zerstörten das Dorf. Der Feind kämpfte mit großem Muth und zog sich nur langsam vor uns in den Busch zurück, indem er beständig Pfeile abschoß und Steine nach uns warf. Die Bevölkerung des Eilands, das höchstens 400 Bewohner halten mag, muß von unserem Feuer schwer gelitten haben, doch konnten wir uns von ihrem Verlust nicht vergewissern."

Des sel. Bischofs Wunsch (S. 109) ist also nicht in Erfüllung gegangen. Er hatte im Vorgefühl seines Todes gebeten, daß man für einen solchen Racheakt nicht neue Rache nehme: „Im Voraus protestire ich gegen die Bestrafung irgend welcher Eingeborner auf

diesen Inseln, die Bootsmannschaften tödten oder Schiffe überfallen sollten, bis gehöriger Beweis vorhanden ist, daß sie zu solchen Handlungen nicht durch Gewaltthätigkeiten von Weißen aufgestachelt worden sind." Es scheint unmöglich, wie die Welt einmal ist, die Reihe von Unglückssaaten zu durchbrechen, die aus sündiger That hervorsprießen und weiteres Unrecht gebären müssen. Nur die ausdauernde Liebe weniger Auserkorenen mag sich als dazu befähigt erweisen.

Soviel aber hat Commander Markham von dem ganzen Betrieb dieses Menschenraubs in Erfahrung gebracht, daß er jede Maßregel, „den Arbeiter-Handel" zu beschränken und zu reguliren, als unzulässig verwirft. Er hat zwei solcher Sklavenschiffe, die weder eine Ermächtigung zu ihrer Fahrt, noch auch ein Logbuch bei sich führten, wegzunehmen versucht, mußte aber, weil das Gesetz eine Lücke hatte, davon abstehen. Sein schließliches Urtheil lautet also:

„Ich habe mich überzeugt, daß das niederträchtige System des Menschendiebstahls bis zu einem ganz unbegreiflichen Grade betrieben wird und nicht blos wirkliche Sklaverei, sondern in vielen Fällen Mord und ausgedehntes Blutvergießen im Gefolge hat. Wo immer der Einfluß der Mission auf diese Insulaner sich erstreckt, fand ich sie freundlich und wohlgesinnt gegen die Weißen, sonst aber sehr scheu beim Nahen unserer Boote und geneigt zu Feindseligkeit und Verrath."

In dieser Weise zerstören Namenchristen das Werk Gottes auf Hunderten von Inseln und machen es mit jedem Jahre schwieriger, den elenden Resten von Bewohnern, die sie auf denselben übrig gelassen, den Trost des Evangeliums zu bringen. Lange Zeit that die englische Regirrung rein nichts, dieser Menschenjagd ernstlich entgegenzuwirken, bis die Katastrophe von St. Cruz sie aufschreckte.

Es war am 24. Juni dieses Jahres, daß im Oberhause des britischen Inselreichs über diesen Menschenraub in der Südsee verhandelt wurde. Der frühere Gouverneur von Neusüdwales, Graf Belmore, machte erschütternde Mittheilungen über die Art, wie er betrieben wird. Er erzählte z. B. von einem Kapitän, der nur gar kein Geheimniß aus seinem Verfahren auf einer der Inseln gemacht hatte. „Ich war endlich des Wartens müde," erzählte dieser Elende, „und wollte mein Schiff unverweilt voll haben. Also begaben wir uns ans Land und nach fünf Stunden brachten wir 37 Eingeborne an Bord, nachdem ich eine lustige Jagd im Busch gehabt, sie einzu-

fangen und festzumachen. Doch genügte mir das nicht; die Jagd wurde also noch zwei Tage fortgesetzt, bis ich fand, es sei nun Zeit, frischen Boden für meine Operationen aufzusuchen." — Es haben sich auch allerlei Abarten dieses Menschenhandels gebildet. Auf den nördlichen Inseln ist es der Stolz eines jeden Häuptlings, eine ausgedehnte Schädelsammlung zu besitzen; mit seinen Mitteln ist aber ein solcher nur im Stande, Schädel von nahen Inseln zu beschaffen. Weiße Kapitäne haben sich also dazu hergegeben, diesen Schädelhandel systematisch auszudehnen und weiter zu entwickeln. Sie nehmen Schädeljäger an Bord und landen dieselben auf südlichen oder sonst entfernteren Inseln, um beliebige Menschenköpfe zusammenzubringen. Diese führen sie dann in ihre Heimat zurück, wo die Häuptlinge entzückt über die merkwürdige Ausbeute den Kapitänen Erlaubniß geben, eine schöne Anzahl ihrer Unterthanen an Bord zu nehmen und nach den Gegenden, wo die Pflanzerarbeit in der Blüthe steht, auszuführen.

Bekannt ist bereits eine Thatsache, die deutlicher als jede andere ausweist, wo die eigentlichen Mörder Pattesons zu suchen sind. Etliche der Sklavenjäger verkleideten sich so, daß sie einen Bischof vorstellen konnten, ergriffen einen nautischen Almanach, der ihnen die Bibel ersetzte, und lasen darin, worauf sie mit ihrem Gefolge beteten, um damit den Eingebornen ein Gefühl völliger Sicherheit beizubringen. Waren diese dann entwaffnet, so fiel man über sie her, und scheute auch Blutvergießen nicht, um möglichst viele im Schiffsraum unterzubringen.

Graf Kimberley erklärte schließlich im Namen der Regierung: vier Dampfer werden ausgesandt, die Unterdrückung dieser schmählichen Menschenjagd zu bewerkstelligen. Man werde zu diesem Zweck auch einige Segelschiffe miethen. Die Regierung werde sichs auf jede Weise angelegen sein lassen, diesen Greueln endlich ein Ziel zu stecken. Die Königin hatte schon in ihrer Thronrede die Schmach dieses Sklavenhandels bedauert, welchem Bischof Patteson zum Opfer gefallen sei, und die Einführung eines Gesetzes verheißen, welches die gerichtliche Verurtheilung der Sklavenhändler erleichtern und dem Bestand der Sklavenarbeit ein Ende machen solle.

Daß die abgeführten Arbeiter in Fidschi, Queensland, Neukaledonien, Tanna wirkliche Sklaven sind, erhellt aus manchen Berichten. Zwar ist angenommen, daß ihre Dienstzeit mit drei Jahren ablaufe; aber daraus läßt sich kaum schließen, daß sie etwa darum besser behandelt werden. Ein neuseeländisches Blatt (der Evangelist von Otago) spricht sich darüber also aus: „Es scheint fast wahrscheinlicher, daß Arbeiter, welche dem Pflanzer auf Lebenszeit angehören, menschlicher behandelt werden, als solche, die er nur wenige Jahre in seiner Gewalt hat. Wohl läßt sich leicht behaupten, das Interesse des Pflanzers dränge ihn, so wenige als immer möglich zu schlagen

oder zu erschießen; immerhin bleibt die Thatsache, daß menschliche Wesen dem Spiel der Laune ihrer Mitmenschen überlassen bleiben, eine Schmach für das Volk, welches solche Unmenschlichkeit erlaubt."

Folgen wir einem Augenzeugen auf die Pflanzung in Queensland! „Als die Kulies aufmarschirten, bemerkte ich, daß Viele Geschwüre und tiefe Wunden an den Knöcheln hatten, und erfuhr auf meine Nachfrage, sie haben unterwegs 'gemeutert', daher man sie in Fesseln legen mußte. Meuterei ist doch ein wunderliches Wort, den Fall eines Mannes zu bezeichnen, der sich ungerechter Bedrückung entziehen will; es paßt aber gut zu dem ganzen neuen Wortschatz. Die ersten zwei Tage erlaubte man ihnen, sich Hütten zu bauen, eine Arbeit, die sie mit großer Geschicklichkeit ausführten, indem sie erst ein Skelett von Zweigen bauten, und dann dasselbe mit allerhand Reben und Ranken korbähnlich durchflochten, bis es mit Gras gedeckt und undurchdringlich für Regen und Sonne gemacht wurde. Sie bauten zwei solcher Häuser und errichteten im Innern ein Lager aus Geflecht, auf welchem sie alle beisammen schliefen, und von welchem der Aufseher Mühe hatte, sie Morgens herabzutreiben. Es waren ihrer siebzig. Man vertheilte sie in Rotten unter weißen Aufsehern, welche für das Maaß der zu verrichtenden Tagesarbeit verantwortlich gemacht wurden. Abends machten sie sich dann Speere, welche ihnen der Schmied mit einer eisernen Spitze versah; da aber einer vom Aufseher geschlagen wurde und ihm dafür mit dem Speer drohte, wurden allen die Waffen abgenommen. Es dauerte einige Zeit, ehe sie sich in ihre Lage fanden; da aber die Aufseher ihre Stöcke nicht umsonst trugen, strengten sie sich an, die gebotene Arbeit auszurichten; alleingelassen wollten sie lieber nichts thun.

„Man bedenke nun aber, daß dies lauter junge Männer waren, im Alter von 18 bis 25 Jahren. Vom Cölibat wissen sie in ihrer Heimat nichts, ist doch derselbe eine Einrichtung der Civilisation; ihnen bleibt er ein völlig unnatürlicher, aufgedrungener Zustand, eine Sklaverei schlimmer als die der Neger in muhammedanischen Ländern. Hat man die Negersklaverei aufgehoben, dann muß dieser schmähliche Handel noch viel mehr verboten werden, denn es ist eine uns viel näher verwandte Menschenrace, die von ihm betroffen wird; reguliren kann man einen solchen Handel sowenig als Kindsmord oder Straßenraub."

Daneben wird nicht geleugnet, daß auf vielen Pflanzungen in Queensland die Arbeiter mild behandelt werden. Man hat auch versucht, den letzteren durch hingesandte melanesische Arbeiter mit geistlicher Pflege nachzugehen, aber die ungemeine Verschiedenheit ihrer Sprachen, welche aller Orten das Entstehen eines gebrochenen Englischen Jargons herbeiführt, sowie die große Entfernung der Pflanzungen vereitelte bisher die Ausführung des Plans.

Was aber die Zurückführung der Arbeiter betrifft, so schrieb

Patteson noch im März 1871: „Weder weiß ich, welche Art von Civilisation die Entführten auf den Pflanzungen antreffen, da ich diese nicht besucht habe, noch glaube ich, daß viele aufzufinden sind, welche von derselben Zeugniß ablegen könnten. Der Grund ist ein sehr einfacher. Von 500 Banksinsulanern, die fortgeführt worden sind, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, daß auch nur der zehnte Theil den Rückweg gefunden hätte."

Von Fidschi sind, wie wir oben sahen, einige der Gestohlenen zurückgekehrt. Aber auch in diesem Falle bleibt es dem Ermessen des Kapitäns überlassen, sie ans Ufer zu setzen, wo es ihm gerade gefällt. Er mag sie schließlich auf ihrer Insel landen, aber auf dem Gebiet eines feindlichen Stammes, wenn ihm dasselbe bequemer gelegen scheint, als ihre eigentliche Heimat. Ein solches Vorgehen aber kann leicht ihren Tod zur Folge haben.

Miss. Joseph Copeland weiß von zurückgekehrten Melanesiern zu berichten. Er sagt: „Auf unsern Inseln ist durch den Sklavenhandel die ganze Gesellschaft aus den Fugen gegangen, was sich leicht begreifen läßt, wenn man bedenkt, daß von der körperlich tüchtigen männlichen Bevölkerung die volle Hälfte weggeführt worden ist. Diejenigen aber, welche zurückkehren, sind mit wenigen Ausnahmen gegen das Christenthum eingenommen, und bringen die schlimmsten Laster zurück. Was sie von Eigenthum mitbrachten, haben sie in wenigen Wochen insgesammt für ihre Nahrung hergeben müssen. In ihrem Aussehen und in ihren Manieren zeigt sich keine Spur von Civilisation, welche sie vor den Heiden auszeichnete, und ihre Abwesenheit hat selbst dazu beigetragen, den Werth ihres Eigenthums auf der Insel und den Vorrath an Lebensmitteln zu verringern. Da also ihre Verpflanzung sie weder bereichert noch aufklärt oder bildet, viel weniger sie christianisirt, ist sie eine bloße Schädigung der Eingebornen und sollte darum einfach verboten werden."

Eine Zeitung von Brisbane hat es gewagt, den andern Blättern zum Trotz ihre Freude darüber auszusprechen, daß diesem Menschenhandel auch in Queensland das Urtheil gesprochen ist: „Die feinen Unterschiede, welche Seine Excellenz der Unterstaatssekretär (Lord Normanby) zwischen unläugbarem Menschendiebstahl und erlaubtem 'Rekrutiren' aufzustellen beliebt, werden uns nicht länger von der Theilnahme an Verbrechen freisprechen, welche unsere gerühmte Civilisation und unser hochgetriebenes Christenthum gleichermaßen entehren. Das Leben ist mehr als die Nahrung und für jedes Volk gibt es etwas, daß ihm mehr am Herzen liegen muß, als die vergoldete Nachahmung eines Industriezweigs — eine Weise der Arbeiterbeschaffung, durch die es sich einfach herabwürdigt."

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 3.

Inhalt: Der Vorabend des Basler Bibelfestes. 1. Juli 1872. — Die Bibel unter den Kriegsgefangenen. Die um Geld und nicht umsonst gelesene Bibel.

1872.

Der Vorabend des Basler Bibelfestes.

1. Juli 1872.

Die Woche, da in Basel die Jahresfeste der christlichen Vereine gehalten zu werden pflegen, ist gewöhnlich so reich an Mittheilungen, Ermahnungen und Anregungen aller Art, daß wer Alles das gehört hat, das Herz davon voll hat und und dann auch den Mund darf überfließen lassen, Andern zur geistlichen Speise und Erquickung und ihm selbst zur Erneuerung und Auffrischung der empfangenen Gabe.

Auch wir wollen jetzt den lieben Lesern eine Mittheilung dieser Art machen, wie sie dem Zweck dieser Blätter entspricht und ihnen ein Weniges erzählen von der Begrüßungsconferenz, die wie immer am Vorabend des Basler Bibelfestes Statt fand. Diese Conferenz, wie überhaupt die kleineren, abgeschlosseneren Zusammenkünfte in der Missionsfestwoche, gehört zu dem Lieblichsten und Anregendsten, das sie dem Festbesucher darbietet. — Da werden freilich keine langen und studirten Reden gehalten, sondern nur kurze Mittheilungen gemacht. Aber eben weil so viele Personen zum Worte kommen, die so vielerlei vorzubringen haben, so entsteht gerade daraus ein liebliches und harmonisches Zusammenwirken mannigfaltiger Gaben und Kräfte; und daß es nur kurze Worte sein sollen, ist für Manchen

eine gute Ermunterung, seinen Beitrag zu liefern. Denn Viele haben zwar etwas Rechtes und Tüchtiges zu sagen. Fordert man sie aber auf, eine Rede darüber zu halten, so thun sie's nicht. Dürfen sie hingegen, was sie wissen, in wenigen und einfachen Worten vorbringen, so thun sie's wohl. Und dieß ist ein Ziel, das in der Gemeinschaft der Gläubigen immer mehr erstrebt werden soll, daß das einfachste Wort, wenn es nur ein gutes Wort ist und besonders wenn es mit Geist und Kraft von oben gewürzt ist, zu seinem Rechte kommt. So soll das allgemeine Priesterthum der Gläubigen zur Geltung kommen.

Die Begrüßungsconferenz pflegt im Betsaale des Münsters gehalten zu werden, einem Lokale, das an sich nicht unpassend wäre, wenn es nur etwas mehr Umfang hätte. Nimmt, wie es ja zu wünschen ist, die Theilnahme an dieser zwei Stunden lang dauernden Conferenz zu, so wird an eine Verlegung der Versammlung gedacht werden müssen, denn daß sie in den letzten Jahren zugenommen hat, ist unzweifelhaft; und es zeugt von der der Conferenz innewohnenden Lebenskraft, und vom guten Gehalte der Mittheilungen, die gemacht werden, daß auch die Unbequemlichkeit des engen Lokals und das Unbehagen, das in Folge der von Minute zu Minute sich steigernden Hitze entsteht, die Zahl der Besucher dennoch immer im Zunehmen begriffen ist.

Ich habe nicht im Sinne über das Gehörte eigentlichen und wörtlichen Bericht zu erstatten. Das würde zu weit führen und es wäre auch wohl den Freunden, die das Wort ergriffen haben, selbst nicht lieb, dasjenige, was sie in Einfalt und guten Treuen aussprachen, nun plötzlich der Oeffentlichkeit überliefert zu sehen; wohl aber ist es vielleicht den Besuchern der Conferenz, die diese Blätter lesen, nicht unlieb und gereicht besonders den übrigen Lesern derselben zur Freude, wenn wir aus jener Besprechung einige Einzelnheiten hervorheben, Anderes zusammengefaßt wiedergeben und endlich den Gedanken der lieben Brüder Einiges zur Bestätigung und Ergänzung hinzufügen. —

Nach Eröffnung der Besprechung durch den Vorsteher der Basler Bibelgesellschaft, Herrn Antistes Stockmeyer, ergriff Herr Prediger Herschell aus London, ein bekehrter Israelite, das Wort. Es that mir wohl, dem Manne die Hand drücken zu können, der mir noch von meinen Knabenjahren her in guter Erinnerung stand.

Damals war er Zögling im Proselytenhaus in Basel und durch die Freundschaft und den Verkehr, den ich mit dem ältesten Sohne dieses Hauses pflegte, lernte ich auch Herschell kennen. Mit der Ruhe und Reife eines im Worte gegründeten, erfahrungsreichen Mannes erzählte er der Versammlung vom Werke der Bibelverbreitung, soweit er selbst dazu mitzuwirken berufen war. Vor fünfzehn Jahren habe er in London einen Verein gebildet, um allen ausländischen Matrosen das Wort Gottes anzubieten. Da diese Männer wenig Geld haben, so ließ er das Evangelium des Lukas für sie besonders abdrucken, um ihnen auf möglichst billige Weise zum Besitz eines wesentlichen Theils der Schrift zu verhelfen. Auf diese Weise gelangte aber das Wort nicht nur unter die Matrosen, sondern zu allerlei Leuten aller Nationen. Damals waren Oestreich, Spanien und Italien dem Worte und den Verkündigern desselben noch verschlossen. Nur auf Umwegen und auf indirekte Weise gelangten Bibeln in diese Länder. Wie ganz anders jetzt? Herschell selbst hat über 250,000 Bibeln und Neue Testamente in alle diese Länder verschickt, und in Oestreich allein fünfzig- bis sechzigtausend Testamente vertheilt. Schön und rührend ist die Geschichte von jenem Pastor, der von einer großen Anzahl Katholiken aufgefordert wurde, eine Predigt zu halten. Aber durch die Intriguen der katholischen Behörden ward der hiefür bestimmte Saal geschlossen und ward auch eine im Freien zusammengelaufene Versammlung aufgefordert, sich zu zerstreuen. Nur in einem Privathause, hieß es, sei gestattet, zu predigen. Unter diesen Umständen blieb dem Pfarrer, damit dem Buchstaben des Gesetzes genügt werde, nichts übrig, als sich ein Privatlokal geben zu lassen, und weil der Raum zu klein war, Alle zu fassen, sich so an das offene Fenster zu stellen, daß auch die in großer Menge vor dem Hause stehenden Leute das mit lauter Stimme gepredigte Wort vernehmen konnten. — An dem Ort in Böhmen, wo sich diese Geschichte zugetragen hat, sind jetzt viele Katholiken übergetreten.

Ganz aus dem Herzen gesprochen war mir Herschells Aeußerung: „Wenn ein Herz todt ist, so wirft es Glauben und Aberglauben gleich schnell über Bord. Wenn es aber hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, so klammert es sich, wofern ihm nicht der Glaube geboten wird, an den Aberglauben an. Daher sind und bleiben die Kirchen, worin der Unglaube gepredigt wird, leer,

während die meisten katholischen Kirchen voll sind, weil das Gott und den Frieden suchende Gemüth durch die Mysterien des katholischen Cultus immer noch eine gewisse Befriedigung empfängt, während ihm der Unglaube nichts bietet." — Wenn doch das nur mehr eingesehen würde. Viele meinen, man habe die Katholiken nur über den Unsinn der Unfehlbarkeit des Pabstes, über den Irrthum der Marienverehrung und anders dergleichen zu belehren, so müßten sie von selbst von ihrer Sache ab- und uns zufallen. Weit gefehlt! Wenn ihr ihnen nicht das Evangelium von der Gnade, von der Heilsgewißheit in Christo und von der Kraft eines neuen Lebens durch ihn bringt, so kommt es ihnen nicht in den Sinn, einen Religionswechsel vorzunehmen. Sie mögen wohl hie und da selbst einiges Mißtrauen gegen die Lehren und Gebräuche ihrer Kirche haben, aber noch mehr Mißtrauen (und ein durchaus gerechtes) haben sie gegen eine Lehre und einen Cultus, die ihnen den Glauben an die Gottheit Christi, an die Gültigkeit seines Versöhnungstodes, an das Uebernatürliche und an das Mysterium nehmen. Darum wo ihnen solches im Protestantismus entgegentritt (und dieß geschieht fast an den meisten Orten), so bleiben sie lieber bei ihrem Aberglauben, in dem doch noch ein guter Kern gesunden Christenglaubens ist, als daß sie zum Unglauben überträten. — Aber anders verhält es sich, wo das Evangelium mit seiner vollen Kraft und Schärfe an sie tritt. Da muß das Halbdunkel eines mit Aberglauben vermischten Glaubens dem hellen Licht der Wahrheit Platz machen. Da tritt die Scheidung ein, daß die wirklich nach Gerechtigkeit verlangenden Seelen die menschlichen Satzungen fahren lassen und sich der die Herzen erneuernden Gnade zuwenden. Darum muß das Evangelium, darum muß die Bibel zu den Katholiken gebracht werden, und es ist unsere zuversichtliche Hoffnung, daß Gott noch ein großes Volk unter ihnen hat von Solchen, die bis jetzt auf einer gesetzlichen Vorstufe zurückgehalten wurden, auf der sie zwar vor Unglauben und Abfall bewahrt blieben, aber doch auch nicht zum völligen Glauben und zur Gewißheit der Erlösung gelangten. Kommt aber einmal das Evangelium, so wird es von Vielen als die Erfüllung ihrer heißesten und verborgensten Wünsche verstanden und angenommen werden. Sie werden den Zuchtmeister verlassen und Christum dafür annehmen.

Ein unleugbares Beispiel der Wirkung der evangelischen Predigt

unter den Katholiken ist die Entstehung der evangelischen Gemeinde Gallneukirchen, über die der dortige Herr Pfarrer Schwarz auf sehr ergreifende Weise berichtete. — Dort hatte im Anfang dieses Jahrhunderts der sel. Boos den Samen göttlicher Wahrheit ausgestreut. So lange seine Lehren keinen besondern Erfolg in der Gemeinde hatten, fand er auch keinen Widerstand seitens seiner Vorgesetzten. Erst als die Kraft der evangelischen Rechtfertigungslehre sich wirksam zu zeigen anfieng, wurden die kirchlichen Behörden von Linz auf den ketzerischen Pfarrer aufmerksam. — Boos wurde eilf Monate lang im Carmeliterkloster in Linz gefangen gehalten und dann aus Oestreich verwiesen. Aber der ausgestreute Same war gut, er war ja das ewige lebendige Wort Gottes selbst und gieng darum nicht unter. — Vergeblich waren die Bemühungen der auf Boos folgenden Pfarrer, die Sekte der Boosianer, wie man sie nannte, zur Rückkehr zu bewegen, oder doch sonst zu zersprengen.

Umsonst! sie hielten fest zusammen, hatten ihre eigenen Versammlungen und ihre Führer, und stärkten sich gemeinsam aus dem Worte Gottes, aus Briefen und Predigten von Boos. Einige pflegten, während die Messe gelesen ward, in der Bibel, die sie mitgenommen hatten, zu lesen. Alles Mögliche wurde angewandt, Güte und Strenge, List und Drohung, um sie zum blinden Gehorsam gegen die römische Kirche zurückzuführen. Die sich zum Uebertritt zur evangelischen Kirche gemeldet hatten, mußten zuerst bei ihrem Pfarrer einen Unterricht von sechs Wochen durchmachen, in dem alle Kunst und Beredsamkeit aufgeboten wurde, um sie von ihrem Entschlusse abzubringen. Doch blieben sie treu. — Nach der Ausscheidung dieser zuerst Uebergetretenen meinte die Behörde, jetzt werde es leicht sein, da die Aergsten ausgetreten, die Uebrigen zur Ruhe zu bringen. Allein das Gelingen der Ersten ermuthigte die Andern, in ihre Fußstapfen zu treten. Darauf wurden verstärkte Versuche angestellt, die verirrten Gallneukircher zurechtzubringen. Auch der ehrgeizige und abentheuerliche Fürst und Bischof von Hohenlohe, ein Mann, der sich für einen Wunderthäter hielt, und vom Pabste Anerkennung dafür verlangte, daß in ihm die apostolischen Geistesgaben der Kirche Christi wieder geschenkt seien (aber der Pabst selbst traute der Sache nicht, mahnte zur Demuth und die vermeintliche Wiedergabe statt sich zu bewähren stellte sich bald als Selbstüberhebung heraus), auch dieser Mann gab sich mit

Bekehrungsversuchen unter den Gallneukirchern ab und hätte viel für den Ruhm gegeben, der Kirche diese verirrten Schäflein wieder zurückgeführt zu haben. — Ich theile hier wörtlich aus den „Nachrichten über Gallneukirchen" mit, was über diesen Bekehrungsversuch erzählt wird: Am 21. April 1824 fand die Besprechung statt. Um den Fürsten waren die benachbarten Geistlichen und herrschaftlichen Gerichtsbeamten versammelt und die Menge derer, die sich zum Uebertritte gemeldet hatten, vorgeladen. Der Fürst hielt eine Anrede an sie und sagte: Er sei nicht vom Kaiser gesandt, sondern sein eigenes Herz habe ihn aus reiner Liebe getrieben, hieher zu reisen, um so viele verirrte Seelen auf den rechten Weg zu weisen. Hierauf suchte er ihnen zu beweisen, daß die römisch-katholische Kirche die alleinseligmachende und außer ihr Christus nicht zu finden sei. Einige Weiber wollten reden. Diesen gebot er zu schweigen mit den Worten Pauli: Das Weib soll schweigen in der Gemeine. Nun sprachen die Männer, besonders der Maier von Matzelsdorf. Sie beriefen sich auf die heil. Schrift.

Unwillig antwortete der Fürst: Da kommt ihr immer mit der heil. Schrift, versteht ihr sie denn? Wenn ihr sie versteht, so könnt ihr auf die Kanzel gehn und predigen.

Maier: Gott hat mir die Gnade gegeben, die heil. Schrift so weit zu verstehen, als zu meiner Seligkeit erforderlich ist. Sie andern auszulegen, maße ich mir nicht an.

Fürst: Nun, verstehst du den Spruch: Ich bin nicht gekommen auf Erden, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.

M. Ich habe schon gesagt, daß ich mir nicht anmaße, die Schrift Andern auszulegen.

Der Fürst warf ihnen nächtliche Versammlungen in den Wäldern, Schwärmerei u. s. w. vor.

M. Das müssen Sie uns beweisen, das ist nicht wahr.

Darauf erfolgte keine Antwort. Aber aufgebracht über den Maier sprach der Fürst mit sichtbarer Erregung: Ihr seid der Verführer, ich kenne euch schon, der Kaiser sollte euch aus dem Lande jagen.

M. Ich bin kein Verführer; sollte es aber des Kaisers Willen sein, mich von Haus und Hof zu bringen, so werde ich gehorsam sein ohne Widerstreben.

Hierauf theilte der Fürst mehrere kleine Büchlein unter

die Leute aus mit dem Auftrage, darin fleißig zu lesen. Die Leute fiengen an darinnen zu blättern, fanden aber Anstößiges, besonders die Jungfrau Maria als Mittlerin oder Versöhnerin dargestellt. Das machte Wirkung. Der Fürst, der dieß bemerkte und glaubte, sie sei zu seinen Gunsten, befahl nun: Wer im Irrthum beharren und verloren gehen wolle, der solle auf die andere Seite des Zimmers treten; wer aber wieder zur alleinseligmachenden Kirche zurückkehren wolle, der solle stehen bleiben. Und siehe da, sie giengen Alle auf die andere Seite des Zimmers, und auch nicht Einer blieb zurück.

Die „Nachrichten über Gallneukirchen" erzählen uns, welchen Unbilden Jahrzehnde hindurch die evangelisch Gesinnten ausgesetzt waren, wie man ihnen greuliche Irrlehren und Schwärmereien andichtete, ihre Betheurungen, daß sie keine Sekte, sondern Bekenner der augsburgischen Confession seien, nicht achtete, ihre Bitten um Erlaubniß zum Uebertritt nicht berücksichtigte, sie auf's Strengste überwachte und durch unsägliche Plackereien mürbe zu machen suchte. Zu allen Tageszeiten und selbst um Mitternacht wurden die Bauernhöfe durchsucht, Bibeln und sonstige evangelische Bücher weggenommen, die Theilnehmer an häuslichen Gottesdiensten festgenommen und auf einige Tage eingekerkert. — Starb ein solcher Unglücklicher, ohne seinen Austritt widerrufen zu haben, so durfte ihm Niemand das Geleite zum Grabe geben. Nur der Gerichtsdiener mit einem großen schwarzen Hund gieng hinter dem Sarge her. In diesem confessions- und rechtlosen Zustande befanden sich die Leute mehr als zwanzig Jahre hindurch. Als Abtrünnige von der römischen Kirche standen sie außerhalb derselben, und erhielten doch nicht die gesetzliche Entlassung, um in die evangelische Kirche aufgenommen zu werden.

Erst im Jahr 1847 fanden die Bittschriften um Erlaubniß zum Uebertritt Erhörung; unterdessen aber waren Viele der evangelisch Gesinnten gestorben, so daß nur noch eine kleine Zahl übrig blieb, die von dem endlich erlangten Rechte Gebrauch machen konnte. Auch diese befanden sich noch in verlassener Lage, da sie keinen eigenen Pfarrer hatten und die nächsten evangelischen Orte zu weit entfernt waren.

Erst im Juli 1870 ward die Bewilligung zur Begründung einer evangelischen Filialgemeinde Gallneukirchen gegeben und im

Juli 1871 Herr Pfarrer Schwarz zum Dienst an derselben gewählt. Derselbe trat im Oktober sein Amt an.

Ein schöner Zug aus der Zeit der Unterdrückung der Boosianer ist folgender: Ein evangelisch gesinntes Mädchen war verlobt mit einem katholischen Bräutigam. Damit die Ehe zu Stande komme, entschloß sich die Braut durch eigene Unterschrift, in die katholische Kirche zurückzukehren. Fleisch und Blut, die Neigung des Herzens überwogen die entgegengesetzten Gewissensbedenken, die doch allein richtig und Gott wohlgefällig waren. Die Unterschrift mußte an einem entfernten Orte gegeben werden. Kaum hatte das Mädchen diese Handlung vollbracht und war wieder nach Hause zurückgekehrt, als sie sich überaus unglücklich fühlte. Sie konnte die Nacht hindurch nicht schlafen. Ihr Gewissen hielt ihr das Sündliche einer solchen Verleugnung vor und ließ ihr keine Ruhe, bis sie der Bestrafung gehorchend, am frühen Morgen sich wieder aufmachte, nach dem Hauptorte, wo sie die Unterschrift gegeben, wieder hineilte und das in Schwachheit gegebene Versprechen des Abfalls wieder zurücknahm, — und zwar, wenn es denn nicht anders sein könne, — unter Verzichtleistung auf das ihr dargebotene eheliche Glück. So gab sie doch der Wahrheit die Ehre, und es wäre schon schön genug, wenn wir hier die Geschichte zu schließen hätten. — Aber zum schönen Ausgang gehört nun noch das, daß in der Folge der katholische Bräutigam evangelisch wurde und die Ehe nun dennoch als eine evangelische zu Stande kam. So hat Gott die Treue dieser Tochter belohnt. — Gott möge Gallneukirchen und seinen Seelsorger segnen, die Gemeinde mehren und nach der Saat unter Angst, Sorgen und Thränen eine Zeit der Freudenernte kommen lassen. — Wer weiß, was für ein Werk die göttliche Barmherzigkeit hier noch zu Stande bringen will? Sie kann ja aus kleinen Anfängen etwas Großes machen. Wir wollen dem das Beste zutrauen, der was er begonnen, auch fertig und herrlich machen will.

Von mehrern Rednern wurde hervorgehoben und auch durch Beispiele bewiesen, wie auch ohne menschliches Zuthun nur durch das Bibelwort allein eine Bekehrung könne gewirkt werden, und es darum nicht zu verschmähen sei, wenn schon Tausende von Bibeln ohne beigefügte mündliche Schrifterklärung oder dazukommende Predigt in der Menschen Hände gelegt werden. — Diese Mittheilungen tröfteten einen anwesenden russischen Gast, Herrn Zaremba, der

offen aussprach, Rußlands Hoffnung stehe auf der Verbreitung und dem Lesen des Wortes Gottes; an der Auslegung aber und an der Predigt fehle es, und dieser Mangel sei ihm bis dahin betrübend gewesen, da er immer gedacht habe, die Bibel allein ohne mündliche Predigt reiche doch nicht aus. Nun aber tröste es ihn, daß die Brüder so viele Züge der unmittelbaren Kraft des Wortes mittheilen. Die Wärme, mit der dieser russische Freund von seinem Volk und den Hoffnungen für dasselbe sprach, war sehr wohlthuend und erweckte gewiß in allen Anwesenden die herzlichste Theilnahme. Wir können auch gewiß die Hoffnung theilen, daß die Vorsehung Gottes, die sich so vieler und unscheinbarer Mittel bedient, oft auch das einfach gedruckte Wort ohne weitere menschliche Vermittlung zum Mittel der Bekehrung macht, und wo wir eben die Menschen nur mit dem Bibelbuche erreichen können, dürfen wir es nicht gering ansehen. — Doch muß hinzugesetzt werden, daß die eigentliche, rechte und vollständige Art des Evangelisirens das mündliche Zeugniß von Christo ist. So war es von Anfang an, so lautete der Auftrag Gottes an alle seine Knechte und bei diesem von Christo eingesetzten Predigtamte wird es bleiben, und es wäre ein Unrecht, wenn die Bibelgesellschaften mit einem äußerlichen Verbreiten von Bibeln ohne damit verbundene Predigt, Evangelisation und Seelsorge sich begnügten. Denn wohl kann Gott ersetzen, was dem mündlichen Zeugniß mangelt, und thut es auch. Aber daraus ist doch keine Regel zu machen. Christi Befehl geht auf eine solche Verbreitung des Evangeliums, da Person mit Person, Herz mit Herz verkehrt. Das möge uns Gott geben, lebendige Zeugen der Wahrheit, Menschen, in denen das Schriftwort persönlich geworden, in deren Fleisch und Blut übergegangen ist und die durch sich selbst und ihren Wandel Zeugniß von seiner Kraft abzulegen im Stande sind! —

Ich will nicht alle Rathschläge anführen, die von verschiedenen Seiten gegeben wurden, wie die Bibel noch mehr unter das Volk zu bringen, wie die Jugend in dieselbe einzuführen sei, wie sie Ehegatten als beste Gabe und Wegweiser ins Haus gegeben werden und zum Verständniß derselben volksthümliche Bibelerklärungen verbreitet werden sollen. Es kann gewiß in dieser Hinsicht noch viel gethan werden und wer die Gabe dazu hat, im Jugendunterricht oder auf der Kanzel oder als Schriftsteller zur Erklärung der Bibel

und zu ihrer Vertheidigung mit guten stichhaltigen Gründen etwas beizutragen, möge es thun. Doch vergessen wir nicht, daß der einfachste und sicherste Weg, die Herzen für die Schrift zu gewinnen, der ist, sie direkt für Christum und den Glauben an ihn zu erobern. Zum Glauben an Christum kommt der, dem sein Elend und seine Hoffnungslosigkeit gezeigt wird. Der Mensch ohne Christum muß zum Geständniß gebracht werden, daß er kein Heil und keinen Frieden und keine Gnade hat. Fängt er an, an Christum zu glauben, so wird er bald die Kraft Gottes zu seiner geistlichen Belebung verspüren, und diese einzige Erfahrung wird ihm die Schrift von selbst lieb machen und ihm über etwaige Anstöße hinweghelfen, ohne daß es hiezu vieler menschlicher Hilfsmittel bedarf. So wird ihm ein Räthsel nach dem andern gelöst werden. Fehlt aber Christus, der Schlüssel der Schrift, so halten auch die gründlichsten Einführungen in die Schrift nicht Stich gegen die Angriffe des Unglaubens, oder es entsteht nur ein todter Kopfglaube ohne Geist und Kraft. Wenn z. B. einem Menschen die einzige Wahrheit: „Gerechtwerden durch den Glauben“ oder: „eine neue Creatur in Christo“ durch die Erfahrung klar geworden ist, so hat er damit mehr gewonnen, als durch die beste Erklärung des Römerbriefes. Diese einzige Erfahrung wird ihm, selbst wenn ihm einzelne Sprüche dieses Briefes undeutlich sind, ein Schlüssel, das Ganze, die Hauptsache des Briefes, richtig zu erfassen und als Nahrung in seine Seele aufzunehmen. Und das ist eben das einige Nothwendige! Fehlt aber diese innere Erfahrung, so wird die gründlichste Einleitung in den Römerbrief doch nicht viel nützen. Sie bleibt Gedächtnißsache, wird wieder vergessen, wie sie aufgenommen worden, und trägt keine Frucht.

So kommt auf die innere lebendige Erfahrung Alles an und wir erlangen sie, wenn unser Forschen in der Schrift mit Gebet um den heil. Geist verbunden ist. Darauf drang besonders Einer der anwesenden Freunde (Herr Pfarrer Furrer), der die Geistlichen aufforderte, die Schrift nicht nur in der Absicht zu lesen, wie sie als Predigttext für die Gemeinde verwendet werden könne, sondern in der Absicht, als Menschen mit unsterblichen Seelen sich daraus zu erbauen. — Wenn das Wort in unserer Hand ein Hammer sein soll, andere Herzen zu zerschmeißen, so müssen wir die Kraft dieses Hammers vorerst an uns selbst erfahren, er muß unsern

Stolz zuerst brechen; dann wird es in uns eine Waffe werden für und gegen Andre.

Und nun Dank und Gottes Segen Allen, die unsere Bibelconferenz besucht haben und durch ihre Worte, Zusprüche oder Gebete uns erbaut haben. Gottes Segen auch mit den Lesern dieser Blätter und allen Freunden der Bibel; Er erhalte sie in diesen Zeiten der Verwirrung bei dem Trost und der Kraft seines Wortes. Bleib bei uns, Herr Jesu, mit Deinem Worte; denn es ist Abend geworden, — und der Tag hat sich geneiget.

Die Bibel unter den Kriegsgefangenen.

Eine kleine Nachlese.

Der letzte große Krieg gab den sämmtlichen europäischen Bibel- und Evangelisationsgesellschaften einen so großen Anlaß, das Wort Gottes unter eine Menge Leute zu bringen, die man sonst nicht erreicht, an die man auch gar nicht gedacht hätte, daß man sagen kann: es sind in dieser Zeit gewaltigere Anstrengungen in dieser Richtung gemacht und mehr Mittel und Kräfte in Geld und Personen in Bewegung gesetzt und aufgewendet worden, als je zuvor. — Die Folge davon war, daß alle christlichen Zeitschriften und Volksblätter und dann später die Jahresberichte der verschiedenen christlichen Gesellschaften eine Fluth von Mittheilungen zu machen hatten über alle ihre Werke. Es war dessen so viel zu lesen, daß es auch beim besten Willen nicht auf einmal zu bemeistern war. Jetzt hat sich dieser Strom von Berichten verloren, es ist wieder ruhig geworden, die Gesellschaften sind mehr in das gewöhnliche und engere Fahrwasser ihrer Thätigkeit zurückgetreten und man wartet jetzt mehr der Frucht dessen, was vor zwei Jahren ist ausgesäet worden. Ob wir diese Frucht erleben, sehen und lesen werden, weiß Gott allein, den wir inbrünstig um die Wirkungen seines Geistes bitten bei Allen, die jetzt in Folge des Kriegs sein Wort in Händen haben. — Indessen thut es vielleicht dem Leser nicht leid, noch einmal zu den französischen Kriegsgefangenen geführt zu werden. Eine alte Geschichte ist doch, was vor zwei Jahren ge-

schehen, noch nicht geworden und eben da die Mittheilungen aus der Kriegszeit sich jetzt so ziemlich verlaufen haben, so dürfte die nachfolgende Nachlese aus dem Kriege Beachtung finden und das um so mehr, da dieser einfache Bericht aus guter Quelle stammend noch nirgends seine Veröffentlichung gefunden hat. — Der Berichterstatter P. erzählt also:

Heute bat ich den Herrn Major, der die Baracken mit den Kriegsgefangenen zu beaufsichtigen hatte, um die Erlaubniß, diese zu besuchen; aber er wollte es mir nur unter der Bedingung gestatten, daß ich ihm meine Bücher zur Prüfung vorlegte. Sein Tisch wurde vollständig mit Neuen französischen Testamenten, Bibeln, arabischen Testamenten, Traktaten, Alphabeten (um lesen zu lernen) bedeckt. — Der Major war zuerst nicht entschlossen, was er thun wolle. Aber als er diese ganze Munition und besonders die Alphabete für den Leseunterricht sah, sagte er: „Es ist schon gut," und gab mir eine weitgehende Erlaubniß zum Besuch der Franzosen, auch einen Soldaten als Begleiter.

Der Vertheilung der Bücher schickte ich eine Ansprache voraus, ungefähr des Inhalts: „Ich komme hundert Meilen weit her aus der Schweiz. Ihr wißt, daß wir Schweizer und ihr Franzosen immer als gute Nachbarn gelebt haben. Mehrere Bibelgesellschaften, so die von Lausanne, Basel und Stuttgart fanden, die armen Gefangenen ohne Lektüre seien sehr zu bedauern, man müsse ihnen gute Bücher schicken. Ihr müßt aber, liebe Freunde, recht Sorge dazu tragen; denn ich gebe sie euch nur unter der Bedingung, daß ihr sie mit nach Hause nehmet. Ihr werdet auch auf die erste Seite des Buches euern Namen eintragen und dazu: Asperg, den 30. Dezember 1870, damit es euch ein Andenken an Deutschland sei; und wenn einmal eure Kinder (denn ich hoffe, daß ihr euch glücklich verheirathet, aber dazu bedarf es einer Frau, die Gott liebt, und um eine solche zu bekommen, muß man sie vom Herrn erbitten, denn nur er gibt sie), also wenn einmal eure Kinder euch fragen werden: Papa, was ist das „Asperg", so sollt ihr ihnen viel darüber zu sagen haben und besonders auch das, daß ihr hier Christum kennen gelernt habt." — So pflegte ich, wenn ich in eine Stube oder eine Baracke trat, mich einzuführen; doch mit Abwechslung in den Worten. Am Ende sagte ich ihnen: „Liebe Freunde! ich habe etwas in meinem Sack, nämlich die Geschichte Jesu Christi;

aber ich gebe euch heute nur drei Exemplare, die das Eigenthum Aller und Niemandes sind. Ihr werdet sie lesen und mir etwas über die gelesenen Traktate und Evangelien sagen. Und wenn ihr mir versprecht, sie zu lesen und sie mit euch nach Hause zu nehmen, so werde ich Jedem ein Exemplar geben." Jetzt fiengen sie an, sich um die drei Exemplare zu zanken. Darauf sagte ich ihnen: „Ich will euch im Evangelium Johannes vorlesen." — Dann richtete ich über das Gelesene Fragen an sie, auf die sie mit viel Unwissenheit, aber mit gutem Willen antworteten. Ich redete dann zu ihnen über den gelesenen Abschnitt und über andere Dinge. — Einer fragte mich, indem er höflich seine Mütze vom Haupte zog: „Könnte man Niemand finden, der mit uns spräche, wie Sie jetzt thun; wenn Sie selbst wieder kommen könnten, wäre es uns sehr lieb."

Während ich lese oder erkläre, habe ich nicht nöthig, Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten: denn die Soldaten thun dieß selbst mit großem Eifer. Eines Tages befahl ein Sergeant Allen, ihre Mützen abzuziehen; sie thaten es sogleich. Aber da ich nicht gerne Zwang übe, so habe ich zu diesem Zweck ein anderes Mittel angewendet: Statt wie am Anfang beim Eintritt meinen Hut und Stock auf ein Bett zu legen, behalte ich jetzt den Hut auf und thue ihn erst weg, wenn ich das Wort Gottes zu lesen beginne. Alle folgen dann meinem Beispiele und entblößen ihr Haupt. Uebrigens verstanden sie gar wohl, was ihr Sergeant meinte, da er beim Befehl das Haupt zu entblößen, zu ihnen sagte: Es ist eine heilige Sache.

„Erröthet nicht," sagte ich einmal, „wenn ihr gestehen müßt, daß ihr nicht lesen könnt; ich will euch ein Alphabet geben, es zu lernen; und wenn ihr in sechs Wochen nicht lesen könnt, dann möget ihr vor Scham erröthen bis in das Weiße eurer Augen hinein."

Ich fand in einem Spital einen armen Kranken, der es beklagte, nicht lesen zu können, denn er hätte auch gern ein Buch gehabt. Darum gab ich ihm ein Alphabet. Aber die Freude, die dieser gute Soldat empfand! „Ei, sagte er, das bekommt mir wohl. Sie sind zur guten Stunde gekommen. Sie vollbringen ein gutes Werk. Gott vergelte es Ihnen. Jetzt werde ich bald lesen können und kostet mich nur fünf Centimes."

Unter den zahlreichen Einschreibungen und Ueberschriften in die Neuen Testamente und Traktate fand ich eine, die so lautet: Andenken an meine Gefangenschaft in Deutschland; dieses Neue Testa-

ment ist mir von der Königin von Würtemberg in Stuttgart am 9. November 1870 gegeben worden. — Ich war von diesen Worten betroffen. Wenn die Soldaten, dachte ich, so gerne ein Andenken mit nach Hause nehmen, die Einen: einen Knochensplitter, den man ihnen aus dem Leib gezogen, Andere einen Zahn, Andere eine Kugel, die sie an ihre Uhrenkette hängen, und wenn diese Gegenstände dazu bestimmt sind, das Eigenthum ihrer Nachkommen zu werden, dürfen wir uns nicht auch darüber freuen, daß diese vielen Exemplare von Testamenten, die nicht ein todtes Ding, sondern ein lebendiges und schöpferisches Wort sind, aufbehalten werden?

„Ich habe hier," sagte mir ein Soldat, „zwei Bücher, die man mir gegeben hat; das Eine an einem Bahnhof in Frankreich, das Andere in Stuttgart; aber ich halte daran, wie an den zwei Augen an meinem Kopfe." Und sein Auge leuchtete vor innerer Bewegung, als er so zu mir redete.

„Habe ich euch schon Neue Testamente gegeben?" fragte ich in einem Zimmer. „Sie haben uns zwei gegeben und dazu gesagt, Sie würden wieder kommen und uns mehr bringen, aber Sie sind nicht wieder gekommen." — „Und wer hat diese zwei Testamente?" fragte ich weiter. „Ei nun! man zankte sich darum, und endlich sagte man, man wolle darum loosen, und das haben wir gethan." Einer von den Beiden, denen das Loos eines bestimmt hatte, richtete mehrere Fragen an mich. „Ich möchte gerne wissen, was das Thier bedeutet mit den sieben Köpfen und zehn Hörnern; und die Frau, die in der Wüste ist, und der zwei große Flügel gegeben wurden." Alle diese Fragen und auch andere zeigten mir zur Genüge, daß man das Neue Testament lese. —

„Könnt ihr mir sagen, in welcher Festzeit wir uns gegenwärtig befinden?" fragte ich einmal. Mehrere antworteten: „in der Weihnachtszeit." — „Was bedeutet der Name Jesus?" fragte ich weiter. Im ganzen Zimmer konnte mir nur ein Soldat darauf antworten. „Und das Volk, das er selig macht, welches ist es?" ... So pflege ich meine Unterhaltungen zu beleben.

Ich fragte die Gefangenen einer Baracke, ob sie genug Holz hätten. „Wir haben so viel wir wollen," antworteten sie, „und der wachthaltende Offizier zankt uns sogar aus, wenn er sieht, daß wir nicht genug Feuer haben und sagt uns: Warum heizt ihr nicht besser? Er ist der bravste Mann, den man treffen kann. Er würde um

unsertwillen seine eigenen Kleider ausziehen; er hat uns schon von seinen eigenen Hemden gegeben."

Während ich in einer Kaserne war, fieng ein junger Mensch an, ein christliches Lied anzustimmen. Ich fragte ihn, woher er das Lied kenne. Er sagte mir, es finde sich in einer Nummer des christlichen Volksblattes, das ich ihnen gegeben hätte. Ich war ganz glücklich darüber, das Lob unsers Gottes und Heilandes singen zu hören.

Eines Tages trat ich in den Militärspital und fand daselbst einen am Nervenfieber kranken jungen Menschen. Ich unterhielt mich mit ihm über den Werth seiner Seele in den Augen Gottes und wie sehr er sich hüten müsse, dieß zu verkennen. Ich schloß diese Unterhaltung mit einem kurzen Gebete, das ich für ihn an den Herrn richtete. Er war sehr bewegt und schluchzte wie ein kleines Kind. — Wir drückten uns stark die Hand. Es war das letzte Mal.

In meinem Paket fand ich einmal zwei Neue Testamente in beiden Sprachen, deutscher und französischer, gedruckt. Um denen, die die eine oder andere Sprache kennen lernen wollten, zu dienen, zeigte ich den Gefangenen diese Testamente; ihr Interesse wurde durch die Art des Einbandes der beiden Bücher gesteigert und Alle wollten sie haben. „Nun, meine Freunde," sagte ich ihnen, „wenn ihr sie haben wollt, so könnt ihr sie zahlen. Ich will sie versteigern. Wer mir das größte Angebot macht, hat sie; das Geld aber vertheilen wir unter die ärmsten eurer Kameraden im Spital." — Ich machte mich sogleich an's Werk und das eine Testament wurde zu anderthalb Franken, das Andere zu einem Franken verkauft. Darauf wurde ein Ausschuß von vier Mitgliedern gewählt und beauftragt, das Geld unter einige Gefangene, die gar nichts haben, zu vertheilen. — So gab es keinen Mißvergnügten.

Ich habe nie die Erfahrung gemacht, daß die Soldaten die heiligen Bücher übel zurichteten oder verderbten. Nur ein einziges Mal fand ich in einem Evangelienbuch das Viertheil der Blätter zerrissen. Ich konnte aber den Thäter nicht entdecken. —

Bei meinem zweiten Besuch bei ebendenselben Gefangenen war ich so glücklich, mehrere beim Lesen der Traktate zu finden, die ich ihnen das erste Mal gegeben hatte. Ich fragte sie, ob sie wünschten, daß ich ihnen ein Gleichniß vorlese, und eine große Menge von Stimmen erhob sich, um zu sagen, daß sie's gerne hätten. Ich nannte ihnen darauf alle Gleichnisse und fragte sie, ob sie sie kennten. Viele sagten von diesem oder jenem: Ja, wir haben es in unserm Neuen Testament gelesen, während sie früher nicht ein einziges kannten.

Der katholische Feldprediger hat sich sehr viele Mühe gegeben, mir zu schaden. Er wäre dem Pabst nicht treu, wenn er sich anders aufgeführt hätte. Als ich einmal in einen Saal trat, gieng er mir

voraus und sagte zu den Gefangenen: „Da kommt ein Bibelhändler, der euch mit seinen Büchern vergiften will.“ Aber ungeachtet dieser sonderbaren Empfehlung haben doch Alle Neue Testamente verlangt. „Er kann uns lange das Gegentheil sagen, wir thun's doch,“ sagten sie mir

Geehrte Herren vom Comité in Stuttgart! Ich werde bis an mein Ende eine glückliche Erinnerung an meine Beziehungen zu Ihnen bewahren. Ich danke Ihnen dafür, daß Sie die Urheber sind von dem, was ich in Ihrem geliebten Lande habe thun dürfen. Der Herr wolle die Seelen zur Erkenntniß seiner selbst, als ihres Gottes und Heilands führen. Er segne Ihre Gesellschaft und Sie Alle.

In Christo Ihr P.

Die um Geld und nicht umsonst gelesene Bibel.

In Z. (in Ungarn) lebte ein reicher rumänischer Pächter, welcher früher ein gottloses Leben geführt hatte; seine Unredlichkeit war eine bekannte Thatsache. Später wurde er zum Kirchenvorsteher erwählt, und das legte ihm einige Zurückhaltung auf. Durch Gottes Vorsehung wurde er veranlaßt, eine den reformirten Glauben bekennende Familie zu besuchen, eine von jenen seltenen, welche die Bibel oft lesen. Dieses scheint einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben; denn er bat einen von der Familie, einen Knaben von vierzehn Jahren, jeden Sonntag mit seinem Buche zu ihm herüber zu kommen und ihm einen Abschnitt vorzulesen. Dem Knaben gefiel die Arbeit nicht, und er willigte nur ein, als der Pächter, der selbst nicht lesen konnte, ihm für jeden Besuch zehn Kreuzer und ein Mittagessen versprach. Das wurde zwei Jahre lang fortgesetzt. Dann wurde der Pächter krank, und sein Verlangen nach dem Worte Gottes wurde so stark, daß er seinen Vorleser veranlaßte, jeden Tag zu kommen, wofür der reiche Mann außer dem gewöhnlichen Preise noch ein Kalb geben mußte. Endlich kam seine letzte Stunde, und man sagt überall in dem Dorfe, daß er ohne Aufhören gebetet hätte und im Frieden im Glauben an seinen Erlöser verschieden sei.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Dr. Livingstone.

Dr. Livingstone's Wirksamkeit.

Es sind schon mehr als vier Jahre verflossen, seit wir das letzte Mal den Namen des großen Afrika-Reisenden erwähnen konnten (Miss. Mag. 1868, S. 348.); so lange wollten keine Nachrichten von ihm nach Europa gelangen. War damals von ihm als dem „so lange Todtgeglaubten" die Rede, dessen Wiederauftauchen auch die besten afrikanischen Autoritäten nicht mehr zu hoffen wagten, bis er auf einmal wieder von sich hören ließ, so waren solche Zweifel über sein Leben in diesem Frühling nach vierjähriger Verschollenheit erst recht allgemein und peinlich geworden. Man hoffte freilich, Livingstones Sohn werde in Verbindung mit etlichen Offizieren den alternden Forscher im Herzen Afrikas aufsuchen. Doch während diese sich in Zanzibar zur Reise rüsteten, traf dort Heinrich Stanley ein, und berichtete, er habe Livingstone gefunden und nach viermonatlichem Zusammenleben und Zusammenreisen wohl verlassen, auch ihm so viele Hilfsmittel übergeben, daß fürs erste kein weiterer Zuzug nöthig werde. Die englische Unternehmung wurde also aufgegeben; der einfache Amerikaner hatte mehr ausgerichtet, als alle von der britischen Regierung zu Livingstones Unterstützung oder Wiederauffindung angewiesenen Beamten.

Bekannt ist aus den Zeitungen, wie der Eigenthümer des „New-York Herald", Herr Bennett, auf den Gedanken gerieth, Livingstone aufsuchen zu lassen; wie er seinem Korrespondenten, Stanley, nach Madrid telegraphirte, er möge sich dazu auf den Weg machen und brauche das Geld nicht zu sparen; wie Stanley nach Zanzibar eilte und von dort ins Innere Afrikas mit einem Gefolge von 30 Personen eindrang; wie er mit Yankee Energie sich durchkämpfte und seine unzuverläßige Schaar nachzog, bis er am 3. November 1871

mit Livingstone in Udschidschi (am Tanganyika See) zusammentraf. Wir übergehen diese Schilderungen, die so malerisch gehalten waren, daß man Anfangs dem glücklichen Finder kaum recht traute, und ihn für ein Glied der in Amerika nicht gar kleinen Gilde von Aufschneidern hielt. Der Mann ist aber gerechtfertigt durch die Briefe des Doktors, die ersten, welche seit drei oder vier Jahren nach Europa ihren Weg fanden. Und es braucht kaum gesagt zu werden, daß der Doktor diesem jungen Amerikaner und seinem Absender sich zu großem Dank verpflichtet fühlte.

Der erste von Livingstones Briefen schilderte seine Lage in Udschidschi: „Ich kam hier an 16. Oct. 1871, nachdem ich unter der heißen senkrechten Sonne etwa 500 Meilen an Einem Stück fortgewandert war; geneckt, getäuscht, zur Rückkehr genöthigt, als ich fast am Ziel meiner Entdeckungen angelangt schien, durch eine Anzahl muselmanischer Sclaven, die man mir von Zanzibar statt Männern zu Hilfe sandte. Mein Herz war so verwundet durch alles, was ich von Unmenschlichkeiten gesehen hatte, daß der Körper alle Kraft verlor und ich meinte, ich könne, stehend und gehend wie ich war, sterben. So kam ich denn auch wie ein Bündel von Knochen nach Udschidschi. Hier fand ich, daß mir Waaren im Werth von 6000 fl. durch einen trunksüchtigen Muselman-Schneider waren zugesendet worden, der sechszehn Monate unterwegs war und sie verschleuderte, am Ende gar noch im Koran ein Loos zog, herausfand, ich sei gestorben, und den Rest gegen Elfenbein und Sclaven verhandelte. Das alles, obschon ihm Leute, die mich gesehen hatten, sagten, ich lebe und warte auf die werthvolle Sendung. Aber hiezuland gilt kein Gesetz, als das des Dolchs oder Gewehrs, so saß ich in meiner großen Schwäche nieder und nährte mich ärmlich mit dem Verkauf etlicher übrigen Zeuge und Perlenschnüre. Am Ende müßte ich in Udschidschi gar noch betteln! Könnte ich das thun?

„Da plötzlich hieß es, ein Engländer rücke heran. Ich war wie der Wandersmann, der auf dem Weg nach Jericho unter die Räuber und Mörder gefallen war; aber wie sollte je ein Priester, Levit oder Samariter diesen Weg einschlagen? Und doch war der gute Samariter bei der Hand; einer meiner Leute, Susi, rannte herbei und rief: „Ein Engländer kommen, ich ihn sehen!" und damit war er wieder auf und davon. Eine amerikanische Flagge an der Spitze einer Karawane verkündigte mir, wo der Fremde zu Hause

sei. So kühl ich sonst bin, diese Begegnung durchzitterte mein Innerstes: Möge der Höchste den Mann segnen, der meiner gedacht! rief ich aus tiefem Herzen." — Die beiden reichten sich die Hände und suchten bald die Hütte auf, in welcher sie ihre vollen Herzen gegen einander ausschütten konnten.

Ganz neu war dem Reisenden Alles, was sich seit 1868 in Europa und Amerika zugetragen; neu auch die Nachricht, daß die englische Regierung ihn mit Geld unterstütze. Dann erzählte er, was er von der Wasserscheide im südlichen Centralafrika entdeckt; er hatte sie 700 englische Meilen lang gefunden und fast ihrer ganzen Länge nach durch Manjuema, das Land der Menschenfresser, hindurch verfolgt. Nur das erste Hundert dieser Meilen blieb ihm noch zu durchwandern übrig; er hielt es für so wichtig, diese Strecke auch noch zu durchforschen, daß er trotz alles Heimwehs noch 1½ Jahre dran rücken und seine Aufgabe vollenden wollte. Das war im November 1871.

Durch die Begegnung mit Stanley und die Pflege, die er nun seiner Gesundheit angedeihen lassen konnte, war der Doktor in wenigen Tagen wieder so gestärkt, daß er seinem Besuche vorschlug, eine Reise mit ihm zu unternehmen. Fast vier Monate lang reisten sie nun zusammen, indem sie die nördliche Hälfte des Tanganyika-Sees im Boot umfuhren, wobei es an allerhand Gefahren nicht fehlte; ein wahres Wunder war es für den heißblütigen Amerikaner, aus dem Munde des geprüften Mannes in all dieser Zeit kein ungeduldiges Wort zu hören.

Zugleich gelangten nun frühere Briefe des Doktors an seine Freunde, die von seinen Entdeckungen genaueren Bericht erstatteten. Aus dem Manjuema-Lande (etwa 80 Stunden von Udschidschi) schrieb er z. B. im November 1870 Näheres über die Gewässer des innern Afrika. Es scheint uns nicht geraten, auf Entdeckungen einzugehen, zu deren Verständniß vorerst noch die Karten abzuwarten sind; überdies ist die Hauptentdeckung der eigentlichen Nilquellen erst noch zu machen. Doch hatte Livingstone sich denselben wiederholt von verschiedenen Seiten her genähert und immer dieselbe Beschreibung von Eingeborenen und Arabern vernommen, welche das Naturwunder mit eigenen Augen geschaut hatten. Was Herodot in Sais sich hatte sagen lassen, „von Quellen, die man nicht ergründen könne, und welche die Hälfte ihrer Gewässer nördlich nach Ae-

gypten ausgießen, während die andere Hälfte südwärts ins Innere Aethiopien ströme," scheint ihm völlig der Wahrheit gemäß zu sein.

In seinen mancherlei Forschungen nach dem Ursprung des Nils hat Livingstone gefunden, daß fast alle bisherigen Angaben falsch waren. Dem berühmten 20,000 Quadratmeilen großen Victoria Nyanzasee z. B. spricht er sogar die Existenz ab; dagegen seien dort mehrere kleinere Seen nahe beisammen. Die wahren Nilquellen glaubt er 5—600 Meilen südwestlich von diesem Seegebiet suchen zu müssen. Er sagt: die Wasserscheide des Nils ist ein breites Hochland im 10—12° südlicher Breite, etwa 4—5000 Fuß über der Meeresfläche erhaben, mit Bergen von 6—7000 Fuß Höhe. Dieses Hochland hat er 600 Meilen weit durchreist und überall eine Masse Quellen gleicher Art gefunden: ein kleiner Abfluß in einem schwach vertieften Thal und dann ein paar hundert Fuß weiter weg ein frischer perennirender Bach mehrere Fuß breit und schon tief genug, um eine Brücke zu brauchen. Doch hofft er in der noch nicht erforschten Strecke die eigentlichen Quellen zu entdecken, die nicht aus schwammartiger Erde herausickern, sondern aus einem Erdhügel hervorrieseln; die eine Hälfte des Wassers nach Aegypten fließend, die andere südwärts. Wenn diese Annahme sich als richtig erweist, so haben die uralten Geographen zu Herodots Zeit Recht gehabt. Diese Vorgänger des Ptolomäus bezogen ihre Nachrichten wahrscheinlich von Männern, die eben diese Regionen durchwandert hatten, und so wurde schon lange vor Christi Geburt bekannt, was wir bisher bezweifelten, und was sich nun doch als Wahrheit zu erweisen verspricht.

Trotz der großen Strapazen und Entbehrungen, die L. durchzumachen hatte, schreibt er in heiterem, frischem Tone. Einmal (15. November 1870) schildert er die Schwierigkeiten und Beschwerden des Weges: „Auf vielen Strecken ist das Gras zehn Fuß hoch, der Stengel ein halb Zoll im Durchmesser, mit lauter kleinen Stacheln versehen, die dem armen Wanderer, der des Elephanten Pfad verfolgt, das Fleisch zerfetzen; oder ist das Gras so reichlich mit Regen und Thau beladen, daß man durch und durch naß davon wird. Oft zieht sich der Weg hundert Schritte in Flußbetten hin, als hätte derjenige, der ihn zuerst gebahnt, für seine Art den wenigst dichten Platz ausgesucht. An andern Stellen beherrscht die Mualepalme, von welcher hier, wie auf Madagaskar, das sogenannte Lamba oder Grastuch gewoben wird, das Thal weithin. Die Blätterstengel, so dick

wie eines starken Mannes Arm, fallen ab und verwehren dem Wandrer die Passage, außer wo etwa schon Elephanten und Büffel sie niedergetreten haben; der Sumpf dort drinnen ist tief und preßt einem manchen Seufzer aus. Alle Augenblicke wieder stehen die Händler mit kläglichen Gesichtern still, um auszuschnaufen; der Schweiß tropft mir von der Stirne, und ich sehe wohl so grimmig aus wie sie selbst, wiewohl ich mich anstrenge, sie zu erheitern mit der Hoffnung, daß ihnen für das so heiß errungene Elfenbein zuletzt ein schöner Preis zufallen werde. Hie und da ist unter des Elephanten schwerem Gewicht der Unterboden gewichen; das tiefe Loch ist mit Koth angefüllt und man sinkt bis an die Hüften hinein, ein lustiges Gelächter wird dann angeschlagen, obschon ich keinen andern Grund dafür habe, als daß das Lachen doch noch besser ist als das Heulen."

Von choleraartigen und Fieber-Anfällen ist er auch nicht verschont geblieben und ein Wunder scheint es, wie irgend eine Constitution das alles aushalten konnte. „Noch nie hatte ich solche Noth mit meinen Begleitern wie diesmal; sie haben mich auf der Reise sehr verhindert, und seit wir jetzt im Kannibalenlande sind, wagt sich Keiner ein wenig weiter hinaus vor lauter Angst, erschlagen und aufgefressen zu werden. Früher konnte ich schon durchkommen, denn in jedem Dorf fanden sich Leute, die mir mein Gepäck bis zum nächsten Dorf trugen, nachdem meine Johannaleute im Schrecken vor den marodirenden Mazitus oder Batutas davongelaufen waren, und mir blos ein paar erbärmliche, verbuttete und verzogene befreite Sklaven zurückgelassen hatten; aber hier bin ich ganz der Laune dieser Knechte preisgegeben, und das wußten und benützten sie. Ja Einige von ihnen sind sogar eifrige Sklavenjäger ihrer eigenen Landsleute geworden. Ich muß geradezu warten, bis ich neue Leute von der Küste bekommen kann. Wenn sie angekommen, hoffe ich in vier bis fünf Monaten meine Entdeckungsreisen beendigt zu haben. Hätte ich gewußt, wie viel Hunger, Beschwerden, Gefahren, Mühen und Zeitverlust dieselben mir auferlegen würden, ich hätte mich lieber in eine Zwangsjacke stecken lassen; nun ich es aber unternommen hatte, durfte mich Nichts mehr davon abbringen.

„Ich mußte gleichsam wie ein Blinder herumtasten und meinen Weg suchen, denn kein Menschenkind kümmert sich hie zu Land darum, wie und wohin der und der Fluß fließt. Mein Plan war es, über

den Nyassasee zu fahren, die Wasserscheide zu untersuchen, in zwei Jahren eine menschenfreundliche Mission anzufangen, und über den Abhang ans Meer zurückzukehren. Hätte ich mich aber nun nach zwei Jahren schon auf den Heimweg gemacht, so hätte ich kaum mehr berichten können, als jener Portugiese, der dreimal nach Cassembe reiste, um Sklaven zu holen, und sonst von Volk und Land rein gar nichts sah und hörte. Ueberall fragte ich nur nach den Gewässern, bis mir halb angst wurde, man könnte mich für einen Wasserkopf halten, und manch ermüdenden Weg schlug ich ein, ehe ich einen klaren Begriff von dem alten Problem der Wasservertheilung bekam. Die Wasserscheide ist im zehnten bis zwölften Grad südlicher Breite. Von dort entspringen ohne Zweifel die Quellen des Nils. Die Länge der Wasserscheide von West nach Ost ist zwischen 700 und 800 englischen Meilen. Das wäre also, wo Ptolomäus sie sich dachte, und die Berge, nur etwa 7000 Fuß über der Meeresfläche, sind seine Mondgebirge."

Nun aber Einiges über die Einwohner des Innern Afrikas!

„Man stellt sich gewöhnlich vor, die Neger, welche durch lange Knechtschaft zum Thier herabgewürdigt wurden und nur sehr wenig von dem wohlthätigen Einfluß jener Elemente zu spüren bekommen, welche die Veredlung der bevorzugteren Rassen bewirken, seien die wirklichen Vertreter der afrikanischen Stämme. Wir pflegen dieselben nach den von der Westküste gekommenen Sklaven zu beurtheilen, die Jahrhunderte hindurch der Knechtschaft wie der giftigen Wirkung eines ungesunden Klimas ausgesetzt waren. Beides hat zusammengewirkt, ihren Körper zu Grunde zu richten, während Betrug und Branntwein ihr sittliches Verderben waren.

„Es wäre ein ungeheures Unrecht, diese Leute mit den freien Bevölkerungen des Innern zu verwechseln, die ihre Gesetze haben und unter ihren Häuptlingen auf ihren eigenen Gütern dem Ackerbau leben, in ihren Flüssen Fischfang treiben und wacker jene gewaltigen Bewohner der Wälder bekämpfen, die man in jüngeren Welttheilen nur noch in den Felsen versteinert oder im ewigen Eis begraben findet. Winwoode Reade hat die Wahrheit getroffen, wenn er sagt, der alte Egypter mit seinen großen, runden, schwarzen Augen, seinen dicken Lippen und seiner etwas breitgedrückten Nase stehe dem eigentlichen Negertypus viel näher, als der durch seine Umgebungen entartete Westafrikaner.

„Die Sklaven im Allgemeinen und namentlich diejenigen der Westküste, aber auch die von Sansibar und andern Orten, sind außerordentlich häßlich. Ich habe kein Vorurtheil gegen ihre Farbe. Wer lange mit ihnen zusammengelebt hat, vergißt, daß sie schwarz sind, und sieht in ihnen nur Menschen. Aber ihre niedere, zurücktretende Stirne, ihre hervorstehende Kinnlade, ihre länglichten Fersen und andere den Negern der Westküste gemeinsame physische Eigenthümlichkeiten erwecken in uns unwillkührlich ein Gefühl des Widerwillens.

„Ich möchte durch keine Sylbe dazu beitragen, diese Menschenklasse noch tiefer herabzudrücken, als sie bereits ist. Aber darauf muß ich aufmerksam machen, daß dies nicht die Typen der ganzen Gattung sind, und daß beinahe überall die Bewohner der Hochländer im Innern durchschnittlich den Typus des menschlichen Geschlechts darstellen. Ich war zugegen, als alle angesehenen Männer des großen Häuptlings Insama, der am südwestlichen Ende des Tanganyika Sees wohnt, herbeikamen, um Frieden zu schließen mit den Arabern, welche ihre Stadt niedergebrannt hatten. Ich bin versichert, daß man in keiner Versammlung in London oder Paris verständigere und schöner geformte Köpfe finden würde. Auch die Körpergestalt ist ebenmäßig. Insama, eine Art Napoleon, in seiner Jugend durch seine Schlachten und Siege berühmt, hatte ganz die Physiognomie der alten Assyrer, eines Nimrod und Anderer, wie man sie auf den Marmorplatten Ninives abgebildet findet, und er bewies sich als Unsresgleichen, indem er viel von einer Plombe genannten Art Bier trank.

„Viele ihrer Frauen sind sehr hübsch, und wären es, wie alle Frauen, noch weit mehr, wenn sie nicht die Natur korrigiren wollten. Glücklicherweise können diese lieben Frauen ihre wunderschönen Augen, ihre hohen Stirnen, ihre wohlgeformten Arme und Beine, ihre ebenmäßigen Gestalten und ihre kleinen Hände und Füße nicht ändern. Aber sie müssen sich schmücken, diese Unglücklichen, und es gelingt ihnen, indem sie ihre glänzenden Zähne abfeilen, bis sie Katzenzähnen gleichen. Es ist das von der unglücklichsten Wirkung; wenn sie lächeln, glaubt man, ein Krokodil lächeln zu sehen.

„Schmucksachen sind selten. Diese afrikanischen Schönen tättowiren ihre feurig braune Haut mit hübschen kleinen Zeichnungen, farblos wie die unsrer schottischen Tartans. Sie sind nicht schwarz,

sondern leicht braun und verunstalten sich, indem sie durch die Naslöcher einen diese durchbohrenden Grashalm stecken. Moari-a-Ngombe, die Königin von Kasembe, würde in London, Paris und New-York für eine Schönheit gelten, und doch hat sie nicht weit von der Spitze ihrer schönen, etwas römisch gebogenen Nase ein kleines Loch im Knorpel. Sie hat jedoch nur eine Seite ihrer zwei Reihen schneeweißer Zähne ausgefeilt. Und welch reizendes Lächeln! Wer Lust hat, sich sein eigenes Urtheil darüber zu bilden, möge kommen, sie in ihrem eignen Staatswagen auf ihrer Landwohnung zu besuchen. Dieser Wagen ist eine Art Thron, auf zwei großen Deichseln befestigt, und von zwölf sehnigen Bürgern getragen."

Weiter schildert Livingstone besonders das Manyuema Volk, das er im Westen des Tanganyika gefunden hat. Hören wir seine Beschreibung!

„Wenn von Udschidschi aus eine Expedition westwärts nach Manyuema aufbricht, ist die Frage nicht die, welche Waaren, sondern wie viele Flinten und Pulverfäßchen sie hat. Besitzt sie 200—300 Büchsen und die entsprechende Munition, so betrachtet sie den Erfolg als gesichert. Die Manyuema zeigten sich entsetzt beim Knall der Flinten; einige, das weiß ich, hielten sie für etwas Uebernatürliches, denn als ihnen die Wirkung eines Schusses an einer Ziege gezeigt wurde, sahen sie zu den Wolken empor und boten Elfenbein an, um das Zaubermittel zu erkaufen, wodurch der Blitz herabgezogen werde. Wenn ein Dorf angegriffen wurde, flohen die Männer erschrocken, und die Frauen und Kinder wurden gefangen genommen.

„Viele Manyuema-Frauen, namentlich den Lualaba hinab, sind sehr hübsch, hellfarbig und anmuthig. Es war etwas Gewöhnliches, die Sansibar-Sklaven, deren Gesichter den Zügen von Londoner Thürgriffen gleichen, welche irgend ein pfiffiger Messinggießer für Löwenköpfe auszugeben wagt, zu einander sagen zu hören: 'Wie hübsche Kinder bekämen wir doch, wenn wir Manyuema-Frauen hätten!' Manyuema-Männer und Frauen standen sämmtlich hoch über den Sklaven, die auch selbst bei der Vergleichung sichtlich die Erniedrigung fühlten, der sie verfallen waren, seit sie im Pfuhl der Knechtschaft lagen.

„Viele der Männer waren große, starke Gesellen, die nur wenig

von dem an sich hatten, was wir für die Neger bezeichnend glauben; den Lehren der Phrenologie nach nähmen die Manyuema einen hohen Rang ein in der menschlichen Familie. Sie fühlten auch ihre Ueberlegenheit und sagten oft aufrichtig: 'Wäre es nicht der Feuerwaffen wegen, so würde kein Fremder je aus unserm Land entrinnen.' Wollte man, um eine Vergleichung zu machen, eine Anzahl Manyuema aufs Ungefähr herausgreifen, und sie den gleich ihnen in Schürzen von Grastuch gesteckten Mitgliedern der anthropologischen Gesellschaft in London gegenüberstellen, so möchte ich meinen Platz bei den Manyuema haben, um mich in der vornehmeren Gesellschaft zu befinden, und die Philosophen erschienen bedauerlich dürr daneben. Aber obgleich diese 'untergeordnete Rasse', wie wir sie mitleidig nennen, feingeformte Köpfe und oft schöne Gesichtszüge hat, ist sie nichtsweniger als ein Kannibalengeschlecht.

„Das Land hat Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art, und der reiche Boden bringt alles, was gepflanzt wird, in großer Ueppigkeit hervor. Einer meiner Freunde machte einen Versuch mit Reis, und erzielte einen hundertzwanzigfältigen Ertrag; drei Maaß Samen lieferten eine Ernte von 360 Maß. Mais gedeiht so vortrefflich, daß ich eine einzige Pflanze 45 Lasten, jede von 60 Pfund Gewicht, hervorbringen sah. Es war mir fast unfaßlich, daß die Manyuema Menschenfresser sein sollten. Sie haben Schweine und andere Hausthiere im Ueberfluß, und dennoch sind sie Kannibalen. Auf die Gründe für ihren Kannibalismus gehe ich nicht näher ein. Sie sagen, das Menschenfleisch sei nicht wie das der Schweine oder Ziegen; es schmecke salzig und mache, daß sie von den Todten träumen. Daß schöngebildete Menschen, wie sie, auf einer so niedern Stufe der Moral stehen, kann nur die Folge der Nichteinführung derjenigen Religion sein, die Unterschiede bewirkt, welche weder die Phrenologie noch andere Ologien zu erklären vermögen. Die Religion Christi ist unstreitig die beste für den Menschen.

„Die Manyuema-Frauen, besonders weiter hinab am Lualaba, sind sehr hübsch und fleißig. Der Markt ist für sie etwas Großes und Wichtiges, und sie arbeiten hart und tragen weit, um etwas verkaufen zu können. Auf vier bis sechs Stunden Entfernung werden Märkte abgehalten. Alle sind dann in ihre besten faltenreichen und buntfarbigen, von den Hüften bis zu den Knieen hinabreichenden Schürzen gekleidet. Wenn bei solchen Gelegenheiten ihrer 2—3000

beisammen sind, handhaben sie das Recht mit Entschlossenheit, obgleich vorzugsweise nur Frauen. So eifrige Händlerinnen sind sie, daß sie in Haufen bei Nacht aufbrechen, und zu rennen anfangen, sobald sie das Gesumme von Hunderten von Stimmen hören. Zu markten, zu spaßen, zu lachen und ein wenig zu betrügen, scheint ihnen der höchste Lebensgenuß zu sein. Die Manyuema sagten uns immer, daß auf den Markt gehende Frauen nie belästigt werden (versteht sich: so lange der Sklavenhändler von der Küste den Weg zu ihnen noch nicht gefunden hat)."

Besonders schmerzlich war für Livingstone, daß von den ihm zugeschickten, heißersehnten Lebensmitteln die gewissenlosen Träger unterwegs das meiste stahlen. Am Schwersten aber drückte es ihn, Zeuge von dem abscheulichen Sklavenfang sein zu müssen, der dort von muhammedanischen Händlern stark betrieben wird; und viel wichtiger als die Entdeckung der Nilquellen war ihm der Herzenswunsch, dem ostafrikanischen Sklavenhandel endlich den Todesstreich versetzt zu sehen. „Dieses schöne Land vergeht unter dem Fluch, der darüber liegt, blos um dem kleinen Sultan von Zanzibar seinen Sklavenfang nicht zu beschränken und die fabelhaften Rechte der Krone Portugal zu schonen." Habe in früheren Jahrhunderten die Seeräuberei sich weithin über die Oceane verbreitet, bis die civilisirte Welt zu ihrer Abschaffung sich vereinigt habe, so wäre es nun endlich auch Zeit, den Sklavenhandel, der schon vom atlantischen Meer verschwunden sei, aus seinen noch übrigen Nestern zu verdrängen.

Im Februar 1872 beschreibt er dann die Art des Sklavenfangs, wie er sie selbst zu beobachten nur allzuviele Gelegenheit hatte. „Manche von beiden Geschlechtern werden bei solchen Ueberfällen eines Dorfes getödtet, doch sinds hauptsächlich die Weiber und Kinder, die man einfängt. Diesen „schwarzen Moslems" ist es nicht genug, Elfenbein zu bekommen, sie müssen auch Sklaven haben, und greifen zu diesem Zweck Marktflecken und Dörfer an. Mir schien es geradezu, sie machen nur darum Gefangene, weil sich das ohne alle Gefahr bewerkstelligen läßt; denn sobald man Schüsse hört, laufen die Männer so schnell als möglich davon. Ich hatte doch noch nie gewußt, wie blutdürstig Menschen sein können, wenn sich das Blut der Mitbrü-

der in aller Sicherheit vergießen läßt. Eben jetzt geht es so zu in Manyuema, und zwar thun das mittelbar unsere indischen Mitunterthanen, die Banianen (Hindukaufleute)!

„Nur Ein Beispiel aus vielen: „Mein Freund, Muhammed Boghasib, schickte in der Mitte des Jahres 1871 eine große Anzahl seiner Leute auf dem großen Fusse Lualaba weit fort, um mit Elfenbein zu handeln. Er ist ein wackrer Mann, in Zanzibar gebürtig; aber der beste Mensch kann doch schlechte Knechte haben. Der Anführer seiner Schaar, Hassani, mit noch zwei Andern gab den Leuten von Nyangwe 25 kupferne Spangen und befahl, für dieselben mit Elfenbein zu zahlen. Die Spangen waren in Udschidschi etwa 3 fl. werth, und da es wohlbekannt ist, daß es in jener Gegend kein Elfenbein gibt, war dieses Anlehen nichts als eine Falle; denn als bei ihrer Rückkehr für die Sachen nicht in Elfenbein gezahlt wurde, unternahm die Bande einen Angriff, der drei Tage dauerte. Alle Dörfer eines großen Distrikts wurden geplündert, etliche verbrannt und ungefähr 150 Sklaven gemacht." —

„Die englische Regierung hat dem Sultan von Zanzibar ein Recht zuerkannt, über welches ihr keine Verfügung zustand, daß er nämlich jedes Jahr in einer gewissen Zeit und Richtung Sklavenhandel treiben möge; damit erhält er alljährlich 12,000 bis 20,000 Schwarze. Wohlverstanden, ohne Handel, durch bloßen Raubmord. Nicht Sklaven verschafft er sich, sondern freie Leute, die er gefangen nehmen läßt. Nur hat darüber nicht er zu verfügen, sondern die Banianen, welche sein Zollhaus und seine ganze Finanzverwaltung in ihren Händen haben. Seinen muhammedanischen Unterthanen kann er nicht trauen, weil, wie sie selbst sagen, er keine seiner Einkünfte ihnen verpachten könnte, außer er begnügte sich mit einer Ernte von Lügen. Die Banianen aber verwalten das Zollamt in der Weise, daß ihre Sklavenräuber, die sie nach allen Richtungen aussenden, unangetastet, und die geraubten Sclaven in ihren Händen bleiben. Und so lange man ihnen diese Macht läßt, wird solcher Menschenraub nimmermehr aufhören.

„Diese Elenden dürfen vermöge ihrer lebenschonenden Religion keine Schnake, keinen Floh umbringen*), aber mit ihrem Handelsbe-

*) Von der wunderlichen Religion dieser Banianen kann man sich aus einem Ereigniß, das erst im Anfang dieses Sommers in Wiramgam, einer Station

trieb sind sie die schlimmsten Kannibalen in ganz Afrika geworden. Dr. Kirk sieht nicht in dieses System, sonst hätte er mir nicht zu meiner Hilfe den Haupträuber der Banianen, Luddha, gesandt (der seither gestorben ist), einen Mann, welcher freilich viele Sklaven mitbrachte, aber alle mit dem geheimen Befehl, nicht mir zu folgen, sondern mich zurückzutreiben. "Diese Schurken haben mich zwei Jahre meiner Zeit, sicherlich 1800 Meilen Umweg und unberechenbare Geldsummen gekostet; aber am Ende wird alles noch recht werden."

Es ist nun erwiesen, daß im Durchschnitt 20,000 Sklaven alljährlich nach Zanzibar eingeführt werden, für die dem Sultan zuerst beim Einschiffen in Kilwa 2½ Dollar, beim Landen in Zanzibar wieder 2 Dollar für den Kopf bezahlt werden, so daß der Sultan aus dem Sklavenhandel jährlich etwa 240,000 fl. Profit zieht. Die Sklaven werden aber mindestens 200 Stunden Wegs aus dem Innern an die Küste gebracht und zwar durch Gegenden, die früher dicht bevölkert waren, jetzt aber völlig unbewohnt bleiben; wilde Thiere nisten in den ruinirten Dörfern. So kommt es, daß erstlich ein bis zwei Menschen getödtet werden, um einen zu fangen, und daß von den Gefangenen höchstens ein Drittheil oder Viertheil wirklich verschifft wird. Der ganze Weg der Sklavenkarawanen ist durch Menschengebeine bezeichnet, unter denen freilich Löwen und Hyänen fleißig aufräumen. Und zwar versichert Livingstone, diese bedauernswerthen Völkerschaften seien so begabt, so verständig und stattlich, als nur irgend ein Geschlecht, das vom wahren Gott noch nichts wisse; Christen haben es erst noch zu lernen, was sie an ihrer Religion, auch wo sie sehr verdunkelt oder verwaschen sei, doch immer noch vor andern Menschen voraushaben.

Wie ist nun solchem Elend abzuhelfen? Livingstone meint, der

Guzerats, sich zutrug, eine Vorstellung bilden. Ein Bahnwärter fieng in einer Wasserlache, wie sie sich dort überall während der Regenzeit bilden, ein Fischchen und trug es nach Hause. Ihm begegnet ein Banian und schlägt ihn wegen solchen Frevels. Der Bahnwärter wehrt sich, aber viele Banianen eilen ihrem Kastengenossen zu Hilfe, stürmen den Bahnhof, schlagen den europäischen Stationsmeister und alle Angestellten und tödten beinahe einen muhammedanischen Jungen. Es gibt Städte in Guzerat, wo es bei 500 Rupies Strafe verboten ist, irgend ein Thierchen zu tödten. Ein Menschenleben gilt diesen Leuten wirklich weniger als ein Thierleben, und wie gering diese stolzen und habsüchtigen Kaufleute andere — von Gottes Gesetz verbotene — Sünden taxiren, kann man sich leicht denken.

Einfluß christlicher Kolonisten könnte viel ausrichten, und zwar schlägt er vor, daß die eingebornen Christen von der Westküste sich vom Sultan Land ausbitten, und eine Kolonie an der Ostküste gründen, deren Zweck wäre, dem Sklavenfang auf jede Weise Einhalt zu thun, und ihm entgegenzuarbeiten durch Verbreitung christlicher Lehre, Zucht und Sitte, wie das von Sierra Leone aus in weiten Strecken gelungen ist.

In einer Nachschrift vom 8. Januar dieses Jahres sagt er z. B.: „Eine Sache treibt mich sehr um, nämlich der Plan, eine der englischen Kolonieen der Westküste durch freiwillige Auswanderung der eingebornen Christen an einen gesunden Ort auf dieser Seite des Festlandes zu verpflanzen. Ich meine da natürlich nicht eine Niederlassung englischer Kolonisten, sondern die Versetzung einer jener Kolonieen, die auf der Westküste schon ihren Zweck erfüllt haben durch völlige Unterdrückung des Sklavenhandels, soweit nur immer ihr Einfluß reichte. Oberst Ort in seinem Bericht weist nach, daß dies wirklich die Frucht jener Niederlassungen ist, und daß jetzt an vielen Orten, wo nie ein Kriegsschiff hinkommt, der Menschenhandel ebenso gänzlich abgethan ist, wie an solchen Stationen, welche regelmäßig von unsern Kreuzern besucht werden. Auf der Ostküste ist der Sklavenhandel noch jetzt so lebhaft und Alles beherrschend, als er nur je auf der Westküste war, und wir haben da keine christlichen Niederlassungen, deren heilsamer Einfluß dagegen ankämpfte. Würden einige unsrer Kolonien nach Mombas — das ja schon uns gehört — verpflanzt, so würde das sittliche Element bei den dagegen nicht verschlossenen Muhammedanern sich bald geltend machen, und könnte der elenden Falschheit unsrer Banyanen (britischer Unterthanen!), die jetzt mit ihrem Geld den ganzen Sklavenhandel betreiben, Zaum und Zügel anlegen. Die einzige weitere Auslage für die Regierung wäre die, daß sie ihre Beamten auf Kriegsschiffen hinaussenden müßte. Der Sieg der Mission an der Westküste ist unbestreitbar, und die Abschaffung des Sklavenhandels im ganzen Umkreis christlicher Niederlassungen bezahlt reichlich alle Auslagen der Regierung sowohl als auch der Missionsgesellschaften. Was wir hier brauchen, sind gerade solche Hilfsmittel. Sobald Missionare sich hier einfinden, wird auch der Handel blühender. Wir müssen afrikanische Christen hier haben, um Zucht und Sitte einzuführen. — Ich habe noch ein Stück Arbeit vor mir, ehe ich mit den Nilquellen ganz fertig bin.

Viel Zeit und viel Geld ist mir durch jenen Banyah gestohlen worden. Doch es wird noch Alles zuletzt recht werden!"

Der Amerikaner hat Livingstone 70 gut bewaffnete Leute von Sansibar zugeschickt und ihn zugleich mit allen Waaren und Bedürfnissen versehen, welche ihm zur Lösung seiner Aufgabe nöthig schienen.

Stanley hat ein Bild des nun 60jährigen Reisenden herausgeschickt, das wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Möge Gott ihn den Wunsch seines Herzens erleben lassen und mit irgend welchen Mitteln dem Sklavenhandel in Afrika ein Ziel stecken. Es trifft sich gerade schön, daß die Greuel der Menschenräuber und -mörder in Melanesien die Aufmerksamkeit der britischen Regierung auf den Sklavenfang in der Art wachgerufen haben, daß nun auch gegen Sansibar und Mosambik schärfer vorgegangen werden soll. Bereits hat sie die Hamburger Behörde, welche mit Sansibar bedeutende Geschäftsverbindungen unterhält, zur Mitwirkung aufgefordert, um dem Sultan einstimmige Wünsche der christlichen Mächte vorlegen zu können.

Japan sucht nach einer neuen Religion.

Der gegenwärtige Zustand Japans ist das Wunder unsrer Tage. Die leitenden Geister der Nation haben sich mit einem Mal kopfüber in die Fluth des modernen Lebens gestürzt, und nach den neuesten Nachrichten scheint die gleiche Bewegung, welche sie ihre seitherige Abgeschlossenheit durchbrechen ließ, sie auch von ihrer seitherigen Religion abgelöst zu haben. Wie wunderlich liest sich doch die kurze Nachricht, welche die letzte Post aus Japan brachte (Allg. Zeitung 18. August und Overland China mail): „Die Regierung wird eine neue Religion einführen, die aufgeklärter, einfacher, dem gemeinen Menschenverstande entsprechend und allen Parteien angenehm sein wird." Was soll sich der christliche Leser dabei denken? Er weiß allerdings, daß im tiefsten Grunde keine Religion auch für die Japaner aller Parteien an-

gemessener ist als die christliche. Aber es wäre doch das erstemal, daß eine durchaus unchristliche Regierung das Christenthum bei ihren Unterthanen einführte. Also wartet er, bis sich die Frage löst, ob dieses Volk wirklich sich dem Fels des Heils nähern und ihn ergreifen wird, oder ob es vielmehr von den Wogen des Zeitgeistes sich hinaustreiben läßt in das Meer der Zweifel und des Unglaubens, zufrieden mit irgend welcher Form einer Allerweltsreligion.

Wir dürfen uns nicht verbergen, daß die zuletzt ausgesprochene Gefahr groß ist. Bleibts doch ein alter Erfahrungssatz, der eben jetzt in den römisch-katholischen Ländern sich aufs Neue vor unsern Augen bewährt, daß ein Volk, welches anfängt, als Aberglauben zu erkennen was es bisher für Glauben hielt, leicht versucht ist, alle positive Religion als Lüge und Betrug über Bord zu werfen! Und überdies: Was hat die evangelische Christenheit seither gethan, Japan die gute Botschaft zu bringen, nach der sie sich nennt? Ihre Philosophen machen die dortigen Vorgänge zum Gegenstand ihres Studiums; ihre Kaufleute stoßen alle Thüren auf, um doch ja keinen möglichen Gewinn zu versäumen; ihre Reisenden betreten die Ufer des Inselreiches, um mit eignen Augen Zeugen des merkwürdigen Schauspiels zu sein, wie eine erstorbene Nation wieder zum Leben erwacht und sich aus ihren Grabtüchern loswindet; wo aber sind die Männer, welche bereit wären, sie einzuladen in das große Friedensreich Christi, und wo die Geber, die durch ihre Opfer die Aussendung einer größeren Anzahl solcher Boten ermöglichen?

Ein Engländer, der Japan erst kürzlich besuchte, schreibt von dort (15. April 1872*): „Man kann sich keine richtige Vorstellung vom Heidenthum machen, bis man es mit eigenen Augen gesehen hat. Wer es nicht selbst erfahren hat, kann sich's nicht recht denken, was es heißt, aus einem civilisirten, christlichen Gemeinwesen plötzlich unter einen Haufen Götzendiener versetzt zu werden.

„In Jedo war es im großen Tempel von Scheba, daß wir, kurz nach unsrer Ankunft in Japan, zuerst einen Blick in's lebende Heidenthum warfen. Wir waren in der Begleitung lieber Freunde, darunter Missionare aus China und einige, die in Japan arbeiteten; wir alle wurden von Miss. Ballagh aus Jokohama geführt, von dessen Missionseifer und Freundlichkeit gegen Fremde ich viel zu rüh-

*) Christian Work Aug. 1872.

men hätte. Wir betraten die lange Allee, welche zum äußeren Tempelhof führt, und schritten unter dem mächtigen Thore durch, das wie ein Triumphbogen die ganze Straße überspannt. Der Tempel selbst steht sehr malerisch am Fuß eines Hügels ganz im Grünen. Sein Dach ist ungeheuer groß und überschattet die ganze Umgebung. Alles sieht riesig und uralt aus; das bloße Tröpfeln des Wassers von den Dachtraufen hatte in den harten Felsen eine lange Reihe kleiner Löcher gemacht, so tief als ein Schoppenglas. Die hohen Stufen sind von den Tritten vieler Generationen glattpolirt, und in dem ganzen Tempel herrschte das feierliche Halbdunkel langer Jahrhunderte.

„Wir standen unter dem breiten Eingang und sahen den Ceremonien um den Altar zu. In einer geräumigen Nische stand der große Götze, fein geschnitzt und geschmackvoll vergoldet; davor waren einige Bronze-Vasen und Leuchter und andere seltsam geformte Gegenstände aufgestellt. Vor dem Götzen knieete eine Versammlung Andächtiger, stumm und regungslos, das Antlitz zur Erde geneigt. Ein Priester in langem Seidentalar, mit geschornem Haupt, saß auf einem etwas erhöhten, mit Kissen belegten Sitz und sagte vor den Versammelten mit wunderbarem Ernst und großer Schnelligkeit seine Gebete her. Andere Priester begleiteten sein Gebet mit regelmäßigem Taktschlagen auf kleinen Bronze-Amboßen. So weit wir unterscheiden konnten, bestand das ganze Gebet in endlosen Wiederholungen der Worte: 'Buddha Amida, Buddha Amida!' (Heil dir Buddha). Und doch herrschte dabei solch ernste Feierlichkeit, daß wir staunen mußten. Noch nie hatte ich bei irgend einem Gottesdienst einen Eindruck tieferer Ehrfurcht, herzlicherer Andacht und größerer Inbrunst bekommen als hier von diesem Opferpriester. So kurz und seltsam auch die Worte seines Gebets waren, schien er doch sein ganzes Herz, seine ganze Seele hineinzulegen, bis manchmal seine Gestalt zusammenbebte und zitterte, als kämpfte er mit unsichtbaren Mächten.

„Diese Inbrunst wäre in der That eines höheren, besseren Glaubens würdig gewesen; sie weckte in unseren Herzen ein Gefühl tiefer Trauer ob der dichten Finsterniß, welche diese Seelen noch umschattet, und eine Sehnsucht, daß doch Gott Sein Licht in diese heidnische Versammlung hereinstrahlen lassen möchte, um das Dunkel von Jahrtausenden zu zerstören. Während wir so zusahen und dem eigen-

thümlichen Glockenton der vielen kleinen Amboße lauschten, kam ein höflicher Priester heran und lud uns ein, weiter in den Tempel einzudringen. Wir dankten ihm, zogen aber vor, am Eingang stehen zu bleiben, und bald sammelte sich eine Gruppe Leute um uns. Miss. Ballagh redete sie freundlich und heiter an, wurde aber nach und nach ernster, indem er auf den Altar wies und das, was vor demselben vorgieng, besprach. Einige stellten Fragen an ihn und Andere drängten sich herzu, die Antwort zu hören, bis der Haufe vor uns immer größer wurde. Zwar konnten wir von der Unterredung wenig verstehen, aber wir beobachteten, wie die Stimme des Redners immer lauter und lauter wurde, bis sie in das Innere des Tempels, ja an die Ohren der Betenden drang. Der Oberpriester hatte jetzt ein großes, alterthümliches Buch aufgeschlagen; während er vorlas, erhoben sich die Zuhörer von den Knieen. Aber des Missionars Stimme hatte mehr Anziehungskraft als die des lesenden Priesters, denn allmählich näherte sich Einer um den Andern dem Sprecher. Sogar einer der Priester schlich sich heimlich zu uns heran und lauschte aufmerksam, die Augen fest auf den kühnen Fremdling gerichtet, der es gewagt hatte, die gute Botschaft in Buddha's nächster Nähe zu verkündigen. Dürfen wir nicht hoffen, daß von den Versammelten, die längere Zeit aufmerksam zuhörten, Einer oder der Andere ein Samenkörnlein fürs ewige Leben mit davongetragen hat?

„Wie groß schien mir doch die Gabe eines Mannes, der so hinstehen und in der Sprache eines heidnischen Volkes die große Freude, die erlösende Liebe kund thun kann. Wie Vielen daheim im Christenlande könnte ich wünschen, daß sie sich dies vorhielten und nach demselben Vorrecht ihre Hände ausstreckten! Denn was ist auch Ein Mann unter Zehntausenden! Ach daß doch in unsern Tagen etwas mehr von jener fortpflanzenden Kraft zu spüren wäre, welche die christliche Kirche in den ersten Jahrhunderten kennzeichnete, und daß die Gemeinde Christi sich doch fleißiger der großartigen Gelegenheiten bedienen möchte, die ihr das 19. Jahrhundert bietet, um nicht dutzendweise, sondern bei Hunderten Boten auszusenden, aller Kreatur das Evangelium zu verkündigen!

„Wir haben jedenfalls schon genug vom Heidenthum gesehen, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß seine Grundfesten wenigstens in Japan schon zittern und wanken. Täglich dringt der Schall der heidnischen Gong an unser Ohr, aber uns tönt er

wie das Grabgeläute des Aberglaubens, gegenüber den erfreulichen, hoffnungsvollen Anzeichen eines anbrechenden hellern Lichts und bessern Lebens. Wir glauben, daß die Zeit nimmer fern ist, da das prophetische Wort sich erfüllt: 'in Einem Tage soll ein Volk geboren werden' (Jes. 66, 8 nach dem Engl.). In diesen Ländern Asiens, wo die Menschen sich in Massen bewegen, könnten durch ein rechtes Pfingstfest die Nationen ebenso schaarenweise zum Heil geführt werden, wie sie bisher durch den Zauber des Priesterbetrugs im Aberglauben gefesselt wurden. Wenn einmal die Mission als eine organisirte und wirksame Macht zu arbeiten beginnt, wird sie rasch vorannachen; und wir werden uns dann nicht mehr darüber wundern, daß Gott endlich seinem Volk alle seine Verheißungen erfüllt hat, als vielmehr darüber, daß wir so lange zauderten, ehe wir Sein Wort in all seiner Majestät und Kraft wirklich auf die Probe stellten."

Lassen wir beides auf uns wirken, den tiefen Eindruck, welchen eine falsche, aber seit Jahrhunderten festgewurzelte Gottesverehrung auf den christlichen Zuschauer ausübt, und die Hoffnungen und Wünsche, welche das Ausstreuen des guten Samens bei aller Unscheinbarkeit des gewagten Unternehmens in ihm erweckt. Gottlob, es gibt doch vereinzelte Stimmen, welche die Japaner auf den wahren Gott hinweisen können; Gott sei gelobt, sie dürfen es thun, und sie thun es. Wir wissen, daß der Sieg auch einer so schwachen Macht zufallen kann, ja zufallen muß, weil Gottes Verheißung feststeht. Aber welche Kämpfe dem endlichen Sieg vorangehen werden, läßt sich freilich jetzt nicht einmal ahnen.

Ueberschauen wir die gegenwärtige Lage der japanischen Mission!

Es mag einem aufmerksamen Leser dieser Blätter auffallen, daß noch von einem solchen Götzendienst der Buddhisten die Rede sein kann, nachdem im November 1871 (Miss. Mag. S. 217) die buddhistischen Tempel geschlossen worden sind. Beide Thatsachen aber scheinen doch ihre Richtigkeit zu haben. Der Mikado hat wirklich nach dem Sturz des Taikun den Buddhismus für abgeschafft erklärt, ja viele Tempel niederreißen lassen. Aber die inneren Unruhen kosteten ihn große Geldsummen; und da nun die buddhistischen Priester ihm etliche Millionen unter der Bedingung anboten, daß er ihnen ihre Privilegien zurückgebe, sah er sich veranlaßt, den früheren Erlaß aufzuheben, um seine Neuerungen nicht insgesammt zum Still-

stand verdammt zu sehen. Der Buddhismus ist also wieder erlaubt; aber seine wenn auch nur zeitweilige Aufhebung hat das Ansehen desselben und das Vertrauen des Volks in seinen Bestand tief geschädigt, so daß wohl ein Menschenalter hingehen dürfte, ehe er wieder seine frühere Macht über die Gewissen erhält. Auf solche Schwankungen muß man bei einem Staate, der sich in den Proceß radikaler Umgestaltung so rücksichtslos hineingeworfen hat, wie Japan, sich im Voraus gefaßt halten.

Eben so schwankend erscheint die Haltung, welche die Behörden gegenüber dem Christenthum eingenommen haben. Eine bedeutsame Thatsache ist in den Tagblättern nur kurz erwähnt worden; sie dürfte aber hinreichen, allzu sanguinische Hoffnungen von baldiger Einführung der vollen religiösen Duldung zu dämpfen. Noch im Mai hat Kuroda, der neue Generalgouverneur von Jezo, die Bekehrten der Russischen Mission verhaften und einsperren lassen, wogegen natürlich der russische Konsul energisch protestirte. Gewiß ist also, daß noch kein öffentlicher Act stattgefunden hat, welcher den Japanern erlaubt, Christen zu werden. Im vorliegenden Falle waren zwei Diener des russischen Konsuls in Hakodate eingesteckt worden. Da erreichte denn der letztere bald genug, daß ihm dieser Eingriff abgebeten wurde. —

Indessen hat der 18jährige Mikado, Mutahito ist sein Name, einem öffentlichen Examen in der Hochschule von Nanko angewohnt, da denn die Zöglinge in ihren englischen, französischen und deutschen Studien bedeutende Kenntnisse an den Tag legten. Weiter hat er befohlen, daß die Anbetung seiner Vorfahren in Zukunft keine Staatsaffaire mehr bilden, sondern innerhalb seines Palastes als eine Privatangelegenheit fortgeführt werden solle. Das öffentliche Amt Dschingischo, welches „die Verehrung der Sinto Götter" überwachte, ist demnach abgeschafft und statt desselben ein neues Ministerium „des religiösen Unterrichts" errichtet worden. Was aber für das Volk bereits der Einführung einer neuen Religion gleichkommt, ist das unerhörte Ereigniß, daß der Mikado begleitet von acht Kriegsschiffen, nun eine Provinz um die andere besucht und sich seinen erstaunten Unterthanen aller Orten als ein gewöhnlicher Mensch darstellt. Diese Rundreise verursacht ein ungeheures Aufsehen und bildet überall das Tagesgespräch.

Und doch ist diese Neuerung nur das schwache Vorspiel einer

noch größeren. Daß nämlich der Mikado Europa besuchen wird, steht fest. Und zwar soll noch vor seiner Abreise allen Europäern, die mit Konsularpässen versehen sind, freier Zugang zu allen Theilen des Landes verstattet werden.

Bereits sind auch die bisher üblichen obscönen Schaustellungen von Amtswegen verboten; die Regierung erkennt es als ihre Aufgabe an, für die Verbreitung eines feineren Geschmacks und „höherer Sittlichkeit" Vorkehrungen zu treffen. An ihrer Macht, dergleichen Befehle auch auszuführen, sind ihr, wie es scheint, noch keine Zweifel gekommen. In Japan gilt noch immer das Dogma von der Allgewalt des Staates: er macht ausfindig, was für die Gesammtheit gut und dienlich ist, dann befiehlt er es und es geschieht. Wenigstens wäre es Ketzerei, eine andere Folge für möglich zu halten. Das neue Gesetz verlangt, daß auch unzüchtige Götzenbilder verbrannt werden sollen, wo immer man solche finde.

Am 12. April dieses Jahres schrieb Miss. Morris, gegenwärtig der einzige Missionar der amerikanisch-bischöflichen Kirche in Japan: „Mir scheint, die Dinge stehen hier hoffnungsvoll und das Interesse für die christliche Religion wachse. Als Beweis dafür will ich nur Ein Beispiel anführen. Der Bischof sandte mir von Schanghai aus eine Anzahl Bibeln und Traktate. Es waren sechszehn verschiedene Traktate, mit Ausnahme eines einzigen alle mit chinesischen Schriftzeichen gedruckt, die nur von gebildeten Japanern verstanden werden. Ich habe sechs dieser Bibeln und sechs von jeder Gattung Traktate je an Eine Person verschlossen, und zwar nicht verschenkt, sondern verkauft. Ein Japaner, der früher schon öfters bei uns einsprach, kam neulich wieder. Ich zeigte ihm das Verzeichniß der Traktate und fragte ihn, ob er nicht einige davon lesen möchte. Er wählte einen aus über die „Beweise des Christenthums" und sagte, er könne ihn nicht kaufen, aber er wolle ihn lesen und dann wieder zurückbringen. Natürlich schenkte ich ihm denselben und gab ihm auch eine Bibel, die er, obgleich er sie wünschte, nicht zu fordern wagte.

„Trotz aller entgegenstehenden Gesetze scheint die Bibel viel gelesen zu werden, und es ist alle Aussicht vorhanden, daß diese Gesetze, wenn auch nicht förmlich abgeschafft, doch zum todten Buchstaben herabsinken werden. Japaner selbst haben mir gesagt, daß die Lokalbehörden nicht dazu aufgelegt seien, die Uebertreter aufzu-

suchen, sondern nur von ihnen Notiz nehmen, wenn bestimmte Fälle vor sie gebracht werden, die zu beachten sie nicht umhin können. Ich vermuthe, Sie haben längst gehört, daß die im vorigen Dezember von Nagasaki deportirten (katholischen) Christen in ihre Heimat zurückgebracht worden sind. Noch ist nicht abzusehen, ob dies das Vorspiel einer allgemeinen Duldung des Christenthums ist, wie Einige vermuthen, aber es gehen jetzt Gerüchte, als stehe die Regierung im Begriffe, alle Religionen zu dulden, weil andere civilisirte Nationen es thun; das wäre also derselbe Beweggrund, aus welchem sie die Telegraphen und Eisenbahnen einführt.

„Es soll jetzt eine große Ausstellung in Kioto, der früheren Hauptstadt des Reichs, stattfinden. Aus allen Theilen des Landes werden Gegenstände von geschichtlichem und wissenschaftlichem Interesse gesammelt, und vermuthlich wird dabei ein großer Zusammenfluß sowohl von Japanesen als von Fremden stattfinden, die dadurch in noch nie dagewesener Weise in Berührung mit einander kommen werden. Die Ausstellung soll fünfzig Tage dauern, und es soll den Ausländern aus dieser Veranlassung gestattet werden, nicht nur die ihnen bis vor wenigen Tagen verschlossene (heilige) Stadt Kioto, sondern auch den dahinter liegenden Biwa-See zu besuchen, der eine der Naturschönheiten Japans ist. (Das ist geschehen.)

„Zuweilen finden sich bei unsern Sonntagsgottesdiensten für Ausländer auch einige Japaner ein. Sie schauen sich verwundert um und lachen auch hin und wieder. Es ist kaum zu erwarten, daß sie das Unschickliche davon fühlen, da sogar etliche unsrer Landsleute noch kaum gelernt haben, daß es sich nicht ziemt, in der Kirche zu lachen. Diejenigen, welche ein wenig Englisch verstehen, halten ihre Gebetbücher offen und scheinen sich zu bemühen, dem Gottesdienst zu folgen."

Seither hat eine Depesche, welche der japanesische Gesandte in den Vereinigten Staaten erhielt, nicht nur die in obigem Brief enthaltene Mittheilung bestätigt, sondern auch die wichtige Nachricht gebracht, daß der Kaiser die Aufhebung der so lange in Kraft gebliebenen blutigen Edikte gegen das Christenthum wirklich beschlossen habe. Auf demselben Dampfer, mit welchem die japanesische Gesandtschaft nach Amerika fuhr, befand sich auch ein Missionar J. Goble, der zwölf Jahre lang sich selbst unterhalten, viele Jünglinge unterrichtet und nebenher noch Zeit gefunden hatte, die größere Hälfte

des Neuen Testaments zu übersetzen. Seine japanesischen Mitpassagiere haben ihn unterwegs ersucht, ihnen die christliche Religion zu erklären, und der erste Gesandte, Iwakura, versicherte ihn, seine Regierung sei dem Christenthum durchaus nicht abgeneigt, ja wünsche vielmehr, daß die christlichen Mächte dessen Duldung im japanischen Reiche verlangen. Soviel schien Goble ausgemacht, daß beim Volke der Glaube an die heimische Religion der Väter fast ausgestorben sei und dasselbe keinen Anstand nehmen würde, das Evangelium anzunehmen.

Hinter Goble her reiste neulich Miss. Baldwin aus China nach Amerika, der im Vorbeifliegen auch alle Missionsplätze in Japan wenigstens besuchte. Er schreibt darüber Folgendes: „Mein Besuch in Japan war sehr kurz, besonders in den Häfen Nagasaki und Kobe. An manchen Orten konnte ich nur gerade den Geschwistern die Hand drücken und eine kurze Unterredung mit ihnen haben. Ich fand sie sehr in ihre Arbeit vertieft, voll Missionsinteresse und voll Hoffnung, daß bald der helle Tag anbreche: Burnside, Ensor und Stout in Nagasaki; Greene, Gulick und Davis in Kobe auf Verstärkung wartend und entschlossen, das Evangelium auch in der großen Stadt Ohosaka zu verkündigen; Ballagh und seinen Genossen in Jokohama, die thätigen Gehilfinnen, Schwester Pruyn, Pearson und Crosby nicht zu vergessen. Neben diesen stehen noch andere Mitarbeiter, die ein werthvolles Werk in den Regierungsschulen ausrichten, wiewohl es nicht unter dem Namen 'Missionsarbeit' läuft, Dr. Brown in Jokohama und Verbeck, Veeder und Griffis in Jedo. Die Bauten sowohl als der Plan der Schule in Jedo sind sehr großartig, da allerhand Wissenszweige mit Englisch, Französisch und Deutsch gelehrt werden sollen, weshalb die Schule schon jetzt ein 'Collegium' heißt. Vorderhand ist übrigens der Elementarunterricht natürlich noch das Wichtigste.

„In Nagasaki und Kobe scheinen die Brüder sehr vorsichtig zu Werke zu gehen angesichts der Eifersucht der Beamten oder Eingeschüchtertheit des Volkes. Einer sagte mir, ihre eigenen Dienstboten würden sich noch scheuen, den Hausandachten beizuwohnen. In Jokohama aber sieht es schon hoffnungsvoller aus. Miss. Ballagh hält am Sonntag öffentliche Gottesdienste und hat die erste Gemeinde im Land, aus elf Gliedern bestehend, gegründet (Miss. Mag. S. 305). Ich hatte die Freude, ihrer zweiten Abendmahlsfeier beizuwohnen

und hielt eine kurze Ansprache, welche Br. Ballagh verdolmetschte. Die interessante religiöse Bewegung, die in Jokohama so gute Früchte trug, steht in engem Zusammenhang mit Frau Bruyn's Arbeit. Diese hat mit ihren Gehilfinnen eine Art Waisenhaus zu leiten*). Die Abendandachten nun, die in verschiedenen Zimmern der Anstalt, hier in englischer, dort in japanischer Sprache gehalten werden, sind für Eingeborene und Fremde schon von so reichem Segen begleitet, daß man das Haus eben so gut eine Pflanzstätte des Evangeliums als ein Asyl nennen kann.

„In den letzten Jahren hat sich in Japan ungeheuer viel verändert. Es herrscht jetzt eine wahre Sucht, die Fremden in Kleidung und Manieren nachzuahmen und allerlei Künste von ihnen zu lernen. In den unbedeutendsten Kleinigkeiten sogar zeigt sich dies schon, von wichtigeren Dingen wie Dampfschiffen, Eisenbahnen, Telegraphen, Gießereien und höheren Schulen gar nicht zu reden. Unter den Japanern, die mit uns auf dem Dampfer fuhren, trug der Eine einen ausländischen Hut, der Andere ein Paar fremde Schuhe, während ein Dritter seine Uhr mit Goldkette sehr zur Schau trug; es fehlte sogar nicht an einem japanischen Stutzer, der in seinem europäischen Aufzug schon die allerneuste Mode erreichte, wenn er sie nicht gar überschoß.

„Die Regierung begünstigt diese Richtung, wenn sie sie nicht selbst hervorgerufen hat. In der Armee werden französische Uniformen und Exercitien eingeführt. In den Zollhäusern müssen jetzt die Angestellten zum Schreiben sich an Tische setzen, statt wie bisher auf Matten am Boden zu kauern. Ja sogar zur Regulirung der Mode läßt sich die Regierung herab; und nachsichtsvoll erklärt sie, daß es einem Manne nicht mehr gesetzlich geboten sei, das Haupt scheeren zu lassen, noch der verheirateten Frau, die Zähne wie bisher (mit Essig auf eiserne Feilspäne gegossen) zu schwärzen, wovon der Mund ein so düsteres höhlenartiges Aussehen erhielt ꝛc.

*) Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir mit diesem Waisenhaus eine Nachricht verbinden, die uns aus Amerika zugeht. Die Kaufleute der Union nämlich, welche in den Hafenstädten wohnen und meist mit japanischen Frauen leben, merkten endlich mit Beschämung, wie ihre Kinder zu Heiden heranwuchsen. Daher vereinigten sie sich, aus Amerika Lehrerinnen zu verschreiben, welche die große Zahl der halbweißen Kinder in einem Asyl erziehen und christlich unterrichten sollten. Wir haben damit nur im Vorübergehen einen schreienden Nothstand der Mission in Ostasien berührt.

„Einige fremde Beobachter betrachten die Japaner in dieser Sucht nach allem Fremden als Kinder, und glauben, es werde früher oder später eine Reaktion eintreten. Wie dem sein mag, die Regierung hat sich nun schon ganz in diesen neuen Stand der Dinge hineingeworfen, und das Volk wird langsamer oder rascher seinen gelehrten und staatlichen Führern in ihren Fortschrittsbestrebungen folgen.

„Was das Verhalten der Leute gegen das Christenthum und die wenigen Bekehrten anbelangt, so ist gegenwärtig keine offene Opposition zu verspüren. Im Innern des Landes und in den Kreisen der Beamten mag vielleicht noch ein heimlicher Groll vorhanden sein, aber im Ganzen hat Japan nun die schönsten Aussichten. Allgemeine Duldung wird jedenfalls eingeführt werden. Der gute Grundstein ist gelegt, und an hoffnungsvollen Forschern und Suchern fehlt es auch nicht. Einige Missionare und Angestellte im Dienst der Regierung haben sich der Sprache schon gehörig bemächtigt; so ist auch ein Anfang gemacht mit der Verfassung von Grammatiken, Wörterbüchern und Schriften."

Ueber die Gründung einer christlichen Gemeinde in Jokohama berichtet Miss. Ballagh selbst in großer Kürze:

„Meine tägliche Betstunde wird immer fleißig besucht, und bei den drei Gottesdiensten am Sabbath füllt sich regelmäßig das Lokal bis zum Ueberfließen. Personen von jedem Alter und Rang finden sich ein, gelegentlich auch ein Prinz oder hoher Offizier. Die Bekehrten sind voll Eifer, beten mit großer Inbrunst und beginnen sich an der Erklärung der Schrift und am Predigen zu betheiligen. Am 10. März durfte ich neun meiner Schüler taufen, und zugleich in Verbindung mit Dr. Brown einen Aeltesten über sie setzen durch Handauflegung, meinen gegenwärtigen Sprachlehrer und Mitarbeiter, den Br. Thompson vor zwei bis drei Jahren getauft hat. Auf diesen Mann, der wohl Apollos heißen mag, 'so mächtig ist er in der Schrift,' vereinigte sich ihre Wahl, und so bilden sie nun eine Gemeinde unseres Herrn Jesu Christi, über welche dieser neuordinirte Bruder die Aufsicht führt. Es ist also die Kirche Christi in Japan gegründet, und ich, hoffe, der Herr werde zu ihr täglich Leute hinzuthun, die da selig werden. (Zwei weitere Bekehrte haben sich nachträglich angeschlossen).

„Die Zahl der Forschenden ist groß. Viele von ihnen sind Kauf-

leute, die den Muth haben, im öffentlichen Gebet ihr Herz auszuschütten. Von dem einen und andern dieser Brüder ließe sich manches Interessante sagen, wenn ich die Zeit hätte, eingehend zu schreiben.

„Gestern dankte einer dieser japanischen Kaufleute Gott in seinem Gebet dafür, daß der Mikado beschlossen habe, die buddhistischen Feiertage abzuschaffen, und dafür den Sonntag als Ruhetag zu bestimmen. Ich vergaß, ihn nach der Quelle dieser Mittheilung zu fragen; er betrachtete sie jedenfalls als zuverläßig. Beamte erkundigen sich je und je nach den Lehren des Christenthums und forschen nach Büchern, welche darüber Aufschluß geben. Meine Bibeln sind alle fort; ich brauche allein hundert weitere für die Schule. Ein Buchhändler hat hundert Bibeln auf Eine Bestellung verkauft. Neulich kam ein am Leuchtthurm angestellter Japaner zu mir und sagte in gutem Englisch: 'Wollen Sie mich in der heiligen Schrift unterrichten? Ich bin bis 4 Uhr Nachmittags beschäftigt, könnten Sie mich nachher lehren?' Ich antwortete ihm, daß die christlichen Brüder um jene Stunde täglich zusammenkommen, und ich ihn sehr gerne zugleich mit ihnen unterrichten werde. Bin ich einmal abwesend, so lesen die Christen mit einander weiter, und übersetzen dazu täglich ein Kapitel in der Apostelgeschichte."

Wenn nun auch die Regierung dieser Bewegung den Lauf läßt, scheint doch die altjapanische Partei nicht gut dazu zu sehen. Es soll sich eine Verschwörung gebildet und weithin durchs Land verzweigt haben, welche am 11. April alle Fremden auszurotten beabsichtigte. Die Männer der Zweischwerterklasse, welche früher das Gefolge der Daimijos bildeten, nun aber durch die politische Umwälzung ihre Einkünfte und ihren Rang eingebüßt haben, stellten sich an die Spitze dieser Unternehmung. Der Plan wurde aber entdeckt und 300 Männer sind allein in Jedo von der Regierung verhaftet worden.

„Erklärlich war die Aufregung, welche diese Entdeckung unter den fremden Ansiedlern hervorrief. Uebrigens scheint die Zeit vorüber zu sein, da solch ein Plan hätte gelingen können. Einzelne Europäer wären ihm natürlich zum Opfer gefallen, aber englische und amerikanische Kriegsschiffe liegen genug in den Häfen, um ein allgemeines Gemetzel unmöglich zu machen, abgesehen von dem starken Arm der Regierung, welche einmal den freundschaftlichen Verkehr mit den Fremden zur Grundlage ihres Systems gemacht hat, und von der

beträchtlichen Anzahl solcher Japaner, die den Fremden wirklich gewogen sind."

Am beliebtesten bei den Japanern ist von allen Vertretern des Christenthums der Missionsarzt Dr. Hepburn geworden, der während seiner 10jährigen Wirksamkeit in Jokohama Zutritt zu sehr vielen Familien gewonnen und in seinem Spital unzählige Kranke verpflegt oder doch berathen und erleichtert hat. Er findet, daß Augenleiden, Hautkrankheiten und syphilitische Fälle die größte Verbreitung erlangt haben. Eine schöne Anzahl japanischer Jünglinge ist durch ihn mit Hilfe englischer Lehrbücher in der Heilkunde und Chirurgie unterrichtet worden.

Wollen wir aber hören, wie die altjapanische Partei, soweit sie von den officiellen reformatorischen Gedanken angehaucht ist, sich zum Christenthum verhält, so kann uns darüber ein Besuch Aufschluß geben, den ein höherer Beamter aus Jedo am 18. Oktober 1871 den Bekennern des Katholizismus in drei Ortschaften bei Nagasaki abstattete. Dieser Offizier reiste eigens umher, die Christen zum Abfall vom Glauben zu verleiten, und richtete an Alle dieselben Worte, die der Hauptsache nach also lauteten:

„Ihr müßt vom Glauben abfallen; ich verlange indeß nicht, daß ihr das auf der Stelle thut. Was ihr nur mit dem Munde saget, aus Furcht oder zu Gefallen, das ist kein rechter Abfall, so lange das Herz nicht anders geworden ist. Viele haben bis jetzt gesagt, daß sie abgefallen seien, und alsbald haben sie wieder angefangen zu Jesus zu beten. So muß man nicht mehr anfangen; aber überlegt es, überzeugt euch, und wenn Ihr alsdann im Reinen seid, fallet auch im Herzen von Jesus ab, und betet Voidsch-ni-go an. Jesus ist ein sehr weiser Mann gewesen, der im Westen große Dinge gethan hat; von ihm schreibt sich die Bildung der Europäer her, die bis auf ihn nichts waren und nichts wußten. Darum ist es begreiflich, daß die Abendländer ihn anbeten; aber für Japan, das schon 17300 Jahre vor ihm bestand und Bildung hatte, hat er nichts gethan. Es wäre daher für jeden Japaner ein Verbrechen, wenn er, statt den Gründer und Beschützer des großen Nippon, Jesus anbeten würde. Jesus und Schakjamuni (Buddha), welcher noch 500 Jahre vor Jesus lebte, haben Religionen gestiftet. Diese sind gut für die Völker, welchen diese großen Männer Gutes erwiesen haben. Japans aber sind sie unwürdig, das vor allen andern

Dingen schon da war, das von den Geistern geschaffen worden und diesen seine Bildung verdankt. Die Terras und Mias (Götzentempel und Götzenbilder) und jede Spur eines sinnlichen Gottesdienstes, einer äußeren Religion, muß daher fort, und nur noch im Herzen soll man die Geister anbeten. Wie könnten wir übrigens auch eine Religion von Völkern entlehnen, welche von uns das Licht empfangen, und welche sämmtlich anerkennen, daß Japan vor Allem ist, und daß es deßwegen auch das einzige Reich der Erde ist, welches das große heißt! Nennt sich nicht gerade euer Vorsteher deßwegen Bischof des großen Nippon?"

Es sträubt sich also der japanische Stolz gegen das Entlehnen einer Religion; am liebsten würde er sich aufs „Entgröben" und Verfeinern des alten Sintodienstes beschränken. Doch wird der fortgehende Verkehr mit den westlichen Mächten immerhin darauf hinwirken, daß auch etliche Gedanken und Vorschriften des Christenthums in die neueinzuführende Religion ihren Weg finden. Die japanische Regierung soll „nach sorgfältiger Berathung mit den hervorragendsten Führern aller Secten" die neue Religionsform festgesetzt haben, die natürlich „zwangsweise eingeführt werden soll, aber zugleich als so aufgeklärt, einfach und den Volksanschauungen angepaßt bezeichnet wird, daß sie der Billigung aller Bevölkerungsklassen gewiß ist." Wie beneidenswerth! Doch lassen wir es uns nicht allzusehr anfechten, was der Mikado oder sein geheimer Rath über diese Religionsangelegenheit heute oder morgen beschließen mag. Gottes Rath wird am Ende durchgehen. Immerhin sind die erwähnten Thatsachen ein lauter Ruf an die Christenheit, Japans in diesen kritischen Zeiten fürbittend und helfend zu gedenken.

Eines Japaners Bericht über das amerikanische Christenthum.

In der Universitätsbuchhandlung von New-York ist kürzlich ein Werk erschienen mit dem Titel: „Die Japaner in Amerika". Aus der Vorrede desselben ist zu ersehen, daß bei seiner Herausgabe der dreifache Zweck vorlag, erstens nach offiziellen Quellen einen Bericht über die bei der Regierung der

Vereinigten Staaten beglaubigte japanische Gesandtschaft zu erstatten; zweitens eine Sammlung von Aufsätzen der gegenwärtig in Amerika studirenden Japaner zu veröffentlichen, um einen Einblick in deren Gedankengang und Ausdrucksweise zu gewähren; und drittens endlich, um ein unter der Anleitung des japanischen Gesandten Morri verfaßtes Schriftchen neu aufzulegen. Eine Ausgabe dieses letzteren erschien nämlich besonders unter dem Titel: „Das Leben und die Hilfsquellen Amerikas", und zwar mit der ausschließlichen Bestimmung für Japan selbst, wo es in die Landessprache übersetzt werden soll. Ihm entnehmen wir die folgenden Auszüge.

Religiöses Leben und religiöse Einrichtungen.

Es besteht in den Vereinigten Staaten keine Staatsreligion. Die Regierung stellt sich nur die Aufgabe, Ordnung zu erhalten und gegen Alle Gerechtigkeit zu üben, und es steht Jedem frei, irgend eine Religion zu wählen, die sich nicht im Widerspruch befindet mit den bürgerlichen Gesetzen. Die Leute verbinden sich unter einander, je nach ihren Neigungen, zu getrennten Genossenschaften, die man Kirchen nennt. Sie glauben Alle an eine ewige und unbegreifliche Gottheit und an die Unsterblichkeit der Seele. Alle Kirchen haben ein Buch, welches sie die Bibel nennen. Dieses Buch gilt ihnen für eine Offenbarung der Gottheit oder Gottes, und zerfällt in das Alte und Neue Testament. Sie erheben den Anspruch, das Alte Testament enthalte die ältesten Schriften, von denen man weiß, sowie eine Geschichte der Welt und des Menschengeschlechts von der Schöpfung an, nebst Weissagungen über das Kommen Christi zu einer bestimmten Zeit, die im Neuen Testament sich erfüllten. Dieses letztere faßt in seinem „Evangelium" betitelten Haupttheil die Geschichte von der Geburt und dem Lehramt, dem Tod und der Auferstehung Christi zusammen. Das Wort „Evangelium" bedeutet „gute Botschaft" und wird von der Geschichte Christi gebraucht. Man nimmt an, Christus sei „Gott geoffenbaret im Fleisch" gewesen, und Alle, die an ihn glauben, werden Christen genannt.

Als Proben von jedem dieser beiden Theile der Bibel mögen hier einige der Hauptstellen folgen. Es sind aus dem Alten Testament die zehn Gebote, die Gott auf dem Berge Sinai in Asien

einem inspirirten Manne Namens Mose auf zwei steinerne Tafeln eingegraben übergeben haben soll . . . (Hier folgen die zehn Gebote; ebenso aus dem Neuen Testamente Sprüche der Bergpredigt, worunter auch der: „Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen," und andre, wie Matth. 22, 37: „Du sollst Gott, deinen Herrn lieben" u. s. w.).

Der Einfluß der Bibel.

Sowohl das Alte als auch das Neue Testament enthält, wie die meisten derartigen Bücher, viele wunderbare, seltsame, schwer zu begreifende Geschichten. Der Verfasser hält es für's Beste, hier auf keine derselben besonders anzuspielen, da sie ihm in Betreff ihres religiösen Gehalts von keiner wesentlichen Bedeutung scheinen. Der wachsende Einfluß der Bibel ist wunderbar groß und durchdringt Alles. Es liegt in ihm eine ungeheure Macht der Freiheit und Gerechtigkeit, sowie der Weisheit und Güte.

Bildung, Fleiß und Wohlthätigkeit sind weitere gewaltige Wirkungen des Einflusses der Bibel. Die Bibelgläubigen haben Schulen, Predigten, Missionen und daneben auch Anstalten zur Pflege und Unterstützung aller Unglücklichen. Diese Anstalten zerfallen in drei Klassen: 1. Vom Staat unterhaltene Schulen für die Massen, welche jedoch andre Schulen nicht ausschließen, die von denjenigen bestritten werden, welche den Nutzen davon haben. 2. Wohlthätigkeitsanstalten, wie Asyle für die Blinden, Taubstummen und Irren. Diese werden der damit verbundenen bedeutenden Kosten wegen im Allgemeinen vom Staat erhalten, während Spitäler und andre Herbergen denominationeller Natur oder Sache der verschiedenen Kirchen sind und durch mildthätige Gaben unterhalten werden. 3. Strafanstalten, welche in Besserungsanstalten für jugendliche Verbrecher, Gefängnisse und Pönitentiarhäuser zerfallen und sämmtlich mehr von dem Grundsatz geleitet sind, den Uebelthäter zu bessern, als ihn zu strafen.

Verschiedene Vereine von Christen.

Nachdem wir nun die allgemeinen Umrisse des Religionssystems geschildert haben, wollen wir auch einige Einzelnheiten der verschiedenen kirchlichen Organisationen berühren.

Die Christenheit der ganzen Welt zerfällt in drei große Abtheilungen: die protestantische, die römisch-katholische und die griechisch-katholische Kirche. Die letztere ist in den Vereinigten Staaten nur in beschränktem Maße ausgebildet.

Der Name Protestanten wurde zuerst in Deutschland denjenigen ertheilt, welche unter der Anführung Martin Luthers, eines Augustinermönchs, gegen ein Dekret Kaiser Karl V zur Aufrechterhaltung der römischen Lehre protestirten. Papst Leo X hatte gegen Bezahlung einer gewissen Summe in den Kirchenschatz einen Ablaß von Sünden gewährt. Luther fand das unrecht und gründete schnell eine Religion im Gegensatz gegen diese Lehren; der Name Protestanten aber bezeichnet jetzt alle Christen, welche sich der römisch-katholischen Kirche widersetzen.

Zahlreiche Denominationen oder Sekten sind seither unter den Protestanten entsprungen. Sie mögen etwa in folgender Weise aufgezählt werden: Methodisten, Presbyterianer, Congregationalisten, Baptisten, Episcopale, Lutheraner, Herrnhuter, Quäker, holländisch-Reformirte, Universalisten, Unitarier und etliche andre. Die heilige Schrift oder Bibel, an welche alle diese Sekten glauben, obgleich einige von ihnen sie verschieden von den andern auslegen, wird hauptsächlich von besondern Bibelgesellschaften herausgegeben, die in Verbindung mit andern in Europa bestehenden Gesellschaften dieses Buch oder doch Theile davon in 156 (nein! bereits 225) verschiedenen Sprachen gedruckt und im Laufe dieses Jahrhunderts in 101 Millionen Exemplaren verbreitet haben. — In Betreff der so eben angeführten leitenden Grundsätze stimmt die große Mehrzahl der Protestanten überein, aber die Sekten weichen in der Form ihres Gottesdienstes etwas von einander ab und müssen darum besonders erwähnt werden .... (Die betreffenden Einzelschilderungen können wir um so eher übergehen, da sie sich ja doch ausschließlich auf amerikanische, uns selbst auch etwas fremdartige Zustände beziehen. Die katholische Kirche wird an einer andern Stelle mit ziemlicher Ausführlichkeit abgehandelt. Ihre Heiligenverehrung, ihr Bilder- und Reliquiendienst, ihr Glaube an die Fürbitte für die Verstorbenen, ihre Sakramente und deren Verwaltung, die Ohrenbeichte und Buße, sowie ihre Feindschaft gegen die evangelischen Freischulen müssen sämmtlich Revüe passiren).

Sakramente und gottesdienstliche Einrichtungen.

Die Evangelischen erkennen nur zwei Sakramente als von Gott eingesetzt und als wesentliche Bedingungen der Kirchengliedschaft an. Es sind das die Taufe und das Abendmahl oder die Kommunion. Die Taufe ist das Zeichen oder Siegel des neuen Bundes, die zur Einführung in die Kirche bestimmte Feierlichkeit und zugleich ein Ausdruck des Bekenntnisses, wobei die Verheißung der Vergebung der Sünden und die Aufnahme in die Gemeinschaft der Christen durch den heil. Geist sichtbar versiegelt werden soll. Alle oben genannten Denominationen mit Ausnahme der Baptisten glauben an die Wirksamkeit der Kindertaufe, und daß dieselbe einen Einfluß auf das ganze künftige Leben habe; und alle ertheilen sie durch Besprengung mit Wasser auf das Gesicht des Täuflings, wobei der Geistliche die Worte ausspricht: „Ich taufe dich auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes," und dadurch zugleich erklärt, daß der Täufling oder die das Kind darbringende Person an die Dreieinigkeit oder Gott den Vater als Schöpfer, den Sohn als Erlöser, und den heil. Geist als Tröster glaubt. Das Wasser wird als ein Sinnbild der Reinheit gebraucht, und es ist nicht allgemein angenommen, daß das äußere Zeichen denjenigen, welche ohne die entsprechende inwendige Gnade leben und sterben, von Nutzen sei, aber es soll die Aufnahme in das Haus Gottes, die Weihe für seinen Dienst und ein Schutzmittel gegen das Böse sein, so weit die Erinnerung an diese Weihe ihren Einfluß übt. Die Taufe wird darum als eine feierliche Anerkennung der Thatsache betrachtet, daß Jesus Christus die drei Personen in der Einen Gottheit offenbarte, deren Natur für ein von Gott allein verstandenes Geheimniß gilt.

Die Kommunion oder das heil. Abendmahl ist die Feier des Lebens und Sterbens Christi. Ihre Einsetzung gründet sich auf die Thatsache, daß den Abend vor seinem Tod er eine Mahlzeit mit seinen Jüngern hielt, die man gewöhnlich das Nachtmahl nennt, wobei er denselben Brot und Wein reichte mit den Worten: „Nehmet und esset dieses Brot zu meinem Gedächtniß, und so oft Ihr von diesem Kelch trinket, so sollt Ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt." Diese Worte stehen in ihrer Bibel und werden von allen Protestanten geglaubt, so daß dieses Sakrament von Allen

gefeiert wird, welche an den Kreuzestod Christi zur Versöhnung für die Sünden der ganzen Welt glauben.

Verweilen wir hiebei einen Augenblick, um eine Stelle des Neuen Testaments zu vernehmen, in welcher Jesus sich für das Brot des Lebens erklärt und zu den zweifelnden Juden sagt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohnes und trinken sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch. Denn mein Fleisch ist die rechte Speise, und mein Blut ist der rechte Trank. Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der bleibet in mir und ich in ihm. Wie mich gesandt hat der lebendige Vater und ich lebe um des Vaters willen, also, wer mich isset, derselbige wird auch leben um meinetwillen. Dieß ist das Brot, das vom Himmel gekommen ist; nicht wie eure Väter haben Manna gegessen und sind gestorben. Wer dieß Brot isset, der wird leben in Ewigkeit."

In der bischöflichen und Methodistenkirche ist es Sitte, das Abendmahl vor dem Altar knieend zu empfangen, während der Geistliche vor den Kommunikanten vorübergeht und jedem zuerst das Brot gibt mit den Worten: „Der Leib unsres Herrn Jesu Christi, der für dich gegeben ward, bewahre deinen Leib und deine Seele zum ewigen Leben. Nimm und iß dieß zum Gedächtniß, daß Christus für dich gestorben ist, und mit Danksagung nähre durch Glauben deine Seele von Ihm." Dann reicht er jedem den Kelch und spricht: „Das Blut unsres Herrn Jesu Christi, das für dich vergossen ward, bewahre deinen Leib und deine Seele zum ewigen Leben. Trink dieß zum Gedächtniß, daß das Blut Christi für dich vergossen ward, und sei dankbar." Die Presbyterianer feiern das Sakrament um einen Tisch her sitzend, der in einigen Kirchen steht, oder in den Kirchstühlen, während die Gemeinde-Aeltesten ihnen Brot und Wein überreichen und der Geistliche gleichzeitig die von Jesus bei seinem letzten Mahl gebrauchten Worte wiederholt. Die Congregationalisten und Baptisten gebrauchen so ziemlich dieselbe Form.

Die nächste wichtige Einrichtung ist die Schließung der Ehe. Sie wird von allen Christen als eine göttliche Ordnung betrachtet und ist darum ein heiliger Ritus, der nicht ohne die Sanktion der zuständigen Behörden, welche dieselbe bindend und rechtmäßig macht, stattfinden darf. Nach erhaltener Genehmigung findet die Feier

entweder in der Kirche oder in dem Hause der Braut statt, immer durch einen Geistlichen, wenn ein solcher zu haben ist; in einigen besondern Fällen kann sie aber auch durch den Friedensrichter vollzogen werden. Neben ihren besondern Formen gebrauchen dabei alle Denominationen ohne Ausnahme das Bibelwort, das den Ausspruch Christi über die Einrichtung der Ehe enthält: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden!"

Bildungsstätten und wohlthätige Anstalten.

Beinahe alle Denominationen sind reichlich mit theologischen Seminaren ausgestattet, deren es im Ganzen über hundert gibt, und von Denjenigen, welche darin ihre Bildung empfangen, wird erwartet, daß sie die Vertreter der Lehren werden, in welchen sie unterwiesen wurden. Wohlthätige Anstalten zur Erleichterung der leidenden Menschheit bestehen beinahe in jedem einzelnen Staat und werden hauptsächlich von den protestantischen Sekten oder von der ganzen Bevölkerung durch ihre gesetzgebenden Körperschaften unterhalten. Die innere Einrichtuug dieser Asyle und Spitäler entspricht den Fortschritten der Zeit. Vermittelst erhabener Buchstaben lehrt man die Blinden lesen; durch weise Behandlung werden die Geisteskranken lenksam und zufrieden mit ihrer Lage gemacht; mit Freundlichkeit und Geduld unterichtet man durch eine Zeichensprache die Taubstummen und hilft ihnen ihr Mißgeschick vergessen. Die Gesammtzahl dieser Unglücklichen beläuft sich in den Vereinigten Staaten auf 100,000 Personen. Einen genauen Bericht von den Spitälern, Wittwen- und Waisenhäusern und andern mildthätigen Anstalten des Landes zu geben, würde mehr Raum erfordern, als dieses Werkchen zuläßt; aber wir können bezeugen, daß sie sehr zahlreich, freigebig ausgestattet und so gut geleitet sind, als irgendwelche in der Welt. Leute aus allen Himmelsstrichen können im Falle der Noth eine passende Unterkunft finden, wo für sie gesorgt wird, sei es nun, daß sie durch Armuth, Unglücksfälle, Krankheit oder andres Mißgeschick in Bedrängniß gerathen sind.

Die Kirchen.

Von allen sichtbaren Zeichen des Wohlstandes der religiösen Leute in Amerika sind ihre Kirchen oder Tempel für ihre Gottes-

dienste die am meisten in die Augen fallenden. Nicht nur findet man sie fast in jeder Straße der größeren Städte, sondern sie bilden auch in allen Städtchen und Dörfern des ganzen Landes den größten architektonischen Anziehungspunkt. Als Material sind dabei Backsteine und alle Arten von Steinen verwendet; jede architektonische Schule hat zu ihrer Verschönerung mithelfen müssen, und die auf ihre Erbauung verwendeten Summen schwanken zwischen 10—20,000 und 2—3,000,000 Dollars. Die laufenden Ausgaben dieser Kirchen werden durch freiwillige Beiträge oder durch die Miethe oder den Verkauf der Kirchenstühle bestritten.

Die Geistlichen, welche diesen Kirchen vorstehen, beziehen mit Ausnahme der römischen Katholiken, die ihren Unterhalt auf andre Weise bekommen, je nach dem Vermögen ihrer Gemeinden einen Gehalt von 500 bis zu 10,000 Dollars. Die Kirchen sind Sonntags zweimal, zuweilen auch an den Wochentagen für den Gottesdienst geöffnet; man gebraucht sie nie für blos weltliche Zwecke; und in manchen von ihnen bildet kunstvolle Musik, aus Gesang mit prachtvoller Orgelbegleitung bestehend, einen wichtigen Theil des Gottesdienstes. Aus diesen Kirchen fließt auch das Geld für den Unterhalt der wohlthätigen Anstalten und für die Bibelverbreitung über die ganze Welt durch die Missionare. Mit den meisten dieser Kirchen sind auch sogenannte Sonntagsschulen verbunden, worin reiche und arme Kinder im Christenthum unterrichtet werden.

Während es einerseits richtig ist, daß es in Amerika keine Staatsreligionen gibt, ist es andrerseits ebenso wahr, daß die religiösen Denominationen des Landes zuweilen einen entscheidenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten üben, und wenn ein hervorragender Mann als Bewerber um ein Wahlamt auftritt, hängt sehr oft der Erfolg seiner Bewerbung von seinem religiösen Bekenntniß ab, so daß in Amerika zwischen Protestanten und römischen Katholiken ein fortwährender Krieg besteht, der keineswegs den einzelnen Parteien und dem Lande zur Ehre, der Welt zum Segen gereicht.

Die Jünglingsvereine.

Noch darf in dieser Uebersicht eine Amerika eigenthümliche Aeußerung des religiösen Lebens nicht unerwähnt bleiben, nämlich die christlichen Jünglingsvereine. Es bestehen tausend dieser Gesellschaften

in den Vereinigten Staaten, und sie werden ohne denominationelle Unterschiede von einem in den verschiedenen Kirchen thätigen Elemente geleitet. Freiwillige Beiträge ihrer Mitglieder bestreiten die damit verknüpften Kosten, und ihre Versammlungshäuser sind in den größern Städten zuweilen wirklich prachtvoll. Sie enthalten gewöhnlich eine Bibliothek der besten Bücher, ein mit den leitenden Blättern und Zeitschriften ausgestattetes Lesezimmer, ein Empfangszimmer, worin für diejenigen, welche daran theilzunehmen wünschen, religiöse Versammlungen gehalten werden, und einen Hörsaal, in welchen tüchtige Männer Einladungen zu Vorlesungen erhalten. Alle diese Vortheile, mit Ausnahme der Vorlesungen, sind dem Publikum unentgeldlich zugänglich, und das Gute, das diese Verbindungen schon durch die Hebung des gesellschaftliches Tones gewirkt haben, wird als ein wahrer Segen für die Nation betrachtet.

Persönliche Erklärungen.

Es ziemt sich, daß am Schlusse dieses Abschnitts der Verfasser noch einige ihn persönlich betreffende Bemerkungen über dessen Inhalt mache. Nachdem er vor etlichen Jahren aus Europa nach Japan zurückgekehrt war, wurde er von seinen Landsleuten vielfach um seine Ansicht über die christliche Religion befragt. In seinen Antworten hielt er den Standpunkt fest, daß, soweit er die Bibel verstehe, dieselbe ein gutes und weises Buch sei, daß sie aber vieles enthalte, was er nicht verstehe; und daß, wenn diejenigen, welche sich Christen nennen, den Anspruch erheben, die einzige wahre Religion zu besitzen und besser zu sein als andere Menschen, sie sich darin nicht von den Chinesen und Japanern unterscheiden, welche denselben Anspruch für ihre Religionen erheben. Er hielt es für räthlich, daß diejenigen, welche sich ein Urtheil über das Christenthum zu bilden wünschen, sich durch genaues und aufmerksames Studium mit demselben bekannt machen, um dann selbst zu richten. Es ist darum bei Abfassung dieses Kapitels sein Wunsch gewesen, nur Thatsachen zu geben, und zwar so klar und einfach als möglich. Was auch immer seine persönliche Ansicht über so wichtige Dinge sein mag, hat er es nicht für passend gehalten, dieselben zu tadeln oder zu befürworten. Seinen Beobachtungen gemäß laufen viele Amerikaner unter dem Namen Christen, die doch eine Menge Dinge sagen und thun, welche

im Widerspruch stehen mit den Lehren ihrer Bibel; ist es aber nicht ebenso bei allen Völkern der Erde? Wo Menschen glauben, sie wissen Alles, und sich ihrer überlegenen Weisheit rühmen, liegt die Vermuthung nahe, daß sie noch viel zu lernen haben, und alle menschliche Erfahrung sowohl als die Bibel der Christen lehrt, daß der Mensch erst demüthig werden muß, bevor er weise und gut werden kann. Es wäre eine wunderbare Erscheinung, wenn je die Zeit käme, daß die sogenannten Christen, welche den Glauben bekennen, aber nicht darnach leben, aufhören würden, sich der Vorzüglichkeit ihrer Religion zu rühmen, und sich selbst ihres falschen Namens wegen für schlechter hielten, als alle andern Menschen. Wahres Christenthum darf nicht als gleichbedeutend betrachtet werden mit Civilisation im allgemeinen Sinn, woran Gute und Böse theilhaben; wahre Philosophie aber scheint zu lehren, daß das Christenthum ein leitendes Element der Civilisation sein sollte.

Es wird wohl jedem aufmerksamen Leser dieses Auszugs einleuchten, daß die christliche Mission einem so leidenschaftslosen Beobachter, wie dieser Heide zu sein scheint, zu wirklichem Danke verpflichtet ist. Einige Zeitungsschreiber diesseits des Oceans haben das Büchlein des Japaners als eine mit beißenden Wahrheiten gegen die Bibelgläubigen reichlich ausgestattete Staatsschrift aufgefaßt, und sich in ihrer Art an den da und dort ausgetheilten Hieben ergötzt. Wer aber die schwierige Stellung eines solchen Schriftstellers gegenüber einem vielgetheilten, an Argwohn und Spionirerei gewöhnten Publikum gehörig erwägt, wird zweifelsohne finden, daß er in der Hauptsache das Christenthum, wie es ihm in Amerika entgegentrat, nicht nur als ungefährlich, sondern geradezu als empfehlenswerth hinstellt. Keiner seiner Leser im Reiche des Sonnenaufgangs wird das Büchlein niederlegen, ohne den Eindruck zu bekommen: „Ist es auch der Mühe werth, eine Religion, welche solche respektable Früchte aufweist, welche mitgewirkt hat, die amerikanische Union zu ihrer für Japan so beneidenswerthen jetzigen Blüthe emporzuheben, mit Feuer und Schwert zu verfolgen? Wäre es nicht an der Zeit, ihre Bekenner auch bei uns eine Weile ungestört versuchen zu lassen, was sie mit ihrer Verkündigung etwa zu Stande bringen?" Und tiefer Blickende werden sich der Einsicht kaum verschließen, daß es

für Japan ein gewaltiger Fortschritt wäre, wenn es das amerikanische Christenthum — am besten ohne seine Auswüchse, im Nothfall aber auch mit denselben — in den eigenen Boden verpflanzen könnte.

Einer andern schnippischeren Feder entfloß folgender Aufsatz des Herrn Toyama, der gleichfalls in jenem Sammelwerk eine Stelle gefunden hat. Dieser Schreiber erzählt in spöttischem Ton seinen Besuch in einer römisch-katholischen Kirche.

„Ich hatte mir schon lange vorgenommen, eine der vielen großen Anstalten zu besuchen, deren Verzweigungen gleich einem Spinnengewebe die ganze Welt umspannen, nämlich eine römische Kirche. Erst vorigen Sonntag jedoch kam ich dazu, meine Neugierde zu befriedigen. Da einer meiner Freunde kürzlich eine Wohnung in der Nähe eines solchen Tempels bezog, und ich, so oft ich ihn besuche, in seinem Zimmer die große schöne Glocke höre, welche die Leute zur Vesper ruft, konnte ich der Versuchung, in dieser Beziehung klüger zu werden, als ich es seither war, nicht länger widerstehen. Zwei andere heidnische Japaner begleiteten mich auf diesem Gang. Nicht sowohl wegen des feierlichen Ziels unsrer Wanderung, als wegen des Glatteises auf der Straße, schritten wir mit langsamem, festem Tritt und fast athemloser Beklommenheit einher. Das Pflaster war in der That so schlüpfrig, daß ohne die massenhaften Gebete unsrer frommen römischen Väter für alle Menschen wir sicher den Hals gebrochen hätten!

„Als wir die Kirche betraten, brannten vor dem Altar mehrere größere und kleinere Lichter; anwesend waren darin aber nur 5—6 Personen, die entweder ins Gebet versunken schienen oder zwischen Stirne und Brust eifrig das Zeichen des Kreuzes machten. Außer ihnen waren noch zwei etwa 12jährige Knaben in ärmlicher Kleidung und von hagerem Aussehen zugegen, die innerhalb der Kirche umhergiengen. Diese jungen Jesuiten warfen uns von Zeit zu Zeit einen Blick zu, als spürten sie uns etwas Ungewöhnliches an — vermuthlich war es unser Heidenthum. Als ich sie mit Muße betrachtete, fielen mir ihre magern, abgezehrten Gestalten so auf, daß ich dachte, so jung sie noch seien, könne doch über ihre Frömmigkeit einmal kein Zweifel obwalten, denn sie müssen nicht nur die letzte Fastenzeit mit der äußersten Strenge gehalten haben, sondern auch

an vielen gewöhnlichen Tagen zu fasten pflegen. Hin und wieder traten etliche weitere Personen ein. Jede von ihnen tauchte beim Eintritt einen Finger in das Weihwasser, berührte damit das Haupt, machte das Zeichen des Kreuzes zwischen Stirne und Brust und beugte das rechte Knie, indem sie sich vor dem Kruzifix verneigte. Es schien uns, wir seien etwas zu früh gekommen, und so zogen wir nach kurzer Berathung uns noch für eine Weile in unsre Wohnung zurück.

„Als wir zum zweiten Mal nach der Kirche aufbrachen, begegnete uns auf der Straße ein Schwarm Kinder, die aus der Sonntagsschule kamen; und das war wirklich ein ansprechender Anblick. Beim Eintritt in die Kirche fanden wir schon viele Bänke besetzt. Der freundliche Kirchendiener gestattete uns, unsere Sitze etwa in der Mitte zu nehmen. Kaum hatten wir sie inne, so erschien einer der Väter in heidenähnlichem Kostüm und begann seine Verrichtungen damit, daß er das ganze Gebäude mit Weihwasser besprengte. Wenn ich aber schon von Anfang an etwas Heidnisches durchspürte, so mußte ich doch erst, als der würdige Priester die Gebete abzulesen begann, mich wirklich fragen, ob ich in einen Buddhistentempel oder in eine christliche Kirche des 19. Jahrhunderts gerathen sei, so groß war die Aehnlichkeit in Ton und Stimme, womit der Pater seine Gebete ablas und unsre Priester die ihren hersagen.

„Plötzlich weckte mich der herrliche Tenor des Chors aus meinen Träumereien. Die Musik war so schön, daß ich mich überzeugte, dieß müsse in der That die wahre Kirche sein, weil man sich in ihr dem Himmel so nahe fühle.

„Gegen 12 Uhr aber rollte man eine Kanzel vor den Altar und der Herr Prediger stieg auf ihren Gipfel. Wir merkten schnell, aus welchem Stoff dieser Lehrer gemacht war, gewiß war er nicht ferne von dem Ideal eines echten Jesuiten. Er überblickte seinen Zuhörerkreis mit einer Mischung von Stolz und Genugthuung und wie überzeugt, alle Herzensgeheimnisse desselben in seinen Händen zu haben. Er nahm zum Text seiner Predigt das Gleichniß von dem Sämann und dem Samen. Nach seiner Ansicht gehören alle Protestanten nur gar nicht zum guten Ackerfeld. Es erbarmte ihn, daß alljährlich so viele Millionen ausgegeben werden, um chinesische und japanische Heiden zu bekehren, während es solche Schaaren von

Heiden zu Hause gebe, nämlich eben die armen Protestanten. Er sagte, die Protestanten glauben nicht an Gottes- nur an Menschenwerk. Er triumphirte über den elenden Zustand der Protestanten, mit denen es durch immer neue Spaltungen immer schlimmer und schlimmer werde, während seine Kirche immer fest gestanden sei. Das habe seinen Grund darin, daß sie Menschenwort an die Stelle von Gotteswort gesetzt haben, während seine Kirche das Wort Gottes habe. Besonders hart sprach er von den Deutschen; sie seien Atheisten, Ungläubige, Zweifler. Er rühmte, wie alle Bischöfe den neuesten Beschlüssen beistimmen, und versicherte seine Zuhörer, nie sei die Kirche so fest gestanden, wie eben jetzt. Mir schien er ein Mann, der sich gut darauf verstand, unwissende Leute, wie die Irländer, zu fester Ueberzeugung zu bringen. So oft er die Protestanten mit einem starken Ausdruck angriff, hielt er inne und schaute mit majestätisch-triumphirender Miene umher, als müßten dieselben durch seine Anklage für immer zermalmt sein.

„Nach dem Schluß der Predigt gieng die Messe und der Gesang abwechslungsweise noch eine Weile fort, und den Schluß des Ganzen krönte der heilige Vater damit, daß er zwei oder drei Kelche, wie es schien, guten Weines trank. Nach allem, was ich sah und hörte, werde ich dem Hrn. Redner immer glauben, daß seine Kirche allein fest und unverändert dasteht, weil es entsetzlich wäre zu denken, sie sei je schlimmer gewesen oder könne je noch schlimmer werden. Aber die Wahrheit zu gestehen, ist es mein größter Wunsch, daß wenigstens so lange ich mich in Amerika aufhalte, diese Kirche sich nicht verändern möge; denn wenn ich je Heimweh bekomme, werde ich in eine der römischen Kirchen gehen und daselbst das Gefühl haben, ich sei in einem der geliebten Buddha-Tempel des fernen Japan."

Die Ermordung des jüngern Gordon.

Die nördlichste Insel der südlichen Gruppe der Neuhebriden, Eramanga, will ihren traurigen Ruhm, eine fleißige Mörderin der Friedensboten zu sein, nicht fahren lassen. Es ist ein blutbeflecktes

Ländchen, sogar von den Nachbarn als ein Sitz der Unsittlichkeit verachtet; schon der Seefahrer Cook hatte sich im Jahre 1769 durch Gewehrsalven des tückischen Angriffs seiner Bewohner zu wehren. Diese, obwohl nur etwa 5000 Seelen an der Zahl, bestehen aus verschiedenen Stämmen, sprechen auch zwei ziemlich weit abstehende Sprachen; an Krieg und Menschenfresserei sind sie so gewöhnt, daß wer z. B. im Wald arbeiten will, seine Kinder und alle Habe mitnimmt; sonst würden ihm jene gefressen, diese gestohlen. John Williams fand dort den Märtyrertod nach einem früchtereichen Leben; mit ihm fiel der Jüngling Harris, der erst in die Mission eintreten wollte, am 20. November 1839 unter den Keulen der Wilden.

Seither ist die Insel von Lehrern des Evangeliums fleißig besucht worden. Zuerst versuchten es zwei Lehrer aus Rarotonga an dem der Mordstätte entgegengesetzten Ufer, wo sie nach einem leidensvollen Probejahr 1841 durch das Missionsschiff aus der augenscheinlichsten Todesgefahr errettet wurden. Doch hatte ein Eingeborener, Worewore, da sie vom Häuptling geächtet waren, sie Monatelang heimlich mit Speise versehen, ein Beweis, daß auch auf dieser Insel noch Menschen wohnten.

Andere kamen und suchten einen friedlichen Verkehr anzubahnen; von vier Eingeborenen, die sich bewegen ließen, auf Samoa einen Besuch abzustatten, wurde einer, Mana, die Erstlingsfrucht aus diesem Kannibalenstamme. Der Häuptling Owialo, der Harris erschlagen hatte, lernte später diese That bitter bereuen; der andere Häuptling, Kauiani, der Williams Ermordung auf dem Gewissen hatte, zeigte sich viel zugänglicher, als man erwartet hatte: er hatte dem Weißen den Kopf zerschmettert zur Rache für seinen Sohn, den ihm ein gewissenloser Sandelholzhändler, auch ein Engländer, erschossen hatte, denn im Sommer 1839 waren von den weißen Holzschlägern viele Pflanzungen der Einwohner ausgeplündert und wer sich widersetzte, ermordet worden. Lehrer kamen und giengen, bis doch ein Halbhundert der Eingebornen sich in christlichen Unterricht begeben hatte.

Endlich fand sich ein Prediger von Prinz Eduards-Insel im britischen Nordamerika bewogen, seinen Sitz auf dem blutbefleckten Boden aufzuschlagen. Im Jahr 1857 ließ sich G. N. Gordon mit seiner Gattin auf Eramanga nieder. Es gelang ihm, trotz der fortgesetzten Uebelthaten der Sandelholzhändler, die Gunst der Ein-

geborenen zu gewinnen, wenn auch nur wenige sich bekehrten. Er mahnte sie einmal dringend, dem zukünftigen Zorne zu entrinnen. Das sah wie eine Drohung und Zauberei aus. Handelsschiffe brachten eine Masern-Epidemie nach der Insel, und da dieselbe auch einen Häuptling wegraffte, dem Gordon Arznei gereicht hatte, wurde es einem indischen Verbrecher aus Singapur leicht, die Leute zu bereden, Gordon müsse getödtet werden. Dieser Auswürfling von Hindustan, Rangi, hatte, um sich sein Leben zu sichern und seine Autorität zu mehren, die Töchter von neun verschiedenen Stammesfürsten geheiratet und trat überall der Verkündigung des Worts mit der größten Bosheit entgegen. Ein Häuptling, Narubulit (oder Nahobili), übernahm es, Gordon zu erschlagen und sein Gefolgsmann tödtete die Gattin des Missionars. Das geschah am 20. Mai 1861 (wie Miss. Mag. 1862, S. 318 ff. erzählt wurde), worauf die meisten der christlichen Insulaner nach Aneityum flüchteten.

Sobald diese Trauernachricht nach Prinz Eduards-Insel gelangte, zeigte sich der Bruder des Ermordeten, Jakob Gordon, bereit, die gefallene Fahne aufzuheben. Er hatte seine Bildung noch nicht vollendet, um so eifriger lag er jetzt seinen Studien ob. Im Jahre 1864 erlangte er die Ordination und segelte mit zwei Missionaren aus Neuschottland, Morrison und Mac Cullagh, nach den Neuhebriden ab. Sie konnten dazu ein neues Missionsschiff, den Dayspring (Tagesanbruch) benützen, das von den Beiträgen australischer, nordamerikanischer und schottischer Schulkinder in Neuglasgow erbaut und gerade segelfertig geworden war. Ein Kapitän W. Fraser übernahm seine Führung. Die drei Missionare wurden am Kap, in Melbourne und Sydney mit warmer Theilnahme empfangen und landeten im Juli auf den Neuhebriden.

Hier wählte Gordon zu seiner Wohnung die Dillonsbai, die Scene von Williams und Harris Ermordung. Er hatte gehört, sein Bruder sei vielleicht unvorsichtig zu Werke gegangen, indem er sein Haus abseits von der kleinen Gemeinde erbaut habe; für seine Person wünschte Jakob den eingebornen Christen möglichst nahe zu sein. Als er sich umsah, fand er übrigens nur drei getaufte Insulaner vor; der Taufkandidaten war eine größere Zahl, aber die zuverlässigsten der Leute waren geflohen. Mit aller Vorsicht konnte er doch die vielen Gefahren, welche der beständige Kriegszustand auf der Insel mit sich brachte, nicht beschwören; also ergab er sich dar-

ein, wie sein Bruder ein Leben steter Gefahr und Beängstigung zu führen, und freute sich nur, daß er dasselbe nicht mit einer Gattin zu theilen hatte. Besonders waren es die Kannibalen von Sifu, die fort und fort sein Leben bedrohten, und andere Europäer wirklich mordeten; daher ein britisches Kriegsschiff 1865 hinfuhr und jenes Dorf, wie auch eine wohlbefestigte Höhle bombardirte, um den stumpfen Einwohnern einen Begriff von europäischen Kriegsmitteln zu geben.

In den ersten vier Jahren widmete Gordon sich mit großem Eifer der Erlernung der Sprache und dem Unterrichte der Jugend. Ein Lehrer von Aneityum hielt anfänglich den Gottesdienst, dem etwa 120 Insulaner anwohnten. Im Ganzen hielten sich doch gegen 300 der Eingeborenen zu den Christen; sie hatten auch schon vier Kapellen oder Schulhäuser gebaut. Gordon gelang es, die Gemeinde durch sechszehn Neubekehrte zu vermehren. Hatte sein Bruder schon das Evangelium Lucä übersetzt und gedruckt, so übersetzte er nun den Matthäus und das erste Buch Mosis, welche beide Bücher in Sydney und Cambridge im Druck erschienen.

Ebenso revidirte er den Katechismus seines Bruders, übersetzte den Psalter und verfaßte einige Schulbücher. Und da ihm zwei Jünglinge von der Insel Espiritu Santo zugeführt wurden, an denen er wirklich Freude erlebte, brachte er einen Winter mit ihnen in ihrer Heimat zu, lebte sich in die dortige Sprache ein und lehrte die Jugend singen und lesen, ließ auch für sie ein erstes Lesebuch drucken (1870). Seine Wünsche aber, in dieser Inselwelt weiter und weiter vorzudringen, bis er am Ende vielleicht seine Gebeine in Neuguinea zur Ruhe legen dürfe, giengen nicht in Erfüllung.

Vier Jahre lang diente er als Missionar in Dillonsbai, unterstützt von der Missionsgesellschaft des britischen Nordamerika. Als aber diese im Jahre 1868 einen andern Missionar, Jak. Macnair, nach der Dillonsbai sandte, hielt Gordon es für gerathen, sich mit den Presbyterianern von Neusüdwales in Verbindung zu setzen und eine andere Mission, in der Portinia Bai, zu beginnen. Diese liegt auf der entgegengesetzten (nordöstlichen) Seite der Insel. Allein Macnair starb schon im Jahr 1870, daher Gordon seine Wirksamkeit auch auf seine frühere Arbeitssphäre wieder auszudehnen hatte.

Er war ein überaus eifriger Knecht seines Herrn, mit allem Ernst darauf bedacht, nur Ihm zu dienen und in Ihm den Menschen;

aber in seiner Arbeitsweise lag etwas Excentrisches und Eigensinniges, was es ihm schwer machte, sich mit andern in die Arbeit und ihre einzelnen Aufgaben zu theilen. Er blieb in mehr als einem Sinn ein Einspänner; war aber sicherlich der ehrenhaftesten einer, voll Selbstverleugnung, und immer bereit, sich als Opfer darzulegen, und manchmal von der Ahnung beschlichen, daß er für die Sache, welcher er diente, zum Märtyrer zu werden habe. Mehr und mehr an die Einsamkeit gewöhnt, wurde er manchmal von Mißtrauen gegen seine Brüder heimgesucht, während diese alle ihn um seines einfältigen Auges und ganzherzigen Strebens willen hochachteten und nur seine Abneigung gegen Berathungen und gemeinsame Operationen von Herzen bedauerten.

Mit den Weissagungen der heiligen Schrift befaßte er sich in seiner Einsamkeit oft über die Maßen, und sah der baldigen Zukunft Christi, die er vor dem tausendjährigen Reiche erwartete, mit Verlangen entgegen. Da konnte er so nach und nach besonders vielen Ansichten der Darbysten oder Plymouthbrüder beistimmen und die gewöhnliche Missionsmethode etwas scharf kritisiren. Darüber zerfiel er auch mit seinen Brüdern, den Presbyterianern von Neusüdwales, und gab daher 1870 seine amtliche Verbindung mit ihnen auf. Ein Kommittee in Australien hatte Mühe, ihn zu bereden, daß er etwas Gehalt von ihnen beziehe; wieder und wieder erklärte er, mehr als 100 Pfund Sterling des Jahres werde er einmal nicht annehmen. Vor Geld und Gut hatte er eine eigentliche Scheu, dagegen ein ungemeines Verlangen nach Seelen.

So fühlte er denn auch sein Alleinstehen je und je gar schmerzlich. Seine Schwägerin, erzählten ihm die Wilden, habe ihnen doch auch oft Musik gemacht und ihnen damit das Herz abgewonnen. Das drang ihm in die Seele; sogleich schrieb er einem Freunde in Australien, er möge ihm eine Drehorgel besorgen, damit er den Insulanern auch etwas aufspielen könne. Es wurde ihm auch eine solche geschickt, die dreißig Melodieen und außer den Orgelpfeifen zwei Hörner und ein Tamburin enthielt.

Wie lieb er seine Insulaner hatte, zeigte er bei seinem letzten Besuche in Sydney (März 1868). Er hatte sich schon lange für sie gewehrt und die Anwerbung und Ausfuhr der Melanesier nach den Kolonien schmerzlich beklagt; wieder und wieder übersandte er Listen von Namen der Leute, welche durch offene oder geheime

Tücke von den Inseln weggeführt waren. Jetzt in Sydney schrieb er eine öffentliche Versammlung aus, in welcher er die genauesten Nachrichten über den Sklavenhandel oder Menschenraub in den melanesischen Gewässern mittheilte und zu seiner Unterdrückung aufforderte. Er konnte erzählen, wie man durch Geschenke von Tabak und Schweinen die Leute an Bord locke, wie hier neun junge Männer, dort sechs u. s. w. gefangen genommen und fortgeschleppt wurden; und von diesen allen ist keiner je nach Eramanga zurückgebracht worden; nur Einem gelang es, in Australien zu entfliehen und in seine Heimat zurückzukehren! Gordons schlimmste Vorahnungen sind seither erfüllt und viele der Inseln mit melanesischem wie europäischem Blut begossen worden.

Er selbst wußte wohl, wie namentlich auch das Leben der Missionare durch diese Schurkereien aufs ernstliche bedroht sei. Die Ermordung des Bischofs Patteson und seiner Begleiter gieng ihm tief zu Herzen; das wars, was er schon lange geahnt und angekündigt, wovor er mit allem Ernst gewarnt hatte. Wie oft war doch Patteson, der grundverschiedene Mann, bei ihm eingekehrt und hatte an dem Grabe seines Bruders und der trauten Schwägerin gebetet, um sich auf ein ähnliches Ende vorzubereiten. Und Jakob hatte mitgebetet und sich auf ein gleiches Loos gegürtet.

Eines aber konnte Gordon ganz nicht verstehen: warum die Kirche Christi nicht mehr Arbeiter in die große Ernte sende? Es leuchtete ihm nur gar nicht ein, daß sie auf Kandidaten und Theologen warten müsse, um die Evangelisirung der verkommenen Völker in Angriff zu nehmen. „So lange sie nicht Laien in diesen Dienst aussendet und in demselben unterstützt, darf sie kecklich der Gleichgültigkeit gegen die schreienden Bedürfnisse dahinsterbender Heiden beschuldigt werden. Wenn dagegen der Geist von Oben ausgegossen würde, so könnte sie fröhlich rufen: 'Auf, ihr jungen Männer, mit der Liebe Christi zu den Armen im Herzen, und mit der Bildung einer guten Volksschule im Kopfe! Kommt her und wir wollen euch senden, ihnen den Weg des Lebens zu zeigen!' Wo die Kirche bescheiden wartet, bis sich ihr Theologen für abstoßende Heidenländer anbieten, während offene Stellen in der Heimat kaum mit solchen ausgefüllt werden können, da stellt sie sich dem Vorwurf blos, daß sie entweder einen erdichteten Werth auf klassische und Universitätsbildung legt, oder ein falsches Maaß für die wirklich nöthige Aus-

rüstung eines Boten Christi bei sich hegt. Was wird denn wohl der Bildungsstand der 70 Jünger gewesen sein?"

Der Freund, mit welchem Gordon über diese Frage verkehrte, meinte, die deutschen Gesellschaften haben in diesem Punkte den englisch sprechenden Christen eine Lehre gegeben, indem sie sich der Laienthätigkeit mit Umsicht und Erfolg in ganz anderer Weise bedienten, als dies von britischen und amerikanischen Vereinen geschah.

Am Anfang dieses Jahres gieng Gordons Wirksamkeit zu Ende. Ein Insulaner ersuchte ihn, nach seinen kranken Kindern zu sehen. Gordon, immer bereit, wenn man ihn rief, gieng alsbald mit dem Vater nach seiner Hütte. Wie sie aber eintraten, fanden sie beide Kinder todt. Auf der Stelle klagte der Wilde den Missionar der Zauberei und des Mordes seiner Kinder an und erschlug ihn mit dem Tomahawk. Das geschah am 25. Februar 1872.

Als der Kapitän der Lyttona am 9. Mai vor Eramanga ankehrte, erzählte ihm ein Eingeborener diese Uebelthat. Der Erzähler gehörte demjenigen Stamme an, welcher dem Missionar zugethan war, welcher auch seinen Leichnam beerdigte und — nach dortiger Sitte — alsbald jenen Stamm bekriegte, dessen Glied der Mörder war.

Die Lyttona begegnete zwei Tage später bei Tanna dem Dayspring (Missionsschiff), worauf letzteres unverzüglich nach Eramanga fuhr, um vollständigere Nachrichten einzuholen.

Es ist bereits das fünfte Missionsleben, das auf dieser kleinen Insel hingeopfert wurde. Hunderte von Inseln sind in der Südsee evangelisirt worden, ohne daß ein Missionar den Märtyrertod zu sterben hatte; man zählt ihrer schon mehr als 300, welche dem Götzendienst völlig entsagt haben. Warum gerade dieses Eramanga so besondere Opfer verlangt, ist uns verborgen; die Seefahrer wundern sich, wie man nur an ein so stupides und träges Völklein seine Zeit und Kraft rücken, am Ende gar sein Leben für dasselbe hingeben möge. Aber der Herr weiß Zeit und Stunde für die Siege seines Worts; gewiß ist es auch Sein Thun, wenn die christliche Kirche gerade ein so schwieriges Arbeitsfeld beharrlich festhält.

Eben jetzt sind vier neue Missionare nach den Neuhebriden abgegangen, und zwar ist einer derselben ein Seefahrer von Neuschottland, welcher auf dieser Gruppe weltlichen Beschäftigungen oblag, bis er durch Gordon bekehrt wurde, da er denn sich an die Mission

anschloß, und um ihr noch wirksamer zu dienen, sich in seine Heimat zurückbegab und die nöthigsten Studien nachholte. Ihn begleiteten zwei Neuschottländer und ein Kolonist aus Viktoria auf die gefürchtete Inselgruppe. Möge diesen Nachfolgern der Märtyrer von Eramanga das Glück beschert sein, seine schwarzen Einwohner endlich für den Herrn zu gewinnen und edle Frucht zu sammeln zum ewigen Leben, auf daß sich mit einander freuen der da säet und der da schneidet.

Missions-Zeitung.

Ein Enkel des letzten Großmoguls getauft.

Miss. Deimler schreibt aus Bombay über seine Arbeit unter den Muhammedanern:

„Ich war sehr erfreut, bei meiner Rückkehr nach Indien zu finden, daß während meines Aufenthalts in Europa mein wackrer Katechist Daud Mokham die Hindustani-Mission, auch allein stehend, treu und eifrig fortgeführt hatte. Er hatte drei Personen auf die Taufe vorbereitet und sie dann der Pflege der Ausbreitungsgesellschaft übergeben. Auch unter Christen verschiedener Denominationen hatte er sich nützlich gemacht, indem er sich bemühte, brüderliche Liebe und einen heiligen Wandel unter ihnen zu fördern. Es ist das zusammen mit der tieferen Begründung in den Heilswahrheiten des Evangeliums ein großes Bedürfniß der eingebornen Christen. Im März nahm ich einen hoffnungsvollen, mit guten Zeugnissen versehenen jungen Mann, Namens Sulenili, auf Probe als zweiten Katechisten an. Er hat bis jetzt Beweise von geistlichem Sinn gegeben und sich für die Mission brauchbar erwiesen. Meiner Ansicht nach sollten ihrer persönlichen Sicherheit wegen immer zwei Katechisten zusammen gehen, um unter der großentheils gemeinen und boshaften muhammedanischen Bevölkerung dieser Stadt das Evangelium zu verkünden.

„Straßenpredigt wurde in verschiedenen Stadttheilen Abends und Morgens getrieben, soweit andre, dringendere Pflichten dieß zuließen. Die Zahl der Zuhörer wechselte zwischen etlichen Wenigen und mehr als Hundert. Der Mehrzahl nach waren es Concan-Moslims, von ganz Indien vielleicht die bigotteste und auf der niedrigsten Stufe stehende Klasse von Muhammedanern. Unsre seitherigen Erfahrungen schließen die Hoffnung auf einen alsbaldigen Eingang unter ihnen so ziemlich aus; bessere Aussicht ist für die Fremden, welche diese Präsidentschaft besuchen oder bewohnen. Nie kehren wir von der Straßenpredigt in der Nähe der ameri-

kanischen Missionskapelle, wo viele Concan-Moslims wohnen, nach Hause zurück, ohne wüstes Geschrei von ihnen zu hören zu bekommen; wir sind schon dankbar und betrachten es als eine Art Erfolg, wenn wir nur ohne Unterbrechung zu Ende reden können. Freundliche Besprechungen sind bei der Unvernunft und Tücke dieser Leute gar nicht möglich. Einmal mußten wir 14 Tage lang mit der Straßenpredigt und sogar mit dem öffentlichen Bibellesen ganz aussetzen, weil sich ein Komplott gebildet hatte, uns nicht zum Wort kommen zu lassen und mit Gewalt zu vertreiben. Solchen Leuten zu predigen betrachte ich als die härteste Arbeit, nicht bloß ihrer Schwierigkeit, sondern auch ihrer lähmenden Rückwirkung auf den Redner wegen. Im Rückblick auf die letzten zehn Jahre scheint es mir, als habe die Bigotterie und Feindschaft dieser Klasse von Muhammedanern sich gewaltig gesteigert; ob das vielleicht ein Gefühl ihrer Haltlosigkeit und ein verzweifelter Kampf gegen die Macht der Wahrheit ist, wage ich nicht zu entscheiden, obgleich ich es hoffe und wünsche. An andern Predigtplätzen herrscht bei einem kleinen Zuhörerkreis oft Stille und Aufmerksamkeit, und eine und die andre Seele ist dadurch schon zu weiterem Nachforschen angeregt worden.

„Die Zahl derer, welche im verflossenen Jahr uns in unsrer Wohnung besuchten und kürzere oder längere Zeit regelmäßigen Unterricht empfiengen, belief sich auf zwölf. Es ist das mehr, als je zuvor; ihre Beweggründe waren aber größtentheils unlauterer oder gemischter, selten reiner Art. In allen Fällen setzen wir indeß den Unterricht fort, so lange er gewünscht wird, indem wir das wahre Wesen des Christenthums darlegen und unlautre Triebfedern kennzeichnen. In ihren Erwartungen getäuscht, verlassen uns dann Viele. Die größte Schwierigkeit der Mission unter den Moslims ist immer die, wenn ein Mensch, der sein Lebenlang nicht an irgendwelche, ob geistige oder leibliche Arbeit gewöhnt war, ein Christ werden will. Fälle dieser Art sind nichts seltenes. Hier sagen wir: wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen, und die Folge davon ist, daß er kein Christ werden kann; aber doch fühlen wir öfters dabei, daß die Untüchtigkeit des Mannes uns verbietet, das strengste Recht walten zu lassen.

„Unter Andern kamen so eine Zeitlang zwei Perser in den Unterricht, weßhalb ich auch das Studium des Persischen wieder aufnahm. Wir bereiteten einen Hindu und einen Moslim auf die Taufe vor; der erstere wurde von unsrem eingebornen Geistlichen Appadschi getauft und seiner Marathi-Gemeinde einverleibt; den letzteren taufte ich selbst.

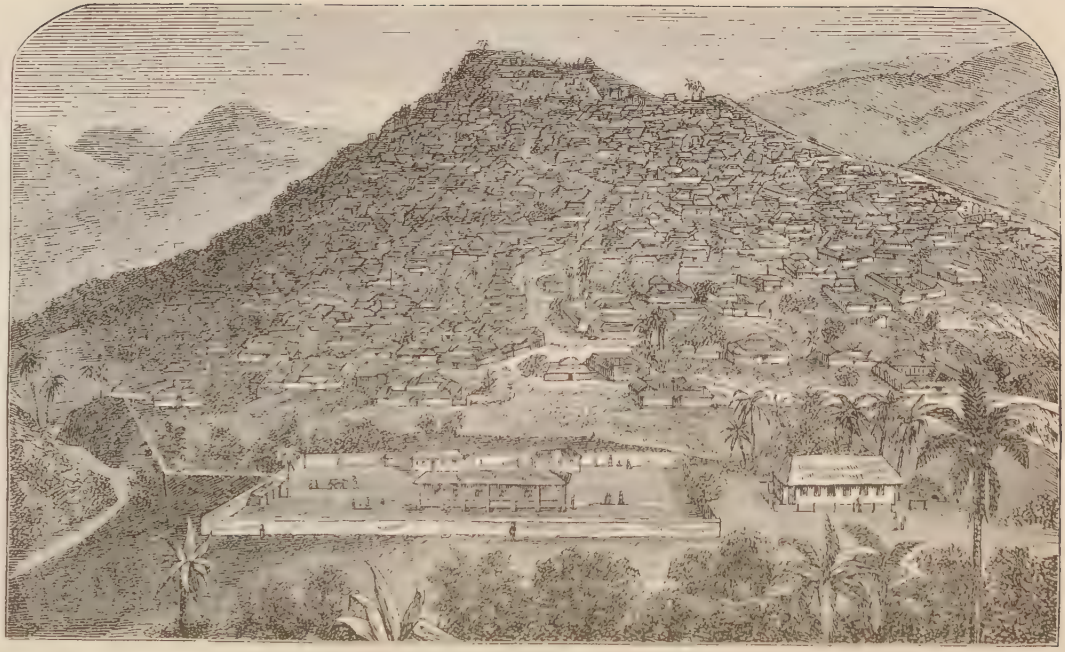
„Dieser junge Mann ist Mirza Suleiman Ali Ghor, ein Enkel Bahadur Schahs, des letzten Königs von Delhi, und so viel ich weiß gegenwärtig in ganz Indien der nächste männliche Verwandte dieses Königshauses. Zur Zeit des Militär-Aufstands war er etwa neun Jahre alt. Bei der Zurückeroberung Delhis durch die

Briten, ertränkte seine Mutter, Begam Zinat Nisa, sich mit seiner kleinen Schwester in einem Brunnen. Sein Vater war der muthmaßliche Thronerbe Mirza Fakra Wali Ahad, der etliche Monate vor dem Aufstand starb. Mirza Suleiman wurde mit seinem Großvater und seinen Brüdern als Gefangener nach Rangun gebracht und zwölf Jahre lang dort festgehalten. Nach seiner Freilassung kehrte er mit seinem Bruder Mirza Ali Aschkar nach Kalkutta zurück. Er erhielt von der Regierung eine monatliche Pension von 50 Rupies, die ihm aber entzogen wurde, als sein Bruder sich heimlich aus Indien entfernte. Eine Bittschrift, die er deßhalb an die Regierung einreichte, blieb erfolglos. Unzufrieden und mittellos kam er von Kalkutta nach Bombay in der Absicht, sich nach Konstantinopel und Mekka zu begeben, wo er seinen Bruder zu finden hoffte.

„Hier in Bombay kam er in unser Haus, nachdem er mehrmals bei der Straßenpredigt unser heftiger Gegner gewesen war, und bald blieb er zum Unterricht da. Eine Zeitlang suchte er sein Brot durch die Reparatur von Uhren zu verdienen — eine Kunst, die er in seiner Gefangenschaft gelernt hatte; dieß reichte jedoch nicht aus, und wir hatten ihn zu erhalten. In Rangun schon war er mit dem Neuen Testament bekannt geworden, und im Zusammenleben mit uns bekundete er durch seinen Wandel und sein Benehmen, seine stete Aufmerksamkeit auf Gottes Wort und sein liebenswürdiges Wesen die Aufrichtigkeit seines Wunsches, ein Christ zu werden. So wurde er nach mehrmonatlichem Unterricht im letzten Dezember getauft. Ich hoffe zu Gott, daß Er ihm Gnade verleihen wird, als ein wahrer Christ zu leben und zu sterben und nach den Wechselfällen dieses Lebens eine unverwelkliche Krone zu empfangen.

„Es liegt etwas Tragisches in dieser Geschichte, und dieser junge, arme, unbemittelte Sprößling des altberühmten Kaisergeschlechtes eines Tamerlan und Akbar erweckt unwillkürlich unsre Theilnahme. Aber es leuchtet in dieses Dunkel ein goldner Stern hinein — der Glaube an Jesus Christus. Mirza Suleiman ist sehr verlangend nach weiterem Unterricht und besucht die Robert Money Schule; da er aber gar keine eignen Mittel hat, muß ich ganz für ihn sorgen. Mir scheint, er dürfte seine Bittschrift an die Regierung wiederholen, durch deren Gewährung ihm und uns aus der Verlegenheit geholfen wäre."

(Church Miss. Intellig.)



Ibadan.

Aus den Briefen einer afrikanischen Missionsfrau*).

Auf keinem Missionsgebiet hat unter den Boten Christi Krankheit und Tod eine reichere Ernte gehalten, als an der mörderischen Küste Westafrikas. Wie oft sind nicht in London, in Basel, in Bremen und an andern Orten die Herzen der Missionsleiter erbebt, wenn eine Trauerpost der andern folgte! Wie manche frische Kraft hat nicht jenes tückische Landesfieber untergraben, das zwischen der Gestalt eines einfachen kalten und der bösartigsten Form des gelben Fiebers hin und herschwankend, im besten Fall doch immer eine bleibende Schwäche zurückläßt! — Wenn irgendwo, so mußte aber gerade hier nicht nur der Christ, sondern auch der bloße Menschenfreund eine heilige Verpflichtung fühlen, jenen sich selbst zerfleischenden Negerstämmen ein Heilmittel zu reichen gegen das Böse, das europäische Habsucht unter ihnen geweckt und ihnen gebracht hatte.

Vor wenigen Jahrzehnten noch trieben mit Ausnahme der englischen Kolonie Sierra Leone die Sklavenhändler der ganzen Westküste entlang ihr Wesen, wie sie es heute noch an Afrikas Ostküste thun, nur daß hier die Menschenräuber nicht Muhammedaner, sondern Christen waren. Die Küstenstämme waren durch sie furchtbar demoralisirt und die weiter innen wohnenden in unaufhörliche Kriege und Raubzüge verwickelt. Ruhe und Sicherheit war nirgends zu finden, denn bis ins Herz des Landes hinein machte sich der Rückschlag der an der Küste verübten Greuel fühlbar. Oede und unangebaut lagen große Landstrecken, verwüstet unzählige Dörfer und Städte da, und

*) Seventeen years in the Yoruba Country. Memorials of Anna Hinderer, gathered from her journals and letters. London 1872.

dann sprachen dieselben Leute, die all dieses Elend mitverschuldet hatten, von der Unfruchtbarkeit des afrikanischen Bodens und der unverbesserlichen Versunkenheit seiner Bewohner.

Aus einem richtigen Gefühl waren die Sklavenhändler von Anfang an erbitterte Feinde der Mission. Daß wahres Christentum sich als eine schützende Macht zwischen sie und ihre Opfer stellen müsse, war ihnen vollkommen klar; darum ließen sie auch kein Mittel unversucht, Mißtrauen gegen die Missionare zu säen, wo diese bereits einen Anhaltspunkt gewonnen hatten, und mehr als einmal ist es ihnen bekanntlich gelungen, sie wieder von ihren Posten zu verdrängen. Erst mit der allmählichen Unterdrückung des Sklavenhandels durch die englischen Kreuzer erschloß sich darum auch eine seiner Hauptburgen, die Bucht von Benin mit dem dahinter liegenden Joruba-Lande, von 1843 an nach und nach der Verkündigung des Evangeliums.

Wir wollen die rührende Gründungsgeschichte und den wechselvollen weitern Verlauf der vielgeprüften Joruba-Mission hier nicht wiederholen, da schon mehrfach so warm darüber berichtet worden ist, daß auf einen gewissen Grad wohl alle Missionsfreunde damit bekannt sind.*) Abeokuta war die erste und mit dem 1849 von Missionar Hinderer besetzten Nachbardörflein Oschielle bis zum Jahr 1852 die einzige Station der englisch-kirchlichen Gesellschaft. Auf den Untersuchungsreisen, die er im Auftrag seiner Gesellschaft von dort aus zur Auffindung neuer Wege machte, drang Hinderer 1851 in die etwa 20 Stunden nordöstlicher gelegene Stadt Ibadan vor, die in der Folge sein bleibendes Arbeitsfeld wurde.

Dorthin hauptsächlich versetzen uns die nachfolgenden Mittheilungen seiner nun zur Freude ihres Herrn eingegangenen Gattin. Es sind nicht Missionsberichte, sondern vertrauliche, anspruchslose Schilderungen afrikanischer Erlebnisse mit ihren seligen Freuden und ihrem tiefen Ernst, nur hin und wieder durch etliche erklärende Zusätze ergänzt.

Man hat nicht ganz mit Unrecht die Entwicklungsstufen der verschiedenen Völker der Erde schon mit den verschiedenen Altersstufen

*) Miss. Mag. 1858 und 1860. Ferner Hoffmann's „Abeokuta" und der Basler Traktat: „Die Mission im Joruba-Lande", sowie kürzere Nachrichten in der Missionszeitung späterer Jahrgänge des Magazins.

des menschlichen Lebens verglichen. Ohne die erneuernde und verjüngende Macht des Evangeliums verfallen zwar alle Nationen unrettbar der Auflösung und Zersetzung, aber dabei können dennoch die einen mehr von der Greisen-, die andern mehr von der Kindesnatur an sich haben. Das Erstere trifft eher bei den alten Völkern des Ostens, das Letztere bei uncivilisirten Naturvölkern, und somit auch bei vielen afrikanischen Stämmen zu. Es ist ihnen etwas von der Frische, der Harmlosigkeit, dem zutraulichen Wesen der Kinder eigen; sie haben aber auch die Haltlosigkeit, den Unverstand, die Begehrlichkeit und den Eigensinn von Kindern. Alberne Furcht übt eine ungeheure Herrschaft über ihre Phantasie, aber ihre Vorurtheile sind noch nicht zu fast unübersteiglichen Schranken, ihre abergläubischen Bräuche noch nicht zum förmlichen System oder nationalen Götzendienst geworden. Die Begriffe eines Negers von seiner eignen Wichtigkeit können wohl mit Recht unser Lächeln erregen, sobald er aber wirkliche Liebe und Theilnahme spürt, ist der Weg zu seinem Herzen gewonnen, und Mund und Auge zeugt laut von seiner tiefen Empfänglichkeit dafür.

Mit einem kindlichen Gemüth im höchsten, edelsten Sinne war auch Frau Hinderer begabt, darum war sie in ganz besonderem Maße zum Verständniß dieser armen, verwahrlosten Kindernaturen befähigt. In zarter Jugend schon war ihre Seele angehaucht worden von der Liebe Jesu; nach dem frühen Tod ihrer frommen Mutter hatte sie in dem trefflichen Pfarrhause zu Lowestoft eine zweite Heimat gefunden und unter den Augen ihrer hochverehrten Pflegeeltern Cunningham sich üben gelernt in jedem Zweig christlicher Thätigkeit. Was von außen und von innen sich ihr Herz nur wünschen konnte, ward ihr in diesem herrlichen Pfarrsitz an dem mütterlichen Herzen Frau Cunninghams (einer Schwester der edlen Elisabeth Fry) zu Theil; eine Sonntagsschule, die sie als 14jähriges Mädchen eröffnete, wuchs unter ihrer Leitung zu einer Klasse von 200 Kindern an, aber ahnungsvoll war dessenungeachtet schon manchmal der Wunsch durch ihre Seele gezogen, dem Herrn einmal unter den Heiden dienen zu dürfen, als in ihrem 25sten Lebensjahr durch eine Anfrage des in Angelegenheiten der Joruba-Mission nach England gekommenen Miss. David Hinderer dieser Ruf an sie ergieng. Am 14. Oktober 1852 fand mit der freudigen Zustimmung ihrer Pflegeeltern die Hochzeit statt; der 6. Dezember war der Tag der Einschiffung.

Auf demselben Schiff mit den Neuvermählten zogen auch der neu ernannte Sierra Leone-Bischof Vidal sammt Gattin, Miss. Paley und Gattin, der Missionsarzt Hensman und die Brüder Kefer, Gerst und Maser auf das afrikanische Arbeitsfeld hinaus. Ein schönes Häuflein Streiter! Und doch gleich von Anfang an mehr geübt in der Kunst des Entbehrens und Harrens, als in der des Wirkens. Ein kurzer Sonntagsgottesdienst des Bischofs war Alles, was der gottentfremdete Kapitän von gemeinsamer Erbauung gestattete, und dazu wurde das Schiff 10 Tage lang vom Sturm herumgeworfen, bevor es Madeira erreichte.

In Sierra Leone blieben die drei Brüder Kefer, Gerst und Maser zunächst mit dem Bischof zurück, um von ihm die Ordination zu empfangen. Später sollten auch sie ins Joruba-Land weiter ziehen, wohin Hinderers, Paleys und Hensman die Reise sogleich fortsetzten. Doch nun zu Frau Hinderers tagebuchartigen Briefen an ihre heißgeliebten Pflegeeltern.

---

1. Auf der Reise.

In der Gambia-Mündung. (24. Dezember 1852.) „Ich habe das afrikanische Gestade betreten! Denkt Euch einen lieblichen Sommerabend und das Schiff vor Anker im ruhigen Gambiastrom. Vor uns liegt das Städtchen Bathurst, hinter dessen kleinen alten Häusern die Sonne majestätisch untergeht, während ein kühles Lüftchen zu uns herüberweht. Gestern ergiengen wir uns in den sandigen Straßen des Städtchens unter seiner gemischten Bevölkerung. Mein Mann erkannte seine Joruba-Leute gleich an den Zeichen auf ihren Gesichtern und redete sie in ihrer Muttersprache an. Sie waren entzückt und drängten sich lachend und schwatzend um ihn her. Als sie dann vollends hörten, ich sei seine Frau und wolle mit ihm nach Ibadan, schien ihre Freude keine Grenzen zu kennen, und sie schüttelten mir herzlich die Hand. Ich bin so froh, meinen Fuß auf Afrikas Boden gesetzt zu haben und zu denken, ich dürfe meine schwachen Dienste diesem Lande widmen. Inniger und zärtlicher noch als sonst gedenke ich dabei aber der Freunde in der Heimat und mein Auge wird feucht im Gefühl, am morgenden Festtag von Euch Allen getrennt zu sein."

Lagos. (25. Januar 1853.) „Ich hatte einen heftigen Fieber-

anfall, aber durch Gottes Gnade konnte ich schon am achten Tage wieder ein wenig aufstehen. Ich glaube, nur bei sehr Wenigen dauert der erste Fieberanfall so kurz; erst als ich wieder aufstand, fühlte ich jedoch meine Schwäche. Meine armen Beine wankten und zitterten jämmerlich, und ganz werde ich meine vorige Kraft wohl nie mehr erlangen. Aber ich glaube, ich werde das bald vergessen und mich daran gewöhnen, fein sachte zu thun."

Abeokuta. (Anfangs Februar.) „Wir verließen Lagos am 26. Januar und fuhren in einheimischen Booten den Ogun hinauf. Die Gegend war prachtvoll und dabei an den Ufern ein Laubwerk, ein Blumenflor, duftende Sträucher, reizende Vögelein von purpurrothem, orangefarbenem, gelbem und grünem Gefieder neben einer Schaar schnatternder Affen und Papageien! Beschwerlich waren die Nächte, doch hatten wir zu unserem Trost herrlichen Mondschein. Die erste Nacht brachten wir in einem Dorfe zu, wo man uns gestattete, auf dem kleinen Marktplatz unsere Zelte aufzuschlagen. Unsere Leute zündeten ein Feuer an und hängten Wasser über, so daß wir uns an einer Tasse Thee erlaben konnten. Hunderte von Eingebornen saßen um uns her und sahen uns schwatzend und vor Vergnügen in die Hände klatschend zu. Um 11 Uhr endlich hatten sie die Güte, sich zu entfernen, und obgleich von Ziegen, Hühnern und Hunden umringt, schlief ich in unserem Zelt doch fest auf einer auf den Boden gelegten Matratze. Für die beiden folgenden Nächte schlugen wir unser Zelt auf einer Sandbank am Ufer auf und zündeten große Feuer an, um die wilden Thiere ferne zu halten. Dessenungeachtet hatten ein Pavian und etliche Füchse große Lust, unsere Bekanntschaft zu machen. Einer unserer Leute verscheuchte sie zwar durch einen Flintenschuß, doch waren die ganze Nacht hindurch allerlei sonderbare Laute hörbar. Meine schlimmsten Feinde waren die Insekten. Ich konnte kein Auge schließen, sondern saß unter dem Eingange unseres Zeltes und beschaute mir bald den Mond, bald die schwarzen Schläfer. Am dritten Tag brachen wir schon Morgens 2 Uhr auf, da der Mondschein dies gestattete. Gegen Mittag kamen wir in einem Städtchen Namens Abomiga an, wo wir unsere Boote verließen.

„Missionar Crowther sammt Sohn und mehrere Abeokuta-Christen waren so freundlich gewesen, uns bis hieher entgegenzukommen; der Häuptling von Oschielle sandte meinem Mann ein Reitpferd.

Mich legte man in eine Hängematte, in welcher ich erst erwachte, als meine Träger mich vor Abeokutas Mauern abstellten. Ich konnte es kaum glauben, daß ich nun wirklich hier sei, so traumähnlich schien mir die jüngste Vergangenheit. Wir hatten indeß noch eine Stunde zu gehen bis zu der Wohnung der jetzt in England weilenden Missionsgeschwister. Es sah wenig einladend aus, dieses verlassene Haus. Weiße Ameisen hatten Löcher in den Boden und in die Mauern gefressen und verschiedene Arten von Insekten hausten in den leeren Räumen, darunter auch fast handgroße Spinnen. Wir kamen erst mit den letzten Strahlen des Tageslichts dort an. Mein Mann fieng an auszupacken, was er von Vorräthen und sonstigen Dingen gerade erreichen konnte. Unser gute Junge Olubi half ihm dabei; der Koch schlachtete ein Huhn und sott Eier, die glücklicherweise fast vor unserer Thüre zu haben waren; ich meinestheils rüstete die Betten zu. Dann setzten wir uns zum Thee nieder und lachten über unsre ersten Haushaltungsversuche. Herzlich müde legten wir uns früh zur Ruhe, und ich schlief, bis am andern Morgen ein wenig vor 6 Uhr mich der Glockenklang weckte, der den Tag des Herrn verkündete und die Bekehrten zu der Betstunde zusammenrief, die sie mit einander zu halten pflegen.

„Um 9 Uhr versammelte sich die Sonntagsschule. So ernst als möglich saßen in derselben Alte und Junge neben einander über ihren Büchern. Es war ein lieblicher Anblick. Ich dachte aber dabei an meine eignen lieben Sonntagsschulkinder zu Hause und meine Thränen flossen. Ich wohnte beiden Gottesdiensten bei, was mir ein großer Genuß war, obschon ich fast kein Wort davon verstand. Ich fühlte mich im Hause Gottes und spürte, daß Er mitten unter uns war. Nachmittags war ich ganz überwältigt von dem Schlußgesang nach bekannter englischer Weise. Die Kinder sahen mich geheimnißvoll an, und ein kleines vierjähriges Geschöpfchen kam dicht zu mir her, als wollte es mir etwas sagen. Sein theilnehmendes Gesichtchen steigerte aber nur meine Bewegung. Als ich nach Hause gieng, hieng die Kleine noch immer an mir, legte dann ihr schwarzes Händchen in die meine und rann davon. Als sie mich am andern Morgen wieder sah, sagte sie: 'Missis heute nicht weinen, Missis nimmer weinen'."

(18. Februar.) „Sachte! sachte! mahnt mich hier Jedermann, und ich glaube, dieß ist wirklich nöthig. Ich bin wieder sehr krank

gewesen, weil ich so kurz nach dem in Lagos überstandenen Fieber bei unserer Ankunft hier etwas zu viel unternahm. Der Rückfall war weit schlimmer, als der erste Anfall. Ich glaubte nicht an meine Wiedergenesung und betrachtete mich ganz als eine Scheidende; aber Gott hat mich in Gnaden wieder aufgerichtet, und meine Kraft nimmt von Tag zu Tag zu. Auch mein lieber Mann wurde krank, als ich gerade so schwach war, daß ich kaum meine Hand zu meinem Kopf aufheben konnte; wir waren ganz allein und er redete den ganzen Tag irre. Die Knaben thaten ihr Bestes, draußen Ordnung zu erhalten und herbeizubringen, was ich verlangte; das war aber kaum etwas Anderes, als kaltes Wasser. O, es war ein trauriger Tag! Aber unser himmlischer Vater half uns in unsrer Noth. Welche Gnade, daß wir nun Beide uns als wiedergenesen betrachten dürfen!

„Ich bemühe mich, die Kinder zu lehren, keine Angst vor mir zu haben, d. h. solche, die nicht in die Schule gehen. Die Schulkinder sind recht zutraulich, aber die Heidenkinder laufen vor mir davon, als ob ich eine Schlange wäre. Dabei möchten sie mich dennoch gern sehen und kommen herbeigekrochen; sobald ihnen aber mein Blick begegnet, ergreifen sie die Flucht. Bücke ich mich, um eine Blume zu pflücken, so meinen sie, ich hasche nach ihnen, und rennen davon; diesen Abend jedoch, als sie merkten, daß ich mich nur einer Blume wegen hinabbeugte, die mir zu gefallen schien, faßte sich eines den Muth, mir etliche abzubrechen und sie mir aus möglichster Entfernung hinzustrecken. Ich lockte die Kleinste näher herbei, indem ich ihr einige Kauris hinbot, worauf sie sich auf den Boden niederwarf und mir mit im Staube liegendem Gesicht dankte. Wie ist doch dem ganzen Wesen dieser armen Geschöpfchen der Stempel sklavischer Furcht aufgedrückt! Wunderbar verschieden davon ist die Haltung der Bekehrten, die man in der Kirche sieht. Bei ihnen zeugt ein Ausdruck von Ruhe, Zuversicht und Frieden von einer Hoffnung, die über das Grab hinausreicht."

(23. Februar.) „Der Herr hat auf's Neue die Verheißung seiner Hilfe und Rettung an uns erfüllt. Eine schwache Stunde von uns entfernt, brach eine furchtbare Feuersbrunst in der Stadt aus; 200 Häuser standen im Nu in Flammen. Ehe wir's merkten, näherte das Feuer sich auch unsrer Wohnung. Es war nur geringe Hoffnung für ihre Verschonung, da sie auch bloß ein Grasdach hat.

Wir schafften ein paar Kisten heraus, aber die Leute, die wir zur Hilfe haben konnten, mußten sich Alle mit Wasser und Baumzweigen auf dem Dach halten, um die Funken abzuwehren. Ich raffte einige meiner Habseligkeiten zusammen, meine Bilder, mein Tagebuch und meine Bibel. Das Uebrige ließ ich mit schwerem Herzen dahinten im Gedanken, es nie mehr zu sehen, da ich des Rauchs wegen mich flüchten mußte. Mein Mann führte mich eine ziemliche Strecke fort und übergab mich da einer eingebornen Frau. Während er zurückgieng, um den Ausgang zu sehen, setzten wir uns unter einen Baum, und noch ehe es dunkelte, kam er mit der Freudenpost, daß das Feuer gelöscht und unser Haus gerettet sei. Wie sollen wir Dir unsern Dank bezahlen für Deine gnädige Bewahrung? Nimm uns selbst hin zu Deinem Dienst, barmherziger Gott!"

(Einige Tage später.) „Am 26. Februar machten wir einen Besuch in Oschielle. Es war mir wichtig, mit meinem theuren Mann denselben Weg zu machen, den er einst nicht ohne Widerstand betrat, um diese Station zu gründen. Sie liegt etwa drei Stunden von Abeokuta entfernt; der Weg dahin ist hübsch, aber sehr schmal. Wir mußten hinter einander herreiten; unsre Knaben und etliche Packträger giengen voran, denn wir hatten eine Matratze und unsern Mundvorrath, kurz Alles mitzunehmen, was wir bedurften. Unser Zug gieng bald durch Gebüsch, bald durch Baumwollpflanzungen, bald unter Palmen und andern Bäumen hin. Wir hatten uns eines vorübergehenden Sturmes wegen nicht so bald auf den Weg machen können, wie wir's uns vorgenommen hatten, und so überfiel uns die Nacht. Olubi trug uns jedoch eine Laterne voran und unsre Pferde haben einen so sichern Tritt, daß ich nicht im geringsten ängstlich war. Als wir in das Dörflein kamen, traten die Leute aus ihren Häusern hervor, waren aber sehr unzufrieden, daß sie uns nicht sehen konnten. Viele von ihnen waren uns entgegengegangen, hatten aber die Hoffnung, daß wir an diesem Abend noch kommen werden, aufgegeben, als sie um 6 Uhr uns noch nicht entdecken konnten. Aus allen Häusern rief man uns jetzt die verschiedensten Begrüßungen zu. In der Wohnung des Katechisten ist ein für europäische Besuche vorbehaltenes Zimmer, das einen kleinen Tisch und eine hölzerne Bank enthält. Die letztere — eine Art Sopha — diente uns bei Tag als Sitz und bei Nacht als Bettstatt. Eine Matratze mitzubringen, war also kein Ueberfluß. Glücklicherweise waren keine an-

dern Geräthschaften in unserm Stübchen, sonst hätten wir uns nicht darin umdrehen können; wir waren aber in der fröhlichsten Stimmung. Sobald der Häuptling von unsrer Ankunft hörte, kam er herbei und hieß uns herzlich willkommen. Am andern Morgen war schon in aller Frühe unsre Wohnung von Leuten umringt, denen es scheint's Freude machte, mich für ein ganz wunderbares Geschöpf zu halten. Da ich etwas Farbe habe, was in Afrika eine große Seltenheit ist, könnte ich fast eitel werden über all den Ausrufen, die ich zu hören bekomme: 'wie schön! wie frisch!' wenn ich nicht mit Freuden all meine Farbe d'rum gäbe, ein wenig Joruba sprechen und ihnen von etwas Besserem sagen zu können. Um 9 Uhr machten wir einen kleinen Besuch in der Sonntagsschule, dann giengen wir in das Lehmkirchlein, dessen Hauptbaumeister mein lieber Mann war. Wie war mir's doch ums Herz, diese alten Stätten seiner Wirksamkeit mit ihm zu durchwandern! Er hatte da gearbeitet und ich hatte davon gelesen, und jetzt stand ich an seiner Seite hier! Er übernahm beide Gottesdienste, und den ganzen Tag über war unser Stübchen mit Besuchen gefüllt, während Hunderte draußen standen; viele freilich nur, um das Wunder von einer weißen Frau anzustaunen. Es war ein schmerzlicher Abschied, als wir am andern Morgen wieder fortgiengen."

(Mitte März.) „Ich fühle mich, Gott sei Dank, jetzt ganz wohl und werde mich, wie es scheint, gut akklimatisiren. Man betrachtet mich als eine ganz merkwürdige Person, da ich so viel stärker bin, als alle weißen Frauen, die man bisher hier gesehen hat. Zwischen 5 und 6 Uhr spiele ich gewöhnlich mit den Schulkindern Ball oder sonst etwas, zwar weit nicht so lebhaft, wie in England; doch bin ich dankbar, es wenigstens so zu können, und die Kinder sind entzückt davon. Ich habe schon eine Menge Freunde hier; die Leute besuchen mich und sagen mir wunderbare Sachen durch meinen Dolmetscher. Ich lasse sie meine Habseligkeiten sehen und anrühren, und das ergötzt sie sehr. Knaben und Mädchen kommen, um zum Harmonium zu singen, auf die Uhr zu horchen, meine Bilder zu betrachten, mein Arbeitskörbchen umzuleeren und seine geheimen Schätze zu belachen und zu bewundern. Ihre schwarze Farbe stört mich nicht; sie um mich zu haben und sie fröhlich zu sehen, macht mich ganz glücklich. Ich mache oft einen kleinen Spaziergang zwischen den Hügeln und Felsen. Dann schaart sich gleich eine kleine Gesell-

schaft um mich und es entsteht ein wahrer Wettstreit, wer an einer schwierigen Stelle meine Hand fassen und mir hinüberhelfen darf. Schon manchmal bin ich wieder umgekehrt, um die Thränen eines kleinen Mädchens zu trocknen, das sich fast schon im Besitz von Missis Hand geglaubt hatte.

(2. April.) „Ich mache mich schon früh ans Schreiben, denn die für diesen Monat vor uns liegende Arbeit ist groß, und Leben und Gesundheit ungewiß. Wir haben heute die sterbliche Hülle unseres geliebten Freundes Paley in afrikanischer Erde zur Ruhe bestattet. Fieber und Ruhr hatten ihn und seine Gattin so geschwächt, daß wir nur von der Rückkehr in die Heimat die Erhaltung ihres Lebens hofften. Aber seine Kraft sank zusehends, und nach zweitägigem leichtem Delirium ist er sanft entschlafen. Wir wissen gottlob, daß er zur Ruhe des Volkes Gottes eingieng. Seine Frau ist wunderbar gestärkt. Ich blieb heute bei ihr während der feierlichen Stunde; es waren schwere Augenblicke, aber der Herr half hinüber. Wir Alle empfinden es tief, daß wir einen Verlust erlitten haben, aber sein Gott hat ihn von der Erde abgerufen, damit er Ihm im Himmel diene. Wie unbegreiflich sind doch seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege! Ich konnte, als ich die entseelte Hülle sah, nur ausrufen: 'Du hast wohl daran gethan, daß dein Herz sich das vornahm.' Obgleich ihm nur vergönnt war, das Land seiner Wahl zu sehen, hat Gott doch seine Dienste angenommen und ihm den vollen Lohn seines himmlischen Reiches dafür gegeben. Uns Zurückgebliebenen ziemt es, auf unsere Schritte zu merken und mit gegürteten Lenden und brennenden Lampen auf der Wache zu stehen. O möchte uns dazu Gnade geschenkt werden! Aber wir haben unsre bösen, kalten, todten Herzen nach Afrika mitgebracht! Wir bedürfen hier doppelter Wachsamkeit, eines doppelten Aufraffens zu treuem Dienst, denn dieses entnervende Klima ist sehr geeignet, den Eifer zu dämpfen. Betet für uns, daß unser Gott sein Werk selbst ausrichte, daß seine Knechte treu erfunden werden, daß wir Alle, je nach unsern besondern Gaben, den Willen unsres himmlischen Vaters zu thun suchen; daß wir Ihm leben, Ihm dienen und Ihm so anhängen, daß wir die scharfen Ruthenstreiche nicht bedürfen, die Er für uns nöthig findet. Wir müssen der lieben Wittwe jetzt helfen, sich auf die Heimreise zu rüsten, und uns selbst zur Uebersiedlung nach

Ibadan bereit machen, die, wenn Alles gut geht, Ende dieses Monats stattfinden soll.

(14. April.) „Wie Vieles hat sich ereignet, seit ich diesen Brief anfieng! Unser Doktor Hensman war wohl von zarter, schwacher Konstitution, aber daran dachte ich doch nicht, daß ich so bald schon werde seinen Tod zu berichten haben! Plötzlich und uns Allen unerwartet, ist er vorigen Sonntag um 2 Uhr gestorben. Diese Woche wollte er mich noch so Manches lehren, was ich in Ibadan brauchen könnte, Arzneien mischen u. drgl., aber wie vergänglich ist Alles hienieden! Wohl heißt es mit Recht: 'Rühme dich nicht des morgenden Tages.' Wie zersprengt ist nun unsre ganze Reisegesellschaft, die vor so kurzer Zeit noch auf demselben Schiff beisammen war! Zwei in ihren Gräbern, Einige in Sierra Leone, Bruder Gerst in Lagos, Bruder Keser mit uns auf dem Wege nach Ibadan, Frau Paley im Begriff nach Hause zurückzukehren, also nur Bruder Maser noch in Abeokuta! Das ist das Leben. Ach um eine täglich, stündlich innigere Gemeinschaft mit Gott! Er scheint uns alle irdischen Stützen zu nehmen, damit wir uns auf Ihn allein lehnen. Wir dürfen nicht Fleisch für unsern Arm halten, aber der Gott alles Trostes wird uns nicht verlassen. Er will zu aller Zeit unsre Zuflucht sein, und mitten in seinen Gerichten gedenkt Er seiner Barmherzigkeit.

(15. April.) „Unser Haus sieht sehr öde aus, vieles ist gepackt und wir müssen zum Abschluß kommen. Leider hat Bruder Keser Fieber. Wenn es ihm erträglich geht, werden wir, so Gott will, nächste Woche doch abreisen und ihn zurücklassen, um einen Rückfall zu verhüten. Wir pflegen ihn und doktern an ihm nach bestem Vermögen, aber wir vermissen unsern Arzt sehr. Auch Bruder Maser hat Fieber; macht Euch jedoch nicht zu viel Sorge um uns, Ihr Lieben. Der uns bisher durchgeholfen hat, wird auch ferner unser Führer sein.

(Ende April.) „Wenige Stunden, nachdem Frau Paley und Ellen ihre Reise an die Küste angetreten hatten, verließen auch wir am 25. April Abeokuta. Eines nach dem andern, zogen wir mit unsrem langen Zuge von Packträgern hinter einander her, das Herz voll von der Vergangenheit und Zukunft. Um uns her war schöner Weidegrund und fettes Vieh. Wir sprachen von der Gnade und Erbarmung, die inmitten unserer Sorgen und Prüfungen während unsres kurzen Aufenthaltes in Abeokuta uns getragen hatte, und blickten ver-

trauensvoll vorwärts mit dem süßen Gefühl, daß der Herr selbst uns den Weg gebahnt hat in das vielbesprochene Ibadan, wo wir in seinem Namen jetzt das Bollwerk der Sünde und des Satans angreifen wollten. Ich versuchte, mich in der Waldesstille der lebendigen Quelle zu nahen, um zu diesem großen Unternehmen Beistand, Muth und Kraft zu holen, und ich verlebte da wirklich einige köstliche Stunden. Wir erreichten unsern Haltplatz erst mit Einbruch der Nacht, aber das Zelt war bald aufgeschlagen und wir hatten helle Laternen, gemüthlichen Thee und Abendandacht. Unsre Leute sanken auf ihren Matten bald in tiefen Schlaf. Wir giengen im Mondschein noch auf und ab. Wir befanden uns in der Nähe menschlicher Wohnungen, und den größern Theil der Nacht hindurch giengen Leute auf dem Wege zu oder von ihren Gehöften an uns vorbei! Wir schliefen etliche Stunden und nach einem guten Frühstück in zigeunerartigem Styl setzten wir am andern Tag unsre Reise fort. Nach einer Stunde befanden wir uns im tiefen Wald. Bäume und duftendes Buschwerk waren so eng verschlungen, daß selbst die afrikanische Sonne nicht durchdringen konnte und die Luft erquickend kühl blieb. Zuweilen hielten wir an, um uns zu erfrischen oder meine Träger zu wechseln; mitunter sprachen oder sangen wir auch. Um 5 Uhr machten wir für die Nacht Halt auf einem Felsen, der wie eigens für müde Wanderer hingestellt schien; doch ach, da war kein Wasser! Wir hatten wohl einiges in Flaschen zu unsrem Thee, aber unsre armen Begleiter bekamen keines. Mit ihrer angebornen Leichtigkeit breiteten sie ihre Matten auf dem harten Felsen aus, legten ihre müden Glieder darauf nieder und in weniger als 5 Minuten waren sie in festen Schlaf versunken, mit Ausnahme derer, welche die Feuer schürten. Ich konnte nicht schlafen; die ganze Scene und Lage war mir zu neu. Gegen 8 Uhr gieng der Mond ganz majestätisch auf; es war ein herrlicher Anblick.

„Wir befanden uns jetzt mitten im afrikanischen Urwald; keine menschliche Wohnung war in unsrer Nähe. Wie anders aber, als da noch die Menschendiebe in jedem Busch lauerten und wilde Thiere darin hausten! Alle unsre Leute schliefen friedlich drauf los, allerdings ihre Flinten neben sich, jedoch nur für den Fall, daß irgend ein Thier uns belästigen sollte. Affen, Füchse, Papageien und Eulen machten hin und wieder ein wenig Lärm. Oft horchte ich gespannt auf jeden Laut und weit, weit weg hörte ich auch wohl Töne von

Geschöpfen, die mir in der Nähe sicherlich nicht willkommen gewesen wären. Kein Leid befiel uns jedoch, nicht einmal ein Tropfen Regen. So viel Unterhaltendes diese Nachtwache hatte, war ich doch froh, als der Morgen kam und wir in der Frühe aufbrachen, so daß ich ohne Nervenaufregung in meiner Hängematte schlafen konnte. Als ich wieder erwachte, befand ich mich auf einem andern Felsen, umringt von meinen Reisegefährten, die meine süße Ruhe belauschten und herzlich lachten, als ich die Augen aufschlug. Mitten auf diesem Felsen war köstliches und sehr tiefes Wasser; wir gedachten dabei der Kinder Israel, die Gott aus einem Fels tränkte. Unsre Leute erlabten sich nach Herzenslust und wir hatten einen prächtigen Thee unter einem Wurzelbaum. Da ein klares Bächlein hart dabei war, wuschen wir auch und zogen gute Kleider an, um anständig in Ibadan zu erscheinen, das wir in einigen Stunden zu erreichen hofften. Ich bestieg jetzt mein Pferd, aber es wurde mir nicht ganz leicht, über große Baumstämme zu setzen. Am nächsten Haltplatz sahen wir weite Strecken Landes mit Welschkorn und Baumwollstauden bedeckt und in einer Entfernung von etwa einer Stunde dehnte sich die ungeheure Stadt Ibadan aus. Es war ein herrlicher Anblick, und meine treuen, liebevollen Diener bekamen fast Händel darüber, wer mich in die Stadt tragen dürfe, denn in meiner Hängematte getragen sollte ich ihrem Wunsche nach werden.

„Wir warteten vor der Stadtmauer und hörten da, der Häuptling sei auf einem seiner Landgüter. So zogen wir also gerade durch die Stadt hindurch zu unsrer kleinen Wohnung, die auf der entgegengesetzten Seite liegt. Aber welche Bewegung, sobald wir die Straßen Ibadans betraten! 'Der weiße Mann ist gekommen!' und 'die weiße Mutter ist gekommen!' schrieen Männer, Weiber und Kinder. Und dann tausendfache Grüße, während Alle mich mit offenem Mund und großen Augen anstarrten. Die Meisten schienen vergnügt, Einige aber doch erschrocken, als ich sprach; mit den sonderbarsten Lauten und Ausrufen folgten sie uns in unsre Wohnung. Alles war wie außer Rand und Band; Pferde, Schafe und Ziegen wußten nicht mehr wo aus und ein; selbst die Täublein schienen zu fragen: Was ist denn passirt? — Die Güte hatten die Leute zwar, uns in unser Haus hinein zu lassen; aber viele, viele von ihnen standen bis Sonnenuntergang draußen herum, um die wunderbare weiße Frau wenigstens mit einem flüchtigen Blick zu sehen. So oft ich mich

zeigte, beugten sie sich zur Erde, rieben die Hände und sagten 'alafia, alafia' (Friede, Friede). Wir wollten sie in ihrer Freude nicht stören, doch waren wir froh, als die einbrechende Dunkelheit sie an's nach Hausegehen mahnte, denn wir waren der Ruhe recht bedürftig. Auch heute waren wir den ganzen Tag über von Leuten umringt, daneben aber konnten wir unser Zimmer in Ordnung bringen und fühlen uns nun schon ganz heimisch. Ich wollte, Ihr könntet einen Blick herein thun! Unser Häuschen steht ganz einsam, fern von dem Lärm und Schmutz der Stadt; nur wenige Wohnungen und viele Bäume sind in der Nähe. Nach hinten haben wir die Aussicht auf einen schönen Palmenwald."

2. Ibadan.

So war also die neue Heimat erreicht, in welcher dem treuen Missionspaar eine 17jährige Arbeitszeit vergönnt war. Für Afrika eine lange Reihe von Jahren! Aber freilich unterbrochen durch manche Leidenstage und Erholungsreisen.

Die Wohnung, die im ersten Jahr ihres Aufentbalts in Ibadan der Missionsfamilie zur Herberge diente, stand am südwestlichen Ende der Stadt. Sie bestand aus einem 30 Fuß langen und 6 Fuß breiten Mittel- und zwei Seitenflügeln, von denen jeder in zwei Räume eingetheilt war. Den einen dieser Flügel bewohnte Miss. Kefer, der Schulmeister und der Katechist; der andere diente als Küche und Vorrathskammer. Das schmale Mittelzimmer war Hinderers Schlaf- und Wohnzimmer zugleich, wurde aber für diese beiden Zwecke durch einen Bücherständer bald in zwei besondere Stübchen getrennt, denen die geschickte Hand der Missionsfrau ein wirklich wohnliches Aussehen zu verleihen wußte. Der durch das vorstehende Grasdach vor den glühenden Sonnenstrahlen geschützte Hofraum diente bei Tag als Empfangszimmer und bei Nacht zur Schlafstätte des Gesindes. Vor Spinnen und andern lästigen Insekten, die in dem Grasdach nisteten, sowie vor den gelegentlichen Besuchen giftiger Schlangen bot dieses thür- und fensterlose Haus wenig Schutz, nicht einmal vor den Regenströmen der nassen Jahreszeit war man darin ganz geborgen; doch bis ein besseres fertig war, suchten seine Bewohner all dem die heiterste Seite abzugewinnen. Wußten sie doch, daß der Hüter Israels nicht schläft, noch schlummert! Vor Dieben brauchten sie sich

ohnedies nicht zu fürchten: kein Eingeborner hätte es gewagt, der Wohnung des weißen Mannes bei Nacht zu nahen.

Ibadan selbst trägt durchaus den Stempel der übrigen Joruba-Städte. Seine Häuser bilden alle ein fensterloses Viereck, das innen einen nur nach oben offenen Hofraum umschließt. Das vorspringende, auf Pfosten ruhende Dach bildet in demselben eine Art Piazza, worin man die Besuche empfängt und die Geschäfte abmacht. Auch Schuppen für Pferde, Ziegen, Schafe und Geflügel, die bei Tag sich im Hofe tummeln, sind da angebracht. Ein Ausgang nach der Straße zu ist von außen die einzige Unterbrechung der eintönigen, weiß übertünchten Erdmauern. Als Läden dienende Buden, von Bäumen beschattete Marktplätze und hin und wieder ein Orischa- oder Götzenhaus bringen indeß einige Abwechslung in die langweiligen Häuserreihen. Dort auf den Marktplätzen hört man aus dem fröhlichen Gesumme der Menge heraus mitunter vereinzelte, gellende Stimmen, die lebhaft an die Rufe unserer Straßenverkäufer erinnern. Es findet ein starker Umsatz von Bodenerzeugnissen und allerlei Produkten einheimischen Gewerbsfleißes statt. Denn ein solcher herrscht in Ibadan. Es giebt da Weber, Schneider, Schmiede, Zimmerleute, Gerber, Lederarbeiter, Sattler, Töpfer, Färber, noch Andere beschäftigen sich mit der Bereitung von Palmöl und Seife. Alle aber widmen sich neben ihrem besondern Handwerk auch dem Landbau; denn Jeder hat das Recht, außerhalb der Stadtmauern irgend ein beliebiges Grundstück anzupflanzen, vorausgesetzt, daß nicht ein Anderer es schon vor ihm in Besitz genommen hat. Als Miss. Hinderer bei seinem ersten Besuch in Ibadan sich erkundigte, was er für ein Stück Land zu bezahlen habe, das er anzubauen wünschte, entgegnete der Häuptling ihm lachend: 'Wer wird auch den Boden bezahlen? Die Erde gehört Gott, also kannst Du sie nicht bezahlen.'

Der Boden ist ungemein fruchtbar. Welschkorn und Yams sind die Hauptnahrungsmittel und bilden darum auch die Haupterzeugnisse des Landbaus; daneben werden aber auch Bohnen, Erdnüsse, Cassadawurzeln und Guineakorn gebaut. Baumwolle dient nicht nur zum einheimischen Gebrauch, sondern auch als Ausfuhrartikel.

'Obgleich dem Namen nach dem in Oyo residirenden König unterworfen, bildet Ibadan gleich den meisten Joruba-Städten einen unabhängigen Staat für sich. Nicht nur wird es von seinen eignen

Häuptlingen regiert, sondern es fordert auch von mehreren kleineren Städten Tribut und Kriegsdienste für den ihnen zugesagten Schutz. An der Spitze der Regierung steht der Bale oder Civilhäuptling; der Nächste nach ihm ist der oberste Kriegshäuptling. Diesen beiden liegt es ob, in Kriminalfällen den Richterspruch zu thun und auch wichtigere Streitfragen zwischen den Bürgern zu entscheiden. Minder wichtige Angelegenheiten werden durch eine Anzahl Unterhäuptlinge erledigt, die zugleich militärischen Rang haben. Ihre Dienste werden durch Taxen belohnt, neben denen sie es nicht verschmähen, auch Bestechungen anzunehmen, sowie durch die von den unterworfenen Städten erhobenen Steuern. Die Häuptlinge haben große Landgüter, die sie durch ihre Sklaven bebauen lassen. Diese Leibeigenen zählen zuweilen nach Hunderten, werden aber im Allgemeinen mild behandelt. Nicht selten besitzen sie neben den Ländereien ihres Gebieters eigene kleine Grundstücke, die sie nach der verhältnißmäßig leichten Tagesarbeit noch besorgen. Auf diese Weise wird es Manchen möglich, sich mit der Zeit frei zu kaufen. Andere Sklaven werden von ihren Herren als Händler verwendet, und man schenkt ihnen so unbedingtes Vertrauen, daß man sie zuweilen auf mehrmonatliche Geschäftsreisen schickt. Noch andere sind „Kriegsknechte", auf deren eifrige Dienste die Häuptlinge sich bei irgend einem Kriegsplan oder Raubzug sicher verlassen können.

Einst waren die Kriegsleute von Ibadan durch ihre Wildheit so berüchtigt, daß sie sich den wenig beneidenswerthen Titel der „tollen Hunde von Ibadan" erwarben. Sehr oft war irgend ein Handelsvorschlag, den sie einer andern Stadt machten, nur ein Vorwand gewesen, um Händel anzuknüpfen. Der letzte oberste Häuptling, der kurz vor Hinderers Ankunft gestorben war, stand an Grausamkeit und Tyrannei dem König Gezo von Dahomey nicht viel nach, und über seinem Grabe noch wurden 70 Menschenopfer geschlachtet. Als Hinderer seine Wirksamkeit begann, liebten die Kriegshäuptlinge und ihre Soldaten zwar noch immer ihr blutiges Handwerk; die Bevölkerung im Ganzen aber sehnte sich laut nach Frieden. „Gott segne Dich und helfe Dir! Du sprichst allezeit Worte des Friedens, aber unsre Häuptlinge sind nur für den Krieg!" rief man schon bei seinem ersten Besuch ihm oft zu.

Die Stadt mag etwa 100,000 Einwohner zählen und ist auf einem ziemlich steil abfallenden Ausläufer des Konggebirges erbaut.

Die Spitze des Hügels gewährt einen wirklich schönen Blick auf das fünf Stunden im Umkreis zählende Häusermeer und die fruchtbare Hügellandschaft rings umher.*)

Zwei Erholungsreisen der Geschwister Hinderer nach England in den Jahren 1856 und 1865 theilen die bisherige Missionsarbeit in Ibadan in drei Abschnitte, deren Freud und Leid sich in den Herzensergüssen spiegelt, von denen wir nun fortfahren, einige Bruchstücke zu geben.

Die Vergewaltigung der Loyalitätsinseln.

Frankreich nach Außen ist „gleichbedeutend mit Katholizismus." Dieses Wort des protestantischen Staatsmannes Guizot, der mehr als irgend ein anderer französischer Minister gethan hat, dasselbe in der Südsee zu verwirklichen und die dortige evangelische Mission zu verwirren, bleibt noch immer wahr. Sagte doch erst neulich ein tiefer Kenner der französischen Zustände**): „Frankreichs Klerus hat seine alte Unabhängigkeit von Rom aufgegeben, aber nur, weil er selbst Rom und die Kirche beherrscht, weil — man kann es ohne Uebertreibung sagen — Frankreich heute Rom und die Kirche selber ist."

Daß diese Kirche sich nicht ändert, sollte uns im gegenwärtigen Jahre, da die Bartholomäusnacht ihr 300jähriges Jubiläum feiert, wieder einmal lebhaft ins Andenken gerufen werden. Ein Gemetzel auf den Loyalitätsinseln versetzt uns ganz in die alten Zeiten der Religionskriege und zeigt deutlich, was die Protestanten von einer Wiedererhebung des ersten Sohns der Kirche zu gewarten hätten.

Aber wo sind die Loyalitätsinseln? und was gehen sie uns an? Eine kurze Skizze möge uns darüber belehren.

Etwa 36 Stunden östlich von der langgestreckten Insel Neukaledonien, welche seit September 1853 von den Franzosen in Besitz

*) Unsre Abbildung zeigt Ibadan mit dem 1854 gebauten (neuen) Missionshaus und der anstoßenden Kirche.

**) Karl Hillebrand, in der Allgem. Zeitung Nr. 266, 1872.

genommen ist, erheben sich 4 Koralleninseln aus dem Meer: Nengone oder Mare, Toka, Lifu und Uea (oder Uwea). Die Einwohner, etwa 14,000 Australneger, giengen völlig nackt und rieben sich in beständigen Kriegen auf, verzehrten die Leiber ihrer Feinde und beteten ausschließlich böse Geister an, als im Jahr 1841 die Londoner Missionare ihnen Lehrer aus Samoa und Rarotonga brachten. Nachdem diese unter den größten Gefahren den Grund gelegt hatten, landeten 1854 die ersten Missionare Creagh und Jones auf Mare, später (1859) Macfarlane auf Lifu, und wurden bereits von Tausenden freudig empfangen, welche dem Heidenthum entsagt hatten.

Jetzt ist auf Mare, wie schon vorher auf Lifu, das Heidenthum verschwunden. „Wohl mag," schreibt Creagh (Jan. 1870) „sich da und dort ein Mann finden, der einige der alten Wege noch nicht aufgeben mag; aber das Heidenthum als ein System von Priestern, Gesetzen und Bräuchen hat aufgehört. Es war ein langer, harter Kampf, und wir waren manchmal versucht, die Hoffnung aufzugeben, aber das Evangelium hat gesiegt, Mare ist für Christum gewonnen."

Das Neue Testament und viele andere Bücher sind auf der Insel selbst gedruckt und werden willig gekauft. Fast jeder junge Mann, jedes Mädchen kann lesen und schreiben und die meisten schreiben am Sonntag die Predigt nach. Jedermann kommt niedlich gekleidet zur Kirche und reiche Gaben (von Lifu allein im letzten Jahre 562 Dollar) bezeugen, wie sehr den Christen die Ausbreitung des Glaubens am Herzen liegt.

Sie beweisen dies in noch anderer Weise. In Lifu, wie in Mare, besteht schon ein Seminar für eingeborne Lehrer, von den Zöglingen selbst aus Korallenkalk aufgebaut. Als nun im Mai 1871 das Jahresfest der Mission auf den Inseln im Freien gefeiert wurde, gieng eine gewaltige Bewegung durch die freudig erregte Menge. Die Lifuer hätten schon lange gern eine Mission in Neukaledonien unternommen, von wo die Londoner 1845 vertrieben worden waren. Wiederholt hatten Häuptlinge von dort die Loyalitätsinseln besucht und ernstlich um die Wiederaufnahme der Mission gebeten; die Londoner hatten sich um diese Erlaubniß redlich bemüht und der Kaiser hatte zugesagt, aber die jetzige Regierung, vielleicht im Blick auf die kommunistischen Verbannten, hat sie zurückgezogen. Doch das große Neuguinea steht ja noch offen, dahin wandten

sich also die Blicke; und auch auf den Loyalitätsinseln, wie in Samoa, erboten sich die besten Lehrer, auf diesen gefährlichen Missionsposten zu ziehen. Während der Maifeste setzten mehrere eingeborne Redner mit dem Ruf Papua! Papua! die Zuhörerschaft in Flammen. Denn sind sie nicht einst aus dem Papualande von Insel zu Insel wandernd in diese ihre Heimat gekommen? Sie schulden es also dem Muttervolke, ihm das Evangelium zu bringen. „Nie zuvor sah ich," schreibt Miss. Sleigh von Lifu, „eingeborne Redner zu solcher Begeisterung gehoben, noch nie hörte ich solche Beredsamkeit, wie die eines Mannes aus der Nähe von Mu. Er beschrieb den Sohn Gottes, wie er sich dem Vater anbot, um für uns zu sterben; indem er nun die Kniee bog, die Arme ausstreckte, sein Haupt zurückwarf und zum Himmel aufblickte, rief er aus tiefster Seele: „Satauro ni dsche! Satauro ni dsche! (Kreuzige mich!)"*)

Am 30. Mai 1871 segelten die Miss. Murray und Macfarlane mit 8 Lehrern und ihren Familien von Lifu ab und landeten am 1. Juli zunächst auf dem Eiland Darnley. Die Lehrer brachten dort die Nacht zu und hörten von den Eingebornen allerhand schreckliche Dinge über die nächste Insel: „Dort sind Alligators und Schlangen und Tausendfüßler." — „Halt", sagte Tepeso, „sind Menschen dort?" — „Freilich", war die Antwort, „aber es sind so gräuliche Wilde, daß ihr nimmermehr unter ihnen leben könntet." — „Schon gut," sagte Tepeso, „wo nur immer Menschen sind, dahin müssen auch die Friedensboten gehen."

Und dort sind sie jetzt und haben bereits auf einer Insel solchen Eingang gefunden, daß die Mehrzahl sich für den neuen Weg erklärt hat. Es hat übrigens seine Richtigkeit mit dem ungesunden Klima Neuguineas, denn einer der Lehrer holte sich schon in der ersten Nacht, die er auf dem Hauptlande zubrachte, ein langwieriges Fieber; ebenso mit dem unberechenbaren Charakter der Papua, von denen der eingeborne Missionar wiederholt sagt: Ins Herz sehe ich ihnen noch nicht. Vor kurzem strandete auf einer jener Inseln ein Schiff mit chinesischen Auswanderern (der St. Paul). Einen Monat lang durften die Schiffbrüchigen sich nach Belieben auf der Insel ergehen. Dann fuhren die Weißen im Boot weiter und 327 Chinesen blieben am Strande zurück. Plötzlich wurden sie von den Eingebornen

*) Satauro ist das griechische Stauroo, das sich leichter in die dortige Sprache aufnehmen ließ als Crux.

umringt und jeden Tag schlachtete man ihrer etliche und aß sie vor den Augen der Ueberlebenden, bis nur 3 der Chinesen übrig waren, denen es gelang, ihre Flucht zu bewerkstelligen.

Doch von Neuguinea soll hier nicht die Rede sein, sondern von den Loyalitätsinseln, die bereits Missionare für jenes, ihr Mutterland, abgeben. Sehen wir, auf welchem Wege diese Inselgruppe gewonnen wurde. Was dort erreicht worden ist, wurde gegen den heftigsten Widerstand erkämpft und dieser gieng weniger von den Eingebornen als von den Franzosen aus. Sechs Jesuiten-Priester wandten Jahre lang alle möglichen Listen und Drohungen an, die Leute vom Evangelium abzubringen, und was sie von der — früher nie vernommenen — Zugehörigkeit der Loyalitätsgruppe zu Neukaledonien sagten, mit welchem auch jene französisch geworden sei, mußte allerhand schwere Bedenken erregen; dennoch wurde das Verlangen nach dem wahren Wort Gottes immer reger, namentlich auf Uea, wo die Leute 1863 durchreisenden Missionaren einem nach dem andern ihre Ländereien und all ihr Eigenthum anboten, wenn sie nur bei ihnen sich niederlassen wollten. Und eben auf dieser Insel fand Miss. Jones vielleicht den intelligentesten Stamm des ganzen Melanesiens. „So hoch die Neukaledonier und Loyalitätsinsulaner über den Bewohnern der Neuhebriden ꝛc. stehen, so entschieden erheben sich die Leute des kleinen Uea über die Stämme der Nachbarinseln. Sie versprechen, wenn bekehrt und gebildet, einmal die besten Arbeiter der Mission zu liefern."

Diesen kaum bekehrten Wilden wurde nun von den Jesuiten die schwerste Prüfung bereitet, welche junge Gemeinden betreffen kann. Weil das Begehren der Priester, daß ein ganz evangelisches Dorf ihnen ein Haus bauen solle, zurückgewiesen wurde, weil einmal ein junger Lifuaner sagte: Was sind denn die Franzosen, daß ich mich vor ihnen fürchten sollte? — wußten die Jesuiten den Gouverneur von Neukaledonien zu bewegen, am 2. Mai 1864 ein Dampfschiff mit Soldaten nach Lifu zu schicken, daselbst die französische Flagge aufzupflanzen, alle protestantischen Schulen zu schließen und jeden Gottesdienst in 17 Kirchen, ja jegliche Bücherverbreitung zu verbieten. Am 21. Juni landete er selbst, der große Herr Guillain, untersagte den Eingebornen, da sie jetzt französische Unterthanen seien, hinfort ihre Missionare zu unterhalten oder denselben irgend Etwas ohne Bezahlung zu thun. Den polynesischen Lehrern aber nahmen

die französischen Soldaten ohne Bezahlung all ihr Eigenthum ab, umzingelten die Kapelle, in welcher der Missionar betete, setzten Groß und Klein gefangen, stießen alle, die sich widersetzten, nieder, auch eine Frau, die sich unter eine Bank verkrochen hatte, legten die Lehrer in Ketten und diktirten dem Missionar Hausarrest. Das Dorf wurde niedergebrannt, die gesammelten Gaben für die Mission, 1400 fl. im Werth, giengen in Rauch auf und die Kapelle wurde in eine Kaserne verwandelt.

Wie die polynesischen Lehrer im Schiffsraum lagen, höhnte sie ein Priester, indem er fragte: „Was nützt euch euer Glaube jetzt?" — Einer antwortete: „Wir können doch beten." — „Aber wird Gott kommen und euch die Fesseln abnehmen?" — „Er thue was ihm wohlgefällt!" — Es waren 47 Personen, Lehrer von Rarotonga und Samoa, mit ihren Familien, welche in dieser Weise mißhandelt und zuletzt „wie Hunde und Schweine" von den Inseln verjagt wurden. Sollte sich einer von ihnen wieder einschleichen, kündigte man ihnen an, so werde er erschossen.

Nicht einmal Familiengottesdienst durfte der englische Missionar mehr halten. Er hatte Mühe, die Leute vom Kampf für ihre Freiheit abzuhalten; knirschend ergaben sie sich in ihr Loos, für die Franzosen Häuser und Straßen zu bauen, Gärten anzulegen ꝛc., ohne irgendwelche Vergütung; protestantische Häuptlinge wurden abgesetzt und katholische erhielten ihre Stellen.

Fast ebenso Schlimmes geschah auf Mare, noch Aergeres auf Uea. Hier marschirte (Juni 1864) ein Jesuit an der Spitze seines bewaffneten Gefolges gegen die Kapelle in Fayaue, unterbrach den Gottesdienst und verbot jeden weiteren; die andern vier Kapellen wurden in gleicher Weise erobert und für den katholischen Kultus in Besitz genommen. Dann brannte man die christlichen Dörfer nieder, verjagte die Protestanten von ihren Ländereien und gab dieselben den Katholiken. Drei der mächtigsten Häuptlinge waren durch solche Versprechungen für den Romanismus gewonnen worden und nun sahen sie, daß die Priester im Stande seien, ihr Wort zu halten.

Auf Mare wurde nur die Heidenpredigt verboten, aber den Missionaren jeder Besuch bei ihren Brüdern ohne besonders eingeholte Erlaubniß untersagt; wenn der Missionar sein Stück Land behalten wollte, mußte er es der französischen Regierung auf's Neue abkaufen.

Andere Schulen, als in welchen „Französisch" gelehrt wurde, durften nicht mehr bestehen.

Natürlich machte die Sache in England Lärm. Die britische Regierung beschwerte sich und die christlichen Gesellschaften machten dem Kaiser eindringliche Vorstellungen. Er beantwortete diese in einem äußerst wohlwollenden Schreiben (vom 20. Jan. 1865) und stellte die größte Toleranz in Aussicht.

Nur Schade, daß an Ort und Stelle die schmachvolle Gewaltthat mit kaum fühlbarer Mäßigung fortgesetzt wurde. Der Gouverneur weigerte sich namentlich, den Beschwerden der Uea-Protestanten irgendwelche Abhilfe zu schaffen. Er bestätigte jene drei katholischen oder heidnischen Häuptlinge in ihrer angemaßten Macht, indem er die protestantischen Häuptlinge ihnen einfach unterordnete. Doch verordnete er, man dürfe die Protestanten bei Leibe nicht mehr „Ketzer" nennen. In der Regierungsschule allein durfte lesen und schreiben gelernt werden, was den Miss. Macfarlane auf Lifu zu allen möglichen Nothbehelfen trieb. Die eingebornen Christen aber standen fest gegen alle Lockung zum Papstthum, nur blieb das zuchtlose, leichtfertige Umhertreiben des französischen Militärs eine stete und starke Versuchung für die Unbefestigten.

Wiederum wurde an den Kaiser geschrieben (1866), aber der Druck währte unter immer wechselnden Namen fort; Uea namentlich kam nicht mehr zur Ruhe. Es wurde ein Kommandant über die annectirten Loyalitätler gesetzt, der aber nur die Protestanten bestrafen durfte und solches auch für sehr kleine Vergehen streng genug durchführte; Katholiken dagegen durften irgendwelche Gewaltthat gegen Protestanten wagen, ohne daß er anders als mit Worten einschritt. Dagegen wurden die Protestanten, als sie eine Klagschrift einreichten, beordert, ihren Unterdrückern ein Fest zu bereiten; alle Lehrer von Lifu und Mare mußten Uea verlassen, und ein katholischer Jüngling, der zu den Protestanten übertrat, hatte als Zuchthäusler an den Straßen zu arbeiten. Man fühlt sich, wenn man die Einzelheiten liest, geradezu in die Tage Ludwigs XIV versetzt.

Neue Vorstellungen wurden 1867 in Paris eingereicht und verbindlichst in Empfang genommen. Draußen aber durften die Missionare keinen Schullehrer ernennen ohne obrigkeitliche Erlaubniß, kein Bewohner der einen Insel durfte ohne Vollmacht die andere nur besuchen. Auf Lifu verordnete der Priester in Abwesenheit des

Kommandanten, daß die Leichen von Protestanten aus den Gräbern ausgescharrt werden müßten, und es geschah.

Von Uea insonderheit berichtete Missionar Ella, wie die Hemmnisse nur wenig gemildert fortdauern. Der Häuptling Baihit durfte thun, was ihm beliebte, nachdem er den Christenhäuptling Ouwa und dessen Nichte mit seinem Hause verbrannt hatte. Ella selbst wurde wiederholt beraubt, bedroht, vom Abendmahlstisch in der Kirche weggezerrt; die Entdeckung, daß trotz des Schulverbots viele Protestanten lesen und schreiben lernten, zog ihm einen Wischer vom Kommandanten zu und veranlaßte diesen, die Jünglinge für Kriegsschiffe als Matrosen zu pressen und die Knaben in die socialistische Schule nach Lifu fortzunehmen. Den Protestanten wurde zwar endlich vom Gouverneur gestattet, sich ein neues Dorf anzulegen, aber zweimal verhinderte Baihit mit Waffengewalt jeden Versuch der Ansiedlung, und der Priester erklärte dem neuen Häuptling, er solle sich nur nicht einbilden, je im Frieden zu leben, ehe sein ganzer Stamm den Katholizismus angenommen habe. Die Evangelischen wurden wieder in den Busch getrieben, vom Gouverneur jedoch beordert, zurückzukehren und sich anzubauen. Als sie es thaten, verhinderte eine wüthende Schaar den Missionar an der Predigt, und zur Strafe für den Auflauf wurde der protestantische Häuptling vom Kommandanten eingesperrt. Endlich (Febr. 1869) wurde jeder protestantische Gottesdienst verboten und nach vielen Mißhandlungen den Evangelischen all ihr Land sammt ihren Häusern abgenommen und unter die Gläubigen vertheilt.

Damit war freilich das Maaß der Missethaten voll. Es kam ein neuer Gouverneur de la Richerie nach Neukaledonien, der den Protestanten 1870 zu ihrem Recht verhalf, nachdem die Verfolgung trotz aller Klagen und schönen Versicherungen 6 Jahre lang gewüthet hatte. War es wohl erst die Demüthigung, welche Frankreich in jenem Sommer erfahren mußte, was seine Hauptleute geneigter machte, die englischen Empfindlichkeiten mehr zu schonen? Wie dem sein mag, die Protestanten giengen aus der Untersuchung, welche jetzt veranstaltet wurde, gerechtfertigt hervor. Es kam an's Licht, daß der letzte Krieg auf Mare, als dessen Anstifter die Jesuiten den edlen christlichen Häuptling Naisilini bezeichnet und gefangen gesetzt hatten, von ihnen selbst entzündet worden war. Die drei französischen Richter fanden einstimmig, daß die Römlinge und Heiden die Urheber dieses Kriegs

gewesen seien und daß die Priester den Streit nur weiter angefacht haben; Naisilini aber erhielt alles zugesagt, was er verlangt hatte. Der neue Kommandant auf Lifu beglückwünschte den evangelischen Missionar wegen all der Fortschritte in Bildung und Reinlichkeit, welche er in seinen Gemeinden erzielt hatte, und wünschte nur, die Priester möchten ähnliche Erfolge bei ihren so vernachlässigten Anhängern und Nachfolgern anstreben. Auf Uea trat endlich Ruhe ein und die Protestanten durften im Frieden ihres Glaubens leben; Missionar Ella ergriff diese Zeit der hergestellten Stille, um mit seiner schwer erkrankten Gattin in der Heimat sich wieder etwas auszuathmen. Auch der letzte Wunsch, den die Missionare aussprachen, daß doch die kostspielige, für die Eingebornen aber gefährliche, militärische Besatzung von der Gruppe abziehen möge, schien ihnen gewährt werden zu wollen.

Indessen war Ein Vortheil, welchen dieser lange Kampf den Loyalitätschristen errungen hatte, immer deutlicher an's Licht getreten. Als die Lehrer von Rarotonga und Samoa so schmählich abziehen mußten, konnten sich die Christen vor Bestürzung erst kaum fassen, so unentbehrlich und wesentlich zum Bestand des Evangeliums schien ihnen die Anwesenheit der fremden Lehrer zu sein. Da man aber nun diese durch die Besten der Eingebornen zu ersetzen bedacht war und überdem doppelte Mühe auf Ausbildung jüngerer Kräfte verwandte, war die augenblickliche Noth bald verschmerzt und ein bedeutender Fortschritt zur wünschenswerthen Selbständigkeit der neuen Kirchen erzielt. Wie weit man damit gekommen ist, deutet schon das oben erzählte Missionsunternehmen nach Neuguinea an.

Da kommt nun eine neue Nachricht, schlimmer als alle früheren. Es war am 24. April 1872, (wie Miss. S. M. Creagh an Herrn Caillet, den französischen Residenten der Loyalitätsinseln, schrieb D. 30. Mai), daß die Katholiken der Insel Uea in Fayaue und andern Orten der Insel zusammentraten, um die Befehle eines Häuptlings Wangarei (oder Salomon Ombalu, wie er in den katholischen Berichten heißt) zu vollziehen. Dieser Mann wünschte sich der Protestanten in seinem Dorf zu entledigen, sandte Mörder aus und ließ zuerst vier seiner Gegner niederhauen. Eine andere Mörderschaar zog gegen einen Ort, wo sich die Evangelischen zum Gebet vereinigt hatten, und erschlug deren vier, während andere schwer verwundet wurden. Die Ueberlebenden flohen in ihr eigenes Dorf, wohin sie von

Wangarei verfolgt wurden; der guten Bewaffnung der Verfolger ist es zuzuschreiben, daß auch hier die Protestanten bald unterlagen. Ihrer Vier wurden getödtet gegen einen von Wangareis Partei. Ein alter Mann war unter den Ermordeten, der, obwohl mit der Axt gräßlich zerhauen, noch einige Stunden lebte, während Wangarei die Häuser seiner Feinde niederbrannte. Derselbe Häuptling maßte sich sodann die höchste Gewalt an und verbot allen protestantischen Gottesdienst. Von Fayaue bis Wakat wurden alle Einwohner genöthigt, katholisch zu werden, was durch Bedrohung mit geschwungenen Aexten sich endlich bewerkstelligen ließ. Der Wilde untersagte sofort alles Bibellesen und verbannte alle protestantischen Katechisten aus den Dörfern, in welchen sie stationirt waren. Der Grund dieses echt römischen Vorgehens lag in dem Bau eines protestantischen Bethauses, den die Regierung von Neukaledonien genehmigt hatte, während Wangarei darauf bestand, derselbe dürfe nun einmal nicht vor sich gehen.

Am 2. Mai ist sodann Miss. Sleigh in Fayaue auf Uea gelandet, um nach der Mission zu sehen, welche durch die Abwesenheit ihres Vorstandes Ella in England gerade verwaist war. Er fand Alles im traurigsten Zustand: es war weniger ein Krieg, als ein Gemetzel, was sich in jenem Bezirk abspielte. Die Protestanten wurden während des Fischens oder bei ihrer Andacht überfallen und hingemordet; „auf der ganzen Insel," verlangte Wangarei, „müsse der Protestantismus aufhören," und in Fayaue, Wakat, Lekin ꝛc. war derselbe aufs strengste geächtet. Sleigh machte den verfolgenden Häuptlingen alle möglichen Vorstellungen im Namen der Gewissensfreiheit; da sie ihn aber nur auslachten, appellirte er an die Regierung in Numea (auf Neukaledonien).

Natürlich hat auch der katholische Priester Herr Rousset von Fayaue seinen Bericht eingesandt; er bemüht sich nach Kräften, die römischen Häuptlinge zu entschuldigen. Die Protestanten müssen an dem ganzen bedauerlichen Vorgang schuldig sein, weil sie sich nicht davon abbringen ließen, eine Kirche zu erbauen, wo die Häuptlinge sie einmal nicht haben wollten.

Der Gouverneur de la Richerie hat am 10. Juni ein Kriegsgericht eingesetzt, um diese Ereignisse genau zu untersuchen und die Schuldigen nach dem Gesetz zu strafen.

Hoffen wir, daß die französischen Protestanten ihre Stimme mit der der britischen und melanesischen Glaubensbrüder vereinigen und

dieser römischen Tyrannei, die den Namen ihrer Nation in der ganzen Südsee stinkend gemacht hat, endlich ein Ziel setzen.

Die amerikanische Mission in Farakhabad.

Es geht oft gar wunderlich zu in der Mission; nicht nur, soweit dabei menschliche Schwachheit in Betracht kommt, sondern auch in dem, was unverkennbar Gottes Fügung ist. Durch Tod zum Leben, durch Unterliegen zum Siegen, durch manchfach verschlungene Umwege zum schnurgeraden Ziel pflegt der Herr seine Sache zu führen. So kann auch kein Missionar, bevor er auf seinem Posten angelangt ist, sich mit irgend welcher Sicherheit einen bestimmten Arbeitsplan machen. Sein Herz mag noch so sehr brennen, blinden Götzendienern den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, mühseligen und beladenen Seelen den sanftmüthigen, demüthigen Sünderheiland, geängsteten Gewissen den Geist der Kindschaft zu verkünden, der ihnen die Vergebung ihrer Schuld und ihr unverwelkliches himmlisches Erbe versiegeln will, indem er den ganzen Menschen weiht und heiligt zu einem Tempel des lebendigen Gottes — der Bote Christi hat vor Allem doch darauf zu merken, welche Wege ihm gebahnt, welche Thüren ihm geöffnet werden. Und je mehr er seiner eigenen Weisheit mißtraut, desto unmißverstehbarer wird sich an ihm die Verheißung erfüllen: „Ich will dich mit meinen Augen leiten.“ Von Schritt zu Schritt wird er dann, wenn auch verbundenen Auges, die Hand spüren, die ihn führt, die Stimme hören, die ihm zuruft: „Dies ist der Weg, den du gehen sollst,“ und der endliche Erfolg wird zeigen, daß nicht menschlicher, sondern göttlicher Rath hier gewaltet hat. — In besonders anschaulicher Weise drängen diese Erfahrungen sich in der Farakhabad-Mission der amerikanischen Presbyterianer zusammen, deren hier folgende Skizze eben darum zugleich als ein Brennpunkt gelten mag, worin in engem Rahmen sich der Charakter der gesammten Missionsarbeit spiegelt.

1. Das Arbeitsfeld.

Farakhabad (Glücksstadt) ist die Hauptstadt eines Distrikts im Duab, jenem langen Zweistromland, das sich zwischen dem Gan-

ges und seinem westlichen Nebenfluß Dschamna (Jamuna) hinabzieht bis zu der heiligen Stätte der Konfluenz beider Ströme. Diese, genannt Prajaga, oder heutzutage Allahabad (Gottesstadt), gilt den Hindu's eigentlich für dreifach heilig, weil der Sage nach hier, am Zusammenfluß von Ganga und Jamuna, sich tief unter dem Boden noch ein dritter heiliger Strom, die Saraswati, mit den beiden andern vereinigt. In diesem untern Ende des großen Zwickels liegt ein Hauptgebiet der amerikanischen Mission. In Allahabad arbeiten neben diesen Presbyterianern auch Anglikaner und englische Baptisten, und jenseits des Ganges ist Kanpur von Missionaren der Ausbreitungsgesellschaft besetzt; sonst aber gehört das ganze Südende des Duabs ausschließlich den Presbyterianern, deren Wirksamkeit nach Süden zu auch über den Jamuna hinaus, soweit die Hindisprache reicht, von keiner andern Gesellschaft begrenzt ist, während im Nordosten der Ganges sie von dem Arbeitsfeld der amerikanischen Methodisten trennt.

Wie das ganze Gangesthal, so ist auch dieser Strich eine fast ununterbrochene Ebene. Nur hin und wieder haben Regenbäche sich dem Strome zu ein tiefes, schluchtenartiges Bett ausgewühlt, und als Vorposten des Windhya-Gebirges erheben sich einige Hügel am Südrand des Allahabad-Bezirks. Eintönig ist diese weite Fläche darum aber nicht, sondern während der Regenmonate und der darauf folgenden kühlen Jahreszeit recht lieblich anzuschauen. Wo Quellen oder Kanäle irgendwie Bewässerung zulassen, bringt der fruchtbare Alluvialboden fast mühelos jährlich vier Ernten, und Gruppen üppiger Mangobäume, schlanker Palmen oder feinblättriger Tamarinden schmücken allenthalben die Landschaft im Gegensatz zu dem Pandschab, auf dessen staubigen Ebenen kaum das dürftige Laubwerk einiger zwerghaften Akazien dem Auge einen Ruhepunkt gewährt. Verglichen mit andern tropischen Gegenden ist das Klima hier günstig. Die Monate April, Mai und Juni allerdings sind furchtbar heiß und trocken, da der glühende Landwind aus der westlichen Wüste die Temperatur im Schatten weit über 30° Wärme steigert; durch verschiedene Vorrichtungen weiß man im Innern der Häuser die Hitze jedoch so zu dämpfen, daß sie mindestens 5° niedriger bleibt als draußen, und Thatsache ist, daß in dieser Zeit im Ganzen wenig Erkrankungen vorkommen. Mit dem ersten Juli etwa beginnt die drei Monate dauernde Regenzeit. Obgleich in ihr der Thermometer nicht beson-

ders hoch steht, ist die Luft doch sehr schwül und drückend; im Oktober aber fängt das Wetter an, sich wieder aufzuhellen; und von November bis März folgt nun eine unvergleichlich schöne Zeit. Einige flüchtige Regenschauer am Jahresschluß abgerechnet, ist es außerordentlich trocken, und im Januar bringt eine Abkühlung der Luft bis auf 6° Wärme wirkliche Stärkung. Man wird nicht mit Unrecht sagen können, daß nicht leicht ein anderes tropisches Klima dem Europäer so zuträglich ist, wie das des untern Duab.

Ein so fruchtbares Land hat natürlich alle jene erobernden Horden angelockt, die sich vom grauen Alterthum an durch die Gebirgspässe des Himalaya nach Indien hinab ergossen, und heute noch findet die dichte Bevölkerung des Gangesthales nur in China und Japan ihres gleichen. Nicht leicht kann ein Prediger des Evangeliums anderswo mit so wenig Mühe und Zeitaufwand solche Schaaren mit seiner Botschaft erreichen. Bei Farakhabad drängen sich auf einer Strecke von 3½ Stunden im Geviert außer Farakhabad mit seinen 73,000 und dem nur eine Stunde davon entfernten Fatehgarh mit seinen 20,000 Einwohnern noch gegen 100 Dörfer zusammen.

Der Religion nach zerfällt die Bevölkerung in Muhammedaner und Hindu's. Die Ersteren sind der Mehrzahl nach Abkömmlinge der moslimischen Eroberer aus Iran und durch ihre hellere Hautfarbe und abweichende Kleidung leicht von den Hindu's zu unterscheiden; doch haben auch viele Hindu's den Islam angenommen. Andrerseits ist der Götzendienst, von welchem die Muhammedaner sich Jahrhunderte hindurch umringt sahen, auch an vielen von ihnen nicht spurlos vorübergegangen. So laut sie denselben mit ihren Worten verdammen, haben sie doch selbst da und dort Schreine mit den angeblichen Gebeinen von Heiligen, zu denen sie ganz in derselben Weise wallfahrten, wie die Heiden zu ihren Tempeln. Sittlich stehen sie sogar noch tiefer als die Hindu's, denen sie es an Grausamkeit, Wollust und Betrügerei zuvorthun; ihr religiöser Fanatismus ist zu bekannt, um erst noch besondrer Erwähnung zu bedürfen. Während der Hindu es ganz in der Ordnung findet, daß Jeder den Glauben seiner Väter festhält und vertheidigt, kann ein nordindischer Muhammedaner kaum ohne Lästerungen einen Missionar von dem Versöhnungstode Jesu sprechen hören.

Unter den Hindu's haben sich innerhalb des Farakhabad-Gebiets einige Sekten mehr oder weniger von ihren übrigen Volksge-

nossen abgelöst. So die Dschains im Bezirk von Mainpuri und Itaweh, die sich durch die den Buddhisten eigene religiöse Apathie auszeichnen. Zahlreicher und weit interessanter als sie sind die Kabir Panthis, d. h. diejenigen, welche den Weg Kabirs wandeln. Dieser Kabir lebte im Anfang des 15. Jahrhunderts und scheint ein wirklich heilsverlangender Mensch gewesen zu sein, der in seinem Sehnen nach Wahrheit die leeren Ceremonien des Heidenthums wie des Islam gleich schonungslos angriff. Von welch tiefem Sündengefühl zeugen doch den Schaaren gegenüber, die man noch heute jeden Morgen von Farakhabad zum Ganges hinabziehen sieht, um da ihre Sünden abzuwaschen, Worte wie diese:

„Schmutziges Wasser und keine Seife; — was reibst und wascheſt du weg?

„Tief im Innern sind sie, die Flecken der Sünde! — ach ich weine, wenn ich es sehe!

. . . . . .

„Mit welcher Stirne kann ich flehend vor dich treten? Scham befällt mich!

„Du weißt, was ich Böses gethan, — wie kann ich deinem Auge gefallen?"

Doch erlaubte Kabir, um Verfolgungen zu vermeiden, seinen Anhängern manche Anbequemung an solche Gebräuche der Hindu's, die er als Dinge betrachtete, von denen weder Nutzen noch Schaden zu erwarten sei. Menschlichkeit, besonders auch gegen die Thiere, Wahrhaftigkeit und Gehorsam gegen den geistlichen Führer sind die Haupttugenden, die er einschärfte. Seine eignen Schriften, sowie die seiner Jünger, enthalten so Vieles, was im Einklang mit der heiligen Schrift steht, und genießen selbst bei solchen, die nicht zu seinen Anhängern zählen, so großes Ansehen, daß sie mit ihrem gewaltigen Zeugniß gegen die herrschenden Irrthümer und ihrem Schuldbekenntniß vor dem lebendigen Gott dem Missionar im Gespräch mit den Hindu's eine sehr werthvolle Handhabe bieten. Größere Empfänglichkeit für das Evangelium als ihre Volksgenossen zeigten aber trotz all dem die Kabirs bis jetzt nicht, obgleich sich unter ihnen gelegentlich aufmerksame Hörer finden.

Ihnen nahe verwandt, aber dem orthodoxen Hinduismus noch ferner stehend als sie, sind die Sädhs. Ihre Sekte ist nicht zahlreich und hat innerhalb des Arbeitsgebiets der presbyterianischen

Mission ihre meisten Vertreter in Farakhabad selbst, wo ihrer etwa 2500 leben. Sie verwerfen die Abgötterei, die Kaste und den Pantheismus, sagen sich aber nicht ganz los von dem Glauben an die Seelenwanderung. Ihrer Lehre nach hat sich die Gottheit einmal unter dem Namen „Schabd" (Wort) im Fleisch geoffenbart, jedoch nicht durch leibliche Geburt, sondern mehr in der Art einer Erscheinung (doketisch) als in einer wirklichen Menschwerdung. Gleich den Kabirs tragen sie große Sorge für das thierische Leben und legen viel Gewicht auf verdienstliche Werke, wozu sie besonders Güte, Wahrhaftigkeit und Reue über die Sünden rechnen. Sie besitzen in Farakhabad ein großes Gebäude, oder eigentlich mehr nur einen umschlossenen Raum (Tschauk), worin sie sich beim Vollmond zu ihrem Gottesdienst versammeln, der manche Aehnlichkeit mit dem christlichen hat, und aus stillem oder lautem Gebet, Gesang, Vorlesen aus dem Granth (der Religionsurkunde) und religiösen Reden besteht. Sie haben weder Priesterschaft noch Geistlichkeit, sondern wie bei den Quäkern ergreift derjenige das Wort, der sich zum Sprechen getrieben fühlt. — Viele Sädhs sind sehr reich, und keiner der Ihren darf Mangel leiden. Obgleich auch aus ihren Reihen nur wenige Bekehrungen zum Christenthum vorkommen, zeigten sie doch im Einzelnen schon entschiedene Hinneigung zu den Missionaren, und als Gesammtheit Zugänglichkeit für deren Lehre.

Bigotte Muhammedaner, apathische Hindu's und selbstzufriedene Anhänger verschiedener heidnischer Reformatoren sind also das dreifache Ackerland, womit die Mission es hier zu thun hat. Beinahe vier Fünftel der Hindu-Bevölkerung des Bezirks von Farakhabad gehören der niedern Sudra-Kaste an. Eine vergötterte Priesterschaft beherrscht im ganzen Dreiecke den größten Theil der Eingebornen, von denen die Kaste wohl sechs Siebentel mit eisernen Banden umschlungen hält. Das Volk ist in tiefe Unwissenheit versunken, aber keineswegs unbegabt; seine Gelehrten dagegen sind aufgeblasen von einer falschen Philosophie und brüsten sich mit so tiefen Systemen der Weltweisheit, als je ein Menschengeist welche ersann, sowie mit einer umfangreichen Literatur, deren Heldengedichte sich mit denen der alten Griechen und Römer messen können, während sie daneben auch ihre sprachlichen, musikalischen, mathematischen und astronomischen Abhandlungen aufzuweisen hat. Im Urdu, der Sprache der Muhammedaner sowohl, als in dem einheimischen Hindustani oder

Hindi erscheinen Zeitschriften, welche die Interessen von beiden Theilen der Bevölkerung vertreten. Offenem Widerstand begegnet das Evangelium kaum unter den Hindu's dieses Bezirks; der Missionar wird gewöhnlich höflich, oft sogar herzlich empfangen; wirkliches Verlangen nach Wahrheit ist aber dennoch eine sehr seltene Pflanze. Die Massen beschäftigen sich wenig mit dem Gedanken an die Zukunft, und scheint je einmal sich Einer aufzuraffen, so sinkt er nur zu leicht wieder in seine vorherige fatalistische Gleichgültigkeit zurück. Die religiösen Führer des Volkes, obgleich immer zur Diskussion bereit, wollen dabei nicht sowohl das Gehörte prüfen, als ihre eigne dialektische Gewandtheit und ihre Kenntniß des Sanskrit entfalten. Dieses Gefühl der Selbstzufriedenheit geht jedoch Hand in Hand mit dem Wunsche, sich der englischen Sprache zu bemächtigen, weil dieselbe den Weg zu einträglichen Aemtern bahnt; und entsagen auch viele Gebildete innerlich den Abgeschmacktheiten des Hinduismus, so fallen sie doch meistens dadurch nur einem trocknen Deismus oder dem Zweifel an aller Religion anheim, den sie vielfach in englischen Büchern einsaugen.

2. Gründung der Mission.

In einem Lande, dessen fruchtbarer Boden zur versengten Wüste wird, sobald zur bestimmten Zeit die Himmelsgabe des Regens ausbleibt, während alle Welt seit Olims Tagen von der Hand in den Mund lebt, ist Hungersnoth nichts seltenes. In früheren Zeiten kam nach den Akten der englischen Regierung durchschnittlich auf jedes 17te Jahr eine solche Plage; grauenvoller aber als die, welche 1837—1838 die Nordwestprovinzen betraf, kann kaum die noch in frischer Erinnerung stehende furchtbare Hungersnoth in Orissa und die noch neuere in Persien gewesen sein. Stundenweit waren damals in der Nähe von Fatehgarh die Straßen auf beiden Seiten mit verhungernden Bettlern eingefaßt, die sich aus ihren Wohnungen daher geschleppt hatten, um von den Vorübergehenden einen Bissen Brot zu erflehen. Die abgezehrten Gestalten und die Leichenfarbe der Gesichter zeugten lauter von dem namenlosen Elend, als die herzzerreißendsten Klagen es vermocht hätten. Sterbende und Todte lagen durcheinander, während die Lebenden nach Hilfe wimmerten. Lebenslang konnten und können die Augenzeugen jener Schreckens-

scenen die Jammerbilder, die sie da gesehen, den Verwesungsgeruch, den sie geathmet, nicht mehr vergessen. Im ganzen Distrikt von Farakhabad gab es hin und wieder total ausgestorbene oder entvölkerte Dörfer, und Hunde und Wölfe mästeten sich von menschlichen Leichen.

In jenen Tagen gieng Gopinath Nandi, der in der indischen Missionsgeschichte so wohl bekannte Held von Allahabad*), als ein Engel des Trostes umher. Einer der Erstlinge der schottischen Mission, schon 1832 von Dr. Duff in Kalkutta getauft, war er 1834 nach dem Allahabad benachbarten Fatehpur gekommen, um dort die Leitung einer Schule zu übernehmen, die von einigen frommen britischen Beamten gegründet und unterhalten wurde. Jetzt, während der Hungersnoth, war es sein Geschäft, die verlassenen und verwaisten Kinder aufzusuchen und zu retten. Wie manchmal begegnete es ihm da, daß Mütter ihm mit Thränen ihre Kinder um eine Hand voll Mehl anboten, nach dessen Genuß sie fröhlich starben, weil sie doch ihre Kleinen versorgt wußten!

Was aber mit diesen verhungerten Geschöpfen machen, die wie gierige Wölfe nie satt wurden, und denen doch mit der größten Vorsicht nur in kleinen Dosen Nahrung gereicht werden durfte, damit nicht eine übermäßige Arbeit des entkräfteten Magens sie tödte? Ein im Dienst der ostindischen Kompagnie stehender Dr. Madden nahm sich ihrer an und eröffnete ein Waisenhaus für sie. Kurz darauf aber starb seine Frau, und allein konnte er die Anstalt nicht fortführen. Schon traf man Vorkehr, die Kinder nach Benares hinabzuschicken, als die Kunde kam, ein amerikanischer Missionar sei eben unterwegs, um im Nordwesten eine neue Station zu gründen.

Indessen hatte auch der edle, in Fatehgarh stationirte Hauptmann Wheler**) eine Schaar von Waisen gesammelt, für deren Erziehung er sich um Hilfe umsah. Beide drangen mit ihren vereinten Bitten in den durchreisenden Miss. Wilson: statt, wie er angewiesen war, weiter zu ziehen nach Lodiana im Norden des Duab, möge er sich doch lieber gleich hier niederlassen und diese Kleinen aufnehmen, für deren leiblichen Unterhalt man ihm reichliche Mittel zusagen könne.

*) Seine Geschichte ist in einem eignen Basler Traktat, sowie Miss. Mag. 1861, S. 421 ff. zu finden.

**) Miss. Mag. 1871, S. 143 f.

Wer wollte unter diesen Umständen den Missionar tadeln, daß er statt ein Verkündiger des Evangeliums unter den Heiden, zunächst ein Waisenvater wurde? Gewiß wenigstens der große Kinderfreund nicht, der einst die Kleinen auf seine Arme nahm und sie herzte und segnete.

Das also war der Anfang der Farakhabad Mission, und Wilson erwies sich alsbald als der rechte Mann an dem ihm bestimmten Platz. Seine Aufgabe war keine leichte. Die armen Kleinen waren schon allen erdenklichen schlechten Gewohnheiten ergeben und an keinerlei Art von Zwang oder Zucht gewöhnt; es erforderte darum große Geduld und Weisheit, sie nur einigermaßen in Ordnung zu bringen, aber gerade hiefür hatte der Herr ihn mit besondern Gaben ausgerüstet. Die von ihm eingeführte und von Andern vielfach nachgeahmte Erziehungsweise wurde mit reichem Segen gekrönt.

Und aus dem Waisenhaus wuchs allmählich ein christliches Dorf Rakha heraus. Gleich bei der Eröffnung der Mission wurde in Aussicht genommen, die in der Anstalt erzogenen Kinder nach ihrer Verheirathung in der Nähe anzusiedeln, um sie unter fortlaufendem christlichem Einfluß zu behalten. Von vorn herein wurde darum auch darauf Bedacht genommen, sie für irgend einen Beruf vorzubereiten, mit dem sie einmal selbständig ihr Brod verdienen könnten.

Abermals eine schwierige Aufgabe für die Missionare, da die von ihnen erzogenen Kinder kastenlos und damit Auswürflinge ihres Volkes wurden, mit denen voraussichtlich niemand zu thun haben wollte. Unter den verschiedenen Erwerbszweigen, die man einzuführen versuchte, erwies sich besonders die Teppich- und Zeltweberei als lohnend, so daß sie bald nicht nur zum Unterhalt der selbständig arbeitenden Erwachsenen, sondern auch der Anstaltskinder ausreichte. Zwei Gehilfen Wilsons übernahmen mit ebensoviel Umsicht als Erfolg die Hauptlast dieses äußern Theils der Arbeit; doch wurde auch Wilson selbst der Reihe nach Alles: Hausvater, Schulmeister, Baumeister, Teppichweber und Zeltmacher. Hätte er wohl evangelischer gehandelt, wenn er sich diesen Anforderungen entzogen und sich ausschließlich der Verkündigung des Worts gewidmet hätte?

Versäumt haben aber er und seine Mitarbeiter auch diese nicht. Im Jahr 1841 organisirten sie sich zu einer kleinen Gemeinde von 10 Personen, worunter 4 Eingeborne waren. Bis 1857 wuchs die

Zahl dieser Letzteren auf mehr als 100 an, wovon Viele schon wieder zur Gründung und Stärkung neuer Stationen mitverwendet werden konnten. Regelmäßige Bazarpredigten, weite Predigtreisen in der kühlen Jahreszeit, Uebersetzung von Traktaten, Ausarbeitung von Schulbüchern, mehrere unter der Oberleitung der Missionare stehende Elementarschulen, eine Lehranstalt für höhere Zweige des Wissens und etliche nur für die Kinder der eingebornen Christen bestimmte Schulen nahmen auf die vielseitigste Weise Zeit und Kraft der Missionare in Anspruch und trugen liebliche Früchte.

Eine besonders ansprechende Episode in der Geschichte dieser Mission ist ihr Einfluß auf den jungen Maha Radscha Dalip Sing, den Sohn Randschit Sings, jenes berühmten Löwen des Pandschab, um dessen Gunst Engländer und Russen sich einst so eifrig bewarben, dessen Reich aber kurz nach seinem Tode in Folge der Sikh-Kriege den britischen Besitzungen einverleibt wurde. Vier Jahre alt hatte Dalip Sing den väterlichen Thron bestiegen, um noch vor seiner Volljährigkeit in die Verbannung zu wandern und sein Erbe in die Hände der abendländischen weißen Herrscher übergehen zu sehen. Zu Anfang des Jahres 1850 langte er mit dem von der englischen Regierung bestellten Vormund, einem christlichen Arzte, Dr. Login, in dem ihm zum Wohnort angewiesenen Fatehgarh an. War die Wahl des Vormunds des jungen Exkönigs eine glückliche gewesen, so war es die nachfolgende seines Erziehers Guise nicht minder. Mit seltener Begabung für seinen schwierigen Posten ausgerüstet, scheute Guise keine Mühe und Anstrengung, seinen Zögling in zeitlichen und ewigen Dingen aufs beste zu berathen. Nicht durch feste Regeln wollte er den jungen Prinzen, der noch nie in seinem Leben etwas wie Zwang gekostet hatte, ans Lernzimmer und an seine Bücher bannen, sondern durch Locken und liebendes Nachgehen in seiner eignen Seele ein edleres Streben wecken. Kein Mittel und Plan blieb unversucht, bis dieses Ziel erreicht war; am meisten von Allem aber trug dazu ohne Zweifel der durch und durch gediegene Charakter des Lehrers bei, der in seiner Ruhe und Beharrlichkeit, Geduld und Entschiedenheit seinem Zögling ein der Nacheiferung eines Maha Radscha vollkommen würdiges Vorbild vor Augen stellte.

Auf Dalip Sings Wunsch, einen begabten und unterrichteten Gefährten von guter Familie zu bekommen, wurde ihm der junge

Brahmane Bhadschan Lal, ein Zögling der höheren Missionsschule, zugeführt, der alsbald im hohen Grade sein Vertrauen und seine Zuneigung gewann. Bhadschan Lal selbst hatte von der Schule her bereits eine solche Liebe zu der Bibel gefaßt, daß er auch im Palast in seinen freien Augenblicken darin zu lesen pflegte. Dalip Sing bemerkte dies und wollte wissen, was denn das für ein Buch sei, das er wieder und wieder in der Hand seines Freundes sah. Dieser war mit Freuden bereit, ihm insgeheim daraus vorzulesen und es ihm zu erklären.

Schon vorher war durch andere Umstände der junge Radscha der Religion seines eignen Volkes entfremdet worden. Er hatte bemerkt, mit welch tiefem Widerwillen die ihn von Lahor begleitenden Sikhpriester sich von dem Pandschab losrissen, und wie eigennützig sie immer nur darauf bedacht waren, ihre Beutel zu füllen. Andrerseits war ihm auch nicht entgangen, von wie viel höheren Triebfedern, als gemeiner Habgier und Selbstsucht, die Christen seiner Umgebung sich leiten ließen, und die aufrichtige Liebe, die er von diesen zu genießen bekam, hatte sein Herz empfänglich gemacht für reinere Religionsbegriffe. Bewundernd hörte er so zu, wenn der heidnische Brahmanenjüngling ihm die Bibel der Christen vorlas und zu erklären suchte; ja bald trat er sogar mit dem Wunsche hervor, dem Götzendienst zu entsagen und die Kaste zu brechen.

Seiner Jugend wegen wurde ihm gerathen, einen so wichtigen Schritt lieber zu verschieben, bis er die Sache noch reiflicher überlegt und die Religion Christi gründlicher verstehen gelernt habe; von jetzt an aber nahm er an der Hausandacht seines Vormunds theil und erhielt von etlichen Gliedern der Mission regelmäßigen Unterricht in der heiligen Schrift. Es war eine Freude, sein Wachsthum in christlicher Erkenntniß und seine treue Benützung der ihm gebotenen Gnadenmittel zu sehen, bis am 8. März 1853 der Tag kam, an dem er in Gegenwart seines Lehrers, der amerikanischen Missionare und einiger bekehrten Eingeborenen von dem anglikanischen Kaplan Jay in seinem Palast durch die Taufe in die Gemeinde Christi aufgenommen wurde.

Der Generalgouverneur Lord Dalhousie bemerkt hierüber in seinem Rechenschaftsbericht:

„Zwei Vorfälle in den Familien einheimischer Prinzen mögen hier als sehr bezeichnend für den Charakter der Neuzeit eine kurze

Erwähnung finden, obschon sie keine politische Bedeutung haben. Der erste betrifft den Uebertritt des letzten Herrschers im Pandschab, des Maharadscha Dalip Sing, zum Christenthum. Es war ein völlig freiwilliger Akt des Jünglings, herbeigeführt unter der Leitung von Gottes Hand durch seine eigenen unbeeinflußten Ueberzeugungen. Erfreulich ist, daß ich beifügen darf, wie so ganz sein seitheriges Leben mit den Forderungen des Glaubens, zu dem er sich bekennt, übereinstimmt. Der andere Vorgang ist die Taufe der Tochter des Exkönigs von Kurg, unter der besonderen Protection Ihrer Majestät der Königin. Das Verlangen nach der Taufe dieser jungen Prinzessin gieng vom (heidnischen) Radscha selbst aus und wurde mir schon im Jahr 1848 mitgetheilt."

Fürst Dalips Benehmen bürgte auch in der Folge dafür, daß sein Uebertritt nicht blos äußeres Bekenntniß, sondern Herzenssache war. Er schloß sich an die presbyterianische Missionsgemeinde an, der auch sein Lehrer Guise angehörte, und stiftete in Fatehgarh, wo ihm der Weg des Lebens gewiesen worden war, sowie auch in seiner Heimat Lahor Hilfsvereine für die Armen, die er unter die Aufsicht und Oberleitung der Mission stellte. Die Ausgaben dieser Vereine beliefen sich monatlich auf nicht weniger als 300 Dollars, und neben seiner freigebigen Unterstützung aller Missionsunternehmungen gründete er überdieß noch eine Anzahl Dorfschulen.

Nicht nur der Fürstensohn aber, sondern auch ärmere Gemeindeglieder lernten unter der treuen Leitung der Missionare sich üben in der königlichen Freude des Gebens. Dem amerikanischen Charakter sowohl als der presbyterianischen Kirchenverfassung ist es ja entsprechend, auf möglichst frühe Selbständigkeit und Mannhaftigkeit der Pflegbefohlenen hinzuarbeiten. So wurde in dem Christendorfe auch bald der Anfang gemacht mit der Anlegung eines auf mustergiltigen Einrichtungen beruhenden Wittwen- und Waisenfonds, und manche der bekehrten Eingebornen machten sichs zur Regel, nicht nur den zehnten, sondern sogar den achten Theil ihres Einkommens für mildthätige und religiöse Zwecke zu bestimmen. Alles grünte und blühte, als der Sturm des Jahres 1857 losbrach.

3. Die Feuerprobe.

Der furchtbare Militäraufstand jenes Schreckensjahres für die britischen Residenten in Indien ist in diesen Blättern wiederholt schon

zu eingehend geschildert worden, als daß wir hier nochmals länger dabei zu verweilen hätten. So schwer aber, wie im Distrikt von Farakhabad wurde die Mission nirgends von der Meuterei mitbetroffen. Nachdem am 27. Mai 1857 das Sipahiregiment in Fatehgarh sich gegen seine Offiziere empört, und mit ihnen einen sehr ungleichen Kampf bestanden hatte, schifften sich am 4. Juni die übrigen Christen, Hundertundsechsundzwanzig an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder in drei Booten ein und fuhren den Ganges hinab, in der Hoffnung, dem rings umher tobenden, vom wilden Fanatismus der Muhammedaner geschürten Verfolgungssturm, der gegen die Fremden und Alles, was mit ihnen zusammenhieng, losgebrochen war, zu entrinnen. Die Missionare Freeman, Campbell, Johnson und Mac Mullin mit ihren Frauen und zwei Kindern von Miss. Campbell schlossen sich auch den Flüchtlingen an, nachdem sie den eingebornen Christen gerathen hatten, sich möglichst zu vertheilen, um dem Verderben zu entrinnen. Bei Bleichgesichtern zu verweilen, wäre ihr sicherer Untergang gewesen.

In welcher Seelenverfassung die Missionsfamilien ihrem Ende entgegengiengen, zeigt der letzte Brief von Frau Freeman, der ihren Freunden zukam. Sie schrieb: „Unser Gemeindlein und wir selbst sind in Gottes Hand, und wir wissen, daß Er herrscht. Wir haben keine Zuflucht außer unter seine Flügel, und da sind wir in Sicherheit. Freilich mag er unsere Leiber erschlagen lassen; aber wenn er das thut, so wissen wir, daß er gute Gründe dafür hat. Manchmal denke ich, unser Tod dürfte am Ende mehr Gutes schaffen, als wir in einem langen Leben vermöchten. Ists so, dann geschehe sein Wille. Sollte ich abgerufen werden, so bedauert nur nicht, daß ich hieher gekommen bin; denn recht fröhlich will ich für den sterben, der sein Leben für mich gegeben hat."

Zwei der Boote blieben zurück, strandeten und verloren viele ihrer Leute durch Ertrinken oder Schüsse, die vom Ufer aus unter sie gefeuert wurden; wer konnte, schwamm dem noch übrigen Boote nach, das sie bereitwillig aufnahm. Am 8. legte dieses an einer etwa zwei Stunden unterhalb Bithur und eben so weit von Kanpur entfernten Gangesinsel an. Von dort suchten die Offiziere und Missionare in Verbindung zu treten mit dem in seinem eignen Standquartier in Kanpur belagerten General Wheeler. Der Versuch mißlang; und wie fruchtlos auch seine glückliche Ausführung geblieben

wäre, ist nur allzu bekannt. Der schaurigste Act des ganzen Trauerspiels sollte ja eben hier, am rechten Ufer des oberen Ganges, seinen Abschluß finden. Nachdem die Flüchtlinge vier Tage auf der Insel verweilt, feuerte eine über die Schiffbrücke kommende Abtheilung Sipahis auf sie und tödtete ein Kind, eine Dame und eine eingeborene Wärterin. Die Uebrigen verließen jetzt das Boot und suchten sich in dem hohen Gras der Insel zu verstecken; aber am gleichen Tage noch wurden sie von einer Bande Sipahis, die in einem schwerbeladenen Boote landete, gefangen genommen, auf die Kanpurseite hinüber geführt, zwei und zwei zusammen gebunden und dem Wüthrich Nana Sahib entgegengetrieben.

Noch wagt einer der 47 Gefangenen einen Rettungsversuch für Alle: er bietet für ihre Freilassung und Sicherheit drei Lak Rupies an; doch die jede Hoffnung ertödtende Antwort lautet: „Wir wollen Blut, nicht Geld.“ Müde und hungrig schleppten sie mit bangem Herzen sich noch etliche stille Abendstunden fort. Unvermögend weiter zu gehen, sinken Einige erschöpft nieder. Eng von den Sipahis umschlossen, bleiben sie da die Nacht hindurch; ein wenig Wasser ist das einzige Labsal, das ihre Lippen erquickt. Mit Tagesanbruch beginnt der Marsch wieder; drei von dem Nana gesandte Wagen nehmen die Frauen auf, die nicht mehr gehen können. Bald sind sie auf der Station angelangt, wo man sie eine Stunde lang in ein besonderes Haus einschließt. Um 7 Uhr Morgens (13. Juni) werden sie auf den Paradegrund von Kanpur hinausgeführt, und dort strecken Kugelsalven die verhaßten Christen nieder. Ein muthiges Mädchen, das längere Zeit unverwundet blieb, rief noch warnend der Menge zu: Ihr Thoren, wie schwer wird euch dieser Sieg über Weiber zu stehen kommen! Dann wurden Männer, Frauen und Kinder todt oder noch athmend in eine große Grube geworfen.

Aber auch Fatehgarh selbst wurde der Schauplatz blutiger Greuel. Die schöne, erst das Jahr zuvor erbaute Kirche wurde zerstört; die Gemeindeglieder, geflüchtet und umherirrend, litten schwere Bedrängniß, mehrere starben heldenmüthig den Märtyrertod. In Farakhabad bot der Nawab einigen der eingebornen Christen, darunter dem erprobten Lehrer Dhokal Parschad gegen Verläugnung des Glaubens die Rettung ihres Lebens an; da sie dieselbe ablehnten, ließ er sie von seinen Kanonen wegblasen. Als dann im Januar 1858 ein Missionar unter den noch Uebrigen Umschau halten wollte, fand er

im Missionsgehöfte das Hauptquartier Sir Colin Campbells, und 10,000 britische Soldaten hatten theils in demselben, theils rings umher ihr Lager aufgeschlagen.

Das Eigenthum der Mission im Werth von wohl 120,000 Dollars war zerstört. Die Christen hatten sich nach dem Rath ihrer Lehrer nach verschiedenen Richtungen vertheilt und erlebten wunderbare Schicksale; bald fanden sie Aufnahme und Schutz, wo sie sichs kaum hätten träumen lassen, dann stießen auch alte Bekannte und Verwandte sie herzlos hinaus; sie wanderten zum Theil in weite Fernen und lernten jetzt erst Welt und Menschen kennen. Miss. Fullerton, der von Agra herbeieilte und es unternahm, die zerstreute Herde wieder zu sammeln, hat die Wanderungen, Irrfahrten und Leiden der Einzelnen in einem interessanten Büchlein beschrieben. Der gelehrteste der einstigen Waisenknaben, später nach einem längeren Aufenthalt in Amerika zum Prediger ordinirt, Ischwari Das, vermochte doch auch auf seinen Fluchten nicht den Büchern und der Feder ganz den Rücken zu kehren; er verfaßte in diesen unruhigen Tagen und Nächten ein Hindustanischulbuch, das noch gute Dienste leistet.

4. Der jetzige Stand.

Vierzehn Jahre sind nun verflossen, seit jener Wirbelsturm über die liebend gepflegten Pflanzungen hinbrauste, sie ihrer Stützen beraubte und ihre Knospen und Blüthen knickte; aber neu gekräftigt ist unter Gottes Segen jetzt erstanden, was damals für immer verwüstet schien. Von fünf oder eigentlich sechs Mittelpunkten aus, da Farakhabad und Fatehgarh als zwei Stationen zählen, wird im ganzen Distrikt der gute Same ausgestreut.

In dem seit 1836 besetzten Allahabad mit seiner eingebornen Bevölkerung von 100,000 Seelen arbeiten jetzt vier ordinirte Missionare und zwei Missionsfrauen, denen ein eingeborner ordinirter Prediger, fünf Lehrer, zwei Bibelleser und zwei Bibelfrauen zur Seite stehen. Zwei eingeborne Christengemeinden zählen zusammen 70 Kommunikanten; die ganz von eingebornen Christen bediente Presse ist in voller Thätigkeit für die Mission und übernimmt ebenso auch Bestellungen für die Regierung. — Das etwa 18 Stunden nordwestlicher gelegene Fatehpur (seit 1853 zur Station erhoben) wird gegenwärtig von drei eingebornen Brüdern und zwei Kolporteuren

bedient, die an den Missionaren von Allahabad einen Stützpunkt haben. Die dortige Gemeinde zählt 14 Kommunikanten und könnte ihrer Lage nach, von einem Hauch von Oben entflammt, zu einem weithin scheinenden Licht für die noch unbesetzten Gegenden im Westen werden.

In Farakhabad sind die von den Rebellen niedergebrannten Häuser auf denselben Grundmauern wieder aufgebaut; die 1844 hier eröffnete Station zählt jetzt eine Gemeinde von 2[illegible] Kommunikanten. Miss. Kellogg fand hier einen ungewöhnlichen Eingang bei den Sadhs, den sogenanten indischen Quäkern *). Einer ihrer steinreichen Bankiers lud einmal im Jahr 1870 den Missionar ein, an ihrem heiligen Tag, dem Vollmond, in ihrem Versammlungssaal das Evangelium zu predigen, und Tausende hörten ihm stundenlang zu. Als der erste Sadh im Jahr 1860 getauft wurde, fiel es den Missionaren doch als etwas ganz Unerwartetes auf, daß er allein von jenem Haß der Verwandten nichts zu leiden hatte, welcher sonst bei jeder Bekehrung von Hindu's wachgerufen wird, mag die frühere Religion sich noch so duldsamer oder aufgeklärter Grundsätze rühmen. Es scheint wirklich mehr der Reichthum als die Religion, was einer allgemeineren Bewegung der Sadhs zum Christenthum im Wege steht.

Nur eine Stunde von Farakhabad liegt am Ufer des Ganges Fatehgarh mit seiner englischen Garnison. Dort, am Nordende der Kasernen, steht noch das Fort, in welchem die englischen Residenten eine kurze Belagerung von den Rebellen bestanden, ehe sie in ihren kleinen Booten den verhängnißvollen Rückzug den Strom hinab antraten. Auch die vom Fort aus südwärts führende Straße bringt bei ihrer ersten Umbiegung uns an eine Stätte ernster Erinnerung aus jenen blutigen Tagen. Es ist eine schöne Kirche, die hier zum Gedächtniß der Gefallenen erbaut wurde. Auf dem Platz, den sie jetzt bedeckt, versiegelten 1857 die Blutzeugen der Mission ihren Glauben unter dem Schwert ihrer Henker durch ein heldenmüthiges, friedevolles Ende. Zugleich mit den Gebeinen dieser eingebornen Christen wurden auch die einiger erschlagenen Engländer

*) Seit sie von den Missionaren etwas Näheres über die Quäker erfahren haben, halten die Sadhs diese christliche Sekte geradezu für eine Abart der ihrigen (S. 464).

in einen nahen Brunnen geworfen, über dem sich jetzt ein passendes Denkmal erhebt.

Eine kleine halbe Stunde südwestlich von Fatehgarh steht das Christendorf Rakha. Niedliche Häuser bedecken jetzt den Grund und Boden, der vor 30 Jahren noch offenes Land war. Die reinlichen breiten Straßen und der Eindruck des Wohlstands, den die ganze Niederlassung macht, bildet einen erfreulichen Gegensatz zu den rings umher zerstreuten Hindudörfern. Gar heimatlich spricht von Ferne schon die weithin sichtbare Kirche mit ihrem schlanken Thurm den abendländischen Fremdling an; mit nicht minderer Freude aber kehrt er unter der fröhlichen Knaben- und Mädchenschaar des Waisenhauses oder in der blühenden Zeltweberei und inmitten der hoffnungsvollen Jugend der höheren Schule ein. Tritt in das Haus des Missionars, und du findest ihn vermuthlich umringt von einer Klasse eingeborner Prediger und Katechisten, die er tiefer in das Schriftverständniß einführt, oder von andern, die er in der Kunst des Setzens unterweist, während seine Frau vielleicht damit beschäftigt ist, einen armen blinden Knaben lesen zu lehren, denn auch eine Blindenbibel gibt es jetzt in Hindustani, trotz der verworrenen Schriftzeichen der orientalischen Sprachen. Das Dörflein zählt 300 Seelen, worunter 80 Kommunikanten. Farakhabad und Fatehgarh mit Rakha sind jetzt regelmäßig mit je zwei Missionaren besetzt; wenigstens eine Missionsfrau auf jedem Platz ist für das zu vollbringende Werk auch unentbehrlich. Sieben Katechisten und Bibellehrer gehen außer den christlichen Schullehrern und sechs Frauen für die Zenana-Mission den Missionaren an die Hand.

Westlich von Farakhabad befindet sich die seit 1843 besetzte, 1857 aber total zerstörte Station Mainpuri in der 20,000 Einwohner zählenden Stadt dieses Namens. Neben dem ordinirten Missionar sind sechs eingeborne Prediger und ein Katechist damit beschäftigt, das Wort vom Kreuze in der volkreichen Umgegend zu verkünden, und eine eingeborne Christin widmet sich mit der Missionsfrau und ihrer amerikanischen Mitarbeiterin dem Dienst unter den Frauen, für die sie zugleich Lehrerinnen bilden. Die eigentliche Gemeinde zählt nur vierzehn Kommunikanten. — Itaweh, die westlichste, zugleich jüngste der bis jetzt besetzten Stationen, wurde erst 1863 in Angriff genommen. Gleich Mainpuri ist es an sich keine große Stadt, aber durch die dichtbevölkerte Gegend, in der es liegt, ein wichtiger Mis-

sionsposten; zudem liegt es an der Eisenbahn, die jetzt von Allahabad nach Agra führt. Die Nachbarschaft des reichen einheimischen Staates Gwalior, wohin unter Gottes Segen die Arbeit vielleicht bald ausgedehnt werden kann, verleiht ihm noch eine ganz besondere Bedeutung. Ein verheiratheter Missionar, eine unverheirathete Missionsgehilfin, sieben eingeborne Prediger und ein Kolporteur theilen sich in den dortigen Dienst.

Noch immer bilden auf den meisten dieser Stationen die Schulen einen wesentlichen Theil der Arbeit. In Allahabad, Fatehgarh, Farakhabad und Mainpuri empfangen 938 Knaben Unterricht in den Landessprachen und im Englischen. Neben den gewöhnlichen Schulfächern werden darin auch die indischen Klassiker und die englische Literatur gelehrt. Religionsunterricht wird täglich theils nach der heiligen Schrift, theils nach Katechismen und Apologien des Christenthums ertheilt. Außer diesen englischen Schulen bestehen dann noch einfache Elementarschulen in den Landessprachen. Zwölf solcher Dorfschulen in der Umgegend von Fatehpur unterhält noch immer der Radscha Dalip Singh mit einem jährlichen Aufwand von nahezu 8000 fl. — Neben dieser Schularbeit tritt jetzt mehr und mehr die allerdirekteste Missionsarbeit durch Verkündigung des Wortes vom Kreuz in den Vordergrund. Die ganze kühle Jahreszeit hindurch von Mitte November bis Mitte März ziehen die meisten Missionare mit ihren Kolporteuren im Land umher und erreichen dabei auch die entlegensten Winkel ihres Arbeitsgebiets mit ihrer Botschaft. Wird das Wetter zu heiß, um in Zelten zu leben, so geht dieselbe Arbeit wenigstens in der Nachbarschaft der Hauptstationen fort. Die großen Melas (Marktfeste), die dann und wann in der Nähe gehalten und immer auch von Leuten aus weiter Ferne besucht werden, in deren Heimat noch keine Mission besteht, sind in jeder Jahreszeit den Missionaren gleichfalls eine willkommene Gelegenheit, ein Wort unter die Massen zu werfen. Gewöhnlich wird der Missionar höflich aufgenommen, zuweilen auch mit scheinbarer Theilnahme angehört, häufiger jedoch mit einer Gleichgültigkeit, die fast übender für ihn ist, als es leidenschaftlicher Widerspruch wäre.

Fast der wichtigste Theil ihrer Arbeit scheint sämmtlichen Missionaren die Heranbildung einer tüchtigen eingebornen Geistlichkeit; denn durch sie, nicht durch die weißen Sendboten, muß die vollständige Evangelisirung des Landes erreicht werden. Bis auf die neueste

Zeit suchte auf jeder einzelnen Station der Missionar die vom Geiste Gottes zum Dienst am Wort brauchbar gemachten Leute nach Kräften in das tiefere Verständniß der h. Schrift einzuführen; für die Zukunft ist aber ein theologisches Seminar in Aussicht genommen, worin sämmtliche Nationalgehilfen einen Theil des Jahres hindurch systematischen Unterricht empfangen sollen. Es wurde in in diesem Jahre mit 27 Schülern in Allahabad eröffnet.

Die Presse ist eine schätzbare Hilfe für die gesammte Missionsthätigkeit. Traktate, Bibeln und Evangelien sind durch sie in großer Zahl in den Landessprachen über ganz Nordindien ausgestreut worden. Früher wurden dieselben verschenkt, jetzt aber hat man die erfahrungsmäßig weisere Maßregel ergriffen, sie um billigen Preis zu verkaufen. Der Absatz hat sich dadurch zwar etwas vermindert, aber es ist zugleich eine nutzlose Verschleuderung von Büchern verhindert. Die den eingebornen Christen zugängliche Literatur ist bis jetzt noch auf wenige Uebersetzungen oder eigens für sie verfaßte Schriften beschränkt. Als etwas Großes darf es aber betrachtet werden, daß jetzt ein monatliches Magazin, das Makhzan i Masihi in der Urdusprache erscheint, das hauptsächlich aus den Federn der Missionare fließt. Hin und wieder haben ihnen auch schon fromme Civilbeamte werthvolle Artikel dazu geliefert. Außer den Originalarbeiten weltlichen und religiösen Inhalts, die dieses Blatt bringt, erscheinen darin auch serienweise verschiedene christliche Schriften, um dadurch den theilweise in sehr beschränkten Verhältnissen lebenden eingebornen Christen zugänglich gemacht zu werden. Diese Zeitschrift hat bis jetzt erst einen Absatz von einigen hundert Exemplaren, steigt aber zusehends in der Gunst des Publikums.

Lange blieben die Frauen dem Einfluß der Mission fast ganz verschlossen. In den Dörfern konnten wohl die Weiber armer Landleute hin und wieder auch ein Wort aus dem Munde des Missionars hören, den Frauen der höhern Kasten aber war dies kaum möglich; zudem wollten auch die Männer nichts vom Unterricht des weiblichen Geschlechts wissen. In den letzten vier bis fünf Jahren hat sich darin indeß vieles geändert. Beinahe überall, wo eine Missionsfrau ist, findet sie jetzt auch Arbeit unter Hohen und Niederen. Nach dem heftigsten Widerstand sind Zenana-Schulen jetzt beinahe populär geworden. In Mainpuri und Farakhabad fehlt es den Missionsfrauen an Zeit und Kraft, alle ihnen offenstehenden Häuser zu besu-

chen; nicht weniger als 400 Hindu-Mädchen und Frauen stehen auf drei Stationen in regelmäßigem Unterricht. Der Verkehr mit den Missionsfrauen hat Vertrauen geweckt. Ihre Besuche sind wenigstens in Farakhabad schon verschiedene Male erwiedert worden; ja einige eingeborne Frauen haben es sogar schon gewagt, hinter einen Vorhang versteckt in einem Nebengemach Sonntags dem Gottesdienst beizuwohnen. Hier freilich heißt es in ganz besondrem Sinn: „Die Ernte ist groß, aber wenig ist der Arbeiter."

Liebliche Erfahrungen, besonders an Sterbebetten, zeigen den Missionaren, daß der Same des Worts in Einzelnen tiefe Wurzeln geschlagen und ein neues Leben des Glaubens geschaffen hat. Jatni war die Tochter eines Brahmanen, wuchs aber zu einem Gotteskinde heran, das in allen Verhältnissen und Prüfungen des Lebens auch Aelteren zum Vorbild dienen konnte. Sie war erst 22 Jahre alt, als es mit ihrer indischen Wanderschaft zu Ende gieng. Von Dr. Warren benachrichtigt, daß sie die Nacht wohl kaum überleben werde, drückte sie nur ihre völlige Zufriedenheit mit Gottes Fügung aus. Er möge es mit ihr halten, wie es ihm wohlgefalle. Der Doktor hielt es für seine Aufgabe, ihr Tod und Gericht in ernsten Farben vorzuführen; aber sie antwortete mit der größten Ruhe: „Ich kenne Christum und kann ihm in allen Stücken völlig vertrauen. Er erhält meine Seele in vollem Frieden." Dabei blieb sie in kindlicher Zuversicht und befahl den Gatten und ihr Kind in die treue Pflege ihres himmlischen Vaters, während sie fröhlich schied, um bei Christo zu sein.

Ischwaridas, dessen Wanderungen im Aufruhrjahre wir schon erwähnt haben (S. 473), hatte endlich in Kanaudsch eine sehr prekäre Zuflucht gefunden. Wie er daraus vertrieben wurde, entschloß er sich, nach Kanpur zu gehen, hörte aber schon unterwegs, welch ein blutiges Ende dort sowohl seine Lehrer als auch die Engländer der Station gefunden haben. Da sagte er zu seinen Begleitern: „Wir thun am besten, nach Farakhabad zurückzugehen und uns dem dortigen Nawab vorzustellen. Er kann doch nichts weiter thun, als uns tödten, wie er unseren Bruder Dhokal und die Uebrigen getödtet hat. In fünf Minuten ist dieses Leiden vorüber und dann folgt ewige Ruhe und Friede. Lieber einmal als fortwährend sterben!" Seine Gefährten waren derselben Ansicht und giengen mit ihm gelassen der verwüsteten Heimat zu, um dort — sei's auch im Grabe — endlich

Ruhe zu finden. Herumgestoßen, bald unterstützt und geduldet, bald bedroht und beschimpft, kamen sie todesmuthig bis in die Nähe der Station, um dann auf einmal vom Sieg der englischen Armee zu hören und unverhofft ihrem Lehrer Fullerton in Farakhabad zu begegnen. — Ischwaridas lebte noch lange genug, um strebsamen Jünglingen durch Unterricht und eine Reihe trefflicher Schriften, die er verfaßte, unter die Arme zu greifen, wenn auch allerhand Kränklichkeit, besonders Augenschwäche, ihn vielfach in seinen Studien hemmten. Seine „Theologie" erhielt den Preis von 250 Dollar, den ein gelehrter Beamter für das bestgeschriebene „theologische Lehrbuch für Hindu-Studenten" ausgesetzt hatte. Zum Prediger ordinirt im Jahr 1865, that er noch gute Dienste, ehe er an einer langwierigen, überaus schmerzlichen Magenkrankheit verschied. In diesen Leidensmonaten bewährte er eine so unbeschreibliche Geduld und wies jeden, der ihn besuchte, so einfach und dringend zu dem Heiland der großen und wirklichen Sünder hin, daß auch Ungläubige tief gerührt wurden und von ihm mit dem Eindruck schieden: „Dies ist einmal ein heiliger Mensch, so möchte ich auch sterben können." Wenn er aber im trauten Gespräch mit dem Missionar den ganzen Weg überblickte, den Gott ihn geführt, schloß er mit den Worten: „Ein Vers faßt es Alles zusammen: Gutes und Barmherzigkeit sind mir gefolgt mein Lebenlang." Am 2. Mai 1867 entschlief er im Alter von 40 Jahren.

Schon vor ihm war Gopinath Nandi zu seiner Ruhe eingegangen; ein 54jähriger gewaltiger Mann mit der Energie und Festigkeit eines Kriegers und Märtyrers, brennend im Geiste, von seinem Herrn zeugend zur Zeit und zur Unzeit. Ein Bruchleiden machte eine Operation nöthig; die Brüder beteten mit ihm, da äußerte er: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, ich kann mich ganz auf den Jesus verlassen, den ich so oft Andern gepredigt habe." Die Operation mißglückte, so starb er fröhlich im Herrn am 15. Mai 1861.

Die Hindi-Gemeinden der Gangesebene sind bis jetzt noch klein und üben keine bedeutende Anziehungskraft auf die Heiden aus. Diese amerikanischen unterscheiden sich darin von den übrigen in keinem merklichen Grade. Aber ein Fortschritt scheint sie vor andern auszuzeichen, daß es den Missionaren gelang, die Aufgabe christlichen Wohlthuns ihren Bekehrten so ins Herz zu schreiben, daß dieselben ein Achtel ihres Einkommens für christliche und wohlthätige Zwecke opfern.

Sechs kleine Gemeinden als Frucht einer mehr als dreißigjährigen Arbeit! — es mag ein geringer Erfolg scheinen in den Augen der Welt und weltlich kluger Christen, der Herr aber hat ein andres Maß. — Weithin ist jetzt der gute Same ausgestreut, wonach die amerikanischen Brüder sich sehnen, und was sie jetzt erflehen möchten, das ist ein befruchtender Gnadenregen von dem Herrn der Ernte. Er schenke ihn dort und anderwärts!

Missions-Zeitung.

Aus Puna

wird ein eigenthümlicher Bekehrungsfall berichtet. Dort wohnt ein angesehener Brahmane, der vor etwa zehn Jahren die Missionsschule mit tiefen Eindrücken verlassen hatte, aber um seiner Verwandtschaft willen keine Möglichkeit vor sich sah, Christum offen zu bekennen. Er hat nur drei Töchter, von denen die älteste neun Jahre alt ist, und seine Gattin konnte um Alles nicht begreifen, warum er diese Mädchen noch nicht verheirathen wolle. Dem Vater lag ebenso sehr an, dieselben vor dem Loose, an heidnische Männer verkauft zu werden, zu bewahren, wie der Mutter, dieselben möglichst schnell nach den Kastenordnungen zu verehlichen.

Lange wogte der Kampf; die Verwandten halfen natürlich der Frau und schon schien diese mit ihren Planen durchzudringen, denn wünschenswerthe Bräutigame waren gefunden. Da merkte der Vater, daß ihm nur Ein Ausweg bleibe, das Heil seiner Kinder nach bestem Vermögen zu sichern; er fand, daß er selbst Christ werden müsse, wenn er seine Töchter vor heidnischer Knechtschaft bewahren wolle. Also ging er mit den Kindern zu Miss. Roß, den er schon länger her in seinen Anliegen zu Rathe gezogen hatte, und bat diesen, die Mädchen in Frau Roß Schule aufzunehmen und ihm den Taufunterricht zu ertheilen. Da er schon seit einem Jahre seine Bereitwilligkeit, Christum frei zu bekennen, ausgesprochen hatte, und seiner Zögerung nur die Absicht zu Grunde gelegen war, seine Gattin wo möglich vorher zu gewinnen, wurde er bald getauft. Noch wehrt sich die arme Frau hartnäckig gegen jede Gemeinschaft mit ihrem Manne; hoffen wir, daß sie am Ende doch den lang verschmähten Heiland noch suche und finde.

(Bomb. Guard.)

Aus Nagasaki.

Bischof Alford, der im letzten Jahre Nagasaki besuchte, brachte von dort eine interessante Nachricht mit.

Ein Midshipman auf dem englischen Kriegsschiff Baracoota ließ vor etlichen Jahren in der Nähe

von Nagasaki sein schön gebundenes Gebetbuch mit Messing-Schloß und Ecken über Bord fallen. Das Schiff verließ den Hafen wieder und das Buch wurde vergessen; aber einige Zeit hernach fischte ein Fischer es auf. Da er vermuthete, irgend ein Fremder habe dasselbe verloren, lag ihm daran, es zu verwerthen. Er brachte es einem japanischen Edelmann, um es von ihm schätzen und sich etwas von seinem Inhalt sagen zu lassen. Dieser ließ bei Miss. Verbeck nachfragen, wovon denn das Buch handle, worauf Verbeck ihm Theile der h. Schrift in chinesischer Sprache übersandte. Der Edelmann las und las, und Gott segnete das Wort an seiner Seele. Er gieng nun selbst nach Nagasaki, suchte Miss. Verbeck auf, blieb etliche Wochen bei ihm, erhielt von ihm christliche Unterweisung und kehrte dann nach Hause zurück. Zwei Jahre verstrichen, ehe das Verlangen nach näherer Bekanntschaft mit dem Missionar in ihm erwachte. Inzwischen war aber Verbeck nach Amerika zurückgekehrt und statt seiner der amerikanische Bischof Williams dort angelangt. Dieser nahm ihn freundlich auf, unterrichtete ihn weiter, und siehe da! der Mann wollte Nagasaki nicht wieder verlassen, bevor er die Taufe empfangen hatte. Sein Wunsch wurde gewährt, und er erhielt den christlichen Namen Kornelius. Er wußte, daß das für ihn Vorladung vors Gericht, ja den Tod bedeuten konnte; höher als jede Menschenfurcht aber stand ihm der Gehorsam gegen seinen himmlischen König. Er kehrte in seine Heimat zurück, und eine Zeitlang hörte Bischof Williams nichts mehr von ihm. Da erhält er eines Tages ein Packet. Und was findet er beim Oeffnen desselben? Es enthält ein Gemälde, das sein Kornelius ihm sendet. Um einen Tisch her sitzen auf demselben sechs bis acht angesehene Japaner, worunter auch Kornelius selbst, die geöffnete chinesische Bibel vor sich. Es sollte dem Bischof sagen, daß sein Täufling nicht nur selbst seinem Glauben treu geblieben sei, sondern daß er sich bemühe, denselben auch Andern zu verkünden.

Gute Nachrichten aus Feuerland.

Nach so manchen Jahren geduldiger Glaubensarbeit darf den neuesten Berichten zufolge die Südamerikanische Missionsgesellschaft nun endlich Früchte ihrer Thränensaat sehen. Der Bischof der Falklandsinseln und Miss. Bridges tauften kürzlich 36 Eingeborne, die genügende christliche Erkenntniß dazu besaßen, und traute sieben Paare. Aber nicht nur das. Der Geist Gottes scheint wirklich unter diesem armen Völklein ein ernstes Suchen und Sehnen nach dem ewigen Leben geweckt zu haben. Ganz ohne Mitwirkung des Missionars versammeln sich Viele von ihnen zu gemeinsamem Flehen und gemeinsamem Lob und Dank in ihrer Muttersprache.

„Einmal war ich dabei," schreibt Bischof Stirling; „die dargebrachten Gebete waren ernste, einfältige, in ehrfurchtsvollem Ton gehaltene Herzensergüsse, Sündenbekenntnisse und Bitten um den

göttlichen Beistand vermischt mit Fürbitten für Andre, von denen Viele namentlich genannt wurden. Es schien mir die ansprechendste Gebetsversammlung, der ich je anwohnte. Ich selbst betheiligte mich dabei nur durch Ertheilung des Segens.

„Die junge Niederlassung Uschuwya macht den Eindruck des Gedeihens. Das Missionshaus mit seinen schönen Gärten, die kleine Kirche mit ihrer hübschen Sakristei und ihrem geschmackvollen Kreuz; das sechs eingeborne Familien bergende rohe, aber brauchbare Haus, ein sechsthalb Morgen großes, zu Gärten für die Eingebornen eingezäumtes Grundstück; ein dritthalb Morgen großer Acker im Bereich der Häuser mit Stallung für die noch einzuführenden Kühe; einige in der Nachbarschaft der solideren Wohnungen hin und her zerstreute bessere Wigwams, verleihen dieser christlichen Niederlassung ein trauliches, dauerhaftes und hoffnungsvolles Gepräge. Hoffen und streben wir also, das Werk des Herrn auf Feuerland von Jahr zu Jahr zu erweitern und fester zu begründen!"

Almaheira

heißt die sonst Dschilolo benannte, wie Celebes in vier Arme getheilte Insel, welche unter niederländischer Oberhoheit dem Sultan von Ternate gehört. Seit acht Jahren haben Utrechter Sendboten auf ihrem Nordarm die Station Galela errichtet und dem Umsichgreifen des Islam, der alles zu verschlingen drohte, entgegengearbeitet. Nachdem Miss. Klaassen sieben Jahre lang den guten Samen ausgestreut und sein Tagewerk in Gottes Frieden geschlossen hatte, durfte van Dijken im Anfang dieses Jahrs eine bedeutende Erweckung erleben. Nicht nur baten gegen 80 heidnische Alfuren um die Taufe, selbst Muhammedaner und Muhammedanerinnen kamen in die Gottesdienste und ließen ihre Namen auf die Liste der Taufcandidaten schreiben. Da legte sich der Sultan ins Mittel. Drei der glaubig gewordenen, obwohl noch ungetauften Muhammedaner wurden am 28. Mai in den Block gelegt und trotz aller Fürbitte des Missionars mit einem vierten nach Ternate überschifft. Zugleich erhob sich ein Verfolgungssturm gegen die Uebrigen. Umsonst eilte van Dijken selbst nach Ternate; er fand, daß die vier Gefangenen bereits „wegen eines Attentats gegen die Regierung zur Verbannung auf unbestimmte Zeit" verurtheilt waren; der niederländische Resident, sonst allmächtig auf der Insel, lehnte es ab, sich für die Unschuldigen zu verwenden!

Anna Dinsdurer

Lith. Anst. v. W. Mendes, Stuttgart

Aus den Briefen einer afrikanischen Missionsfrau.

(Schluß).

3. Missionsanfänge. (1853—1856.)

Ibadan, den 8. Mai 1853. „Ein lieblicher Sonntag! Die Leute waren sehr aufmerksam. Sie hörten zum ersten Mal von Jesus und schienen sehr betroffen von der Heilsbotschaft. Die vergangene Woche war eine recht geschäftsvolle durch Alles, was es zu ordnen, und alle Besuche, die es von Morgens bis Abends zu empfangen gab. Es braucht ein wenig Geduld und Takt, all dem nachzukommen. Ich habe ein paar hübsche Geschenke von Jams, Hühnern und Obst erhalten. O um Weisheit und Geduld, diese Leute richtig zu behandeln und fröhlich sich auch mit den geringsten Dingen zu befassen, wenn nur irgendwie Seelen gewonnen werden können! Mein l. Mann ist wohl, immer an der Arbeit und voll Interesse für Alles um uns her. Wir fühlen uns glücklich, nun in Ibadan zu sein und unsern großen, heiligen Beruf angetreten zu haben. Gib Deinen Segen dazu, o Herr!

(15. Mai.) „Sicher hätte es Euch Freude gemacht, wenn Ihr heute eine gewisse Anna hättet sehen können umringt von einer großen, auf dem Boden sitzenden Klasse von Männern und Frauen, während die vier Knaben, die jeden Tag bei ihr sind, sich in dieser Nachmittagsstunde möglichst nahe an sie heran drängten. Wie ich da auf meinem Stuhl saß, hielt eines der schwarzen Bürschlein meinen Arm mit seinen beiden Händen, ein andres legte hin und wieder sein Kinn fast auf meine Schulter, die zwei übrigen saßen dicht vor meinen Füßen. Und dann das Gesumme der Stimmen, die mir

das Gebet des Herrn und die zwei ersten Gebote in Joruba nachsprachen! Die Liebe dieser Leute und besonders dieser vier Knaben ist wirklich groß; wenn mir eine Mücke nahe kommt, scheuchen sie sie fort. Ich hatte im Laufe der Woche ein wenig Fieber und blieb daher einmal einen Tag lang in meinem Zimmer. Da liefen sie so trostlos umher und Einer von ihnen sagte Abends weinend zu unsrem treuen Olubi,*) er könne Missis den ganzen Tag nicht finden, und als sie mich am nächsten Tag wieder sahen, waren sie so froh!

(26. Mai.) „Könntet Ihr jetzt nur geschwind einen Blick zu uns thun! Eine französische Lampe erhellt unser Zimmer und draußen in der Piazza sitzen unsre Knaben mit einigen ihrer Freunde bei ihren einheimischen Lampen und lehren einander lesen, die Einen Englisch, die Andern Joruba. Wir haben einen hübschen Tisch, nicht von Rosen- oder Mahagoniholz, aber mit einem reinen Tuch bedeckt und etliche köstlich duftende grüne Orangen darauf — eine der vielen kleinen Liebesgaben unsrer afrikanischen Freunde. Dann und wann kommt ein Frosch dahergehüpft, um sich die Sache in Augenschein zu nehmen, ist aber gewöhnlich froh, nach einem kleinen Schrei von mir wieder davon zu hüpfen. Auch einige lange, wurmähnliche Geschöpfe mit wenigstens hundert Füßen machen zuweilen ihre Erscheinung; weitaus meine größten Feinde aber sind die Muskitos. Daß wir dem Busch so nahe sind, ist die Ursache ihrer häufigen Besuche; doch ist das immer noch besser als der Schmutz und Lärm und die Feuersgefahr der Stadt.

„Ich habe diese Woche viele Besuche gehabt, besonders Frauen. Ihre zarte Aufmerksamkeit gegen mich ist wirklich rührend; sehen sie, daß mir warm ist, so wollen sie mir fächeln; sehe ich müde aus, so wollen sie, daß ich mich lege. Einige von ihnen fanden mich neulich in meiner Hängematte aus, wo ich ein wenig zu ruhen gedachte. Nachdem ich eine Weile mit ihnen gesprochen, wollte ich sie gehen heißen. Eine von ihnen aber sagte, ich möchte nun kein weiteres Wort mehr reden, sondern ruhen; wenn sie aber still da sitzen bleiben und mich ansehen dürften, würde sie's freuen. Ich bin ihnen noch immer etwas Merkwürdiges. Der Reiz der Neuheit ist noch nicht

*) Ein bekehrter Abeokuta Jüngling, der schon als Knabe Hinderers Knechtlein in Oschielle geworden war.

vorüber, und so bleibt das Haus den ganzen Tag umringt. Dabei ist es mir ein wohlthuendes Gefühl, daß, obgleich sie kommen, um mich und meine Schätze zu sehen, sie doch nicht weggehen, ohne die gute Botschaft gehört zu haben.

(29. Mai.) „Wieder stehen wir am Abend eines Sonntags. Wir haben liebliche Gottesdienste und viele aufmerksame Zuhörer gehabt. Daß einige derselben schon mehrere Sonntage nach einander gekommen sind und Andre mitgebracht haben, stärkt den Muth. Wir haben jetzt eine nette kleine Schule. Denen, welche ziemlich regelmäßig kamen, gab ich gestern blaue Hemden, und heute Morgen war es ein recht freundlicher Anblick, von neun blauen Knaben begrüßt zu werden. Vier Kinder sind mir ganz übergeben worden; da aber unsre Wohnung so klein ist und sie Abends gern nach Hause gehen, schicken wir sie für die Nacht heim. Sie stellen sich Morgens recht zeitig ein. Es sind ein Söhnlein und ein Töchterlein des Häuptlings Olumloyo; ein Knabe, dessen Vater Anfangs unser erklärter Feind war, und ein elternloser Knabe, das Brüderlein unsres aus Abeokuta mitgebrachten Schulmeisters. Obgleich noch so jung, ist er ordentlich unterrichtet und eine wirkliche Hilfe in der Schule. Ich fühle, daß ich bereits meine kleine Bürde habe, aber eine kostbare, und ich wünsche mir nur Gnade und Kraft, diese Kleinen für den Herrn zu erziehen, damit sie Seine Wege gehen.

(8. Juni.) „Vorige Woche hatte ich sowohl an meinem lieben Mann, als auch an Br. Kefer zu doktern und zu pflegen; sie waren Beide ganz dahin vom Fieber. Es ist bei ihnen eine so sonderbare und so oft wiederkehrende Krankheit; sie kommt plötzlich und wirft sie für einige Tage schwer darnieder, dann leben sie plötzlich wieder auf und essen mit Appetit. Ich selbst bin zwar auch nicht frei davon, aber bei mir ist der Verlauf ein anderer. Ich fühle mich heiß und matt, halte mich so kühl und ruhig als möglich, nehme etwas Chinin und bin bald wieder wohl: aber sie werden ganz kalt, brauchen Teppiche und wer weiß was Alles, und sind viel öfter und viel schwerer krank als ich. Ich kann nicht sagen, wie dankbar ich bin, daß ich so wohl bin, freilich müde genug beim Tagesschluß. Meine Kinder, die Haushaltung und Besuche nehmen mich den ganzen Tag in Anspruch. Ich komme fast nicht ans Schreiben; von Zeichnen ist so keine Rede; wenn ich aber einmal mehr daran gewöhnt bin, werde ich meine Zeit schon geschickter eintheilen lernen.

Kinder machen ja auch zu Hause viel Mühe; da läßt sich leicht denken, daß dieß hier noch mehr der Fall ist bei Kleinen, die ganz sich selbst überlassen waren und nun auf einmal in ein so neues Leben versetzt werden. Sich z. B. jeden Morgen zu waschen, kommt ihnen höchst verwunderlich vor, ein oder zweimal wöchentlich wäre ihrer Meinung nach ganz genug; und warum sie immer still sein sollen, ist ihnen gleichfalls unbegreiflich. Das jedoch fangen sie an zu verstehen, daß sie bei der Hausandacht sich ruhig verhalten müssen. Nichts erleichtert ihnen das so sehr, wie Musik. Wir singen darum beim Morgen- und Abendgebet immer ein Lied zum Harmonium, was ihnen große Freude macht. Trotz aller Arbeit, die ich mit ihnen habe, möchte ich doch um keinen Preis ohne sie sein; die Zeit wird sie schon zahmer machen, und sie sind so anhänglich! Akielle, das vierjährige Söhnlein unsres Häuptlings Olumlove, ist ein sehr übermüthiges, aber nicht minder zärtliches Geschöpfchen. Erst beredete ihn seine Schwester, Nachts heimzukehren, 'denn weißt du nicht, wenns dunkel wird, schlagen die Weißen uns Schwarze todt und fressen uns auf.' Aber bald blieb er über Nacht bei uns und lachte seine ängstliche Schwester aus. Oft kommt er zu mir her, umschlingt mich mit seinen Aermchen und ruft: 'Meine Mutter bist Du!' Aber er ist auch sehr leidenschaftlich. Neulich schlug er einen größern Knaben aus aller Macht. Ich trat dazwischen, da erhob er seine Hand gegen mich. Nun mußte ich ihn strafen, worauf er drohte, er werde fortgehen. Ich sagte: 'Ganz recht, Akielle, geh nur, leb wohl!' Da brach er in Thränen aus: 'O nein, nein, ich will nie von meiner Aja fort,' und war ganz trostlos, bis ich ihn wieder zu Gnaden annahm. Sie sind alle recht vergnügt und machen uns viel Freude; oft rütteln sie uns auch ein wenig auf, wenn wir schlaff und matt werden wollen. Meine Nadel ist fortwährend in Bewegung; denn gibts nicht Schnüre und Knöpfe anzunähen, so zerspringt ein Ball.

„Wir haben als einstweilige Kirche einen großen Schuppen errichtet und mit Palmblättern gedeckt; in ihm halten wir die Woche hindurch Schule und am Sonntag Gottesdienst. Er war vorigen Sonntag zweimal ganz voll. Die Leute sitzen auf dem Boden und sind im Ganzen aufmerksam oder wenigstens ruhig. Manchmal machen sie während der Predigt Fragen und scheinen mit großem Interesse zuzuhören; ein andresmal können sie auf die Frage, was sie

gehört haben, auch antworten, sie wissen's nicht, sie haben's nicht verstanden.

(1. Juli.) „Zuweilen ist bei uns Sonnenschein, und wir fühlen die Nähe eines gnädigen Gottes; oft aber kommt auch Trübsal oder Noth in irgend einer Gestalt, oder Krankheit ist unser Loos. Mein l. Mann hat den stärksten Fieberanfall gehabt, der ihn je niederwarf, und dazu noch eine Entzündung. Die vorige Nacht war die schlimmste. Ich blieb, da auch Kefer darniederlag, ganz bei ihm auf, und um Mitternacht fürchtete ich, er könnte mich bald allein im fremden Lande zurücklassen. Er selbst hielt sich auch für sterbend und sagte mir seine Wünsche für den Fall seines Todes. Es waren feierliche Stunden, die ich nie vergessen werde. Ich konnte nur mein Herz zu Gott erheben und bin gewiß, daß auch unser Olubi es mit mir that. Das Schriftwort: 'Ich habe ihr Leid erkannt,' gereichte mir zu großem Trost; ebenso die Hoffnung, die mein l. Mann heute wiederholt aussprach, daß uns dieß näher zu unsrem Heiland ziehen werde. Haus und Garten waren so still als möglich; kein Laut von unsern l. Kindern, und auf jedem Gesicht nur eine bange Frage.

(2. Juli.) „Wir haben eine schwere Nacht gehabt. Bis diesen Morgen habe ich mit Furcht und Zweifeln gerungen über dem, was mir bevorstehen könnte; diesen Abend habe ich mehr Hoffnung, mein theurer Kranker schläft und hat viel weniger Fieber. Ich habe jetzt erfahren, was es heißt, sich nach dem Morgen sehnen; die Dunkelheit und die Schauer der Nacht sind peinlich. Wohl weiß ich, daß vor Gott Finsterniß wie das Licht ist; aber der Körper wird müde und aufgeregt. Doch fühle ich mich durch Gottes Gnade wunderbar wohl; ich habe nicht einmal Kopfweh, eine unaussprechliche Wohlthat, da ich in den letzten Monaten sehr daran litt. So gibt unser barmherzige Gott zu jeder schweren Stunde die nöthige Kraft.

(6. Juli.) „Seit ich zuletzt schrieb, bin ich sehr krank gewesen an einem heftigen Fieberanfall, der ohne Zweifel in Folge der überstandenen Sorge und Anstrengung kam; aber ich bin, Gott sei Dank! wieder auf, obschon noch schwach. Die Hand meines Gottes war über mir ausgestreckt, und ich habe von meinem noch immer leidenden Manne die zarteste Pflege genossen. Er ist scheints in der Wiedergenesung, aber es geht damit sehr langsam. Die beunruhigenden Symptome sind vorbei, doch ist er noch furchtbar schwach; da wars

ein Trost, ihn heute Abend etwas lauter als flüsternd reden zu hören. Er war in der That am Rande des Grabes und sieht so verändert aus, daß Ihr ihn kaum erkennen würdet. Oft war ich selbst versucht, mich zu fragen: 'Ist's wirklich er?' Es wird lange dauern, bis er sich ganz erholt, aber ich bin so dankbar für die Aussicht auf diese Gnade. Die Liebe und Theilnahme der Leute war wirklich rührend, wenn sie mit leisem Tritt kamen und fragten: 'Babba o sandie?' (Ist es mit dem Vater besser?) Unser junger Krieger Olumloyo kam jeden Tag mit ganz gebrochenem Herzen und sagte mir, ich müsse viel für meinen Mann beten. Die Zeit der Orangen ist gerade vorbei, so daß wir auf dem Markt keine bekommen konnten. Ich sagte dieß Olumloyo, der gleich Boten auf's Land hinausschickte; sie kamen aber leer zurück. Das that ihm sehr leid, und er rief aus: 'Ich muß aber doch haben,' setzte sich aufs Pferd und galoppirte selbst herum, bis er elf erbeutet hatte, die er mir mit großer Freude brachte. Er saß am Bett und sah, wie der liebe Kranke fast heißhungrig davon aß; das freute ihn so, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Mein Mann versuchte ihm zu danken, Olumloyo aber wehrte ihm mit der Hand und rief: 'Sprich nicht, ich bin zu froh!' Diesen Nachmittag war er wieder da und sah meinen l. Mann auf dem Sofa. Da sagte er zu Olubi, es werde bei vielen Leuten großer Jubel sein, wenn der Weiße einmal wieder ausgehe; man werde dann viele Schüsse abfeuern, und er selbst wolle ein ganzes Fäßchen Pulver dazu geben.

(20. August.) „Nach schwerer Krankheit ist es mir abermals vergönnt, Euch zu schreiben. Vorigen Monat sagte ich Euch kurz mit zitternder Hand, daß ich eine Lungenentzündung habe. Nachdem diese vorbei war, wurde ich drei Wochen lang noch viel kränker und rührte nichts an, als ein wenig Wasser, Thee und Himbeeressig. In der größten Schwäche gab man mir auch ein wenig Branntwein im Wasser. Eine ganze Woche hindurch erwartete man mein Ende; mehr als einmal schien es schon aus mit mir. Ich selbst fühlte, daß ich ins Leben zurückgebetet wurde; denn einmal war ich mir ganz bewußt, daß ich am Ziel meines Pilgerlaufs angelangt sei und nun bei meinem Heiland sein dürfe, während mein Leib von Erde bis zum Auferstehungsmorgen bei denen schlafe, die so kurz erst aus unserer Mitte hinweggenommen wurden. Mein tiefbetrübter Gatte hatte einen Reitenden nach Abeokuta hinüber geschickt, um mich der

Fürbitte der dortigen Geschwister zu empfehlen. Am Tage seiner Ankunft bestimmten sie dazu eine besondre Abendstunde, und in dieser selben Stunde wurde es nach einem überaus schweren Tage besser mit mir. Gott hörte ihr Schreien, und während sie noch riefen, antwortete Er. Da bin ich nun, schwächer allerdings, aber durch Gottes unaussprechliche Gnade Tag für Tag ein wenig erstarkend und, wie ich zu Ihm hoffe, mit einem Gewinn für meine eigene Seele, wie für die Anderer.

„Mein theurer Mann, Br. Kefer und unser guter Olubi theilten sich in die Nachtwachen. Mein Mann hatte selbst noch Wochen hindurch jeden Abend Fieber, so daß er sich nach einigen durchwachten Stunden erschöpft auf den Sofa werfen mußte. Br. Kefer bekam auch bald wieder einen Anfall, so daß ich seine Hilfe entbehren mußte. Der arme schlaftrunkene Olubi that, was er nur immer konnte, und meine Bedürfnisse wurden reichlich gestillt. Ach, könnte ich den Herrn recht preisen für Seine Güte! Obgleich es mir zur Zeit leid war, wieder in dieses Leben zurückgerufen zu werden, kann ich bei wiederkehrender Kraft mich doch nur freuen, meinem Gatten, den fröhlichen schwarzen Gesichtchen, die in unsre Schule kommen, und so manchem thränenfeuchten Auge, das mich seither begrüßt hat, wie ich hoffe zur Ehre Gottes, noch eine Weile erhalten zu sein. Ich bin jetzt in der heitersten Stimmung und lache oft herzlich über den schneckenähnlichen Schritt, mit dem ich in unsrem Stübchen herumschleiche, im Gefühl, ich lege da eine große Reise zurück.

(26. August.) „Ich habe heute meinen 16 Schulkindern ein Gastmahl gegeben. Sie hielten sich während meiner Krankheit so gut, daß ich ihnen ein kleines Fest veranstalten mußte. Wir setzten ihnen eine große Schüssel mit Palawer-Sauce und einen mächtigen Haufen Jams vor; nachher gabs Bilder zu sehen, dann ein kleines Examen über das Gelernte; darauf ein wenig Geplauder, ein gutes Ballspiel und für jedes ein kleines Geschenk aus meiner Kiste mit Spielsachen, als da sind Messer, Kauri-Schächtelchen u. drgl. Sie waren seelenvergnügt, und nachdem sie mit noch etwas agedi und Orangen bewirthet worden waren, schickte ich sie um 6 Uhr nach Hause. Gleich darauf machten uns ihre Eltern ihre Danksagungsbesuche. Es war mir eine große Freude, die Fortschritte der Kinder zu sehen. Vier von ihnen fangen jetzt an, im Joruba-Testament zu lesen; alle haben den kleinen Katechismus und die zehn Gebote

gelernt; zwei sind jetzt auch am englischen Alphabet. Sie lernen fürs Leben gern englische Sätze. Alle grüßen mich englisch: Good morning, ma' am. Gehe ich mit meinen vier Knaben aus, so sagen sie mir die Joruba-Namen der Sachen und wollen dafür den englischen wissen. Ich habe wirklich gute Hoffnung für diese Kinder. Der jüngste, Akielle, schlief neulich Sonntag Abends während des Gesangs ein und wurde schlafend auf seine Matte getragen. Am andern Morgen kam er zu mir her und sagte: 'Aja, ich habe gestern Abend nicht gebetet, soll ich's jetzt thun?' — Ich lehre sie nähen und stricken, denn ich muß irgend eine Beschäftigung für sie haben, da die Schule nur von 9—12 Uhr dauert Von 5—6 Uhr gehen wir gewöhnlich spazieren oder machen wir irgend ein Spiel. 'Aja' muß mit den Kindern spielen wie arbeiten, und doppelt so groß ist ihre Freude, wenn auch mein l. Mann mit ihnen herumspringt und sich von ihnen fangen läßt. Wir bringen recht nette Sonntag-Abende über Noahs Arche oder über unsern schönen biblischen Bildern zu. Nachher versammeln dann alle Hausgenossen sich zum Gesang. In der Kirche halten die Kinder sich jetzt recht ruhig. Vorigen Sonntag, als mein Mann von der Eitelkeit und Nutzlosigkeit der Götzen sprach, führte er das Psalmwort an: 'Sie haben Mäuler und reden nicht.' Da lachten die Knaben laut und sagten, das sei sehr wahr. Sehr schicklich war das freilich nicht, aber es zeigt doch, daß sie Acht gaben.

(11. Sept.) „Ein schöner Sonntag! Ich bin Sonntags meistens niedergeschlagen, und mächtig überfällt mich oft die Sehnsucht nach einem Plätzchen in Eurer Kirche, weil ich es hier so schwer zu einem rechten Sabbathsgefühl bringe. Die Scenen und Töne um uns her sind so verschieden von denen in der Heimat; Trommelschall und Flintenknall, Marktgetöse und Arbeiten aller Art, ganz wie an den andern Tagen. Wohl kann ich in unsrem einfachen Schuppen herzlich mein 'Amen' mitsprechen, aber dennoch sieht Alles so fremd aus. Welch ein Trost, daß unser Gott nicht an Raum und Zeit gebunden ist! Nur darnach verlangt mich, mehr und mehr von dem belebenden Einfluß Seines h. Geistes durchdrungen zu werden, und mich vom Vergänglichen so zum Ewigen aufzuschwingen, daß wenn irdische Erquickungen fehlen, ich am Lebensquell selbst schöpfen möge und dessen Ausflüsse missen könne. Aber man ist manchmal so geneigt, matt, kalt, stumpf und immer tiefer und tiefer herabge-

stimmt zu werden! Wir bedürfen Eurer Fürbitte, um nicht laß zu werden und über die Beschwerden des Weges zu seufzen, statt im Blick auf die Zukunft uns zu freuen, daß wir seiner würdig geachtet wurden! In meiner letzten Krankheit hiengs an einem Montag Abend wie eine Wolke über mir und verhüllte mir jeden Lichtblick; da fiel mir plötzlich ein, daß jetzt zu Hause die monatliche Missionsbetstunde sei, wo Viele nicht nur der Heiden, sondern auch derer vor dem Herrn gedenken, die als Friedensboten unter ihnen wohnen. Da lebte ich wieder auf; der Gedanke an Euer treues Andenken ist uns immer eine Ermunterung.

(19. Nov.) „Dieß war eine ereignißreiche Woche. Montag, den 14ten, fiengen wir an, die Mauern um unser Gehöfte aufzuführen; der Grund zu unsrem neuen Hause ist gleichfalls gelegt und an den Ecken schon ein kleiner Anfang mit Bauen gemacht. Der erste, für die Vorrathskammern bestimmte Stock wird sechs bis sieben Fuß hoch werden; darüber werden wir drei geräumige Zimmer und einige kleinere um die Piazza her haben. Ich kann mir kaum vorstellen, daß uns eine solche Bequemlichkeit zu Theil werden soll, doch betrachten wir es als einen sehr ungewissen Besitz. Die Unsicherheit alles Irdischen, die man hier so tief zu fühlen bekommt, macht recht verlangend nach dem Hause, das nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. Sollte es aber Gott gefallen, uns noch ein paar weitere Jahre am Leben zu erhalten, so ist eine irdische Wohnung, in der wir vor Regen und Wind geborgen sind, ein recht wünschens- und dankenswerthes Geschenk.

(Dezember.) „Es ist ein herzerquickender Anblick, Sonntag um Sonntag eine so zahlreiche Versammlung zu sehen, wie wir sie haben. Wir haben auf unsern jungen Schullehrer jetzt verzichtet, damit er in der Stadt umhergehe und mit den Leuten spreche, weil sich aus Abeokuta kein zweiter Gehilfe bekommen ließ und die Evangelisirung dieser ungeheuren Stadt uns doch nöthiger schien. Es hat uns ein Opfer gekostet, weil wir unsern Olubi jetzt für die Schule verwenden. Er war der Einzige, dem wir Alles im Hause anvertrauen konnten; aber wenn die Schule vorbei ist, wird er uns auch künftig noch hilfreiche Hand leisten. Einen trefflichen Lehrer wird er geben; er hat die Kinder lieb und thut Alles mit so viel Herz. Die Kleinen sind sehr empfänglich, und es war ihnen ein wahrer Schmerz, als sie neulich etliche Tage Vakanz hatten. Einige Stunden bei mir zu

haben, war ihnen keine kleine Freude, und mir nicht minder, ihre erwachenden Gedanken zu belauschen. Ich fragte einen der Knaben, ob er gern so bei mir sitze. 'O ja,' antwortete er. 'Warum?' 'Weil ich so viele hübsche Sachen lerne und Du mich lieb hast und so gut gegen mich bist.' 'Liebst Du Gott?' fragte ich weiter. 'O ja, weil er so groß und gut ist.' 'Und liebst Du Jesus?' 'Ja, ja.' Ich fragte noch: 'Warum?' aber das zu erklären schien ihm zu tief und er half sich aus der Noth, indem er sagte: 'Ich möchte noch mehr von Jesus hören und lernen.'

(20. Januar 1854.) „Ich bin wieder sehr weit drunten gewesen, theilweise vermuthlich in Folge der Sorge um Br. Kefer. Wenn man einen Mitarbeiter am Rande des Grabes sieht, wird alle Kraft und Theilnahme so in Anspruch genommen, daß man die Nachwirkungen davon spürt. Wir befinden uns aber gerade jetzt auch in der gefährlichen Jahreszeit des Harmattan. Ich hatte ein schleichendes Fieber und fühle mich noch recht schwach und unfähig zu jeder Arbeit. Bett und Sofa sind oft meine Zuflucht, doch legen wir uns aufs Hoffen und sind so fröhlich, als es in der gebrechlichen Hütte geht. Mein lieber Mann ist immer heiter, nie verzagend, nie kleinmüthig; auch am bösen Tag trägt er getrost seine Last. Ich meinestheils muß gestehen, daß ich eine sehr gedrückte Zeit hatte und alles nur von der dunkeln Seite ansah. 'Wer bin ich?' mußte ich mir sagen und konnte es kaum ertragen, von all' den Leuten beobachtet zu werden, die den ganzen Tag um uns her sind. Ich dachte, sie müssen mich für eine recht faule Weiße halten; doch glaube ich, werden meine schlotternden Füße und mein blasses, mageres Gesicht eine Entschuldigung für mich gewesen sein. Am meisten Beruhigung fand ich in dem Gedanken, es sei das meine Erziehungs- und Vorbereitungszeit auf künftige Arbeit, und so versuchte ich, ganz stille zu sein und mich damit zufrieden zu geben, je nach dem Willen meines himmlischen Vaters zu wirken oder zu leiden. Das ist eine im Missionsleben besonders nöthige Gnade. Man kommt heraus mit dem Wunsch, etwas zu thun; man sieht Arbeit genug, sieht Tausende von Kindern, Hunderte von Leuten vor sich und fühlt sich so total unfähig nach Leib und Seele. Das ist eine schwere Aufgabe und nur Einer kann die Kraft dazu geben. Ach möchte Er doch seine Liebesabsichten ganz an mir erreichen; möchte ich den Ihm wohlgefälligen Geist der Geduld, der Sanftmuth, der Verträglichkeit,

der Liebe erlangen! Gott ist sehr gnädig gegen uns gewesen und Er hat ja verheißen, uns nie zu verlassen. Ich glaube dieß, aber mehr Ruhe und Zuversicht in den Tagen der Trübsal und Schwachheit thut mir noth. Das afrikanische Klima ist in der That schrecklich, und mich dünkt, es werde bedeutende Opfer an Gold und Menschenleben kosten, bis seine eignen Kinder einmal hilfreiche Hand leisten können. Gott fordert beides; werden die Christen seinen Ruf hören oder nicht? Drüben werden sie gewiß die Opfer, die sie brachten, einst nicht bereuen.

(21. Februar.) „Dießmal muß ich Euch auch einiges Ermuthigende erzählen — wohl noch keine Bekehrung, aber doch was dahin deutet. Einer unsrer Bauleute an der Kirche ist voll Lernbegierde und sagt, sein Herz habe keine Ruhe, er könne nicht mehr nach der alten Weise leben, aber auch noch nicht ganz nach der des weißen Mannes. — Unser Holzsäger ist ein Heide aus Abeokuta, den wir zu diesem Geschäft kommen ließen. Da schickten neulich seine Freunde nach ihm, er solle doch die Landesfeste mitmachen. Er aber ließ ihnen sagen, er komme nicht; seit er hier sei, habe er so ganz Anderes gesehen und gehört. Sie drohten, sie baten; doch er blieb dabei: was sie thun, könne er nicht ändern, aber theilnehmen werde er an ihren heidnischen Bräuchen nicht. Er besucht regelmäßig die Kirche und die Sonntagsschule und lernt eifrig lesen und schreiben. — Noch einige andere hoffnungsvolle Zeichen: Ein Dorfpriester, der uns manche Noth machte und die Leute gegen uns einzunehmen suchte, kam neulich und sagte: 'Ich finde keinen Frieden, ich muß mein Herz Gott geben.' — Eine berühmte Priesterin kam und wollte uns zu bekehren suchen, kehrte aber selbst nachdenklich heim und hat seither einige ernste Gespräche mit Olubi gehabt. Was will auch ein wenig Leiden oder ein früheres Grab heißen, wenn es uns vergönnt ist, etwas für den Herrn zu thun?

(17. Mai; nach einer Erholungsreise bis Abeokuta.) „Gestern kam ich wieder in meinem lieben Ibadan an, aufs wärmste begrüßt von unsern lieben Knaben; aber ein bitterer Tropfen mischte sich auch in diesen Freudenbecher. Zwei der Knaben sind in meiner Abwesenheit von ihren Eltern fortgenommen worden. Adelotan darf sich gar nicht mehr sehen lassen, aber Abudu besuchte mich einmal. Ich legte meine Hand auf seine Schulter, da brach er in einen Strom von Thränen aus: 'O Aja, nicht ich, nicht ich, mein Vater hat's

gethan!' Armes Kind! Ich konnte ihn nur zu trösten suchen und zur Geduld ermahnen. Uebrigens hoffe ich, sein Vater werde ihm bald wieder erlauben, zur Schule zu kommen.

„Unser neues Haus, das mein Mann in meiner Abwesenheit fertig gebracht, verspricht alle Bequemlichkeiten, die wir hier zu Lande hoffen konnten. Der Oberhäuptling Bale hat es gestern mit seinem Besuch beehrt. Er kam in großem Gala mit einem mächtigen Gefolge von Musikanten und Sängern und Sängerinnen. Er staunte unser Haus gewaltig an und konnte gar nicht begreifen, wie es gemacht sei. Die kleine Treppe hinaufzusteigen, schien ihm sehr bedenklich, aber mit Ziehen und Schieben brachten wir ihn doch hinauf. Ich stand oben und empfing ihn in seiner Last von Seide und Sammt. Er ergriff sehr gnädig meine Hand und trat mit einem Ausruf der Verwunderung in unser Zimmer ein, dann ließ er sich behaglich auf dem Sofa nieder. Wir ließen seine Frauen, seinen ältesten Sohn und einige seiner Großen in den obern Stock zu; dann mußten wir die Treppe wegnehmen, aus Furcht, das Haus könnte unter der Last der nachdrängenden Menge zusammenbrechen. Den Gästen in unsern Zimmern boten wir einige Erfrischungen an; sich im Spiegel zu beschauen, machte dem Bale besondre Freude. Ich nahm die Frauen mit in mein Schlafzimmer, wo ihnen hauptsächlich mein Waschtisch auffiel. Um ihnen seinen Zweck zu erklären, wusch ich die Hände. Meine Seife, und daß ich nach dem Waschen meine Hände abtrocknete, war ihnen gleich verwunderlich. Nun meinten sie aber, sie müssen mirs Alle nachmachen; jede Hand wollte die Seife fassen und ins Wasser tauchen, so daß es ein ordentliches Gespritze und ein schönes Handtuch gab, denn das Indigo an ihren Kleidern färbt so ab, daß mein Tuch wohl für immer blau und weiß gesprengt bleiben wird. Endlich, nachdem Alles wieder ruhig war, konnte mein Mann eine kleine Ansprache halten, worin er dem Bale unsre Freude über seinen Besuch ausdrückte und den Zweck unsres Kommens auseinandersetzte.

(22. Mai.) „Es ist eine etwa 50jährige Frau bei mir gewesen, die ich schon mehrmals in der Kirche beobachtet hatte. Sie stellte ein Huhn mit etwas Korn zu seinem Futter und Yams vor mich hin und sagte: 'Aja, mein Leben lang habe ich dem Teufel gedient; er ist mein Gott gewesen, aber er hat mir keinen Frieden ins Herz gegeben. Mein Mann ist während des Kriegs weggestohlen

worden, und der Teufel hat mir nicht geholfen; meine Kinder sind alle gestorben und der Teufel konnte mir nicht helfen; seit aber Ihr Weiße gekommen seid, habe ich die Worte des großen Gottes gehört, die ich vorher nie hörte, und sie waren mir süß. Ich möchte mehr hören und den rechten Weg gehen, denn mein ganzes Leben hindurch bin ich den falschen Weg gegangen.' Sie hat die Götzen ihres Mannes ins Wasser geworfen. Da es Landessitte ist, den Götzen fortwährend Hühner, Kauris und Geschenke darzubringen, hielt ichs für nöthig, ihr zu sagen, wir wünschen nicht, daß die Leute 'mit voller Hand' zu uns kommen. Sie erwiederte, sie wisse das, ich möge aber doch ihr die Freude machen, ihre kleine Gabe anzunehmen. Ich hatte gerade ein Zitzsäckchen mit kaum einer Hand voll Kauris da, das ich ihr dafür anbot; die Kauris wollte sie um keinen Preis nehmen, mit dem Säckchen aber gieng sie hochbeglückt davon. Auf mein Abschiedswort: 'Gott segne Dich und gebe Dir Frieden', antwortete sie mit einem inbrünstigen 'Amen'.

(11. Juli.) „Diesen Morgen gieng die Frau eines unsrer Nationalgehilfen mit unsrem jungen Schulmeister Olubi in die Stadt, um nach Idschave gehende Bekannte eine Strecke zu begleiten. Auf dem Heimwege sahen sie einen etwa dreijährigen Knaben, erstarrt, ausgehungert und schmutzig. Sie giengen auf das arme Geschöpfchen zu, das wimmerte: 'Era mi (kauft mich); ich will mit Euch gehen'. Auf ihre Erkundigungen stellte sichs heraus, daß es das Kind einer Sklavin war. Die Mutter war schon vor Monaten weit weg verkauft worden; der Eigenthümer des Hauses ist im Krieg, und so war das arme Würmchen Jedermanns und Niemands Pflegling. Ein Mann, der sich eine Zeitlang seiner angenommen, ermüdete daran und sagte, er habe genug zu thun, sich selbst zu ernähren, denn auch er war ein Sklave, und so setzte man das Kind auf die Straße. Niemand mochte Sorge dafür tragen, aus Furcht, man könnte ihn beschuldigen, einen Sklaven gestohlen zu haben; einige Tage noch, und das Kleine wäre sicher verhungert. Die einzige Nahrung, die es seit drei Monaten bekommen hatte, war etwas Korn gewesen, das man ihm wie einem Huhn zuwarf. Olubi sprach mit den Leuten, aber sie sagten einfach, da können sie nicht helfen, und wunderten sich, wie man sich so viel um ein Sklavenkind kümmern könne. Darauf gieng mein Mann hin und ließ den Kleinen zu uns bringen. Ich wusch ihn, zog ihm ein Hemdchen an, wickelte ihn in

ein warmes Tuch und nahm ihn auf meinen Schooß, wo es ihm recht zu behagen schien.

(20. Juli.) „Unser kleiner Pflegling erstarkt zusehends, ist aber nicht gutgeartet. Man spürt dem armen Tröpfchen recht die Nachwirkungen des Hungers und unfreundlicher Behandlung an, so daß es jetzt an nichts denkt, als ans Essen. Neulich spielte ich ein wenig mit ihm und erlangte endlich einen freundlichen Blick. Doch als ich sagte: 'Heute hast Du mich, glaube ich, doch ein wenig lieber als gestern,' war die einzige Antwort: 'Was gibst Du mir heute zu essen?' Da das arme Kind bis jetzt nur Härte und Grausamkeit erfahren hat, ist sein Herz noch nicht erschlossen für Liebe.

(4. August.) „Heute hat mein Mann unsern kleinen Laniyono besucht, den sein Vater uns vor einer Woche wegnahm. Er hörte von außen das liebe Kind beten: 'Ich möchte Dich lieben, ich möchte Dein Kind sein.' Als es ausgeredet hatte, trat er ein und fand es allein mit seinen heidnischen Geschwistern. Beim Fortgehen hörte mein Mann sie dann alle zusammen ein englisches Lied singen, das offenbar Laniyono sie gelehrt hatte. Ich glaube, wir dürfen hoffen, daß in dem Herzen dieses Kindes ein Gnadenwerk begonnen hat, und daß sein zeitweiliges Zuhausesein zum Guten ausschlagen wird.

(November.) „Dieser Monat hat eine besondere Weihe erhalten durch den Besuch unsres lieben, verehrten Bischofs Vidal. Am 9. langte er in Begleitung von Graf, Townsend und Dr. Irving hier an, so daß wir Alle zusammen sieben Weiße waren; ein wahres Ereigniß in Ibadan! Der Bischof sprach so ernst, so innig, so eindringlich über Phil. 2, 1—18, daß es uns tief ins Herz gedrückt ist. Sein liebendes Eingehen, seine zarte Theilnahme ist für uns wie ein erquickender Thau auf dürstendes Erdreich gewesen. Wie dankbar freuen wir uns doch, daß der Herr unsrer Mission ein solches Oberhaupt geschenkt hat.

(Dezember.) „Vorigen Freitag verließ mich mein l. Mann, um mit Dr. Irving eine Reise ins Idschebu-Land anzutreten, dessen König ihm eine freundliche Einladung gesandt hatte. Ich fühlte die Trennung sehr, freue mich aber, daß er diesen Gang thut, und hoffe, der Herr gebe seinen Segen dazu. Welch' ein Schlag für die Sklaverei und alle Arten von Grausamkeiten, wenn in diesem bis jetzt verschlossenen Lande das Panier des Kreuzes aufgerichtet und Licht und Heil verkündet und angenommen würde! So bin ich also ganz

allein hier. Daß ich das unbedenklich kann, ist doch ein schönes Zeugniß für eine afrikanische Stadt von 100,000 Einwohnern.

(19. Jan. 1855.) „Am 4. dieß ist mein l. Mann mit Dr. Irving müde und matt von seiner Reise zurückgekommen. Er schien sich schnell zu erholen, aber am 8., gerade nachdem Dr. Irving uns wieder verlassen, mußte er sich an heftigem Fieber legen und ist seither fast nie mehr außer Bett gewesen.

(23. Februar.) „Mein theurer Mann hat sich durch Gottes Gnade wieder wunderbar erholt und kann seine gewohnte Thätigkeit allmählich wieder aufnehmen. Aber wie soll ich Worte finden über den Heimgang unsres geliebten Bischofs, der vor Kurzem noch tröstend und ermahnend unter uns weilte! Armes Afrika! Welche Prüfungen und Schmerzen häufen sich doch in dir Welle auf Welle! Von den 14 Personen, die vor zwei Jahren auf demselben Schiffe auszogen, stehen jetzt nur noch vier hier in der Arbeit; fünf sind in der obern Heimat angelangt, fünf in die irdische zurückgekehrt. Möchte der Herr uns selbst noch eine Weile erhalten! Es muß uns ja verlangen, am Leben zu bleiben, um in diesem finstern Lande zu wirken; wäre aber das nicht, so würde michs mehr und mehr hinaufziehen ins himmlische Vaterhaus. Alles Irdische ist mir so zur Last; aber das Rad des Lebens geht seinen Lauf fort, und wir müssen unsre Stelle dran ausfüllen, so lange wir können. Da ist's nicht zu verwundern, daß wir ihm zuweilen mit schweren Herzen und Händen einen Stoß geben; doch empfinde ich es als Gnade, daß ich meiner Aufgabe soweit nachkommen kann.

„Meine größte Freude sind meine lieben Kinder. Wie oft hat es nicht schon mein Herz erquickt, wenn sie in der Sonntagsfrühe ihre Lieder sangen, zwar nicht so melodisch, wie englische Kinder, aber so aus vollem ganzem Herzen! Alle die lieblichen Aeußerungen niederzuschreiben, womit sie mich erfreuen, würde zu viel Zeit und Papier erfordern, aber oft, oft erheitern sie mich, wenn ich betrübt bin. Sie sind in der That Blümlein, die der Herr in diesem dürren Lande auf unsern Weg gestreut hat.

(4. Mai.) „Also auch unser treuer Freund, Dr. Irving, nicht mehr hienieden! Wenn ich zu unsrem neuen Kirchlein dort hinüberblicke und den Zaun betrachte, der den Begräbnißplatz umschließt, muß ich unwillkürlich denken, wie bald sich auch dort die Ruhestätte eines Weißen öffnen kann. Mir ist, als könnte ich, wenn

dieser Ruf wirklich an mich käme, im Vertrauen auf die Gnade meines Heilands die Sorgen dieser Welt fröhlich mit den Freuden des Himmels vertauschen. Die Schwachheit, die Hinfälligkeit und die Beschwerden dieses armen Leibes und das beständige Gefühl, daß wenn ich das Gute thun will, ich das Böse thue, das ich nicht will, erfüllt mich mit Sehnsucht nach der Zeit, da wir unsrem Gott ohne Hülle und ohne Sünde dienen werden. Sollte es Ihm aber gefallen, uns zu erhalten, so würde ich's nicht nur zufrieden sein, sondern mich sogar freuen, wenn es zu seiner Ehre gereichen kann."

Der Monat Mai sollte nicht schließen, ehe im Kirchhof das erste Grab sich füllte. Kefer trat am 22. Mai eine Predigtreise an; nach wenigen Tagen vom gelben Fieber niedergeworfen, ließ er sich zurücktragen, konnte nur noch durch ein Lächeln zeigen, daß er die Geschwister kannte, und starb am Abend des 28. „Jetzt da der Herr Ibadan mit dem Leben seines Knechts bewässert hat," sagte einer unserer Freunde, „sollten wir nicht einer Ernte entgegenblicken dürfen?" Und die Ernte blieb nicht aus.

(24. Juni.) „Mein l. Mann hatte die Freude, heute fünf Bekehrte, Ibadans Erstlingsfrüchte, durch die Taufe in die Gemeinde Christi aufzunehmen. Der Sturm hatte das Dach unsres Kirchleins eingerissen; aber in dem zu unsern Gottesdiensten dienenden Raume knieten zwei Frauen, zwei junge Männer und ein Greis, um das Siegel und Zeichen zu empfangen, daß sie hinfort Streiter und Knechte Christi sein sollen. Statt ihrer gewöhnlichen blauen Kleider trugen sie weiße; auf ihren Gesichtern war tiefe Andacht und ein volles Verständniß der heiligen Handlung zu lesen; auch die anwesenden Heiden schienen ergriffen. Mir ist, als habe ich nie eine so feierliche Stille gespürt, wie in dieser Stunde, und in manchem feurig schwarzen Auge glänzte eine Thräne.

(13. August.) „Wir haben unsre erste christliche Hochzeit gefeiert, und zwar eine recht nette und einfache. Wir ordneten selbst das Hochzeitsmahl an, und die Reden (denn die Afrikaner können auch Reden halten) überraschten uns wohlthuend durch ihren entschieden christlichen Ton. Das junge Paar selbst war davon zu Thränen gerührt. — Unsere Sonntagsschule zählt jetzt 40—50 Erwachsene, denen es ein rechter Ernst ist mit dem Lernen, und die merkwürdige Fortschritte machen.

(9. November.) „Acht der lieben Kinder, die bei uns wohnen

(darunter Akielle, Laniyono, Abudu ꝛc.), haben zusammen mit sechs andern die h. Taufe empfangen. Ich zog ihnen neue weiße Kleider an mit dem inbrünstigen Wunsche, daß sie Alle der im Blute des Lammes gewaschenen Kleider theilhaftig werden möchten. O Gott, bewahre Du diese Lämmer Deiner Herde vor allem Bösen und nimm sie um Deines lieben Sohnes, unsres Heilandes willen, zu Deinem Eigenthum an!

„Viele unsrer Nachbarn hatten eine Zusammenkunft, auf der sie einander das Wort gaben, eine Zeitlang keinem der Ihren zu erlauben, daß er in das 'Haus Gottes' komme. Zuerst schien es ihnen zu gelingen, als aber ihre Spione ihnen die Kunde von diesem Taufsonntag brachten, sagten sie: 'Was hilft's, wenn wir die Leute zurückhalten? Der Weiße geht doch seinen Weg fort, wir mögen thun, was wir wollen; dieser Tag hat vierzehn den neuen Namen gegeben.' Der Ausdruck: 'Der neue Name' war mir wichtig. Ach wie wünschen wir ihnen allen jenen neuen Namen, den Gott den Seinen verheißen hat!

(26. November, auf einer Erholungsreise in Lagos.) „Obgleich durch jede Post bedacht, bin ich doch noch durch keine so reich geworden, wie durch diese. Nicht weniger als 41 Briefe zumal! Und dazu solche Kisten voll Sachen für uns selbst, für unsre Kinder und andre Eingeborne! Es ist eine große Ermunterung, von so vielen Armen und Reichen so freundlich in den Stand gesetzt zu werden, nicht nur unsern Kleinen, sondern auch den Häuptlingen und Andern, denen wir Geschenke zu machen haben, so viel Freude zu bereiten. Zudem erwecken die hübschen Sachen aus dem Land ihrer weißen Freunde in den Herzen der armen Afrikaner ein gar dankbares Gefühl. 'Wie gut müssen doch die Leute in dem fernen, fernen Lande sein', kann man sie oft sagen hören. Ich möchte nur, daß die lieben Geber die fröhlichen Gesichter und die leuchtenden Augen beim Austheilen ihrer Gaben sehen könnten! — Diese Post hat aber noch ein kostbareres Geschenk für Afrika gebracht, nämlich die zwei neuen Missionare Bühler und Hoch. Sie sehen so frisch und muthig und kräftig aus, daß ihr Anblick für uns, die wir in den letzten drei Jahren so abgesponnen haben, eine wahre Aufrichtung ist.

(Ibadan, 15. Dezember.) „Wir sind mit unsrem Bruder Hoch, von Gottes gnädiger Hand sicher durch den Busch geleitet, wieder

glücklich hier angelangt. Von vielen wurden wir herzlich willkommen geheißen; Andere, die ihr Möglichstes gethan hatten, durch Verfolgung unsrer Neubekehrten uns los zu werden, waren nicht wenig betroffen, als sie noch einen Weißen mit uns kommen sahen. Der Teufel hat sich aufgemacht, weil sein Reich in Gefahr ist, und die Landespriester kämpfen unter seiner Fahne, weil sie merken, daß ihre Lügen und Betrügereien ans Licht kommen. Die Wuth der Verfolgung hat stark getobt; die Leiden der kleinen Heerde gehen uns tief zu Herzen, aber die Standhaftigkeit der Bekehrten ist erhebend. Etwas davon ist allerdings der afrikanischen Gemüthsart zuzuschreiben, aber ebenso gewiß wirken auch tiefere Ursachen mit. Sogar den Verfolgern fällt das auf. Sie fragen, was das nur sein könne, und kommen zu dem Schluß, es müsse in unsern Augen ein Zauber liegen; darum bemühen sie sich, uns einige der Bekehrten ganz aus dem Gesicht zu bringen.

„Unter vielen andern ist besonders die Geschichte einer jungen Frau rührend, die mit kindlicher Zuversicht sich auf das Erbarmen und die Durchhilfe des großen und gnädigen Gottes verläßt. Ihre Verheirathung wurde von ihren Eltern beschleunigt, weil man sie dadurch vom Besuch der Kirche abzuhalten hoffte. Hatten schon ihre Eltern sie hart genug behandelt, so war ihr Mann noch grausamer gegen sie. 'Du darfst nie mehr das Haus der Weißen betreten', befahl er zuerst, und sie erwiderte: 'Gut, es soll geschehen, wie Du willst'. Als er aber fortfuhr: 'Auch in die Kirche sollst Du nicht mehr gehen', entgegnete sie: 'Darin kann und will ich Dir nicht gehorchen; die Kirche ist Gottes Haus, und dahin will ich gehen.' Nun schlug er sie mit dem Stock und mit seinem Schlachtmesser und warf sie mit Steinen, dann band er ihr einen Strick um den Hals und schleppte sie wie ein Stück Vieh in ihres Vaters Haus. Mein Mann gieng hin, um die Leute zu bitten, von ihrer Grausamkeit abzustehen. Er fand die junge Christin vor den Götzen liegend, die man herbeigebracht hatte, damit sie sie anbete, und ein paar wüthende Heiden, die sie hielten, schrieen: 'Jetzt beugt sie sich!' Sie aber rief: 'Nein, Ihr habt mich daher geschleppt; ich kann keine steinernen und hölzernen Götzen mehr anbeten, die mich nicht hören. Nur Jesus Christus, dem Sohne Gottes, dem einzigen Heiland der Sünder vertraue ich!' Darauf warf man ihr wieder einen Strick um den Hals und drohte: 'Nun, so führen wir Dich fort und tödten Dich.'

Sie antwortete: 'Tödtet mich nur, wenn Ihr Lust dazu habt, dann werde ich um so eher bei meinem Heiland im Himmel sein, aber diesen thörichten Dingen kann und will ich nicht dienen.' Sie wurde nicht getödtet, aber Monate hindurch erduldete sie jede Art von Mißhandlung und endlich entfloh sie nach Abeokuta. Ihre Reise dorthin ist so wunderbar, daß sie mich lebhaft an den Engel erinnerte, der dem Apostel Petrus die Gefängnißthüre öffnete. —

(Juni.) „Wir sind glücklich von einer Reise in die königliche Residenz Oyo zurück, von der ich Euch jetzt erzählen will. Am 28. Mai machten wir uns auf den Weg, den ich theils zu Pferd, theils in der Hängematte zurücklegte. Es war ein heißer, heißer Tag. Nach siebenstündigem Marsch erreichten wir endlich Idschaye, wo wir froh waren, bei Miss. Mann wieder in einem Missionshause Herberge zu finden. Wir wollten am nächsten Tage weiter reisen, aber seine Einladung, einen Tag länger zu rasten, war zu verlockend, und so brachen wir erst am dritten Tag wieder auf. Der Weg führte durch Grasflächen, aber wir hatten einen so hübschen sandigen Pfad, daß ich fast die ganze Zeit über ritt. Dazu war der Himmel etwas bedeckt, was hier zu Lande eine seltene Wohlthat ist. Nach sechs Stunden war Oyo erreicht, wo mein l. Mann von den Leuten als alter Freund empfangen wurde. Er hatte vor etlichen Wochen unsern Olubi hergeschickt, damit dieser mit dem Unterricht beginne, bis der für Oyo bestimmte Lehrer eintreffe. Der König hatte ihm ein nettes Haus angewiesen, in dem auch wir ein ganz behagliches Obdach fanden. Wir hatten kaum Zeit gehabt, uns umzukleiden, als die Boten des Königs uns in den Palast abholten. — Hier wurden wir mit großem Pomp empfangen, doch war das Gesicht des Königs unverhüllt. Er begrüßte meinen Mann mit großer Freude und nannte ihn seinen Freund; auch hatte er nicht vergessen, daß er Dabidi (David) heiße. Er lobte ihn, daß er seine Frau mitgebracht habe, und fragte, ob er mich begrüßen dürfe. Darauf erkundigte er sich nach meinem Befinden, und ob ich kürzlich Nachricht aus meinem Lande und von Vater und Mutter, Brüdern und Schwestern erhalten habe (in Afrika heißt man jeden, der aus derselben Stadt kommt, Bruder und Schwester), und ob die gute Königin von England wohl sei? Ich antwortete, 'Alafia ombe mbe' (Alles sei Friede). Das gefiel ihm, und er sagte, sein Herz freue sich, uns zu sehen; dann aber fuhr er mit zarter Auf-

merksamkeit fort, er wolle uns nicht länger aufhalten, da wir müde von der Reise sein werden; wir müssen jetzt ausruhen und essen und ihn morgen wieder besuchen.

„Am Sonntag hatten wir in der Piazza eine ziemlich zahlreiche Versammlung von Leuten, die Olubi zusammengebracht hatte. Mein Mann las unsre herrliche Litanei, die in jeder Sprache ein so herzliches Echo hervorgelockt, dann sprach er über die Vergebung der Sünden. Und Nachmittags kamen die gleichen Leute wieder. — Ehe wir Oyo verließen, hatte mein Mann noch eine Besprechung mit dem König, worin er ihm den Zweck seines Besuchs darlegte. Der König wandte sich zu seinen Unterthanen und sagte: 'Der Weiße ist mein Freund; er wird Gottes Wort in meiner Stadt lehren und verkündigen; was sagt ihr dazu?' Sie antworteten: 'Es ist gut; wir nehmen den Weißen von Herzen auf.' Wir schieden voll Dank gegen Gott, daß Er uns in dieser heidnischen Stadt einen solchen Eingang beschert hat. Einem Mädchen, das durchaus mich begleiten wollte, gab der König die Erlaubniß mit den Worten: 'Die Kleine ist sehr klug und ich wollte nur, ich wäre selbst ein Mädchen, um auch mitgehen zu können.'

„In Ibadan fanden wir Alles wohl und einen fröhlichen Willkomm. Am Sonntag wurden wir in der Kirche durch eine große Versammlung von Männern und Frauen überrascht. Die Uebereinkunft der Verfolger, die Leute am Kommen zu verhindern, ist jetzt gebrochen und der Weg wieder frei. Der Herr der Heerschaaren hat Großes an uns gethan zur Ehre seines Namens; deß sind wir fröhlich.

(Ende Juni.) „Eben freuten wir uns und gürteten unsre Lenden mit neuem Muth und Eifer zur Arbeit, da wurde mein theurer Mann vom gelben Fieber befallen, derselben Krankheit, woran Br. Keser starb. Es hat Gott gefallen, sein Leben zu erhalten, aber er ist so schwach wie ein kleines Kind, und die Gefahr eines Rückfalls noch nicht vorbei. Es erscheint uns Allen darum als Pflicht, daß er zu seiner Erholung nach England gehe, und wir rüsten uns bereits, uns im nächsten Monat in Lagos einzuschiffen. Wenn Gott uns eine glückliche Reise schenkt, dürft Ihr uns also vier Wochen nach diesem Briefe in England erwarten. Gewiß fühlt Ihr mit uns, welcher Schmerz dieser plötzliche Abbruch uns ist; selbst die Freude, so theure Freunde wiederzusehen, vermag

diesen Kummer nicht zu lindern. Ich kann nicht mehr schreiben; es ist gut, daß ich in den nächsten Wochen so viel zu thun habe."

Mit schwerem Herzen rissen Hinderer und seine Gattin im Juli 1856 sich wirklich von ihrem geliebten Ibadan los, an das sie eine Reihe schmerzlicher und lieblicher Erfahrungen kettete, von denen gar viele hier keinen Raum gefunden haben. (Eine der letzteren ist in dem Basler Kindertraktat „Oguyomi" erzählt.) Eine gründliche Luftveränderung war für Hinderer jedoch gebieterisches Bedürfniß, denn auch in England noch blieb er längere Zeit schwer leidend. Im Sommer 1857 begleitete seine Gattin ihn in seine Heimat Württemberg, sowie nach Basel und ins Berner Oberland, wo sie auch für sich selbst viel Erfrischung und Anregung fand und manch warmes Liebesband knüpfte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Sierra Leone und Lagos, der ihnen bereits wieder die ersten afrikanischen Fieberanfälle brachte, kamen sie am 9. Januar 1858 wieder in Ibadan an. Wenigstens ihre ersten Erfahrungen bei Wiederaufnahme ihrer Arbeit fahren wir fort, mit Frau Hinderers eigenen Worten zu geben.

---

4. Fortgang des Werks. (1858—1865.)

(27. Januar 1858.) „Es ist eine Wonne, wieder in unsrem trauten Hause zu sein. Alles war zu unsrem Empfang so hübsch und rein hergerichtet und eine gute Mahlzeit stand für uns bereit. Aber in diese Freude mischte sich ein Kummer, denn unter den Begrüßenden vermißten wir unsern Freund Olumloyo, der während unsrer Abwesenheit im Kampf gefallen war. Er hatte das Evangelium gehört und etwas von seiner Süßigkeit verspürt, aber leider ohne es dahin zu bringen, daß er ihm gehorsam geworden wäre. Man sprach viel von ihm und erzählte, wie ihm der Abschied von uns so schwer geworden sei und wie mannhaft sein Sohn Akielle ihm die Wahrheit des Evangeliums bezeugt habe. Manches Auge wurde dabei feucht, denn er war allgemein geachtet; lange dauerten aber an diesem Tage die Thränen nicht. Drei Wochen lang hatten wir unaufhörlich Besuche und wurden mit freundlichen Geschenken ganz überhäuft. Könntet Ihr nur unsre schönen Enten sehen mit ihren grünen, goldglänzenden Federn, und unsre Hühner, Ziegen und Schafe. Außerdem erhielten wir auch noch Korn und Mais. Es ist, als könnten die Häuptlinge und das Volk sich gar nicht genug

thun bei unsrem Willkomm. Sie sagen, sie haben gefürchtet, wir kommen nicht wieder, weil die Verfolgung uns so viel Noth bereitet habe, aber jetzt haben sie uns lieber als je. Einige bringen uns ihre Götzen und bitten uns, ihre Namen auf die Liste der Taufbewerber zu schreiben. Wir haben schon einen großen Korb voll Götzen und gestern Abend brachte ein Mann, der bisher ein großer Sklavenhändler war, uns die Ketten, womit er die Armen zu fesseln pflegte, indem er sagte, da er selbst durch das Blut Jesu frei gemacht worden sei, wolle er von solchen grausamen Dingen künftig nichts mehr.

„Bereits haben wir den vier Stadthäuptlingen unsern Besuch gemacht. Sie hatten uns ihre Diener entgegengeschickt, um uns unterwegs weiterzuhelfen. Auch sie waren froh, uns wieder zu sehen. Vor unsrer Abreise hätten diese Häuptlinge nicht gewagt, uns die Hand zu geben, aus Furcht, wir könnten sie vergiften, oder uns ins Auge zu sehen, weil sie meinten, unser Blick könnte ihnen den Tod bringen. So hatten nämlich ihre heidnischen Priester und die muhammedanischen Alufas ihnen gesagt. Jetzt aber ergriffen sie unsre Hände in Gegenwart dieser Betrüger und drückten auf jede mögliche Weise uns ihre Freude aus.

„Die lieben Kinder (27 an der Zahl) waren alle wohl; auch sie sind so froh, uns wieder zu haben. Sie waren in unsrer Abwesenheit gut versorgt und wir danken Gott für unsern treuen Katechisten und seine Frau, sowie für unsern guten Olubi. Er und seine Susanna stehen in voller Kraft und haben ein allerliebstes Söhnlein Daniel.

(26. Juli.) „Wir sind am Vorabend eines Bürgerkrieges gestanden; möge Gott uns davor bewahren! Erst seit das Wort Gottes in dieser Stadt verkündigt wird, ist sie davon frei gewesen. Meine Kinder wissen mir Schreckliches zu erzählen von den Kriegen, die früher zwei bis drei Mal jährlich ausbrachen; wie dann Frauen und Kinder aufs Land hinaus flohen oder sich etliche Tage in ihren Häusern versteckten. Wohl mögen darum die Leute sagen: 'Du bist unser Freund, o Weißer; du hast Frieden in diese Stadt gebracht.' — Welche Freude, daß jetzt so Manche das Wort Gottes hören und lesen, das uns von einem Frieden sagt, der alles Verständniß übersteigt, und von einem Lande, wo kein Krieg, kein Leid, kein Geschrei mehr sein wird! Nie waren die Häuptlinge freundlicher

gegen uns, als eben jetzt. Sie traten uns bereitwillig Grundstücke ab und wünschen selbst die Errichtung weiterer Stationen. Johnson und Allen, die beiden Gehilfen, die mein Mann sich in Sierra Leone auswählte, schlagen gut ein und wissen die Herzen zu gewinnen. Sie treffen jetzt Vorbereitung zur Errichtung ihrer zwei Stunden von einander entfernten Stationen; die unsrige liegt in der Mitte. In weniger als einem Jahr, hoffen wir, werden dann drei verschiedene Glocken die Leute Sonntags zur Kirche rufen; bis jetzt kommen sie von beiden Enden der Stadt in die unsre.

(23. September.) „Mein Mann ist von einer längern Predigtreise, während deren ich manchmal etwas bange um ihn war, in trefflicher Gesundheit und ganz erfrischt und erheitert zurück gekommen. Ich betrachte es als eine Gebetserhörung, daß er seit unsrer Rückkehr im Januar noch keinen Tag krank war, während ich selbst im Mai und Juni schwer darnieder lag. Mit Freuden sehen wir unsre kleine Gemeinde wachsen: 29 Kommunikanten, dazu noch mehrere jüngere Getaufte und 51 Taufbewerber.

„Einer der Bekehrten, der wohl anderthalb Stunden von uns entfernt wohnt, hat viele seiner Nachbarn mitgebracht, das Wort Gottes zu hören; und dem Herrn sei Dank! manche von ihnen haben es nicht vergeblich gehört. Da sie einen so weiten Weg zu machen haben, bringen sie ihr Mittagessen mit und bleiben den ganzen Tag da; Abends aber haben sie in seinem Hause noch eine gemeinsame Andacht, bevor sie sich über die Nacht trennen. Da beten sie dann für ihren Missionar und für ihre Lehrer, für sich selbst und die Heiden. Es müssen rührend einfältige und kindliche Gebete sein, wenn man bedenkt, daß vor so kurzer Zeit noch alle diese Leute in heidnischer Finsterniß befangen waren; aber ein Segen ruht gewiß darauf.

(18. Oktober.) „Wir haben die Männer aus unsrer Gemeinde diesen Monat einmal zu uns eingeladen. Zu ihrem großen Ergötzen zeigten wir ihnen unser Schattenspiel, dann bewirteten wir sie mit Thee und Brödchen und etwas Jams, worauf sie hübsche Reden hielten, in welchen sie ihren frühern Zustand mit dem jetzigen verglichen. Sie sprachen von dem Glück, sein Vertrauen auf Gott und Jesus Christus zu setzen, und dankten mir so herzlich für das Vergnügen und die Belehrung, die wir ihnen bereitet haben. Dann erzählten sie, wie sie in ihren heidnischen Tagen sich zuweilen um

ihren Kriegshäuptling versammelt und nach einem Gastmahl, das er ihnen gegeben, ihm versprochen haben, für ihn zu kämpfen. 'Du aber, unser lieber Missionar, unser Freund und Vater, und Du, unsre Mutter,' fuhr Einer von ihnen dann fort, 'Ihr ladet uns so freundlich ein und zeigt uns so wunderbare Dinge. Gott hat den Leuten den Verstand gegeben, solche Dinge zu machen, daß wir daraus lernen, und Ihr habt uns so gut bewirthet und uns so viel Freude gemacht; aber Ihr wollt nicht, daß wir für Euch kämpfen und Sklaven fangen, darum wollen wir zum Schluß unsern lieben Missionar ersuchen, daß er mit uns den großen Gott bitte, uns zu Seinen Kindern und treuen Dienern zu machen.' Sogleich knieten wir Alle nieder und mein Mann ergoß sich in einem herzlichen Gebet für sie und uns, in das sie mit einem vollen „Amen" einfielen.

(19. November.) „Am gestrigen Adventssonntag durfte mein theurer Mann wieder neun Frauen und fünf Männern die heilige Taufe ertheilen. Es war ein lieblicher Anblick: sie sahen so ernst und gesammelt aus, und wir haben die Zuversicht, daß es wirklich bekehrte Leute sind. Alle 14 haben uns ihre Götzen geschenkt: der eine betete den Kriegsgott an, der andere den Wassergott, wieder einer den Donnergott ꝛc. Der Herr hat sich zu unsrer Arbeit in dieser Stadt huldreich bekannt. Wir sind froh und dankbar in seinem Dienst und bitten Euch nur, inbrünstig für uns zu beten, daß wir treu bleiben mögen bis ans Ende.

(28. März 1859.) „Wir haben einen mehrtägigen köstlichen Besuch von unsrem theuren Bischof Bowen gehabt. O möge unser Gott ihn uns und der Kirche erhalten! Der Bischof ist in guter Gesundheit, hat einige heftige Fieberanfälle überstanden und kann das Reisen gut vertragen. Er ist, vor Furcht und Noth bewahrt, schon auf der ganzen Welt herumgekommen und bei all seiner Kraft spürt man ihm doch beständig den Mann an, der auf seinen Gott gegründet ist. Der Tod seiner edlen Gattin, die so wunderbar für ihn und seinen wichtigen Beruf paßte und so schnell von seiner Seite genommen wurde, hat ihn tief betrübt, aber die friedsame Frucht der Gerechtigkeit bleibt nicht aus und der Gott alles Trostes tröstet ihn. Er hat uns einen Segen zurückgelassen; sein Besuch war ein Sonnenblick, an dem wir uns noch lange freuen werden.

(27. April.) „Unser alter Freund, der König von Oyo, ist

gestorben. Man hat nur vier Menschenleben ihm nachgeschickt. Aber 41 seiner Weiber vergifteten sich, um ihn mit Ehren ins Jenseits zu begleiten. O die Greuel des Aberglaubens!

(26. Juli.) „Welche Kunde! Unser geliebter Bischof also schon am Ziele seines Laufes! Am 22. Mai predigte er noch kräftig über das Wort: 'Seid ihr nun mit Christo auferstanden, so suchet, was droben ist,' und am folgenden Samstag, den 28., hauchte er seinen Geist aus. Es ist eine allgemeine Trauer hier. Alle Gemeindeglieder kommen heute, uns ihre Theilnahme zu bezeugen. Einige sind nur eingetreten und anstatt zu sprechen, haben sie schluchzend sich umgewandt und sind wieder weggegangen. Andre haben versucht, ein Wort des Trostes zu sagen, oder sich schweigend zu uns hingesetzt. Eine junge Taufbewerberin legte sanft ihre Hand auf meine Schulter und sagte weinend: 'Aja, es ist wahr, die Väter gehen dahin, aber Gott bleibt da, Er geht nicht fort.' — O theurer Freund, wir wollen nicht murren über deine selige Ruhe, über dein Nachhausekommen zu deinem Heilande und der Gefährtin deiner kurzen afrikanischen Wallfahrt; aber wir trauern tief für uns selbst und für Afrika, denn wo wird man deines Gleichen wieder finden! Zwei solche Perlen, wie unsre heißgeliebten Bischöfe Vidal und Bowen, sind nicht mehr vorhanden in diesem schwer geprüften Land. O lieber Herr, heile, verbinde Du die zerbrochenen Herzen und mache uns zu Deinen und der Vollendeten Nachfolgern!

(Oktober.) „Wir sind wieder in den Wassern der Trübsal; aber 'sie sollen dich nicht überfluthen', heißt die süße Verheißung. Mein lieber Mann ist sehr krank an einem furchtbaren Husten, der ihn nun bald drei Monate plagt; auch hat er einen heftigeren Fieberanfall als seit Jahren... Es ist ihm eine große Prüfung, so zur Ruhe gesetzt zu sein; doch gelingt ihm dabei zu Hause ein gut Stück Arbeit. Es hat ihm große Freude gemacht, daß verschiedene Leute zu besonderer Vorbereitung aufs hl. Abendmahl zu ihm kamen, und etwa 19 Personen hofft er an Weihnachten zu taufen. Ihnen Unterricht zu ertheilen, ist ihm ein großer Trost, da er auf der Straße jetzt keine fünf Worte sprechen kann.

(Weihnachten.) „Das schönste an unsrem dießmaligen Christfest waren die Taufen, die heute Vormittag stattfanden. Ergraute Häupter empfiengen das Gnadenzeichen und wollen Streiter und Diener Jesu Christi werden. Ich konnte nur an die Worte denken:

'Ihr, die ihr weiland ferne gewesen, seid nun nahe geworden durch das Blut Christi.' Auch einige junge Frauen und acht junge Leute zwischen 15 und 19 Jahren waren dabei. Ihr Vorbereitungsunterricht und ihre Prüfung waren meinem Mann sehr lieblich. Die jungen Leute schienen die Grundwahrheiten des Evangeliums recht erfaßt zu haben und sind so glücklich. Das ist ein merkwürdiger Zug im afrikanischen Charakter; aber Kummer über das Vergangene nimmt man kaum je an den Neubekehrten wahr und auch, wenn man sie darauf leiten will, bekommt man nichts der Art zu spüren. Sie sind von wunderbar leichter Gemüthsart. Wenn sie das Evangelium annehmen, erfassen sie es ganz, sagen dem Heidenthum von Herzen ab und gehen freudig ihres Wegs. In diesem kindlich einfältigen Zugreifen liegt etwas sehr Liebliches, aber doch möchten wir manchmal etwas mehr Beugung über die wunderbare Liebe sehen, die Gott uns erzeigt hat. Statt dessen fürchten wir oft mehr eine Neigung zur Selbstgerechtigkeit. Aber o, es war ein köstlicher, herzerfreuender Anblick, um den Taufstein her dieses Häuflein von 16 Personen zu sehen, die aus der heidnischen Finsterniß dieser Stadt heraustreten und Jünger Jesu werden wollen, und von Herzen flehten wir, daß sie treu bleiben möchten bis ans Ende.

(28. Februar 1860.) „Abeokuta, das wir kürzlich besuchten, ist von den Dahomiern bedroht, und auch hier umgeben uns brausende Wogen. Die Häuptlinge von Ibadan und die von Idschaye sind mit einander in Streit gerathen und fangen einander nun ihre Leute weg, um sie zu verkaufen. Die leidenschaftlichsten Botschaften werden hin- und hergesandt. Ob es zum wirklichen Krieg kommen wird, ist noch nicht entschieden; es gehen darüber verschiedene Gerüchte, aber bange Zeit ists. Welche Gnade, wenn wir uns gläubig auf einen starken Arm verlassen und in Wahrheit sprechen können: Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht, was können mir Menschen thun?

(16. März.) „Es ist jetzt ein allgemeiner Krieg erklärt und Alle, deren Handwerk es ist, müssen gehen. Großartige Opfer sind gebracht worden und Samstag Abend leider auch ein Menschenopfer. Ein junger Mann wurde den Tag über auf den Marktplätzen umhergeführt, damit die Leute sehen möchten, was für ein stattlicher Mensch er sei, denn die ganze Stadt muß die Kosten zahlen helfen. Einige unsrer Leute, die ihn sahen, sagten, er sehe so stolz aus, als

nur möglich. Früher war er ein armer Sklave, und an diesem Tage wurde er fast angebetet und durfte sagen und thun, was ihm beliebte, nur nicht seinem am Abend bevorstehenden Tode davonlaufen, und dazu glaubte der Betrogene, in der geheimnißvollen Geisterwelt erwarte ihn jede Art von Ruhm. In dem Augenblick, in welchem ein solches Opfer erschlagen wird, wirft sich Alles 'zum Gebet!' nieder, dann folgen Schmausereien und Freudenbezeugungen. Bevor der Leib verwest, müssen dann einige Generale in den Krieg gezogen sein. Der Kopf des Schlachtopfers bleibt den Raubvögeln zur Beute, dem Leib aber widerfährt große Ehre von den Frauen: sie reiben und schmücken ihn mit allem, was sie Kostbares haben, und Hunderte von ihnen beten, daß sie doch die Mutter des abgeschiedenen Geistes werden möchten, wenn derselbe wieder als Kind in dieses Leben eintritt. Denn daß dieß geschieht und er dann sicher ein König werden wird, daran kommt ihnen kein Zweifel. Gestern fanden andre Opfer an den Gräbern verstorbener Krieger statt mit der Bitte, daß diese ihnen Hilfe senden möchten aus der andern Welt. O die Thorheit des Heidenthums!

„Bald werden alle Wege verschlossen sein, so daß wir für die nächste Post wohl keine Briefe senden können. Persönliche Gefahr haben wir nicht zu fürchten, aber Entbehrungen genug, als da sind Abgeschnittensein von unsern Freunden und Theurung der Lebensmittel durch das Aufhören alles Handels. Dabei ist uns das Herz sehr schwer beim Gedanken an all das Blutvergießen und all den Jammer im Gefolge des Kriegs; aber der Herr sitzt im Regimente. Er ist unser Schutz, gibt uns selbst in dieser Zeit Gnade in den Augen dieser Wilden und erlaubt uns noch immer, für Ihn zu arbeiten. Er will und wird eine feurige Mauer um uns her sein."

Mit dem Ausbruch der Feindseligkeiten begann eine fünfjährige Prüfungszeit für die vereinsamten Geschwister, von denen nun seltener und immer seltener Nachrichten in die Heimat gelangten, wie auch sie lange Monate hindurch ohne jede Kunde und ohne jeden Zuschuß aus derselben blieben, weil in der Folge sich auch Abeokuta, Illorin und Isaki gegen Ibadan verbanden und der König des Idschebulandes den Weg zur Küste versperrte. Mit afrikanischer Langsamkeit schleppte der Streit sich fort; es war weniger ein Krieg, als ein Kriegszustand mit verrätherischen Ueberfällen und Menschendiebstählen. Hin und wieder kam es wohl zu einem ernstlichen Ge-

fecht, in welchem eine größere Anzahl Menschenleben verloren gieng; weit häufiger aber, wenn das Gerücht von einer „großen Schlacht" erscholl, stellte sich hintennach heraus, daß auf jeder Seite kaum 20 Mann gefallen waren. Wieder und wieder dämmerte die Hoffnung auf Herstellung des Friedens, aber nur um jedesmal aufs Neue zu zerrinnen. Die anfänglichen Verlegenheiten der abgesperrten Missionsgeschwister wurden endlich zu wirklicher Noth; ihr junger Mitarbeiter Jeffries, gerade vor dem Ausbruch des Krieges angelangt, sank im September 1862 ins Grab, theilweise aus Mangel an passender Nahrung bei sehr erschütterter Gesundheit. Ach, in wie ganz neuer Weise lernte man da die Bitte ums tägliche Brod! Und recht lieblich wurde sie zuweilen fast auf der Stelle erhört. So sah einmal die fieberkranke Frau Hinderer nach dem Morgengebete hungrig zu, wie ihre Kinder sich fröhlich das grobe, einheimische Frühstück aus Pferdebohnen mit Pfefferbrühe schmecken ließen, das sie nicht genießen konnte. Da geht eine Frau auf dem Weg zum Markte mit einem Korb Welschkorn am Hause vorbei. Die Aja grüßt sie freundlich und das Weib ruft erstaunt: 'Wie merkwürdig, daß ihr Weiße unsre Sprache sprechet!' Aja sagt ihr nun kurz, warum sie nach Ibadan gekommen sei und was sie da die Leute lehren möchte. Im Weitergehen dreht sich das Weib noch um und fragt: „Kannst du unser Korn essen?" Auf die bejahende Antwort gibt sie Frau H. eine Handvoll, welche diese alsbald röstet und mit dankbarem Herzen genießt. — In noch schönerer Weise wurde ein ganzes Jahr hindurch der Milchbedarf gestillt. Als der Vorrath an Kauris immer mehr zusammenschmolz, ließ Frau H. bei der Frau, welche das Missionshaus mit Milch versorgte, nicht mehr das gewöhnliche Maß holen. Wie nun die bestellte Portion immer kleiner und kleiner wurde, begann das wackre Weib den wahren Grund davon zu ahnen. Sie ließ nicht nach, bis sie den Stand der Dinge genau wußte, und fuhr dann fort, ohne jegliche Bezahlung ihre beste Milch ins Missionshaus abzuliefern. Als Aja ihr endlich einen Sack Kauris schicken konnte, der den Betrag der Milch aber weit nicht deckte, gab die edle Heidin ihn zurück mit der Erklärung: „Nein, nein! ich hab' es nur gethan, weil Ihr fremd im fremden Lande seid und will nichts haben." — Auch von Abeokuta und Lagos her wurden wiederholte Versuche gemacht, den Geschwistern Hilfe zu bringen. So langten im Dezember 1862 Kapitän Davis und die Miss.

Lamb und Bühler unter großer Gefahr mit Vorräthen und mit der Absicht an, wo möglich den Frieden zu vermitteln. Letzteres jedoch gelang ihnen so wenig, wie Hinderer, der es schon vor ihnen versucht hatte; und auch die Sendungen, die sie in der Folge nach Ibadan schicken wollten, wurden unterwegs meistens aufgefangen. Einmal gab eine Handvoll Thee, die man Hinderers aus dem Walde brachte, diesen Bericht von einer ihnen zugedachten Sendung, die ihr Ziel nicht erreicht hatte; unermüdlich, aber vergeblich suchte auch der Gouverneur von Lagos, Kapitän Glover, sich ihrer anzunehmen. Dreimal war er auf dem Punkte, in eigener Person die Reise nach Ibadan zu unternehmen; der König des Idschebulandes verweigerte ihm jedoch rundweg den Durchzug durch sein Gebiet.

Wie zerrannen in Beziehung auf diesen Idschebu-König doch alle Hoffnungen, die sich an den Besuch eines Missionars bei ihm geknüpft hatten! Schon als im März 1861 Hinderer in großer Noth die lebensgefährliche Reise nach Lagos unternahm, um dort selbst für die Herbeischaffung der unentbehrlichsten Bedürfnisse zu sorgen, setzte derselbe einen Preis auf dessen Kopf und sandte Leute aus, ihm auf dem Heimweg aufzulauern. Die Karawane, der er seine Vorräthe mitgab, wurde von den Idschebus überfallen und ausgeplündert, Hinderer selbst aber, den ein heftiger Fieberanfall verhindert hatte, sich an dieselbe anzuschließen, entrann ihren Händen zur unaussprechlichen Freude seiner Gattin, die in ihrem ganzen Missionslauf keine heißere Glaubensprüfung zu bestehen hatte, als in den langen, bangen Tagen, da sie ihn vergeblich zurückerwartete. Selbst der Idschebu-König bekannte damals, Gott allein habe den Weißen beschützt, aber umgestimmt wurde er dadurch nicht. — Nachher konnten Hinderers wohl lächeln über die Tage, „da sie sich manchmal wie Kinder aus Hunger in den Schlaf geweint," damals aber war es eine furchtbar schwere Zeit. Und zu dem leiblichen Mangel gesellten sich noch tiefere Schmerzen. Manche der Getauften lernten zwar in der Schule der Trübsal sich in ganz neuer Weise im Glauben, Beten und in werkthätiger Liebe üben, andre aber brachten durch ihren Wandel dem Evangelium eher Schande. Selbst von den Frauen, die in jenen Verfolgungstagen Christum so standhaft bekannt hatten, fielen einige in grobe Sünden. Aus der Zahl der Heiden wurde zwar hin und wieder eine Seele hinzugethan, mehr und mehr aber verschlang der leidige Krieg alle andern Ge-

danken. Nicht einmal die Schularbeit konnte mehr recht fortgeführt werden. Da Frau Hinderer nicht mehr alle Kinder ernähren konnte, mußte sie sie theilweise nach Hause schicken. Bücher gab es nur wenige; die Schiefertafeln waren zerbrochen, das Papier ohnedieß zu Ende, denn selbst zu den Briefen, die er noch an die Küste zu befördern suchte, mußte Hinderer sich mit von den Ameisen halb zerfressenen weißen Blättern aus seinen Büchern behelfen. Das noch übrige Nähmaterial beschränkte sich auf zwei verrostete Nadeln und ein halbes Stück Baumwollentuch, das die Aja für ihren eigenen Bedarf sparen mußte.

Schwere Fieberanfälle warfen überdieß bald den Missionar, bald seine Gattin nieder, so daß es ihnen als eine von Gott gesandte Hilfe erscheinen mußte, als im April 1865 sich ihnen unerwartet ein Ausweg eröffnete, um an die Küste zu gelangen. Von dem treu besorgten Gouverneur von Lagos gesandt, bahnte sich nämlich Kapitän Marwell mit etlichen auserlesenen Männern muthig einen neuen Pfad durch den Busch und langte als ein wahrer Engelsbote einmal Nachts 10 Uhr im Missionshause zu Ibadan an, mit allerlei Mundvorräthen und einer Hängematte für Frau Hinderer versehen. Er glaubte sich der Sicherheit wegen nur siebenstündige Rast gönnen zu dürfen und so machte Frau Hinderer sich noch in der Nacht bereit, am andern Morgen mit ihm die Reise nach Lagos anzutreten. So im Sturm konnte natürlich ihr Mann seinen Posten nicht auch verlassen. Während seine Gattin sich wenige Tage nach ihrer Ankunft in Lagos nach England einschiffte, blieb er noch zwei Monate in Ibadan zurück und übergab die dortige Arbeit den von Badagry herübergekommen Geschwistern Smith; dann trat auch er die Heimreise an. Der Herbst und Winter wurde in England zugebracht und im Sommer 1866 wieder ein Besuch in Württemberg und in der Schweiz ausgeführt; im Oktober eilte das treue Streiterpaar dann neugestärkt noch einmal seinem afrikanischen Kampfplatz zu, den ihm alle dort erduldeten Beschwerden nur um so theurer gemacht hatten. Freilich waren die ihm noch vergönnten Arbeitstage nun gezählt; lassen wir sie uns von Frau Hinderer noch in der Kürze schildern.

5. Schlußwirksamkeit in Ibadan. (1867—1869.)

(Ibadan, den 29. Dezember 1866.) „Wir hatten eine sehr glückliche Ueberfahrt und langten am 19. Nov. in Lagos an. Wir ruhten dort nur kurze Zeit aus und machten uns dann zur Reise ins Innere bereit, wozu der Gouverneur uns die Erlaubniß des Idschebu-Königs ausgewirkt hatte. Etwa 40 Ibadan-Leute kamen, um unser Gepäck zu tragen. Wir legten den Weg im Ganzen glücklich zurück; nur hatte mein lieber Mann schon am zweiten Tage einen Fieberanfall, der sich am folgenden Tag verschlimmerte, so daß wir oft ausruhen mußten. Durch diese Verzögerung kamen wir zur großen Enttäuschung Vieler erst sehr spät in Ibadan an. Die ganze Gemeinde war uns über eine Stunde weit entgegengegangen und die Kinder konnten vor Aufregung nicht essen. So spät es auch wurde, erwarteten uns doch Einige und wer könnte ihr Freudengeschrei beschreiben? Als wir uns dem Missionshause näherten, fiengen die Kinder an zu singen: 'Wie lieblich ist der Boten Schritt,' und als wir die Treppe hinaufstiegen, stimmten sie an: 'Seid willkommen!' Tage lang wurde unser Haus nicht leer. Ich hatte sehr viel zu thun, da unsre in Körben von der Küste hergetragenen Sachen alle naß waren. Und welcher Anblick, als ich nach drei Tagen einen mit Wachstuch überzogenen Nachtsack öffnete, von dem ich wußte, daß er nicht durchnäßt sein konnte! Kleider und Weißzeug völlig zerfressen, weil in unsrer Abwesenheit weiße Ameisen ihren Einzug in unser Schlafzimmer gehalten hatten, ohne daß ichs wußte.

(30. Januar 1867.) „Ich erhole mich nur langsam wieder von einem der heftigsten Fieberanfälle, die ich je gehabt. Man sucht mir Muth einzusprechen, indem man sagt, nach diesem Anfall dürfe ich mich auf ungewöhnliche Gesundheit gefaßt machen. Mir ist es eine große Prüfung, so schwer erkrankt und noch immer so schwach zu sein, während es so viel für mich zu thun gäbe. Ein großer Trost dabei war mirs, daß mein lieber Mann wieder hergestellt war, ehe ich mich legte. Er hat die Hände voll zu thun: außer den Gottesdiensten fünf Bibelklassen wöchentlich; aber es ist selige Arbeit, wenn der Herr nur Kraft dazu schenkt.

(2. April.) „Wir haben einen furchtbaren Krankheitsmonat in der Stadt gehabt; Tod in jedem Hause und die Pocken fast als Pestilenz. Die Hitze ist schrecklich; man wird es ganz müde, Tag

für Tag den wolkenlosen Himmel zu sehen. Vorletzte Nacht hatten wir einen kleinen Regenschauer, der ein wenig Erfrischung gebracht hat, doch lechzen wir nach mehr.

(20. Juni.) „Die ganze Stadt ist in Verwirrung durch das siebentägige Fest, das alljährlich für die Engungun oder abgeschiedenen Geister gefeiert wird. Es geht entsetzlich zu mit Essen, Trinken, Tanzen und Trommeln. Inmitten all dieses Lärms und Unfugs ist unsre liebe Lucie, Oguyomis Mutter, selig in Jesus entschlafen. Sie war eine ungemein aufrichtige Seele, der viel Geschwätz über göttliche Dinge gründlich zuwider war. Einige Tage vor ihrem Tode besuchten sie etliche Christen und fragten sie, was sie sehe. Etwas verstimmt darüber antwortete Lucie: 'Ich sehe nichts; ich werde sehen dürfen, wenn ich mit dieser Erde fertig bin, vorher nicht.' Nachher, als ich allein bei ihr war, fuhr sie fort: 'Ach, Aja, ich habe keinen Glauben an das, was die Leute vom Sehen schwatzen; meine Hoffnung steht allein auf das Blut Jesu, das mich rein macht. Ich kann mich auch nur hinter Jesus verstecken und Ihn bitten, Er solle Gott für mich bitten.' Darauf bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen, wie um sich zu verbergen. Sie blieb bis zum letzten Augenblick beim Bewußtsein. In der letzten Viertelstunde noch, als sie nur mit großen Beschwerden athmen und sprechen konnte, ergriff sie meine Hand und sagte lächelnd: 'Danke, Aja, danke; es ist schwer, aber ich bin nicht allein.' Vor elf Jahren kauften wir sie scheinbar sterbend aus der Sklaverei los, damit ihr Kind sie pflege und ihre letzten Stunden versüße, und nun hat Gott sie noch elf Jahre erhalten, ihre Seele durch das theure Blut Christi erlöst und sie zu sich genommen, daß sie bei ihm sei allezeit. Sein Name sei gepriesen! Sie wohnte ganz bei uns, wurde Köchin für die Kinder und war immer fleißig, fröhlich und dankbar.

„Es kommen jetzt Sonntags viele Fremde in die Kirche, um zu sehen, ob es wahr sei, daß manche ihrer Landsleute die christliche Religion angenommen haben. Vor etlichen Wochen wurden wieder sieben Personen getauft. Wir sind jetzt 96 Kommunikanten. An unsrer letzten Abendmahlsfeier nahmen 88 Personen Theil; die übrigen waren krank oder verreist.

(30. November.) „Wir haben eine recht geschäftsvolle Woche mit Einsammeln von Kauris gehabt. Seit unsrer Rückkehr von

England versuchen wir, unsre Gemeinde auch ans Geben zu gewöhnen. Wir haben eine monatliche Betstunde und damit haben wir jetzt eine vierteljährliche Missionsstunde verknüpft, um die Leute ein wenig mit dem bekannt zu machen, was Gott in andern Ländern thut. Wir haben ihnen gerathen, sich einen großen Topf mit engem Hals zu halten, um darin jeden Tag übrige Geldstückchen und einmal wöchentlich eine besondre Gabe einzulegen, und in dieser Woche war die Ablieferung. Einige sind mit ganzem Herzen auf unsern Vorschlag eingegangen, besonders die Kinder haben zuweilen Freudensprünge gemacht bei einer Gelegenheit, etwas in den Missionstopf zu werfen; Andre sind minder eifrig gewesen; im Ganzen aber freuen wir uns, da keine einzige reiche Person unter unsern Leuten ist, unsrer Gesellschaft doch 30 Säcke Kauris übergeben zu können. Da in jedem Sack 20,000 Muschelchen sind, könnt Ihr Euch schon denken, daß ich kein kleines Stück Arbeit gehabt habe.

(2. Januar 1868.) „Wir werden unsern Olubi verlieren, was uns ein rechtes Opfer ist, da wir so an ihn gewöhnt sind. Seine Frau ist über 15 Jahre bei mir gewesen und ihre Kinder waren meine Freude. Wir schicken ihn auf die eine Stunde von uns entfernte Station Oke Ogunpa, wo Br. Jeffries starb und Br. Roper in schwerer Zeit ausharrte, und nehmen dafür unsern Katechisten Allen, der seit acht Jahren unter viel Entmuthigungen dort arbeitete und jetzt etwas verzagt ist, hieher zu uns.

(21. April.) „Wir haben manches Kreuz, manche Mühe und Entmuthigung, aber dabei fühlen wir doch, daß der Herr sich zu unsrem Werke bekennt und sich selbst ein Häuflein zu seinem Eigenthum sammelt. Vorige Woche begruben wir nach mehrwöchentlicher schwerer Krankheit ein 14jähriges Mädchen. Sie war das schweigsamste und verschlossenste Kind, das mir je vorkam. Nie konnte ich drauf kommen, ob sie zuhörte oder nicht, und nie gelang mir's, eine andre Antwort als 'ja' oder 'nein' von ihr zu erhalten. In ihrer Krankheit war sie aber auf einmal wie der Taubstumme, dessen Mund aufgethan wurde. Wir konnten nur staunen und Gott danken. Ihr Vater ist einer unsrer ernstesten Christen, während ihre Mutter sich mehr nur äußerer Verhältnisse wegen der Kirche anschloß. Ihre drei ältern Brüder sind getauft und zwei von ihnen auch Kommunikanten; sie selbst empfieng die Taufe als vierjähriges Kind. Das liebe Mädchen schüttete uns ihr ganzes Herz aus. Sie sagte, ob-

wohl von uns Allen unterrichtet, habe sie nie den Segen des Evangeliums gefühlt, bis auf ihrem Krankenbett Gott ihr in ihrem Herzen die Seligkeit der Erlösung gezeigt und sie das ewige Leben ergriffen habe; jetzt wisse sie, daß sie an dem Herrn Jesus einen Heiland habe. Sie hatte köstliche Worte des Trostes und der Ermunterung für ihren Vater und für ihre Brüder; einem der Letztern sagte sie aber auch, sie fürchte, er lasse sich von dem schmalen Wege ablocken, wenn er in Handelsgeschäften so an Orten herumkomme, wo kein Gottesdienst sei und man den Sonntag nicht kenne. Zu ihrer Mutter sagte sie mit großer Liebe: 'Du bist wohl mit Deinen Füßen ins Haus Gottes gegangen, Mutter, aber nicht Deiner Seele, sondern andrer Gründe wegen; das ist nicht genug, Du mußt von ganzem Herzen nach dem Heil in Jesu ringen.' Die heidnischen Verwandten und Nachbarn, die ab- und zugiengen, wunderten sich sehr, sie so ruhig vom Tode sprechen zu hören und sagten: 'Das muß eine wunderbare Religion sein, die einem die Furcht vor dem Tode nimmt.' Kurz vor ihrem Ende rief sie in ihren Schmerzen aus: 'Ach um Geduld! Wie wollte ich mich freuen, wenn es Gott gefiele, mich bald wegzunehmen.' Eine heidnische Tante, die bei ihr saß, sagte: 'Wo möchtest Du denn hingehen?' Sie antwortete: 'Zu Gott, zu Jesus; hier sterben, um dort mit ihm zu leben.' Die Tante überfiel ein ganzer Schauer bei dem Gedanken, daß ein Kind sich aufs Sterben freuen könne. Sie kam zum Begräbniß und vorigen Sonntag auch in die Kirche, denn, sagte sie, ich möchte sterben lernen wie Moleye.

„Ich habe immer viel Arbeit zu Hause und verlasse, wenn ich nicht durchaus muß, unser Gehöfte nur, um Kranke zu besuchen. Ich spüre, daß ein Ausgang mir mehr zusetzt, als irgend etwas andres. Einige meiner Mädchen haben sich verheirathet und einige unsrer Knaben gehen nach manchem Jahr der Arbeit an ihnen jetzt ihre eignen Wege und jagen ihren Vergnügungen nach, so daß wir nicht mehr so viele in unsrer unmittelbaren Umgebung haben. Nur sieben Mädchen und fünf Knaben wohnen in unsrem Hause und elf im Gehöfte. In unsrer Tagschule aber haben wir 36 Kinder und auf unsrer Nebenstation Aremo 38, und für sie alle muß auf verschiedene Weise gesorgt werden.

„Die Gesundheit meines lieben Mannes ist nichts weniger als gut. Zuweilen haben wir schon ein völliges Zusammenbrechen ge-

fürchtet, dann kommt ihm auf einmal wieder neue Kraft und mit seiner Ruhe und Ausdauer ringt er sich durch Vieles durch. Er hat große Freude am Unterricht der eingebornen Lehrer und etlicher der Knaben, die unter unsern Augen herangewachsen sind und recht brauchbare Menschen zu werden versprechen. Es ist uns Gnade geschenkt worden, einige für den Dienst Gottes unter ihren Landsleuten heranzubilden, was wir immer als eine unsrer Aufgaben betrachtet haben. Der Herr gibt uns in unsern Gehilfen eine rechte Stütze; sie sind so ernst und liebevoll, immer nur bemüht, uns zu erleichtern und uns zu helfen.

(14. Mai.) „Der Same des Reiches Gottes wird gegenwärtig auf verschiedene Weise weithin in diese Masse heidnischer Finsterniß hinein ausgestreut. Einige der ältern Gemeindeglieder zeugen unter ihren heidnischen Verwandten, Freunden und Nachbarn recht ernst und treu. Die Anzeichen von einem Regen unter den Todtengebeinen, von einem Aufsprossen zarter Keime inmitten so mancher Schatten sollten genug sein, uns zufrieden und dankbar zu machen, und ich bin oft ganz beschämt, wenn ich mich habe hinreißen lassen, von Sorgen und Entmuthigungen zu sprechen.

(12. September.) „Mit seinem schwachen und leidenden Körper bringt mein lieber Mann doch ein hübsches Kirchlein auf unsrer Nebenstation Aremo zu Stande, und ein noch einfacheres ist soeben auf Olubis Station Ogunpa vollendet worden. Ich bin die letzten sechs Wochen sehr krank gewesen und habe, nur wenige Tage ausgenommen, viel Schmerzen und Fieber gehabt. Jetzt, da ich wieder den Hügel hinaufkriechen kann, wäre ich froh an manchen Kleinigkeiten, die ich haben könnte, wenn der Weg an die Küste offen wäre; so komme ich aber auch ohne sie durch; mein immer gütiger Mann leidet mehr darunter, als ich selbst, daß er mir diese Erleichterungen und Bequemlichkeiten nicht verschaffen kann.

(23. Oktober.) „Wir haben viel Kummer gehabt über zwei unsrer großen Knaben, die sich mit Zauberei und Gift abgeben und ganz zu den Heiden halten. Es sind wohl viele Dornen auf unsrem Lager, aber wir kennen auch ein andres, auf dem das schmerzende Herz und Haupt Ruhe findet. Was würde aus uns ohne dieses? — Erst vor ein paar Tagen erhielten wir die Märzpost. Ein Ibschebu-Mann, der ein Haus in Ibadan hat, versicherte in Lagos den Gouverneur, er gehe direkt heim, und so gab dieser ihm die Post

mit. Doch was für ein Unterschied ist für den Afrikaner zwischen einem Tag und einem Jahr! Der Mann hielt sich ein halbes Jahr im Idschebu-Lande auf, sagte uns aber, er habe für unser Packet solche Sorge getragen, daß er jede Nacht darauf geschlafen habe, damit ja Niemand es ihm nehmen könne.

(30. November.) „Am Adventsfest wurden acht Erwachsene in die Gemeinde aufgenommen. Einer der Täuflinge war ein Greis aus der jetzt in Oyo, früher in Katunga residirenden Königsfamilie, die in den Tagen ihres Glanzes von Mungo Park und andern besucht wurde. Dieser Alte hatte sie Alle gesehen. Er war muthmaßlicher Thronerbe und sein Name Adeyemi bedeutet: 'Eine Krone taugt mir;' eine irdische Krone wurde ihm aber nicht zu Theil. In verschiedenen Kriegen ist er bei drei verschiedenen Stämmen in Gefangenschaft gerathen und hat viele Mühsale ertragen. Alt und nahezu unbrauchbar, kaufte er sich vor etwa fünf Jahren um einige Säcke Kauris los und gelangte nach Ibadan, wo er seine Arznei- und Zauberkunst übte. Er fand hier eine Schwester, die ihn in ihr Haus aufnahm, als er gefährlich erkrankte ihn aber auf die Straße setzte, weil es ihr unmöglich schien, daß sie einen einstigen Thronerben standesgemäß begraben könnte. So kämpfte der arme Alte, unter einem Baume liegend, sich durch seine Krankheit durch, von den Vorübergehenden, die ihm seine Geschichte abfragten, mit ein wenig Speise oder Kauris bedacht. Einer unsrer jungen Lehrer, der unter den ersten Knaben war, die wir vor 16 Jahren in unser Haus aufnahmen, faßte große Theilnahme für ihn und sprach, während er für seine leiblichen Bedürfnisse sorgte, auch mit ihm über seine Seele. Der Alte wurde darüber ganz wüthend und überhäufte den Jüngling mit Flüchen, daß er es wage, ihm von einem bessern Wege als dem seiner Götzen zu sprechen, deren Dienst er aufs eifrigste vertheidigte, indem er den Wunsch aussprach, nur in den Himmel zu kommen, in den sie ihn bringen. Zum allgemeinen Erstaunen wurde er wieder gesund. Eine andre Verwandte öffnete ihm jetzt ihr Haus, und unser junger Schullehrer fuhr fort, ihn zu besuchen. Endlich wurde es Licht in seinem umnachteten Gemüth, und er scheint sich jetzt seines Heilands und der Aussicht zu freuen, die sich vor ihm erschließt. Es war rührend, den Greisen auf seinen Stab gelehnt vor dem Taufstein zu sehen, wie man sich etwa den alten Israel vor Pharao denkt, die Lippen zitternd von

Altersschwäche, und die Augen leuchtend von kindlichem Glauben und Gottvertrauen.

(Januar 1869.) „Am Neujahrstag wurde unser Kirchlein in Aremo eröffnet. Es ist sehr hübsch und steht auf einem Hügel. Gleich zum Beginn gehört dazu eine Gemeinde von 100 Seelen, eine Tochtergemeinde der unsern. Alle drei Gemeinden vereinigten sich zur Einweihung der Kirche und hatten einen recht lieblichen und anregenden Gottesdienst zusammen. Nachher nahmen 300 Personen an einem Mahle Theil, das wir ihnen jedes Jahr geben; die Kinder hatten wir ein paar Tage vorher gehabt. Es war ein schöner Tag. Laniyono und seine Frau Konigbagbe*) haben dort die Schule zu leiten und arbeiten tüchtig. Konig ist so energisch und ein wahrer Schatz; ihrer Erziehung habe ich meine beste Kraft gewidmet. Auch Laniyono hält sich gut; er ist beharrlich und fleißig. — Olubi hat einen harten Boden umzubrechen, ist aber ein Arbeiter ersten Rangs. Ich habe darüber geseufzt und gemurrt, ihn herzugeben, aber wir thaten recht daran; nur haben wir Beide unsre rechte Hand verloren."

Nicht volle zwei Monate nach diesem vielversprechenden Anfang mußte Laniyono entlassen werden als ein Mensch, der seinem christlichen Bekenntniß Schande machte. Unter allen schmerzlichen Erfahrungen ihres Missionslebens empfanden seine treuen Pflegeeltern, die ihn von klein auf mit Vater- und Mutterliebe überwacht hatten, keine tiefer als diese. Hatte es doch geschienen, als reife ein im zarten Kindesalter schon begonnenes Gnadenwerk in dem heranwachsenden Jüngling zur lieblichen Frucht heran! Und jetzt erwies sichs, daß gerade zu der Zeit, da man ihm auf einen Vertrauensposten stellte, er einen furchtbaren Fall gethan hatte! Da galt recht, was Frau Hinderer früher einmal bei einer minder schweren Enttäuschung geschrieben hatte: „Das sind tiefere und herzzerreißendere Prüfungen, als irgend etwas, was uns von den armen Heiden widerfährt. Wir sagen oft zusammen, unsres Heilandes schwerste Stunde auf Erden müsse die gewesen sein, da er sprach: 'Der mit mir in die Schüssel taucht, wird mich verrathen'."

*) Das einst von Oyo mitgebrachte Mädchen, Frau Hinderers liebste und hoffnungsvollste Schülerin (S. 502).

Schon vor jener schmerzlichen Entdeckung hatte Frau Hinderer eine durch ihre Gesundheit dringend gebotene Erholungreise nach Lagos angetreten. Auch die Gesundheit ihres Mannes war so untergraben, daß sich ihnen gar manchmal schon die Ahnung aufgedrungen hatte, es werde ihres Bleibens in Afrika wohl nicht mehr lange sein. Konnten sie aber im Ernst daran denken, ihren Posten zu verlassen, wenn nicht irgend eine jüngere Kraft nachrückte? Und woher sollte jetzt eine solche kommen?

Im Oktober 1867 hatte bekanntlich die heidnische Partei in Abeokuta die christlichen Kirchen zerstört und die Missionare vertrieben. Das ganze Jorubaland war damals in einer Aufregung, daß man einen neuen Krieg fürchtete, in den auch Ibadan verwickelt zu werden drohte. Der Gedanke, abermals abgeschlossen zu werden und die früheren Entbehrungen nochmals übernehmen zu müssen, war für die vielgeprüften Missionsleute in Ibadan in der That kein leichter. Dazu kam noch die Befürchtung, der wilde Haß, der unter den Heiden von Abeokuta gegen die Europäer erwacht war, könnte sich auch nach Ibadan fortpflanzen. Hoch über all diesen Gefahren stand Hinderer und seiner edlen Gattin jedoch die Erinnerung an die erfahrene Durchhilfe und die getroste Zuversicht, mit welcher der Glaube sich in Gottes Arme legen darf.

Wieder und wieder bestürmten die Abeokuta-Häuptlinge ihre Nachbarn in Ibadan, ihrem Beispiel in Verfolgung der Weißen doch zu folgen, aber Gott gab seinen Knechten Gnade in den Augen der heidnischen Herrscher, die schließlich erklärten: „Wir haben Euch Eurem Geschäft nachgehen lassen und dabei das unsre gethan; aber Ihr habt wenig gedacht, wie genau wir Euch aufpaßten, und Eure Wege gefallen uns. Wir haben Euch nicht nur auf den Mund, sondern auch auf die Hände gesehen und haben keine Klage gegen Euch. Macht nur ruhig an Eurer Arbeit fort; Ihr seid unsere Freunde und wir die Euren.“ — Wie nun aber Ibadan nicht auf ihre Pläne eingieng, versperrten die Egbas und Idschebus wieder den Weg zur Küste, und die alte Schwierigkeit, Briefe und Sendungen von und nach der Heimat zu bestellen, begann aufs Neue.

So war auch Frau Hinderers Erholungsreise mit wirklicher Gefahr verknüpft. Schon an Weihnachten hatte sie dieselbe antreten wollen; auf das Gerücht hin, daß ein Anschlag auf ihr Leben gemacht sei, falls sie diesebe wirklich unternehmen sollte, hatte sie aber

jeden Gedanken daran wieder aufgegeben. Da erschien am letzten Tag des Jahrs ein Bote Kapitän Glovers mit dem Auftrag, sie und ihren Mann sicher an die Küste zu geleiten. Zum zweiten Mal war es Hinderer unmöglich, in solcher Hast seine Arbeit abzubrechen. Sämmtliche Ibadan-Häuptlinge waren gerade in den Krieg gezogen, und hätte er abreisen wollen, ohne denselben die eingebornen Lehrer, die er zurückließ, noch besonders zu empfehlen, so hätte das leicht die Aufhebung des ganzen Werkes zur Folge haben können. Seine Frau dagegen mußte in ihrer Hinfälligkeit einen klaren Wink erkennen, die Reisegelegenheit zu benützen. Der Bote wurde also etliche Tage hingehalten, bis sie mit ihren Vorbereitungen fertig war, und am 5. Januar 1869 machte sie sich mit ihm in der Morgenfrühe beim Mondschein auf den Weg. Man reiste so schnell als möglich, übernachtete im Wald, traf glücklich das Boot des Gouverneurs, das etliche Tage wartend da gelegen hatte, fuhr eilig über die Lagune und langte am Abend des dritten Tages in Lagos an. — Dort schrieb Frau Hinderer im Rückblick auf ihre ganze afrikanische Laufbahn:

„Wir haben in unsrem Missionsleben einen rauhen Weg gehabt, aber er war immer durch Hoffnung erhellt. Ueber manche schwere Stelle ist uns hinübergeholfen und wunderbare Gnade geschenkt worden, in unsern Herzen zu singen und zu spielen. Auch der trübste Tag hat seinen Sonnenblick gehabt, und gerade jetzt ist in Ibadan in mancher Beziehung viel Grund zur Hoffnung. Nie waren die Häuptlinge und das Volk freundlicher gegen uns gesinnt, nie standen wir in allgemeinerer Achtung als jetzt; nie hörten die Leute auch unsrem Unterricht geduldiger zu, obgleich wir nicht die gewünschte Frucht davon sehen. Blicken wir freilich auf das, was noth ist, so könnten wir wohl fragen: 'Was ist erreicht?' Im Ganzen ist es uns doch vergönnt gewesen, Vieles zu sehen, was unsre Herzen froh und dankbar stimmt. Wir sind in eine Stadt gekommen, in welcher der Name Jesu noch nie vernommen worden war, und jetzt ist dieser Name und das Heil, das in ihm ist, weit und breit verkündet worden. Viele denken darüber nach und sprechen davon; ein kleines Häuflein ist im Glauben an diesen Namen fröhlich gestorben; Andere wandeln in seinem Licht, noch Andere versuchen die ersten Schritte eines neuen Lebens. Sie alle zu verlassen, ist uns ein solcher Schmerz, daß selbst, wenn wir kräftiger wären, der Körper darunter leiden müßte. Möge unser himmlischer Vater unsre Schritte leiten!"

Ein neuer, heftiger Fieberanfall brachte Frau Hinderer die unmißverstehbare Weisung, daß sie sich möglichst schnell nach England einzuschiffen habe. Es war ihr ein schwerer Kampf, den Gatten dahinten zu lassen und ihr geliebtes Ibadan nicht mehr zu sehen, aber sie fand Ruhe in dem Worte: „Ich will Dich mit meinen Augen leiten." Am 1. April landete sie in Liverpool. Die englischen Freunde wetteiferten, die schwer Leidende mit der zartesten Liebe und Pflege förmlich zu überschütten. Manchmal fürchteten sie, sie könnte die Ankunft des sehnsüchtig erwarteten Gatten nicht mehr erleben; sie selbst aber theilte dieses Gefühl nicht und erholte sich wirklich wieder etwas.

Im September traf auch Hinderer in England ein. Er war in den letzten Monaten in Ibadan so leidend gewesen, daß die eingebornen Christen selbst, obwohl mit schwerem Herzen, auf seine Abreise gedrungen hatten. Er hatte das dortige Werk drei Nationalgehilfen übergeben können, die nicht nur in brüderlicher Liebe verbunden und verlangend waren, einander unter die Arme zu greifen, sondern auch das Vertrauen der Gemeinde genossen und den Heiden Achtung einzuflößen wußten; die Hoffnung, zwei von ihnen vor seiner Abreise noch ordinirt zu sehen, hatte sich aber nicht erfüllt.

So oft auch in beiden Gatten der Wunsch aufsteigen wollte, noch einmal nach Afrika zurückkehren zu dürfen, war es doch klar, daß hiezu keine Aussicht war, und so folgten sie willig den Winken ihres Herrn. Mit großer Ergebung und Geduld übernahm Frau Hinderer zu ihren andern Beschwerden auch noch ein Augenleiden, in Folge dessen sie den Gebrauch des rechten Auges verlor. Die Ernennung ihres Mannes zum Pfarrer von Martham in der Grafschaft Norfolk im Januar 1870 gereichte ihr zu großer Freude. Wie es schien, wunderbar erholt, bezog sie mit ihm noch im Februar die neue Heimat und nahm sich da als seine treue Gefährtin alsbald mit warmer Liebe der Gemeinde an. Doch schon in der letzten Maiwoche warf sie ein neuer Krankheitsanfall nieder, dem der gebrechliche Leib am Abend des 6. Juni nach heißen Leiden erlag. „Warum bist Du so traurig?" fragte sie etliche Tage vor ihrem Heimgang ihren betrübten Gatten. „Ich bin so froh, daß es bald zu Ende ist, es ist süß zu sterben."

Auf die Nachricht von ihrem Tode erhielt Hinderer von seiner Ibadan-Gemeinde folgenden Brief:

„Unser geliebter Lehrer, — Es thut uns sehr leid, daß unser erster Brief an Dich ein Ausdruck der Theilnahme ist wegen unsrer lieben weißen Mutter im Glauben, deren Antlitz wir leiblich nicht mehr schauen dürfen, deren Bild uns aber tief eingeprägt ist, und deren Gedächtniß bleiben wird. Wir beklagen tief Deinen und unsern Verlust, aber es ist die Hand unsres lieben Vaters; Sein Wille geschehe. Er thue, was Ihm wohlgefällt. Unser Trost ist, daß wir uns einmal in einem Lande wiedersehen werden, wo Schmerz und Seufzen aus sein wird. Ihr Beide habt Jesus mit Euch in unsre Stadt gebracht, aber Ihr habt Ihn unter uns gelassen; dafür sind wir dankbar. Weil wir diesen Jesus haben und sein Geist uns erleuchtet, trauern wir nicht wie die, so keine Hoffnung haben. Lieber Babba, wir befehlen Dich nach Seele und Leib der treuen Hut des großen Jehova. Traure nicht über Deinen Verlust, denn er wird zu Freude werden am letzten Tag. Sie ist zu ihrer Ruhe gegangen und ist jetzt unter den Erlösten, die sich um ihren Heiland schaaren und Seinem Namen lobsingen. Möchten wir Alle an jenem Tag ihr Ruhm und ihre Freude sein. Gewiß, ihre Arbeit der Liebe unter uns wird nie vergessen werden. Lasset uns wirken, so lange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann. Und möchten wir im Glauben wandeln, damit wir sie da wiederfinden, wo keine Trennung mehr ist! — Wir bleiben, lieber Babba, Deine theilnehmenden Söhne und Töchter im Glauben. Die Gemeinde zu Ibadan."

Der treue Olubi ist seit Advent 1871 ordinirter Vorstand dieser Gemeinde, welcher auch der Negerbischof Dr. Crowther im Februar 1872 einen erfrischenden Besuch abstattete, da er mit 107 ihrer Glieder das heil. Abendmahl feierte. Die Aja ist dort noch nicht vergessen, und was sie gearbeitet und gelitten, hat seinen Lohn.

Register.

Abbot, Karenenmissionar, 320.
Abdul Wahab, muham. Reformator, 129.
Abdullah, Mörder Normans, 135.
Aegypten, Mission in, 340, 343 ff.
Ahmedulla Mulwi, Wahabit, 132 f., 138.
Alcock, Sir R., Gesandter, 157, 167 ff.
Alheit, Miss., 116.
Almaheira oder Gilolo, 482.
Armenische Mission, 39 ff.
Atkin, Miss., 100, 106 f., 375.

Babis, pers. Secte, 13 ff.
Baldwin, Besuch in Japan, 408 ff.
Ballagh, Miss., 403, 408, 410.
Banjermassing, Stadt in Borneo, 228.
Barma, Mission in, 355 ff.
Barnstein, Miss., 229 ff.
Basler Missionare in Persien, 23 ff.
Becker, Miss., 230.
Beecher, Miss., 320.
Berger, Miss., 230 f.
Bersaba, afr. Miss.-Stat., 126 f.
Bethanien, südafr. Miss.-Stat., 122 ff.
Beinecke, Miss., 115.
Beyer, Miss., 233.
Bice, Miss., 371, 374.
Binney, Miss., 319.
Board of Mission, Arbeit in Persien, 23 ff.
— in der Türkei, 177.
Boardman, Miss., 310, 317.
Boers, 77, 79.
Borneo, 227 ff.
Brigas, Miss., 243.
—, Offizier, 311 f.
Brockway, Miss., 244.
Brooke, Miss., 105, 371, 374.
Brownlee, engl. Commissär, 68.
Bruce, Miss., 16, 37 ff.
Buddhismus in Barma, 368 f.
Bühler, Miss., 499.
Bunker, Miss., 334, 339.
Burdon, Miss., 201 f.
Burton, engl. Consul, 186.

Campbell, Prediger, 80.
—, Miss., 471.
Carpenter, Miss., 320, 325, 327.
Chalmers W., Miss., 58.
Chard, Miss., 365.
Chinesische Mission, 147 ff., 187 ff.
Codrington, Miss., 109, 377.
Conolly, engl. Offizier, 132.
Copeland, Miss., 386.
Cumming, Miss., 74.
Crawford, J., Miss., 291.
Crowther, Bischof, 439.
Cushing, Miss., 334, 338, 361.

Daimios in Japan, 209
Dajakken, 227
Dalip Sing, Radscha, 468 ff.
Denninger, Miss., 231 ff.
Dhokal Parschad, ind. Lehrer, 472.
Dietrich, Miss., 229.
Duff, Miss. Dr., 65, 466.
Dumu, Karene, 314 ff.
Dwight, Miss., 23.

Ebenezer, afr. Miss.-Stat., 94, 122.
Ebner, Miss., 167.
Ella, Miss., 457, 459.
Ellis, Miss., 239 ff.
Eramanga, Insel, 425 ff.
Effelen, Miss., 89.

Farakhabad, ind. Miss.-Stat., 460 ff.
Fisk, Missionslehrerin, 27.
Freemann, Miss., 471.
Fullerton, Miss., 473.

Gaika, Kafferstamm, 64, 68.
Galeka, Kafferstamm, 68.
Galton, engl. Reisender, 169 f
Geddie, Miss., 378, 380.
Geisterpulver od. Schan Sin Fan 148 ff.
Gerst, Miss., 438.
Gnadenthal, südafr. Miss.-Stat., 79.
Gobabis, südafr. Miss.-Stat., 159.
Gobineau, über Babis, 16.
Goble, Miss., 407.
Gopinath Nandy, 466, 479.
Gordon, Miss., 426 ff.
Govan, W., Miss., 59 f.
Grant, Miss. Dr., 23, 32.

Haas, Miss., 23.
Haddy, Miss., 170.
Hager, Miss., 237.
Hanob Matheosian Effendi, 177.
Hahn, Sam., Miss., 125 f.
—, Hugo, Miss., 123, 163 f., 170 f.
Hamlin, Miss. Dr., 185.
Harris, Miss., 313.
Hendrich, Miss., 238.
Hensmann, Missionsarzt, 438, 445.

Hein, Miss., 112.
Hannemann, Miss., 237.
Hepburn, Missionsarzt, 412.
Herero, Volk, 121.
Hinderer, Miss., 437.
—, Frau, Briefe über Afrika, 435 ff., 483 ff.
Hislop, Miss., 348 ff.
Hoch, Miss., 499.
Hörnle, Miss., 23 f.
Hofmeister, Miss., 231, 234.
Hogg, Miss., 340 ff.
Hough, Miss., 361.
Houlder, Miss., 244.
Hyungyis, barm. Priester, 369 f
Hunter, über die Wahabiten, 129 ff.

Jackson, Miss., 371, 375.
Jänike, Miss., 111.
Jager, Afrikaner, 165.
Jan Boi, Häuptling, 125.
Jan Jonker, 172, 174 ff.
Japan, Buddhismus, 216 ff.
—, Gesandtschaft von, 212.
—, Heidenthum in, 401 ff.
—, Religionsverfolgungen, 223 ff.
— sucht eine neue Religion, 400.
Japaners Bericht über das Christenthum, 413 ff.
Ibadan, Stadt, 448 ff.
Joel Bulu, in Fidschi, 259 ff.
Johnson, Miss., 471.
Johnston, Miss., 63.
Jonker, Afrikaner. 124 ff.
Irving, Missionsarzt, 496.
Juden in Hamadan, 38 f.
Judson, Miss., 359 ff.

Kähler, Miss., 85.
Koffermission, 57 ff.
Kamaharero, Häuptling, 174 ff.
Kapcolonie, 76.
Karenenmission, 327 ff.
Kefer, Miss., 438, 448, 498.
Kind, Miss., 234.
Kinkaid, Miss., 369.
Kicherer, Miss., 115.
Klammer, Miss., 231 f.
Kleinschmidt, Miss., 112, 124, 158 f., 173.
Knudsen, Miss., 124.
Kohimarama, Neuseeland, 100, 102.
Ko-Tha-Byu, Karene, 310.
Kopten, 342.
Kreft, Miss., 124, 126 f.
Krönlein, Miss., 124, 126 f.
Kruse, Miss., 340.
Kwala Kapuas, Miss.-Stat., 236.

Lansing, Miss., 240.
Leipoldt, Miss., 81, 91.
Linder, Miss., 340 f.
Livingstone, Dr., 388 ff.
Longden, Miss., 74.
Lovedale, in Kaffraria, 58 f.
Low, amerik. Gesandter, 205.
Loyalitätsinseln, 451 ff.
Lückhoff, Miss., 81, 89.
Lutz, Miss., 115.

Mac Cullagh, Miss., 427,
Mac Mullin, Miss, 471.
Mackenzie, Miss., 98.
Macfarlane, Miss, 95.
Madagaskar, 239 ff.
Makomo, Kafferhäuptling, 58.
Mann, Miss., 501.
Marks, Miss., 366 ff.
Martyn, Kaplan, 22 f.
Maser, Miss., 438.
Mason, Miss., 317 ff.,
Matthews, Miss., 248.
Maulmein, Miss.-Stat., 310.
Mayo, Vicekönig, 136 f, 347.
Mazabele, Häuptling, 69.
Melanesien, Mission in, 99 372 ff.
—, Menschenraub, 103 ff., 371, 377 ff., 429.
Metawalis, Secte, 15.
Milne, Miss., 380 f.
Moffat, Miss., 167.
Morris, Miss, 406.
Morrison, Miss., 427.
Mota, in Melanesien, 103, 108, 375 ff.
Mgwali, Miss.-Stat., 64.
Muhammed Schah, König, 17.
Murray, Miss., 95.
—, Insel, 95.
Myat Kyan, Barmane, 358.

Namagua, Missionsgebiet, 110 ff., 118 ff.
Nana Sahib, Erfürst, 472.
Napier, Lord, Gouverneur, 144 ff.
Nasreddin, Schach v. Persien, 7 f., 18.
Nestorianische Mission, 23 ff.
Neger, Verschiedenheit derselben, 392 ff.
Neu-Barmen, Miss.-Stat., 124, 164, 173.
Neu-Guinea, Mission, 95, 452 ff.
Nilquellen, 392.
Niven, Miss., 62.
Nobbs, Prediger, 374.
Norfolk, Insel, 102, 109.
Norman, Oberrichter, 134 f., 348.

Norris, Miss., 310, 334.
Nukapu, Insel, 106.

Oasib, Häuptling, 126, 128.
Okahandye, Miss.-Stat., 164, 176.
Okombahe, Miss.-Stat., 176.
Okozondye, Miss.-Stat , 164, 176.
Oranje, Freistaat, 77 ff.
Otjimbingue, Miss.-Stat., 164, 171.

Paley, Miss., 438, 444.
Palmer, Miss., 373.
Patteson, Bischof, 96 ff., 382 f.
Paul Goliath, Häuptling, 125 ff.
Pella, Miss.-Stat., 121.
Perkins, Miss., 23, 29, 31.
Persien, Hungersnoth, 47 ff.
—, physische Beschaffenheit, 3 ff.
—, Regierung, 7 ff.
—, Religion, 12 ff.
—, Stämme und Sprachen, 37.
Pfander, Miss., 23.
Philipp, Miss Dr., 80.
Polynesische Mission, 98.
Powell, Miss., 366.

Rangun, Miss.-Stat., 319 ff.
Randschit Sing, Fürst, 468.
Rath, Miss., 124, 163, 171.
Rehoboth, Miss.-Stat , 124, 127, 158 f., 172.
Rheinische Mission in Südafrika, 76 ff., 110 ff., 158 ff.
Rochechouart, Geschäftsträger, 206 f.
Rose, Miss , 334 f., 337 f., 361.
Rott, Miss., 231.

Salwai, Insel, 96.
Samurais in Japan, 208.
Sa Duala, Karene, 315.
Sarawak, Borneo, 228
Sarepta, Miss.-Stat., 87.
Saron, 88
Schans, Stamm, 334 ff.
Scheppmann, Miss., 124, 160 f.
Schiiten, Secte. 12.
Schir Ali, Mörder, 137.
Schmelen, Miss., 111, 122, 124.
Schmelenshoop, Miss.-Stat., 164, 176.
Schmidt, G., Miss., 79.
Schneider, Miss., 24.
Schöneberg, Miss., 171.
Schröder, Miss. und Oekonom, 91.
Schwaighin, Miss.-Stat., 313 ff.
Schwartz, Miss., 144.
Selwyn, Bischof, 98.
Shedd, Miss., 35.
Sibree, Miss., 246 ff.
Sklavenhandel in Ostafrika, 396 ff.
Sleigh, Missionar, 453.
Smith, Reise durch Persien, 23.
Sommerville, Miss.-Stat., 69.
Stanley findet Livingstone, 387.
Steinkopf, Miss.-Stat., 111, 113.
Steinthal, Miss.-Stat., 88.
Stollenbosch, Miss.-Stat., 83.
Stephan Tarcaniara, 372.
Sterrenberg, Miss., 118.
Stoddard, Miss., 27.
Sufis, Secte, 13.

Talmage, Miss., 151 ff., 186 ff.
Taungu, Karenenstation, 313 ff.
Taylor, R. G., General, 137.
—, W., Commissär, 132, 137.
Thomas, Miss , 323.
Tibet, Afrikaner, 124, 126 f.
Tijo Soga, Missionar, 57 ff.
Todesstoß für verderbliche Lehren, 147.
Topnaar, Stamm, 160.
Transvaal-Republik, 78.
Treu, Miss., 323, 365.
Tromp, Miss., 238.
Türkei, Protestantismus, 177 ff.
Tulbagh, Miss.-Stat., 87.

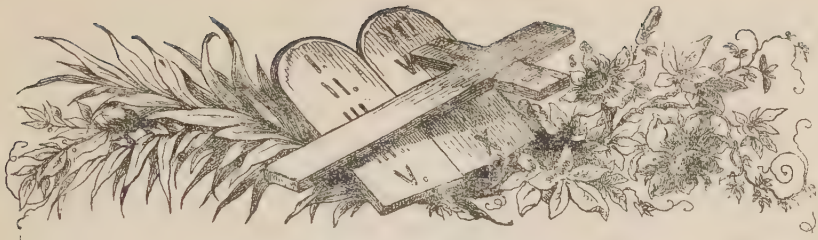
Untikana, kaffrischer Dichter, 66 f.
Urumia, Miss.-Stat., 21, 36.
Utrecht'scher Missionsverein, 95.

Van der Kemp, Miss., 79.
Van Höfen, Miss., 229.
Van Meter, Miss., 319 ff., 327.
Vamberyh, Reisender, 139 ff.
Vidal, Bischof, 438.
Vinton, Miss., 322.
Vor, Miss., 87.

Wade, Gesandter, 201.
Wahabiten, Secte, 129 ff.
Wangemann. Dr., 65.
Warmbad, Miss.-Stat., 121, 166.
Weich, Miss., 112.
Wigand, Miss., 234.
Williams, Miss., 426.
Wilson, Miss., 293.
Wimmer, Miss., 111
Windhök, Miss.-Stat., 176.
Worcester, Miss.-Stat., 88.
Wuppertal, Miss.-Stat., 89 ff.
Wurmb, v., Miss., 81, 90, 93 f.

Yaks, Stamm, 336
Yetas, die japanesischen Parias, 219.
Yorubaland, 436.
Ysabel, melanes. Insel, 106.

Zahn, Miss., 81, 87 ff., 126.
Zimmer, Miss., 233, 236.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4. 1872.

Inhalt: Füße der Boten in Frankreich. 1. Herr Pointet und der Bibelwagen. 2. Herrn Vautiers Erfahrungen im Departement Vaucluse. 3. Traurige Eindrücke zweier Boten. 4. Ein evangelischer Pfarrer in Gap. 5. Aus dem Tagebuch eines Besuchers.

Füße der Boten in Frankreich.

1. Herr Pointet und der Bibelwagen.

Die letzte Nummer dieser Blätter erzählte von der Wirksamkeit eines geschickten Arbeiters Christi unter den Kriegsgefangnen auf dem Asperg. Fragst du, wo wohl jetzt der gute Mann sei, von dessen Leutseligkeit und evangelischer Gelindigkeit jener Aufsatz so schöne Züge enthielt, so wisse, daß Herr Pointet (so ist sein Name) stets im Dienste der gleichen Sache arbeitet und zwar als Bewohner und Leiter des sogenannten schweizerischen Bibelwagens in Frankreich, von dem ohne Zweifel unsere Leser auch schon gehört haben. Der praktische Herr Pointet ist ganz der Mann, diesen theils zum Wohnen, theils zur Aufnahme der zum Verkaufen und Verschenken bestimmten Bibeln und christlichen Schriften eingerichteten Wagen an die rechten Orte, Märkte und öffentlichen vielbesuchten Plätze zu führen und seinen Inhalt an die rechten Leute zu bringen. Mit eigener Hand, mit Säge, Hobel, Schmiedehammer und Pinsel hat Pointet dem Wagen seine jetzige zweckdienliche Gestalt gegeben und führt nun dieses merkwürdige mit zwei starken Pferden bespannte Vehikel, das aller Leute Aufmerksamkeit erregt, im Lande herum. Wie andere Marktleute und Hausirer hat er

natürlich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, muß seine Waare oft und viel anpreisen und darf die Geduld nicht verlieren, wenn seine Einladungen zum Kaufen unberücksichtigt bleiben oder gar den Spott der Leute zur Folge haben. Aber wie Andre, die viel an der frischen Luft sind und mit allerlei Menschen zu verkehren haben, je länger je weniger empfindlich sind gegen die Unbilden der Witterung und gegen Kränkungen von Seite der Menschen, so wird auch ein solcher Bibelträger hart, nimmt nicht Alles übel, was ihm widerfährt, vergibt und verzeiht schnell und wächst im Gegentheil, wie ein guter gesunder Baum, an Muth und Stärke unter den Stürmen, die um ihn tosen und unter der Hitze, die auf ihn niederbrennt.

Lasset uns einen Blick in Herrn Pointets Tagewerk werfen: Unterstützt durch seine ihn begleitende Frau und durch Evangelistenzöglinge hat der Wagen von Herrn Pointet nach und nach die Departemente Allier, Puy de Dome, Haute-Vienne, Charente u. a. m. (alle im südöstlichen Frankreich) besucht.

Man kann sich kaum eine Vorstellung von dem Eifer machen, mit dem die Menge den Wagen zu umringen pflegt. Auf dem Markt in Clermont war das Gedränge so stark, daß die Pferde gegen einander gestoßen und der Wagen erschüttert wurde. Das eifrige Verlangen, Schriften in Empfang zu nehmen und zu kaufen, war unbeschreiblich groß. — Der Wagen verkauft Neue Testamente, den Kalender der guten Rathschläge (des bons conseils) und Bilder mit Text, und vertheilt daneben auch gratis einzelne Theile des Neuen Testaments. Außerdem werden an die im Januar und Februar 1871 in der Schweiz internirten Franzosen illustrirte Blätter verschenkt, die mit der Bestimmung für diese ehemaligen Kriegsgefangenen lithographirt worden sind. Aber die 20,000 Exemplare werden bald erschöpft sein.

Allerdings findet der Wagen nicht allerwärts die gleiche Aufnahme und unsere Freunde sind zuweilen zu außerordentlichen Anstrengungen genöthigt, um ihre Arbeit fruchtbar zu machen. Der Markt von Malle, schreibt Herr Pointet, war sehr gut, und obwohl uns die Sonne in's Gesicht brannte, wurden wir doch sieben volle Stunden von der Menge umringt und angehört. An einem andern Orte wird die Polizei unruhig über das Fuhrwerk, das einen so großen Platz auf dem Markt einnimmt, und fordert den Col-

porteur auf, es zu entfernen; aber während dieß geschieht, verdoppelt sich die Menge und werden unter dem langsamen Wegfahren 123 Testamente verkauft.

Der durchschnittliche Verkauf im Monat beläuft sich auf 15 Bibeln, 800 Neue Testamente, 350 Kalender, 350 Bilder, wozu noch eine Vertheilung von 7500 Theilen des Evangeliums zu rechnen ist.

Natürlich dringt der Feind auch zu dieser Menge durch und geht um die Colporteure und ihr Werk wie ein brüllender Löwe herum. Hier hört man murren: „Das sind Protestanten, das ist Propaganda;" dort behauptet der Polizeichef, die Büchervertheilung geschehe zu Gunsten Heinrichs V (eines Kronprätendenten in Frankreich); weiterhin schreit ein mit Wein gefüllter Soldat Hrn. Pointet zu: „Er ist todt, Jesus Christus!" — „Wohl für Sie," wird ihm erwiedert, „die ihn nie angerufen haben, lieber Ihren eigenen Willen thun, als den seinigen; aber versuchen Sie einmal, ihn anzubeten und ihn um seinen Geist zur Aenderung Ihres Herzens zu bitten — und Sie werden bald sehen, ob er todt ist." Der Soldat antwortet rasch mit einer unfläthigen Rede. „Machen Sie, daß Sie fortkommen," sagt ihm Herr Pointet, „schmutziger Mensch, wenn Sie meinen, man dürfe ungestraft solche Schändlichkeiten einem Bibelwagen zur Last legen!" — Die Aufregung war groß, die Soldaten stellten sich mit drohender Miene um den Wagen herum, aber ich ließ mich nicht irre machen und einige herzliche Worte veranlaßten den Schuldigen, ein Evangelium anzunehmen und mir die Hand zu reichen. — Ein dicker Seesoldat fährt mich mit Schimpfreden an und entfernt sich wieder schnell. Ich mache der Menge bemerklich, daß er sich dessen bewußt sein muß, eine schlechte Sache zu vertheidigen, da er den Muth nicht hat, seine Grundsätze mit den meinigen zu messen. — Ein Anderer begehrt mit den Worten auf: „Nicht in den Straßen, sondern in der Kirche soll man das Evangelium predigen." — „Was Sie betrifft, mein Herr, sage ich ihm, sollte man es gar nirgends predigen, denn Sie sind kein Freund der Wahrheit."

Die Begegnung mit den Internirten verursacht überall den Evangelisten die süßeste Freude. Auf jeder Seite des Wagens findet sich die Inschrift: „Die französischen Soldaten, die in der Schweiz waren, sind eingeladen, das Personal des Bibelwagens zu begrüßen." Diese Einladung ruft Manche herbei, die Bessergesinnten ohne

Zweifel. Einer kommt und wünscht das Personal des Wagens zu begrüßen. Sogleich steigt einer unsrer Brüder ab, um ihm das illustrirte Blatt zu geben. Er war als Internirter in Vivis gewesen. „Nie," sagte er, „werde ich Ihnen begreiflich machen können, wie gut wir da aufgenommen wurden. Dieser Herzenserguß und andere verschaffen den Evangelisten natürlich Gelegenheit, den Umstehenden auseinanderzusetzen, daß das Evangelium und nur das Evangelium die Quelle aller wahren Christenliebe ist; dann drückt er dem neuen Freund liebreich die Hand, steigt wieder auf den Wagen und setzt den Verkauf weiter fort.

Auf dem Markte von Amgoulême fand sich der Wagen von lauter Internirten umgeben. Das 45. Linienregiment, das fast ganz in der Schweiz gewesen war, befand sich eben damals in dieser Stadt. Hier geschah es, daß ein Soldat behauptete, die Schweiz sei der letzte Pinselstrich des liebes Gottes. — Ach, sie idealisiren uns, aber wie schwer ist es, wenn sie uns also ihre Erkenntlichkeit bezeugt haben, die Saite der Religion in ihnen in Bewegung zu setzen, und doch, wenn irgend einer, ist dieser Anlaß geeignet, von göttlichen Dingen zu ihnen zu sprechen.

In der Zwischenzeit zwischen den Märkten suchen die Evangelisten die Internirten zu Hause auf und merken sich sorgfältig die Adressen von denen, die sie am besten aufgenommen haben. In Limoges, wo Herr Boulenaz, einer der Begleiter des Wagens, viel Verdrießlichkeit mit der Polizei hatte, wurde er durch das Zusammentreffen mit einem jungen Manne getröstet, der als Internirter bei einer frommen Familie im Waadtlande die Wahrheit gefunden hat. Er hat seitdem dem Katholizismus entsagt. „Er spricht alle Tage von der Schweiz," sagte der Vater eines Internirten von seinem Sohne; „er war so glücklich darin, daß er bedauerte, sie wieder verlassen zu müssen. Die Schweiz ist also eine Republik," setzte er hinzu, „und ihr habt nie Krieg?" — Es gibt ganze Dörfer, worin der Colporteur alle Thüren offen fand und nur bedauerte, keinen bleibenden Evangelisten anstellen zu können

Mit Ausnahme der rationalistischen Pfarrer, die im Allgemeinen gegen das Werk des Bibelwagens gleichgültig sind, nehmen alle Andern die Colporteurs mit liebevoller Erkenntlichkeit auf. Ein Pfarrer mit seinem kleinen Knaben an der Hand folgte eines Tages dem Wagen sehr lange und beobachtete Alles, so daß man nicht

errathen konnte, ob er Freund oder Feind sei. Endlich meldet er sich an, erweist den Colporteurs alle Liebe, macht sich ihre Dienste nutzbar für den Gottesdienst des folgenden Tages und sammelt zum Beschluß desselben eine Kollekte für ihr Werk.

Ein andres Mal befanden sie sich im Gottesdienst vor einem ihnen unbekannten Prediger, der in seiner Predigt über den Missionseifer Pauli das Beispiel des Bibelwagens anführte und seine freudige Bewegung nicht verbarg. Wie groß war seine Freude und die der Colporteurs, als sie ihm beim Ausgang des Gottesdienstes vorgestellt wurden!

2. Herrn Vautiers Erfahrungen im Departement Vaucluse.

Noch südlicher als die Gegend, worin uns von Hrn. Pointet berichtet worden, ist das Departement Vaucluse mit dem aus der Geschichte als vorübergehendem Wohnsitze der Päpste bekannten und berühmten Avignon. Dort arbeitete Herr Vautier, sein Werk zeigt uns weniger lieblichen Erfolg, sondern stellt uns die großen Schwierigkeiten und Hindernisse der Evangelisation vor Augen. — Es ist gut, da wir nicht nur Schönes und Liebliches, sondern vor Allem Wahres zu erzählen haben, daß wir auch darüber etwas hören, damit niemand meine, es gehe Alles gar leicht zu und es gebe keine Enttäuschungen und keine Versuchungen, muthlos zu werden. Herr Vautier gesteht, unter den Internirten, die er besucht, nicht einen einzigen gefunden zu haben, der von dem, was er in der Schweiz gehört und gesehen, einen ernsten Eindruck bewahrt habe. Wenn der Boden nicht gerade hart ist, so ist er doch schrecklich leicht, sagt er. Man nimmt mich mit viel Liebenswürdigkeit auf; aber wenn sich eine ernste Unterhaltung anknüpfen will, so wird dem Gespräch eine Wendung gegeben und man verliert sich in den Erinnerungen an die Schweiz. Sie können auch gar nicht begreifen, warum ich ihre Einladungen zu Mahlzeiten und sogar Festlichkeiten nicht annehme. Zudem sind sie politisch so erregt, daß der Evangelist mit der größten Zurückhaltung verfahren muß.

Anfangs Januar hielt Herr Vautier in Sorgues im Saal der Bürgermeisterei einen Vortrag über die Schweiz, vom historischen und religiösen Gesichtspunkte aus betrachtet. Etwa 500 Personen hörten ihm mit großer Aufmerksamkeit zu. Mehr als eine Idee

war ihnen ganz neu und fiel ihnen auf, zum Beispiel der Einfluß der Reformation auf die Schweiz. — Leider folgte auf diesen schönen Tag in der Wirksamkeit von Herrn Vautier ein schmerzlicher Morgen, da er, als er eben den Gottesdienst in Sorgues beendigt hatte, von zwei Gendarmen angeredet wurde, die von der Präfektur in Avignon den Auftrag erhalten hatten, ihn wegzuführen. Man beschuldigte ihn internationaler Propaganda zum Umsturz der Republik, alles gegründet auf eine fantastische Entstellung des Vortrags, den er gehalten. Nur der Dazwischenkunft seiner Freunde verdankte es Herr Vautier, nicht in's Gefängniß nach Avignon geführt zu werden. Der Präfekt sah endlich die Falschheit und Schändlichkeit der ihm überbrachten Berichte ein und schenkte dem Angeklagten wieder seine Freiheit. Da die Internationale gegenwärtig der Regierung Besorgniß verursacht, so versuchte man eine Zeit lang den schweizerischen Protestantismus dadurch zum Schreckmännchen zu machen, daß man ihn mit der Internationale auf die gleiche Linie stellte. Herr Vautier ist nicht der Einzige gewesen, der Gefahr lief, das Opfer dieser Kunstgriffe zu werden. Seitdem hat er nur mit Mühe die Ermächtigung erlangt, einen neuen Vortrag zu halten; dazu sollte er weder von Religion noch von Politik sprechen. Man hat ihm sogar verweigert, in Abendstunden Geographielektionen zu geben, da alle Gegenstände gefährlich schienen. Dessenungeachtet macht das Evangelisationswerk seine guten Fortschritte; nur muß er sich unter diesen Umständen mehr auf Besuche bei Einzelnen und auf kleine Versammlungen beschränken, was nicht so sehr zu bedauern ist, da größere Versammlungen oft viel Aufsehen machen, ohne doch eine entsprechende Frucht zu schaffen.

3. Traurige Eindrücke zweier Boten.

Zwei sehr achtungswerthe Pfarrer aus der französischen Schweiz, Hr. Rougemont in Bayards, Canton Neuenburg, und Hr. Chatelain in La Ferriere, Canton Bern, haben während sechs Wochen ihre Gemeinden verlassen, um eine Evangelisationsreise in Frankreich zu machen. Es war kein geringes Opfer, das sie brachten, aber ein schönes, das gewiß ohne Schaden weder für Pfarrer noch für Gemeinden hie und da nachgeahmt werden dürfte. Auch diesen Männern, als sie das Departement von Allier besuchten, wurden von

Seite der Behörde Hindernisse in den Weg gelegt, auf höfliche Weise zwar, aber doch wehthuend für sie. Seinen schmerzlichen Eindruck spricht Hr. Rougemont so aus: Wenn man sieht, daß diese armen Leute zu Hause keine Bequemlichkeit und auch kein Buch haben, daß mit Fug und Recht für sie die Kirchen, in denen sie nur Aeffereien sehen und fast nie ein französisches Wort hören, wie gar nicht existiren, — daß der erste beste Socialist mit seinen Ideen von Brüderlichkeit und Freiheit ihnen hundert Mal besser erscheinen muß, als ein Priester, — und daß, wenn zwei vernünftige Menschen in der Absicht zu ihnen kommen, um vom wahren Glück und von der wahren Freiheit mit ihnen zu sprechen, man es ihnen erst nicht erlaubt, — wenn man Alles das zusammen sieht, so betrübt man sich weniger mehr über die Beleidigungen, die man selbst erfährt, als über dieses so wenig republikanische und so unglückliche Land.

Ueber die Unwissenheit in religiösen Dingen schreibt Herr Chatelain: Wir sprachen diesen Morgen mit der Mutter eines Internirten, einer sehr lebhaften Frau. Nachdem wir ihrer Erzählung von der Heimkehr ihres Sohnes zugehört hatten, suchten wir ihre Gedanken auf die göttlichen Dinge zu lenken.

Das Wichtigste, sagten wir, ist das, daß wir nach diesem Leben in den Himmel und nicht in die Hölle kommen.

Ja, mein Herr, sagte die Frau; es ist, wie Sie sagen.

Aber kennen Sie auch den Weg zum Himmel? Hat man Ihnen denselben gezeigt?

Um ihn zu wissen, muß man das Buch haben, das ihn zeigt.

Gewiß! aber glauben Sie nicht, daß Christus am Kreuz für Sünder gestorben ist, wie wir sind?

O, Christus, der war ein guter Republikaner; der ist der Erste, der sich für die Republik geschlagen hat. — Das war die religiöse Erkenntniß dieser Frau.

4. Ein evangelischer Pfarrer in Gap.

Gap in der Dauphiné, Hauptort im Departement Hautes Alpes, erinnert an einen der streitbarsten Männer der Reformation, an den Reformator der romanischen Schweiz, besonders Genfs und Neuenburgs, Wilhelm Farel; dieser merkwürdige Mann, der wie kein Anderer für das Reformationswerk missionirend arbeitete, indem

er von Ort zu Ort zog, durch seine mächtige Stimme und feurige Beredsamkeit die Massen bewältigte und dabei eine oft an Verwegenheit streifende Todesverachtung kund gab, war 1489 in Gap aus adeligem Geschlecht geboren; hier in Gap wurde er nach dem Aberglauben und der Bigoterie jener Zeit erzogen; hier lehrte man ihn vor einem Kruzifix niederfallen, das angeblich aus dem Holze des wahrhaftigen Kreuzes verfertigt war; hier empfieng die feurige Phantasie des Knaben jene mächtigen Eindrücke, die der katholische Kultus in seinen andächtigen Pflegern hervorzubringen pflegt, ohne sie doch zur Freiheit und zum Frieden durch das Evangelium zu führen.

Als Farel, der später in Paris durch seinen Lehrer, den frommen und gelehrten Faber, zur evangelischen Erkenntniß gelangt war, im Jahr 1523 als Verfolgter nach seiner Heimat Gap kam, hatte er wohl die Freude zu sehen, wie seine leiblichen Brüder das Evangelium annahmen. Aber seines Bleibens war dort nicht. Der Bischof und seine Partei ertrugen den kühnen Mann, der mit gleicher Freimüthigkeit Vornehmen und Geringen predigte, nicht lange. Er wurde verjagt und zog sich nach der Schweiz zurück. — Hier war ihm sein großes und schweres Arbeitsfeld zugewiesen, besonders seit er Pfarrer in Neuenburg geworden war.

Er war schon 73 Jahre alt, als eine Deputation von Gap nach Neuenburg kam, ihn zu bitten, noch einmal in seiner Heimat das Evangelium zu predigen. Farel kann nicht widerstehen, obwohl die Neuenburger ihn zurückhalten wollen. Es drängt ihn, die Stätte seiner Väter, den Schauplatz seiner Kinderjahre zu besuchen. — Meist zu Fuß legt er den weiten Weg zurück, kommt an einem Samstag in Gap an und hält am Sonntag darauf vor zahlreicher Versammlung eine Predigt. — Vergeblich warnt ihn der Regierungsstatthalter und erinnert ihn an das Verbot des Königs, daß keine Versammlungen gehalten werden dürfen; vergeblich wird unter Trompetenschall der ganzen Einwohnerschaft dieses Verbot wiederholt, Farel predigt am Sonntag darauf vor einer noch zahlreichern Versammlung und meldet nach Neuenburg seinen Entschluß, noch länger in Gap zu bleiben. Aber jetzt wird er in das Gefängniß geworfen. Nur durch die Verwendung seiner Freunde, die ihn bei Nacht aus demselben befreiten und an Seilen über die Mauer der Stadt hinunterließen, entrann er der Verurtheilung.

Der Prophet hatte auch dieses Mal, wie so oft, im eigenen Vaterlande keine Aufnahme gefunden. Gap's Einwohnerschaft blieb katholisch und wird bis auf den heutigen Tag durch eine unwissende und fanatische Priesterschaft in tiefer geistiger Knechtschaft gehalten, mit Ausnahme eines Häufleins von Protestanten, die bis dahin vom Pfarrer von St. Laurent du Cros (drei Stunden von Gap) bedient wurden.

Das hat sich nun in Folge des Besuches unsrer lieben evangelischen Boten geändert. — Im September 1871 durchwanderten die Herren Cassignard und Näff das Departement Hautes Alpes nach allen Richtungen, überall die Internirten aufsuchend, deren Adressen sie zu vielen Hunderten bei sich hatten. — Sie waren sehr vorsichtig, weil sie wußten, daß der Klerus sie genau beobachtete; aber große Ermunterung ward ihnen von Seite Vieler zu Theil. Ein Straßenarbeiter, der sie hatte predigen hören, rief ihnen zu: „Gehen Sie nur, meine Herren, streuen Sie überall Ihren Samen aus; er ist gut, das brauchen wir, das Evangelium und die Freiheit." Ein junger Advokat, der in Embrun nach ihnen das Wort ergriff, schloß seine Rede mit dem Ausruf: „Wenn sich Frankreich moralisch nicht erhebt, so ist es verloren." Ein Anderer, den auch die Verfolgung unter dem Kaiserthum nicht zu beugen vermocht hatte, richtete nach einer Versammlung seine Ermahnungen an die Jugend. In Gap wurde die Versammlung im großen Saale des Stadthauses gehalten. Die Brüder waren nicht ohne Besorgniß, denn sie wußten, daß hier der Klerus fast für allmächtig gilt. Aber der Erfolg übertraf alle ihre Erwartungen. In einem glänzend erleuchteten und festlich geschmückten Saale durften sie ihre Versammlung halten. Schweizerische Fahnen mit französischen vermischt hiengen an den Wänden, die dazu mit Wappen und Inschriften verziert waren. Man wollte die Freunde sogar behalten und ihnen ein Bankett anbieten. Die Tagesblätter von Gap erzählten ihrerseits das Beispiel, das der Hauptort gegeben, mit so viel Bezeugung von Wohlwollen, daß man sie überall feiern wollte und sie allerwärts eine zahlreich gedrängte und aufmerksame Zuhörerschaft fanden.

Diese freundliche Demonstration war nun freilich nicht religiöser Natur. Es war Wohlwollen und Dankbarkeit für erfahrene Gastfreundschaft in der Schweiz und ein Beifall, der den politischen Einrichtungen dieses Landes gezollt wurde. Man konnte sich fragen,

ob die unter solchen Umständen im glänzend geschmückten Saale vor einer leicht erregbaren Versammlung gehaltenen Reden einen tiefern und dauernden Eindruck zurücklassen werden. Doch war es ein gutes Zeichen, daß der Colporteur, der nachher dieses Departement bereiste, eine große Anzahl heiliger Schriften absetzen konnte. Ein noch erfreulicheres Zeichen war es, daß die Protestanten von Gap an das „Neuenburger Comité zur Evangelisation Frankreichs" die Bitte richteten, ihnen einen eigenen ständigen Pfarrer zu geben. Das setzte, wie der Bericht hierüber sagt, bei den Freunden in der französischen Schweiz eine zarte und empfindliche Saite in Bewegung. Denn welche der durch Farels Eifer begründeten Kirchen würde ein solches Gesuch nicht mit freudigem Herzen aufnehmen und welche hätte Ursache, demselben mit mehr Eifer zu entsprechen, als die Kirche Neuenburgs, die Alles, was sie ist, der Aufopferung des tapfern Reformators verdankt?

Herr Pfarrer Näff hat das Comite nachdrücklich, die Bitte nicht abzuweisen. Er ist überzeugt, daß die Wichtigkeit der Gemeinde von Gap nicht nach der Zahl ihrer Glieder gemessen werden darf (es sind deren nur vierzig), sondern dem Einfluß, den die Amtsführung eines evangelischen Pfarrers in einer Stadt ausüben kann, worin die gebildetsten Geister und einflußreichsten Personen nach Wahrheit streben. Zur Unterstützung seiner Empfehlungen fügte Herr Näff ein beträchtliches Geschenk für die Besoldung des Pfarrers von Gap bei. Dieser selbst endlich wurde gefunden in der Person von Herrn Schell, Elsäßer seines Ursprungs.

„Ich habe," schreibt der neue Pfarrer, „am Pfingsttage (1872) mein Amt angetreten im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat; und im gleichen Augenblick, als die Glocken der Stadt erklangen, um die Gläubigen zur Messe einzuladen, betraten wir zum ersten Mal die Stufen, die uns in das Zimmer führten, das unser Gotteshaus bildet. Wie glücklich waren doch an jenem Tage unsere Brüder, die so lange Zeit hindurch der geistlichen Pflege hatten entbehren müssen! Es flossen in der Versammlung Thränen der Rührung, der Freude und der Dankbarkeit gegen den Herrn." — So ist nach 300 Jahren Farel in seiner Heimath doch noch zu seinem Rechte gekommen, und dieses Mal hoffentlich unbelästigt und unvertrieben.

Es schien uns, schreibt das Comité von Neuenburg, die Kirchen

Farels sollten mit uns das Recht theilen, diese neue Mission in Gap zu erfüllen. Unser Aufruf hat auch die lebhafteste Theilnahme gefunden, und die besondere Casse, die wir für dieses Werk haben, bereichert sich mit kostbaren Gaben, die wie vom balsamischen Wohlgeruch der Dankbarkeit duften. Wir haben uns in unserer Vermuthung nicht getäuscht, daß die Kirchen Farels aus der Kirche in Gap ihre zärtlich geliebte Adoptivtochter machen. So ist jetzt schon das kleine Häuflein von Gap eine Quelle großer Segnungen, indem es alle von Farel gestifteten Gemeinden durch gemeinsame Thätigkeit einander nahe bringt und ihnen Gelegenheit gibt, mehr als je auf den Fels zu schauen, aus dem sie gehauen sind. —

5. Aus dem Tagebuch eines Besuchers.

Herr Pfarrer Junod an der französischen Gemeinde in Basel hat sich auch für einige Wochen dem Neuenburger Comité zur Verfügung gestellt und während des Oktobers dieses Jahres eine Evangelisationsreise im Centrum von Frankreich gemacht, theilweise in den Gebieten, die von den oben erwähnten Herren Chatelain und Rougemont besucht worden sind. Seine Erfahrungen bestätigen vollkommen die Eindrücke von der Nothwendigkeit sowohl als von der Schwierigkeit des mit so frischem Muth begonnenen Werkes. Wir finden zerstreute Protestanten, durch Mangel an Pfarrern und Schullehrern zu kleinen Häuflein zusammengeschmolzen, in denen viel Gleichgültigkeit herrscht; daneben freidenkende Katholiken, von denen kaum zu erwarten ist, daß sie sehr bereit sein werden, das Evangelium mit offenen Armen aufzunehmen. In ihnen herrscht Mißtrauen gegen alles positiv Religiöse überhaupt vor; aber sie finden sich doch eher bei Gebildeten und Halbgebildeten, während im einfachern Volk noch Empfänglichkeit, theilweise auch unklare Vermischung von Politik und Religion ist. Viele Katholiken aus der ländlichen Bevölkerung sprechen sehr entschlossen vom Anschluß an die protestantische Kirche; aber doch ist lange nicht Allen zu trauen. Endlich gibt es aber unter Klerikern und Laien noch sehr devote, von der Rechtmäßigkeit des Marien- und Heiligendienstes vollständig überzeugte Katholiken, wohl fähig, für ihre Sache viel zu arbeiten und zu leiden.

Die folgenden Skizzen aus Herrn Pfarrer Junod's Tagebuch sind sehr geeignet, Licht auf dieses Arbeitsfeld zu werfen:

„Mittwoch den 2. Oktober, Abends, kam ich in Chalons an, wo ich übernachtete. Vor der Abreise durchlief ich die Stadt und trat in eine Buchhandlung, die mir zeigte, daß ich in einem katholischen Lande sei. — Aus den Titeln der aufgestellten Bücher konnte ich auf die Thätigkeit dieser Kirche schließen. Biblische Geschichte wird in den Schulen gelehrt: sie haben gute Auszüge derselben.

„Am 3. Oktober, Abends, predigte ich in Sancerre (Departement Cher) vor einer innerlich gesammelten Zuhörerschaft über die Zeichen der Zeit (Offenb. 22, 11. 12.) Wer böse ist, der sei immerhin böse u. s. w. Die Kapelle ist aus den Steinen eines protestantischen Tempels erbaut worden, der in den Religionskriegen zerstört wurde.

„Freitag den 4. Oktober reiste ich mit Herr Clavel (protestantischem Pfarrer der Gegend) nach Pouilly. Wir suchten den Maire auf, fanden aber nur seinen Schreiber, der uns auf die höflichste Weise aufnahm. Beim Adjunkten die gleiche gute Aufnahme. Er sagte uns mit einem gewissen Pathos: Ich halte mich zur großen Universalreligion.

„Wir besuchten die Schule, die wegen der Weinlese wenig besucht war. Lehrer und Lehrerin schienen mir sehr befähigt. Die zwei Schulen zusammen zählen 100 Kinder.

„Wir machten hierauf sehr viele Besuche, die zu kurz waren, als daß ich mir genaue Rechenschaft von dem Stand dieser neuen Protestanten geben könnte. Ich glaube, daß noch wenig wirklich religiöse Bedürfnisse bei ihnen vorhanden sind. Diese wohlhabenden Bauern hängen sehr an ihren Weinbergen und Feldern, und ich fürchte, die irdischen Interesse nehmen sie zu sehr in Anspruch.

„Am 5. Oktober gieng ich mit dem Lehrer von Pouilly nach La Charité und La Marche. Dem Maire von La Charité war mein Besuch sichtbarlich zuwider. Als ich ihn um die Ermächtigung bat, eine Versammlung zu halten, antwortete er kopfschüttelnd: Ich gebe keine Ermächtigung; ich will mir die Geistlichkeit nicht auf den Nacken jagen. An wen muß ich mich denn wenden? fragte ich. Er: Ich gebe keine Ermächtigung; machen Sie, was Sie wollen. Ich: So lassen Sie mir die Freiheit. Er: Ja; aber wenn Sie einen Vortrag halten, so wird der Commissär zugegen sein, und hüten Sie sich, wenn ein Wort von Politik vorkommt.

„In Munot bei La Marche konnte ich einige Leute sprechen

und mir von ihren Bedürfnissen Rechenschaft geben. Sie wollen nicht mehr Katholiken sein und wünschen, wie sie sagen, eine menschliche und keine fabelhafte Religion. Die katholische Religion ist für sie eine Geldreligion. Man muß für die Beerdigungen zu viel zahlen. In der Abendversammlung erklärte ich das Gleichniß vom verlorenen Sohn und fieng damit an, ihnen verständlich zu machen, was der Protestantismus sei. Der Saal war überfüllt, die Aufmerksamkeit gespannt bis an's Ende. — Der Führer der evangelischen Bewegung drückte sich nachher so aus: 'Bis jetzt hat man uns den Protestantismus so gezeigt, wie er sich vom Katholizismus unterscheidet; Sie aber haben uns zeigen wollen, was drinn ist.' Ein zwölfjähriges, gut gesinntes und wohl entwickeltes Mädchen fragte mich, da man die frühern Versammlungen ohne Gebet geschlossen hatte: Wird nicht auch gebetet?

„Sonntag den 6. Oktober predigte ich in St. Andelais vor einer kleinen Zuhörerschaft von 50—60 Personen über Ps. 23 und Hesek. 34 (vom guten Hirten). Die Gemeindeglieder fanden es ganz natürlich, in die Weinlese zu gehen. Das Gefühl für einen Tag, der dem Herrn angehört, hat sich in Frankreich vollständig verloren.

„Am 9. Oktober begab ich mich in Nevers zum Präfekten, dem ich Tags zuvor geschrieben hatte, ohne eine Antwort zu erhalten. Er ließ mich eintreten und bot mir einen Stuhl an. Ich habe, sagte er, Ihren Brief wohl erhalten, aber ich verstehe nicht, warum Sie von so weit herkommen. Als ich ihm den Zweck meiner Mission mittheilte, sagte er: Gut! aber warum immer nach Frankreich kommen? Bleiben Sie zu Hause. Ich wollte von den Internirten mit ihm reden. Er unterbrach mich: Wird man die Geschichte ewig währen lassen? Als ich ihm die Gegenstände anzeigte, über welche ich zu sprechen wünschte, sagte er mir: Geben Sie Ihre Bitte mit den Gegenständen schriftlich ein; ich will mit dem Rektor der Akademie darüber sprechen. Einige Tage später schrieb er mir: Wir haben gefunden, daß ihre Themata zu den Fächern des höhern Unterrichts gehören; Sie müssen sich an den Minister des Unterrichtswesens wenden.

„Am 10. Oktober wieder in Munot und La Marche. Nach der Versammlung sagte mir der Führer der Bewegung: 'Ich sehe schon, daß Sie nicht so weit in der Controverse gegen die Katholiken gehen, als Herr Clavel und fügte, indem er auf seine 18jährige

Nichte zeigte, hinzu: Das wird die Erste sein, die sich nach Ihrem System verheirathen wird. Wir sind republikanische Patrioten, fortgeschrittener, als in den benachbarten Dörfern.' Ich suchte ihnen begreiflich zu machen, daß die Republik nicht das Heilmittel für alle Uebel sei. Die Führer der evangelischen Bewegung führten mich nach La Charité zurück und bezeugten mir viele Theilnahme.

„Freitag den 11. Oktober hielt ich in La Charité im Tivolisaale eine Versammlung vor 250 bis 300 Katholiken, Männern in Blouse, darunter wohl viele Neugierige und Freidenker. Sie hörten mit Aufmerksamkeit an, was ich ihnen über die zwei Principien des Protestantismus, die Bibel und den Glauben an Christum sagte. Die Leute dort gehen nicht zur Kirche und hassen die Priester. Sie sind weder katholisch noch protestantisch, dagegen gehen sie in den Kaffehäusern aus und ein und lieben die Vergnügungen.

„Als ich mich am 12. nach Moulins begeben wollte, gewahrte mich am Bahnhof der Commissär von La Charité und sagte mir: Ich habe heute dem Maire gesagt, Sie seien über Ihr Programm nicht hinausgegangen und hätten nur vom Evangelium gesprochen. Dann reichte er mir die Hand und setzte hinzu: Wir werden nach und nach dazu kommen.

„In Moulins nur eine kleine Versammlung. Die dortige Gemeinde ist sehr leidend; hingegen fand ich eine viel größere Theilnahme und mehr Sammlung in Montluçon. Man spürt hier mehr religiöses Leben. Am 16. Oktober Versammlung in Commentry. Obwohl ein amerikanischer Circus viele Leute anzog, war doch der kleine Versammlungssaal mehr als überfüllt. Die zwei Thürflügel mußten offen gelassen werden. Dieses Lokal ist eben erst auf das ausdrückliche Verlangen mehrerer Personen eröffnet worden; ich hatte an jenem Abend die Freude, den ersten Gottesdienst darin zu halten. Fortan soll dort alle vierzehn Tage Predigt gehalten werden. Neuenburg übernimmt die Kosten für Saal und Predigt.

„Eine der schönsten Versammlungen hielt ich am 23. Oktober in Bourré vor 200 fast ausschließlich katholischen Zuhörern, die sehr aufmerksam waren. Asnières, wo ich am 20. Okt. eine Kinderlehre hielt, ist halb protestantisch. Der Ort soll seiner Zeit durch Calvins persönliche Anregung evangelisch geworden sein. Hier findet sich noch etwas vom guten alten reformirten Gepräge.

„In Folge erhaltener Einladung, mich in das Departement

Loir und Cher zu begeben, reiste ich am 24. Oktober nach Blois. Ich fand mich im Postwagen mit zwei katholischen Geistlichen, von denen der Eine sein Brevier, der Andere das Univers (eine Zeitung) las. Als sie ihre Lektüre beendigt hatten, bat ich um das Univers, las das Blatt und richtete über den Zustand Frankreichs eine Frage an sie. Der ältere von Beiden antwortete mir, Frankreich könne nicht untergehen; aber mit einem Tone, der mich überzeugte, daß es besser sei, nicht fortzufahren. Er verließ uns und ich knüpfte dann mit dem jüngern eine Unterhaltung an. Er ist ein unterwürfiger Sohn seiner Kirche und betrachtet den Pater Hyacinthe als einen Empörer und Abtrünnigen. Er erwartet Verfolgungen und sagte mir, er habe in seinem Herzen schon das Opfer seines Lebens gebracht und gedenke der Worte des Meisters: Seid bereit. Er meint, wir werden wieder zur Vereinigung mit der katholischen Kirche zurückkehren. Ich sagte ihm, daß ich auch die Vereinigung erwarte, die Christus nach der Erhebung des Antichrists und nach der Zerstörung der Sonderkirchen bringen werde. Die Kirche Christi kann nicht untergehen. Sie allein und nicht die katholische Kirche kann Frankreich retten. Als ich ihm sagte, der Heiligen- und Mariendienst verhülle die Person Christi, sagte er mir: Alles durch Christum, aber durch die Vermittlung derer, die ihn umgeben. Als er mich verließ, drückte er mir die Hand mit den Worten: Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, Gott wird uns retten.

„Blois ist in zwei sehr gesonderte Partheien getheilt. Das Volk ist republikanisch, die Reichen sind legitimistisch. Ueberall sieht man die Photographie des Grafen Chambord. Am 26. Oktober reiste ich nach Orleans. Herr Sirven, Pfarrer mehrerer Landgemeinden, klagte mir, wie sehr in Folge der gemischten Ehen und des Mangels an Schulen der Protestantismus im Centrum Frankreichs abnehme. In der kleinen Stadt Mer ist eine Gemeinde von 500 Mitgliedern; am Anfang dieses Jahrhunderts waren es ihrer 2000. Derselbe Herr hat sorgfältige Nachforschungen angestellt, um die Zahl der Protestanten in Frankreich kennen zu lernen. Er glaubt, es seien deren nur 700,000. Durch die reinste Willkür gehen oft der protestantischen Kirche Glieder verloren. Als er einmal zwei Mädchen, die nicht genügend unterrichtet waren, nicht zur Communion lassen wollte, so wurden dieselben von ihren Eltern einfach in die katholische Kirche versetzt.

„Sonntag den 27. Oktober verließ ich Orleans, um in Chateauroux, Hauptort des Departements Indre, zu predigen. Es war ein kleines Häuflein von 50 bis 60 Personen. Ich sollte auch ein Kind taufen, mußte aber vernehmen, die Mutter habe durchgesetzt, daß es in der katholischen Kirche getauft werde.

„Tags darauf reiste ich wieder nach der Schweiz. Von Chalons nach Dijon hatte ich eine lange und interessante Besprechung mit einem Obern der Brüder der christlichen Lehre, der mir mit viel Wärme zu beweisen suchte, die Kirche habe sich nie verändert und besitze ein oberstes unfehlbares Tribunal (den Papst). Ich stellte seiner Theorie die von der unsichtbaren Kirche und der Unfehlbarkeit des heiligen Geistes gegenüber. Ich sprach ihm von der Schrift. Aber wozu dient sie? sagte er mir, wenn ich nicht lesen kann. Ich suchte ihm durch die Vergleichung mit einem Flusse, der durch seine Zuflüsse getrübt wird, unsere Anschauung von der Geschichte und der Reformation begreiflich zu machen. Er wiederholte mir immer: Sie haben sich vom heiligen Herde der Kirche getrennt, Sie müssen wieder zurückkommen.

„Laßt uns, sagte ich, die Einen wie die Andern zur Quelle, zur heiligen Schrift, zu Christo zurückkehren.

„Seltsam! meinte er; Sie sind verständig und wollen die Wahrheit und kommen zu andern Ergebnissen, als ich, der ich auch das Gute und Wahre will.

„Die heilige Jungfrau, behauptete er mir, sei das Werkzeug seiner Bekehrung gewesen. Wenn er von Anfechtungen befallen wird, so ruft er sie an und sie stärkt ihn. Wie sollte er nicht anhänglich an eine so gute Mutter sein? Sie allein kann Frankreich wieder erheben, das zu Grunde gehen wird, wenn es den Katholicismus, seinen guten Genius verläßt.

„Das ist nun das dritte Mal, sagte er mir, daß ich mich mit einem protestantischen Geistlichen bespreche. Ich muß anerkennen, daß es bei Ihnen verständige Leute und erhabene Seelen gibt. Auch das hängt wohl mit Ihrem System zusammen, daß Sie nicht bald zornig werden. Darin geben Sie uns ein gutes Beispiel." —

Soweit dieses Tagebuch. Ein vom Evangelium durchdrungenes, neu erwecktes Frankreich, o was für ein anderes, was für ein herrliches Volk! Der Herr lasse die Arbeit seiner Knechte nicht umsonst geschehen.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

LAW SCHOOL
LIBRARY